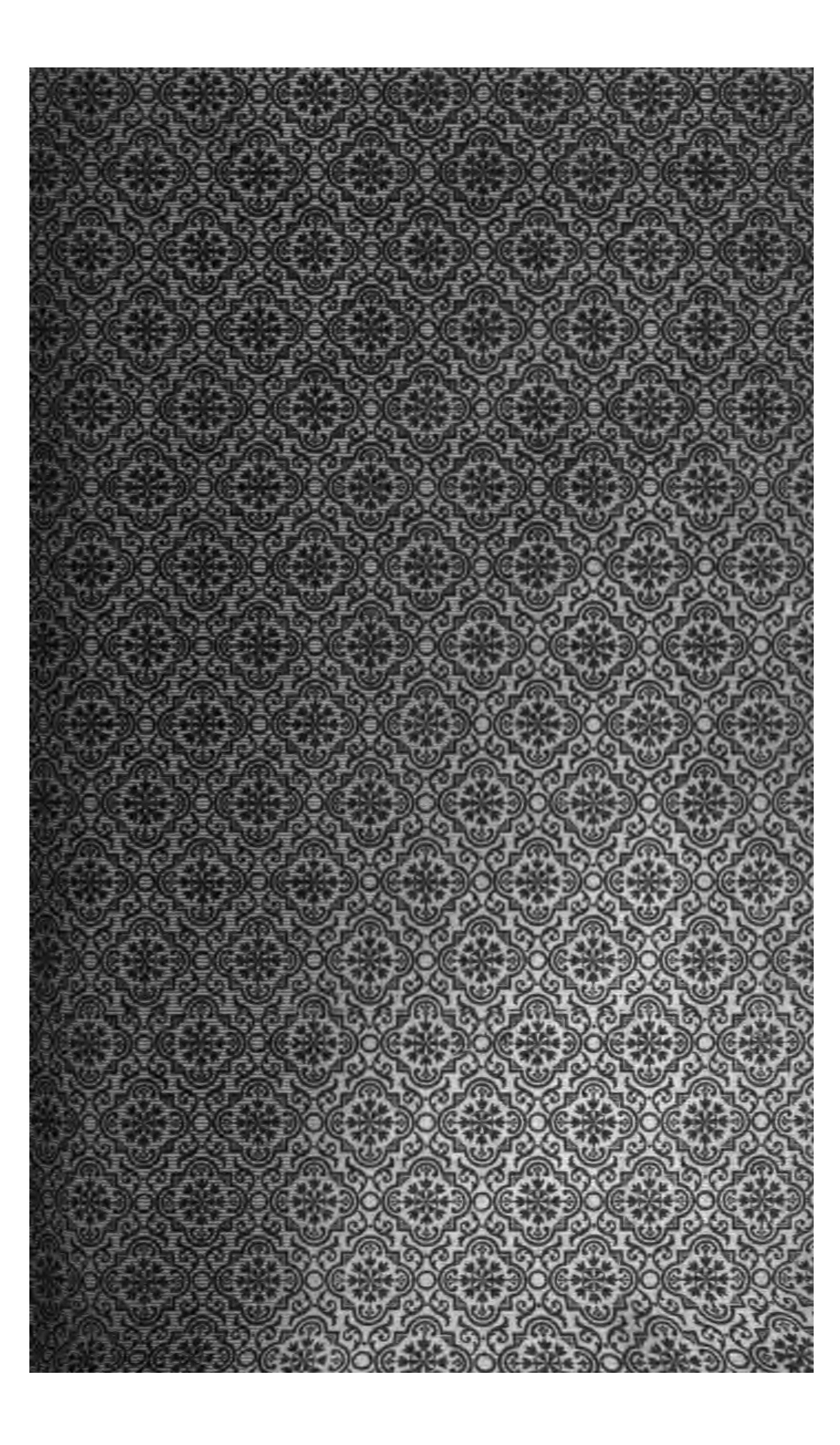
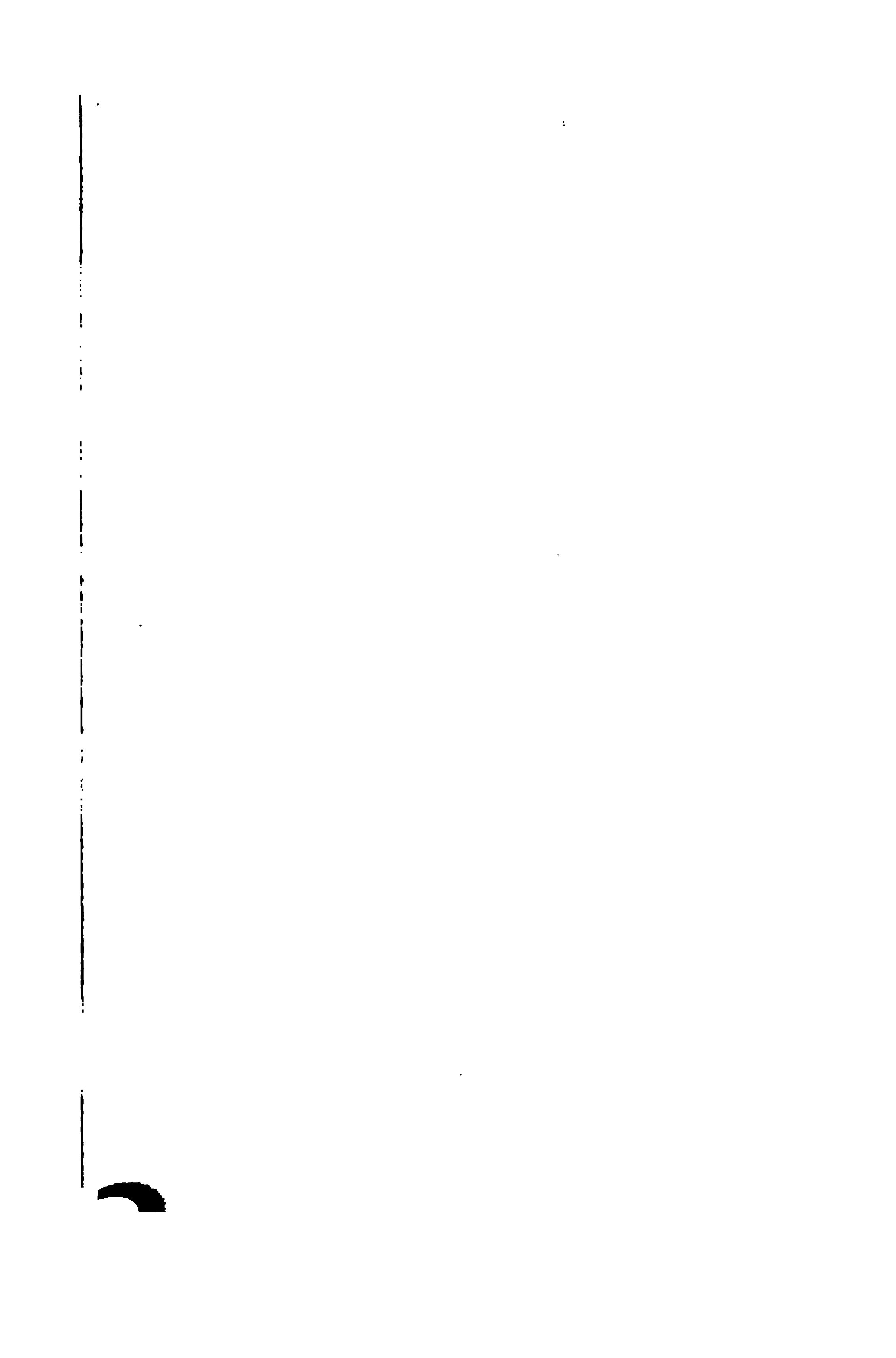



EX LIBRIS
I. H. EPSTEIN



Studienreisen eines jungen Staatswirths in Deutschland.

Von 1792 bis in's Jahr 1798.





Theodor von Schön

Studienreisen eines jungen Staatswirths in Deutschland

am Schlusse des vorigen Jahrhunderts.

Beiträge und Nachträge
zu den Papieren
des
Ministers und Burggrafen von Marienburg
Theodor von Schön.

Von
einem Ostpreußen.

Mit einer Lithographie.

Leipzig,
Verlag von Franz Duncker.
1879.

Vorrede.

Die Selbstbiographie des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön, welche im ersten Bande seiner „Papiere" abgedruckt ist[1]), giebt auch mehrere Andeutungen über die Zustände im preußischen Staate, welche den Schluß des vorigen Jahrhunderts beleuchten, und deshalb kulturhistorisch nicht ohne Werth sind. Aber sie sind nur ein außerordentlich konzentrirter Extrakt aus dem reichen Schatze, den seine hinterlassenen Papiere enthalten, und die II. Selbstbiographie, welche er nach seinem Austritte aus dem Staatsdienste in der Muße des stillen Aufenthalts zu Pr.-Arnau (1844) geschrieben, enthält ebenfalls nur kurze Ausführungen, die nur an einigen Stellen und an diesen nicht weit über dasjenige hinausgehen, was die erste Selbstbiographie geboten hatte. Der Herausgeber der Papiere hat daher auch mit Recht davon Abstand genommen, die erste Hälfte dieser II. Selbstbiographie im Zusammenhange abdrucken zu lassen, und hat im dritten Bande der „Papiere" nur die zweite Hälfte vom Jahre 1813 an publizirt[2]), um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden.

[1]) Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön. Halle a./S. 1875, Niemeyer. Bd. I, p. 3 ff.

[2]) Aus den Papieren pp. Berlin 1876, Franz Duncker. Bd. 3, p. 5 ff.

Die Reise, welche Schön unmittelbar nach Ablegung des großen Examens durch einen Theil von Deutschland und dann nach England machte, war gerade einer Information über den staatswirthschaftlichen Zustand der Provinzen und Länder gewidmet, die er besuchte. Er hat auf dieser Reise von Tag zu Tag gewissenhaft ein Tagebuch geführt, welches mit zahlreichen Beilagen, statistische Nachweisungen und kleinere Abhandlungen enthaltend, eine stattliche Zahl von Bänden darstellt. Mit eisernem Fleiße hat er auf diesen Blättern Alles verzeichnet, was ihm für seine Wissenschaft bemerkenswerth erschien, und er hat somit nicht bloß den Beweis dafür erbracht, und dokumentarisch hinterlassen, daß die Geschichte an ihm einen auch durch strenge Arbeit geschulten, nicht einen lediglich von seinem Genie emporgetragenen Staatsmann zu beurteilen hat, sondern er hat auch dem Kulturhistoriker ein überaus reiches beglaubigtes Material zur Beurteilung derjenigen Zustände hinterlassen, welche die Stärke und die Schwäche des damaligen preußischen Staats ausmachten. Dazu tritt dann ferner noch, da die Reise nach England unmittelbar der Reise in Deutschland folgte, ganz ungesucht die Vergleichung mit den damaligen englischen Zuständen, von denen man nicht erst nachzuweisen braucht, warum sie für den forschenden preußischen Staatsmann (und es gab deren zu jener Zeit nur äußerst wenige) eine besondere Anziehungskraft haben, und auf seine Anschauungen bestimmend einwirken mußten.

Fast gleichzeitig mit Schön begann ein anderer preußischer Staatswirth seine Laufbahn und zwar ebenfalls mit wissenschaftlichen Studien und informatorischen Reisen in Deutschland und England, der Freiherr von Vincke. Beide

junge Männer sind auf ihren Reisen in Schlesien zusammengetroffen, und haben sich sehr schnell gefunden. Der Biograph Vincke's [1]) hat diese Umstände zwar hervorgehoben, aber das kulturhistorische Material, welches Vincke's ebenso gewissenhaft geführte Tagebücher und Aufsätze enthalten, ist für diesen Zweck bis jetzt kaum benutzt worden. Um so lieber habe ich mich entschlossen, die mir auf meine Bitte bereitwillig zur Einsicht und Benutzung anvertrauten Tagebücher Schön's verbunden mit denjenigen Abschnitten der II. Selbstbiographie, welche bisher nur theilweise zur Verwendung gekommen sind, in diesem Sinne einer Bearbeitung zu unterziehen, und durch dieselbe der öffentlichen Kenntniß zugänglich zu machen, da dieselben zu umfangreich sind, als daß man sie vollständig dem Leser vorlegen dürfte.

Ich habe mich nicht der Aufgabe unterwinden können, aus diesen reichen Materialien ein kulturhistorisches Bild der Zeit und des preußischen Staates zusammenzusetzen, welches die Ursachen klar legen würde, die den Sturz dieses Staates nothwendig veranlassen mußten. Ich kann zu einem solchen Bilde nur Beiträge liefern, welche zugleich als Nachträge zu den Papieren Schön's gelten.

Der Verfasser.

---

[1]) E. von Bodelschwingh, Leben des Oberpräsidenten von Vincke. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1853.

Inhaltsverzeichniß.

Achtes Kapitel:

Neuntes Kapitel:

Zehntes Kapitel:

Eilftes Kapitel:

Beilagen.

Studienreisen

eines jungen Staatswirths in Deutschland

am Schlusse des vorigen Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Wie man vor achtzig Jahren in den Staatsdienst eintrat, und was dabei „zu observiren“ war.

„Als Student und Referendarius brausete es in mir. Der Entschluß zu reisen war, ohne daß das Reisen selbst, wozu, wohin? mir klar war. Der Gedanke des Reisens war gescheit, und bestimmte meine ganze Lebensrichtung. Die Reise machte mich klar über Staat und Volk.“

Mit diesen Worten charakterisirt und motivirt Schön[1]) den Entschluß, den er als junger Mann gefaßt hatte, nemlich durch Reisen in anderen Landschaften und Ländern sich besser auf seinen staatsmännischen Beruf vorzubereiten und für denselben auszubilden, als dies in dem schablonenhaften Treiben des Dienstes möglich gewesen wäre.

„In dem gewöhnlichen Beamtengetreibe fand ich keine Ruhe; ich wollte meine Wissenschaft angewendet sehen, und die Länder mehr im Großen betrachten lernen.“ So sagt er an einer anderen Stelle.[2])

Es wird jedem denkenden Freunde der Geschichte des Vaterlandes einen besonderen Reiz gewähren, in die Werk-

---

[1]) Aus den Papieren ꝛc. Bd. 1, p. 39.

[2]) ibidem p. 11.

stätte der Gedankenarbeit hinein zu schauen, aus welcher nicht bloß das Genie eines hochbegabten Staatsmannes sich entwickelte, und diejenige Schärfe des Urteils ebenso wie die tiefsinnige Anschauung des Weltganges gewann, welche später an der Wirksamkeit desselben zur Geltung kam, aus welcher sich vielmehr auch die ganze Richtung der Wiedergeburt des in einer ungeheuern Katastrophe zertrümmerten Staates ergab. Wir sind eigentlich heute noch mit dem Wiederaufbau beschäftigt, und wenn dies nicht für den richtigen Ausdruck der Situation gelten sollte, mit dem Ausbau des neu errichteten Gebäudes, nachdem der Bau lange Jahrzehnte hindurch liegen geblieben war, Altes und Neues unvermittelt neben einander darbietend. Vor achtzig Jahren hatte der preußische Staat die höchste räumliche Ausdehnung erlangt, welche er in der ihrem geistigen Ende entgegen eilenden Periode ertragen konnte. Die Katastrophe, welche zehn Jahre später eintrat, hat erwiesen, daß der damalige Bau nicht haltbar gewesen war; der Verband war nur mechanisch gefügt, nicht organisch verbunden. Daß der Geist, der lebendig macht, der die Meister zwar beseelte, die den Bau ausführten, aber nicht dem Werke selbst eingehaucht, mit der Seele der Meister gewichen war und todte Werkzeuge hinterlassen hatte, die in ihrer Unbehülflichkeit und im Mechanismus erstarrt, den Stößen, die von Außen kamen, nicht zu wehren wußten, davon finden wir die Spuren überall deutlich ausgeprägt, wohin der Lauf der Erzählung uns führen wird. Darauf hier zu verweisen, ist auch nicht überflüssig für diejenigen, welche nur zu geneigt sind, in den Außerungen Schön's eine Ueberhebung des bei ihm mit Unrecht vorausgesetzten krittelnden Geistes der Ver-

neinung zu suchen. Seine hinterlassenen Aufzeichnungen ergeben aber mit voller Deutlichkeit, daß der Drang, der ihn aus der dumpfen Atmosphäre des erstarrten mechanischen Büreaudienstes in das volle Leben hinaustrieb, nicht einer unfruchtbaren Verneinung entsprang, sondern in der lebendigen Erkenntniß wurzelte, daß der Staat mehr sei als eine mechanisch wenn auch noch so kunstvoll zusammengesetzte Regierungsmaschine.

Wir werden in dieser Schrift nicht näher auf den in der früheren Jugendzeit und auf der Universität verfolgten Bildungsgang eingehen. Aber für die Betrachtung der allgemeinen Culturzustände des seinem Ende entgegeneilenden Jahrhunderts, an der Schwelle großartiger Umwälzungen, welche dem europäischen Staatenverbande bevorstanden, ist es von großem Interesse, und daher hier am Orte, einen Blick auf den damals üblichen Bildungsgang der angehenden preußischen Beamten zu werfen. Die Gelegenheit ist dazu deshalb so günstig, weil die bezüglichen Dokumente in den hinterlassenen Papieren Schön's in einer Vollständigkeit erhalten sind, wie sich dies nicht leicht wiederfinden dürfte. Selbst die von ihm gefertigten Examenarbeiten liegen vollständig vor. Es knüpft sich hieran ein besonderes Interesse, da zur Zeit über die erforderliche Vorbereitung für den höheren Staatsdienst mit und ohne gehörige Sachkenntniß so außerordentlich Viel debattirt wird, und es nicht Jedermanns Sache ist, die richtige Mitte, welche den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht, ohne Weiteres aufzufinden. Wenn man im preußischen Staatsdienst eine lange Zeit hindurch ein ungebührliches Gewicht auf eine ausgebreitete wissenschaftliche Vorbildung gelegt hat und allmälig dahin gekommen war,

die Anforderungen für das Staatsexamen der Verwaltungsbeamten zu einer Höhe hinaufzuschrauben, der schließlich Niemand weder in Beziehung auf den Umfang noch auf die Tiefe der erlangten Kenntniß vollkommen zu genügen im Stande gewesen wäre, so scheint jetzt die Gefahr zu drohen, daß das entgegengesetzte Extrem zur Geltung komme. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß hierin eine allgemeine Gefahr verborgen liegt, welche wohl geeignet ist, den Werth des Beamtenstandes hinabzudrücken, und damit seine Wirksamkeit für das mächtig aufstrebende Staatswesen zu schwächen. An der Katastrophe, welche den preußischen Staat wenig über zehn Jahre nach der Zeit, von welcher wir sprechen, an den Rand der Vernichtung brachte, mag man die Gefahr ermessen, welche ein Staatswesen läuft, das von Beamten bedient wird, die nur für ein bestimmtes Studium und den Dienstmechanismus abgerichtet sind. Auch die Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit der nach der Katastrophe eingeleiteten Reorganisation des Staates, die Unfertigkeit und Halbheit der aus dieser Reorganisation hervorgegangenen Zustände, die Unfertigkeit der Organisationen wird man nicht mit Unrecht auf denselben Fehler als ihre Quelle zurückführen dürfen. Alle diese Umstände haben dann im Verein mit anderen jene Reaktion möglich gemacht die dem halben Aufschwunge und dem dabei hervorgetretenen Mangel an durchgreifenden Prinzipien folgte, und welche dann und deshalb im Stande war, den rationellen Fortschritt und den systematischen Ausbau des Staates länger als ein halbes Jahrhundert hindurch aufzuhalten. Einzelne hervorragende Geister, die um fünfzig Jahre zu früh aufgetreten sind, waren nicht im Stande, die aus solchen Ver-

wickelungen sich ergebenden Hindernisse zu überwältigen. Sie mußten sich nach den heftigsten Kämpfen und trotz derselben begnügen, für eine später nachfolgende Generation diejenigen Merkzeichen aufzurichten, welche den Weg bezeichnen, den man einzuschlagen hat, die Werkstücke hinzustellen, welche jetzt zum Bau verwendet werden, um mit Gneist's Worten zu reden, und der hereinbrechenden Reaktion das Vernichtungswerk zu erschweren. Dies Schicksal hat unter andern auch Schön und Vincke getroffen, welchem letzteren wir in gleichartigem Streben auf den nachfolgenden Blättern begegnen werden.

Beide sind aber wieder ein Beweis dafür, daß die Menschheit nicht von bloßem Genie und ungewöhnlicher geistiger Begabung allein die Erlösung und Erleuchtung zu erwarten berechtigt ist, daß vielmehr nur das wissenschaftlich geschulte Genie eine Vorbedingung für den bahnbrechenden und den Weg weisenden Staatsmann ist. Und die wissenschaftliche Schulung des Geistes ist nicht ein Produkt des bloßen genialen Talents, sondern der strengen geistigen Arbeit. Nur wo beide Faktoren, das bahnbrechende Genie und die strenge wissenschaftliche Arbeit in einem Geiste sich zusammenfinden und zusammenwirken, nur da kann ein wahrer Staatsmann auf den Plan treten und seiner Zeit die Richtung anweisen, die Signatur angeben. Schön's Tagebücher, die er auf seiner staatswirthschaftlichen Reise geführt hat, enthalten die Früchte einer ganz unermeßlichen Arbeit, der er sich rastlos hingegeben hat, und welche denjenigen, der einen Blick in diese Arbeitswerkstatt eines genialen Geistes zu thun Gelegenheit hat, mit ehrfurchtsvollem Erstaunen erfüllt. Sein Genie ist überall und sofort von seinen

Lehrern, von seinen Vorgesetzten erkannt und anerkannt worden, und hat ihm überall, wohin er kam, Bahn gebrochen, und selbst ältere, welterfahrene Männer an ihn gefesselt, später ihm unterworfen. Die rastlose Arbeit, mittelst deren er seinen Geist zu schulen, zu stählen und zu schärfen verstand, wird nunmehr erst bekannt, und dann wird es auch erklärlich werden, warum er in der verhängnißvollsten Periode des Vaterlandes so befruchtend und so belebend und fortreißend zu wirken, warum er aber in jener Zeit nicht durchzudringen vermochte, und sich mit halbem Werke begnügen, sich von dem halbvollendeten, den Versuch der Vollendung, nachdem er in entscheidender Stunde mißlungen war, aufgebend, zurückziehen mußte.

Am 28. März 1792 meldete Schön, nachdem er 3½ Jahre lang auf der Universität Königsberg studirt hatte, sich bei der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Königsberg, und bat um Zulassung als Referendarius. Er überreichte speziell ein Zeugniß des Professors Schmalz über die Absolvirung der juristischen Studien, ein ähnliches Zeugniß des Dekans der juristischen Fakultät, und ein Zeugniß des Professors Kraus für dessen Vorlesungen über Nationalökonomie. Schmalz insbesondere, der sich später so berüchtigt machen sollte, damals aber als ein geachteter Universitätslehrer sich einen guten Namen gemacht hatte, bescheinigt seinem Hörer nicht bloß den „außerordentlichsten Fleiß“, sondern insbesondere auch „vorzügliche Talente und gelehrte Kenntnisse“. Hier wäre nur noch darauf zu verweisen, daß, wie sich aus dem Schmalz’schen Atteste ergiebt, auf der Universität nicht

bloß docirt, sondern auch praktische Uebungen angestellt wurden, in denen „schriftliche Aufsätze aller Art“ angefertigt, und „mündliche Relationen“ erstattet wurden.[1])

In seiner II. Selbstbiographie erzählt Schön von seiner persönlichen Meldung bei Schrötter:

„Nachdem ich $3^1/_2$ Jahre Student gewesen war, meldete ich mich bei dem damaligen Oberpräsidenten v. Schrötter zum Examen als Referendarius bei der Königsberger Provinzialadministrationsbehörde, damals Kriegs- und Domänen-Kammer genannt. Schrötter fragte mich, ob ich mich zu diesem Verhältnisse schon vorbereitet habe, und ich nannte ihm eine Menge Autoren, welche ich im staatswirthschaftlichen und staatsrechtlichen Fache gelesen und studirt hätte. „Da fehlt noch das Fundament“, war seine Antwort, ich möchte auf's Land gehen, die Details der Landwirthschaft und der gutsherrlichen Polizeiverwaltung kennen lernen; ich möchte mich bei Handwerkern umsehen u. s. w.“ Diese Weisung des Oberpräsidenten (Schrötter wurde erst im Herbst des Jahres 1795 zum Staatsminister ernannt) war keineswegs eine Aeußerung nur persönlicher Anschauung, sie beruhte vielmehr auf ganz bestimmten allgemein gültigen Verwaltungsvorschriften, und diese waren wieder ein Resultat der gesammten vorhergehenden Entwickelung des Verwaltungsmechanismus, der sich aus der Vereinigung der Domänenverwaltung mit der Heeresverwaltung zusammengesetzt hatte. Die Pächter und resp. Administratoren der Domänen waren demzufolge keineswegs bloß Landwirthe, vielmehr noch sehr wichtige und deshalb sehr angesehene Glieder der Verwaltung.

---

[1]) Beilage I, Nr. 1. 2. 3.

Sie repräsentirten im vollen Sinne des Wortes den Landesherren auf den ausgedehnten Domänen in allen denjenigen Beziehungen, in welchen der Gutsherr seinen Unterthanen gegenüberstand, in denen also der Landesherr mit denjenigen seiner Unterthanen, welche einem Privatgutsherren unterthänig waren, überhaupt gar nicht in unmittelbare Berührung kam. Es gab daher für einen jungen angehenden Staatsbeamten damals überhaupt keine bessere Gelegenheit, die Verwaltung und den Gang derselben auf den unteren Stufen kennen zu lernen, als wenn derselbe auf einem Domänenamte in den Verlauf und die Behandlung der Geschäfte eingeführt wurde. Unter den heutigen Verhältnissen würde der angehende Staatsdiener einen ähnlichen Kursus auf einem Landrathamte durchzumachen haben, um denselben Zweck zu erreichen. Dazu kam dann noch für jene Zeit die Nothwendigkeit einer gewissen Vertrautheit mit der Technik des landwirthschaftlichen Gewerbes, welche bei dem relativ höheren Werthe, den die Domänenverwaltung damals für die gesammte Finanzverwaltung hatte, von den höheren Verwaltungsbeamten verlangt und bei ihnen vorausgesetzt wurde. Am längsten hat sich der Gebrauch, die angehenden Referendarien für ein Jahr auf ein Domänenamt zu senden, in der Provinz Preußen erhalten. Der Verfasser ist selbst einer der letzten gewesen, die sich diesem Gebrauche noch im Jahre 1838 unterziehen mußten. Freilich hatte die inzwischen erfolgte Reorganisation der Verwaltung, welche auch die Stellung der Domänenpächter schon gänzlich umgewandelt hatte, den geistigen Inhalt der alten Vorschrift zum größten Theile vernichtet.

Nebenbei sei hier ein für alle Male bemerkt, daß der

damalige Sprachgebrauch mit dem Worte „Beamter" nur den Domänenpächter bezeichnete. Die jetzigen Verwaltungsbeamten hießen „Königliche Bediente" oder „Offizianten".

Zuerst hatte der Oberpräsident v. Schrötter schriftlich durch einen Dritten den Wunsch eröffnen lassen, daß Schön sich nach dem fürstlich Anhaltischen Amte Norkitten begeben möge, „weil der dortige Beamte vorzügliche Kenntnisse und Erfahrungen besitzen soll." Schön befolgte diesen Wink und wendete sich zuerst an den Amtsverwalter Laddey. Es ist nicht überflüssig, diesen Umstand hier zu erwähnen, weil Schön sowohl später als Gutsnachbar von Norkitten, als auch bei der Beschlagnahme der Norkitten'schen Güter im Jahre 1813, in vielfache Berührungen mit den dortigen Anhalt-Dessauischen Gütern, auf seiner Reise aber schon persönlich mit dem Fürsten von Anhalt Dessau und mit dessen Geheimen Rathe v. Raumer kam. Davon wird später näher die Rede sein.[1]) Als Laddey sich entschuldigte, weil er sich im Hause einschränken müsse, so meldete Schön sich bei dem Amtsrath Peterson in Tapiau, wie Herr v. Schrötter ihm mündlich empfohlen hatte. „Da fand ich," so äußert sich Schön, „eine geordnete einfache Landwirthschaft, benutzte aber die 9 Monate meines Daseins, um landwirthschaftliche Bücher zu lesen und allgemeinpolitische Studien fortzusetzen." In diese Zeit fallen ein Paar der wenigen Briefe, welche Schön von seinem älteren Freunde Fichte aufbewahrt hat. Leider liegen die Briefe des jüngeren Freundes nicht vor, man würde sonst im Stande sein, ausführlicher die Lectüre Schön's in jener Zeit kennen zu lernen. — Diese geringe Zahl von

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 13. 88. Anl. p. 187.

Fichte'schen Briefen enthält aber an einer Stelle Worte, die hier nicht übergangen werden dürfen. Unter dem 30. September 1792 schreibt Fichte an Schön: „Ihr Urtheil über Oeconomie finde ich vortrefflich, und es würde hinreichen, mich Sie lieben zu machen, wenn es dazu noch eines Grundes bedürfte. Unter allen Mitteln zur physischen Erhaltung und Vermehrung der Menschheit (welche wieder das Mittel zur geistigen Cultur ist) ist der Ackerbau der erste, und ihm müssen alle übrigen Zweige untergeordnet werden. Aber wie will man das den Völkern begreiflich machen, ehe sie begriffen haben, daß die Menschheit ihr eigener Zweck ist, und daß kein König lebt, um sich vom Volke die Casse füllen zu lassen, sondern, um das Volk zu beglücken. —" [1])

Der offizielle Bescheid der Kriegs= und Domänen=Kammer zu Königsberg hatte ihn in der Zeit, welche er zur Erlernung der Landwirthschaft verwenden sollte, nicht beschränkt, und da ihm, dem Sohne eines Domänenbeamten, der auf einer Domäne erzogen war, die Hauptsachen nicht fremd sein konnten, so brauchte er sich auch schließlich nicht an das von Schrötter prognosticirte Jahr ängstlich zu binden, denn über dem Hin= und Herschreiben war Zeit vergangen, und er kam erst am 28. Mai zu Peterson. Die Resolution der Kammer giebt eine instructive Probe des damaligen Amtsstyls ab. [2])

Das Zeugniß des Amtsraths Peterson über seine ökonomischen Studien überreichte Schön unter dem 12. Februar 1793 der Kriegs= und Domänen=Kammer, und bat wieder=

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, Anl. p. 31.

[2]) Beilage II, Nr. 1.

holt um Zulassung als Referendarius. Der Kuriosität wegen wird auch dieses auf der Fiktion, daß man sich an den König selbst wende, beruhende Gesuch in der Beilage einen Platz finden.[1]) Darauf mußte aber die Kriegs- und Domänen-Kammer selbst wieder erst an den König, d. h. an das Staatsministerium berichten und um die Erlaubniß bitten, den Studiosus juris Theodor v. Schön „als Referendarius bei unserem Collegio in Vorschlag bringen zu dürfen.“[2]) Das Reskript des Staatsministeriums[3]) gestattete dann endlich der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Königsberg, dem „candidato juris v. Schön“ zu eröffnen, daß er examinirt werden solle.[4])

Die Proberelation des „candidatus juris v. Schön“ ist geeignet ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen, nicht weil der ihm zur Beurteilung vorgelegte Fall als solcher ein besonderes historisches oder juristisches Interesse darböte, sondern weil derselbe einen tieferen Einblick in die Gerichtsbarkeit thun läßt, welche von den Kriegs- und Domänen-Kammern ausgeübt wurde, und eine Anknüpfung an die jüngsten Organisationen gestattet.

Der thatsächliche Inhalt der dem Examinanden vorgelegten Arbeit bestand darin, daß die Kriegs- und Domänen-Kammer in Königsberg durch „Reskript vom 15. September 1787 die Konzession zur Anlegung einer Medizin-Apotheke und eines gewöhnlich in kleinen Städten damit verbundenen Gewürz-Krahms in der Stadt Tapiau“ ertheilt hatte. Der

---

[1]) Beilage II, Nr. 2.
[2]) Beilage II, Nr. 3.
[3]) Beilage II, Nr. 4.
[4]) Beilage II, Nr. 5.

damalige Besitzer der Wehlau'schen Apotheke, Rathsverwandte und Medizin-Apotheker Knobben glaubte dadurch sein Recht lädirt, und trug bei „Einer Königlichen Kriegs- und Domänen-Kammer, Justiz-Deputation" unter dem 21. Oktober 1787 darauf an, „daß dem pp. Wasserfuhr," dem eben konzessionirten Medizin-Apotheker zu Tapiau, „die Anlegung der Apotheke und des Gewürz-Krahms inhibiret würde."

Man unterschied damals im gewöhnlichen Sprachgebrauch den gewöhnlichen Apotheker schlechthin, der nur Gewürzkrämer, Materialwaarenhändler war, von dem Medizin-Apotheker, der allerdings in den kleinen Städten zugleich den Handel mit Materialwaaren in einem abgesonderten Lokale, meistens auch den Weinhandel betrieb, und eine Weinstube hielt. Speziell die Apotheke zu Wehlau hat eine gewisse historische Bedeutung dadurch erlangt, daß Scharnhorst im Jahre 1811, weil er es nicht wagte, Schön in Gumbinnen oder auch nur auf dessen Gute in Blokinnen, wo er erwartet wurde,[1]) aufzusuchen, ihn in die Apotheke, d. h. in die Weinstube des dortigen Medizinapothekers bestellte, um unerkannt und unbeobachtet mit ihm zusammen zu kommen, wo er Schön zugleich die große Vollmacht als Civilgouverneur von Preußen überreichte, welche dann, wenn es zum Kriege mit Frankreich gekommen wäre, in Kraft treten sollte. Dieser Sprachgebrauch hat sich in Königsberg noch bis in die vierziger Jahre erhalten und ist vielleicht heute noch nicht erloschen. Man schickte in „die Apotheke", um ein Pfund Kaffee zu kaufen; das Rezept dagegen, welches

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 4, p. 592. Anm.

der Arzt verschrieb, wanderte zum „Doktor-Apotheker“, wie es damals hieß.

Im vorliegenden Falle war der Medizin-Apotheker in Wehlau Knobben zugleich ein doctor medicinae, der Medizin-Apotheker Wasserfuhr in Tapiau aber, ein „von Einem Königlichen Ober-Collegio Medico examinirter Medizin-Apotheker-Geselle“, der sich dort etabliren wollte.

Die „Medizin-Apotheke“ zu Wehlau war, nachdem die Pest vom Jahre 1709 das Land entvölkert hatte, durch ein Privilegium vom 16. Januar 1714 gegründet worden. Dieses Privilegium enthält die Klausel, „daß keine andere Apotheke in derselben Stadt noch sonst Jemanden im Amte Tapiau concedixet, jedoch, weil noch zwo Wittwen, die bisher einen Gewürz-Krahm geführet, in der Stadt vorhanden, selbige Zeit ihres Lebens, dafern sie in unverrücktem Wittwenstande blieben, dabey gelassen werden sollen.“ Nun waren damals, als das Privilegium ertheilt wurde, noch keine Domänenämter eingerichtet, unter dem Worte „Amt“ konnte also nur das „Haupt-Amt“ Tapiau verstanden werden, und das Privilegium exclusivum erstreckte sich also auf einen sehr großen Bezirk. Es verstand sich aber schon nach der damaligen Verfassung von selbst, daß die innerhalb der Grenzen eines Hauptamtes belegenen Städte von diesem Privilegium nicht berührt wurden, weil sie nicht unter dem Amte standen, und die Vorbesitzer des Medizinapothekers Knobben waren daher schon zweimal, als in der Stadt Allenburg und in der Stadt Gumbinnen Apotheken angelegt worden waren, mit den dawider erhobenen Einsprüchen abgewiesen worden. Tapiau hatte aber erst 1724, also zehn Jahre nach Ertheilung des Wehlauer Privilegiums, Stadtrechte erhalten,

war bis dahin nur ein Flecken gewesen, auf welchen das Privilegium sich zweifellos mit erstreckte, und die Frage war nun die, ob die Stadt durch die Ertheilung des Stadtrechts auch dem Bereiche des Privilegii exclusivi entrückt sei oder nicht.

Nicht die Entscheidung dieser Rechtsfrage und der damit im Zusammenhange stehenden Nebenfragen kann hier Interesse erregen, nur die Art und Weise und der Weg, auf welchem sie nach der damaligen Verfassung entschieden wurde. Zur Entscheidung der Streitigkeiten, welche unter die Jurisdiktion der Kriegs- und Domänen-Kammern fielen, bestand bei jeder Kammer eine Justizdeputation, welche unter einem besonderen Kammerdirektor stand, und mit richterlichen Personen besetzt war. Diese Justizdeputationen behandelten die vor sie gebrachten Streitigkeiten vollständig in den Formen des ordentlichen Prozesses, wie ihn auch die Generalkommissionen in den gutsherrlich-bäuerlichen Auseinandersetzungssachen noch beibehalten haben. Beide Parteien waren daher im vorliegenden Falle durch Justiz-Kommissarien vertreten, und die Instruction des Prozesses bestand zum Theil auch in dem gewöhnlichen Schriftwechsel, der Regulirung eines status causae et controversiae, und in der auf Grund desselben erstatteten schriftlichen Relation. Die Entscheiduug erfolgte in Form eines Erkenntnisses, von welchem an das Ober-Revisions-Kollegium des Generaldirektoriums zur Entscheidung der Kameral- und Kommerzien-Justiz-Sachen in Berlin appellirt wurde. Ueber diesem letzteren stand als dritte Instanz eine Ober-Revisions-Deputation, und diese beiden höheren Instanzen der Verwaltungs-Justiz standen unter der gemeinsamen Aufsicht des Generaldirektoriums und des

Großkanzlers. Dieser Instanzenzug entspricht mit den prozessualischen Formen, an welche er gebunden war, der heutigen Organisation des Streitverfahrens in Verwaltungssachen, und es ist ersichtlich, daß man bei der Reorganisation im Jahre 1808 in formeller Beziehung eigentlich einen Rückschritt machte, wie immer geschehen wird, wenn man einem theoretischen Schlagwort zu Liebe „gewaltsam zerbricht, statt allmälig aufzulösen.“[1])

Nach unseren heutigen Begriffen, und man kann daran sehr gut den inzwischen gemachten Fortschritt bemessen, könnte es sich zwischen den beiden „Medizin-Apothekern“ nur um die Entscheidung privatrechtlicher Fragen handeln, die vor den ordentlichen Richter gehören würden. Sicher wäre dies der Fall, wenn beide sich nur darum gestritten hätten, ob der Eine das Gewerbe eines Gewürzkrämers in dem Rayon betreiben dürfe, auf welches das Privilegium exclusivum des Anderen lautete, oder vielmehr um die Frage, ob das gedachte Privilegium bezüglich des Gewürzkrams sich über die Mauern der Stadt Wehlau hinaus erstrecke. Diese Frage wurde übrigens verneint, da dem Wehlauer nur zugesichert war, daß keine andere Apotheke im Amte Tapiau solle etablirt werden dürfen. Bezüglich des Gewerbes der „Medizin-Apothekerei“, welches heute noch von einer landespolizeilichen Konzession abhängig ist, würde es sich heute, wenn die Landespolizeibehörde die Anlegung einer anderen Apotheke im Interesse des öffentlichen Wohles für nöthig erachtete, nur um eine ebenfalls privatrechtliche Entschädigungsforderung des Privilegirten handeln können, welche dieser vor

[1]) Aus den Papieren pp. Bd. 3, S. 220.

dem ordentlichen Richter geltend zu machen hätte. Das Letztere war nun nach der damaligen Verfassung ganz unmöglich. Aber die ganze Sache kam von vornherein in eine für unsere Anschauung ganz schiefe Lage dadurch, daß die Kriegs- und Domänen-Kammer die Ausübung des soeben ertheilten Privilegiums auf Errichtung einer Apotheke in Tapiau sofort wieder inhibirte, und die beiden Privilegieninhaber nöthigte, vor dem staatsrechtlichen Forum unter einander einen Prozeß zu führen, zu dem sie eigentlich gar keine Veranlassung hatten; d. h. der Wehlauer Apotheker war genöthigt, den Tapiauer Apotheker zu verklagen, da er die Kammer nicht verklagen, oder von ihr Entschädigung fordern konnte, wenn seine Beschwerde über Verletzung seines Privilegiums in allen Beschwerdeinstanzen abgewiesen worden wäre.

Der Fehler lag einmal darin, daß man im Jahre 1714 ein Privilegium exclusivum ertheilt hatte, welches bei wachsender Bevölkerung und wachsendem Verkehr nicht aufrecht erhalten werden konnte und durfte. Man hatte, wie sich nachher aus dem Privilegium selbst ergab, und der Examinand auch hervorhob, dasselbe zum Besten des Landes ertheilt, man wollte den Bewohnern einer fünf Jahre vorher durch eine unerhörte Pest entvölkerten Gegend die Möglichkeit verschaffen, Medikamente in größerer Nähe zu erhalten. Daraus geht hervor, daß vorher im ganzen Haupt-Amte Tapiau, also auf der ganzen Strecke zwischen Königsberg bis Gumbinnen und der russischen Grenze überhaupt keine Apotheke existirt hatte, und daß die Gründung einer solchen in Wehlau, d. h. etwa im Mittelpunkte, einem dringenden Landesbedürfnisse entsprach, und man ließ sich nach den damaligen Anschauungen dazu verleiten „zur besseren Sub-

sistenz der Apotheke" ihr ein Privilegium exclusivum zu ertheilen, ohne zu bedenken, daß man dasselbe zu brechen genöthigt sein werde. Noch greller heben sich diese Zustände heraus, wenn man erwägt, daß zwar die Städte von diesem Privilegium nicht berührt wurden, daß man aber gar nicht an die Lage der Bevölkerung des platten Landes dachte. Man nöthigte die letztere unbedenklich z. B. der Stadt Allenburg, wo zunächst noch eine Apotheke gegründet wurde, vorbei nach Wehlau zu fahren, falls ein Medicament gebraucht wurde, welches auch in Allenburg zu haben gewesen wäre. Und eben so wurde in diesem Prozesse gar nicht bezweifelt, daß zwar der inzwischen zur Stadt erhobene Flecken Tapiau das Recht habe, eine Apotheke zu gründen, ja es wurde sogar in dem Verlangen des Wehlauer Medizin-Apothekers eine Verletzung dieses Stadtrechtes also eines juris tertii gefunden, weil er die Ausdehnung seines Exclusivrechtes auch auf diese Stadt beanspruchte. Aber von dem Bedürfnisse der umher wohnenden Landbevölkerung, auch derer, die durch Tapiau hindurch mußte, um nach Wehlau zu gelangen, ist überall gar nicht die Rede, obgleich besonders hervorgehoben wird, „daß die Entfernung von zwei Meilen und die großen Ueberschwemmungen sowohl im Herbst als im Frühjahr die Fahrt nach Wehlau sehr beschwerlich machen, und daß der Landesherr verpflichtet sei, an jedem Orte, wo eine beträchtliche Concurrenz von Menschen ist, für gehörige Medizinalanstalten zu sorgen," und daß, wenn „überhaupt bei den Einwohnern der Stadt sich ein Zufall ereignet, wo die Gesundheit eines Menschen durch schleunige Medizin wieder hergestellt werden kann," dies durch die Entfernung und Lage der Stadt Wehlau unmöglich gemacht werde.

Es steckten demnach in dem vorgelegten Casus, der deshalb ein helles Streiflicht auf die Kulturzustände jener Zeit und die Entwickelung derselben im achtzehnten Jahrhundert wirft, eine ganze Zahl schwieriger Magisterfragen, deren Lösung unter den damaligen Verfassungsverhältnissen nicht ohne einige gewaltsame Interpretationsversuche möglich war. Wichtiger und interessanter ist aber die Betrachtung, daß durch die Reorganisation der Behörden, welche im Jahre 1808 erfolgte, zwar die Jurisdiktionsbefugnisse der Kriegs- und Domänen-Kammern, die nunmehr den Titel Regierungen erhielten, abgeschafft, und die Gerichte in die ihnen allein gebührenden Funktionen eingesetzt wurden. Wenn aber auf der einen Seite die Verwaltungsbehörden damit auf die ihnen gebührende Funktion, die Landespolizei und Staatshoheit wahrzunehmen, und den Fiskus in seinen privatrechtlichen Beziehungen vor Gericht zu vertreten, beschränkt wurden, so beging man nach unseren heutigen berichtigten Anschauungen zugleich den Fehler, das Verfahren in Streitigkeiten über Landeshoheits- und Landespolizeisachen fast gänzlich des prozessualischen Charakters zu entkleiden, und scheinbar wenigstens dieselben der willkürlichen Dekretur zu überliefern. In der ersten Zeit, da man zunächst die Wohlthat empfand, daß die Handhabung der Rechtspflege gänzlich von der Verwaltung getrennt worden, also eine unabweisbare theoretische Forderung der Zeit erfüllt war, hat dieser Mangel sich so gut wie gar nicht fühlbar gemacht. Die straffe Zucht der Büreaukratie, ihre überkommene und durch Tradition fortgepflanzte Schulung, die makellose Integrität derselben, welche durch die Willkürherrschaft und die Korruption des Graf Hoym'schen Regiments in Schlesien und Südpreußen zwar

befleckt, aber nicht angegriffen worden war, halfen zunächst dazu, daß der Mangel lange Zeit verdeckt und nicht fühlbar gemacht wurde. Dann hat man im Laufe der Zeit ganz vergessen, daß die alte abgeschaffte Einrichtung, nach welcher neben der Kriegs- und Domänen-Kammer eine richterliche Behörde unabhängig fungirte, deren Befugnisse man 1808 nur auf das richtige Maß hätte zurückführen, nicht sie ganz beseitigen sollen, in einem wohlorganisirten Staate nicht entbehrt werden konnte. Denn die kollegialische Berathung der Beschwerden, über welche die Regierungen zu entscheiden hatten, konnten am wenigsten in den Augen des außerhalb stehenden regierten Volkes die Einrichtung eines Gerichtes ersetzen. Dann aber zeigte sich auch im Laufe der Zeit eine merkliche Erschlaffung des Geistes der Büreaukratie, und die Wirkung einer kopflosen und brutalen Reaktion war demnächst die, daß dieser alte ehrenfeste Geist wenn nicht ausstarb, doch in den Hintergrund gedrängt, und die Büreaukratie zu einem willenlosen Werkzeuge der durch die politischen Parteigegensätze ebenfalls von ihrem richtigen Standpunkte verdrängten und damit korrumpirten Ministergewalt herabgewürdigt wurde. Fast siebenzig Jahre hat die Staatsentwickelung gebraucht, um aus diesen Wirren heraus die ersten Schritte zur Reinigung und zur Herstellung rationeller Einrichtungen zu thun, und es wird Niemand behaupten können, daß mit der Einrichtung der Verwaltungsgerichte die Ordnung vollständig schon hergestellt sei. Wir meinen vielmehr, daß damit zunächst nur der erste vielleicht nur theoretische Schritt auf der Bahn der nothwendigen Reform gethan ist.

Schön hat auf seinen Papieren und zwar gleich damals vermerkt, daß er die schriftliche Probearbeit auf der Kammer

und zwar im Beisein „des Herren Kammer-Sekretär Schütz ausgearbeitet“, der übrigens, wie in der an die Examinatoren ergangenen Verfügung ausdrücklich erwähnt wird,[1]) „nach Inhalt Unserer Allerhöchst vollzogenen Instruktion für die Referendarien acta jedesmal unter seinen Beschluß“ nehmen mußte, und dann am 27. April noch ein mündliches Examen bestanden habe. Nun mußte wieder erst an den König, d. h. das Generaldirektorium unter Ueberreichung der Examinationsverhandlung berichtet,[2]) und der Examinand zur Annahme als Referendarius „in Vorschlag gebracht“ werden. Erst als diese Erlaubniß ertheilt worden, „da sowohl das abgehaltene mündliche Examen als die hierbey zurückgehende Proberelation vorzüglich gut ausgefallen“ war,[3]) wurde der „Kammer-Referendarius v. Schön feierlich zur Vereidung geladen,[4]) welche am 18. Juni 1793 in pleno collegii erfolgte.

Ueber diesem Hin- und Herschreiben waren sonach fast vier volle Monate vergangen. Schön erzählt Folgendes darüber nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst: „Der Eindruck, den das versammelte Kollegium bei meiner Vereidigung auf mich machte, ist in meinem Gedächtnisse geblieben. Voll von der Wissenschaft meines Fachs, voll von dem Gedanken, daß ich nun im Stande sein würde, dazu beizutragen, daß diese Maximen in's Leben träten, mit dem regsten Willen dafür ausgestattet, sah ich eine Gesellschaft vor mir, deren Physiognomien mehr Stumpfsinn und Geist-

---

[1]) Beilage II, Nr. 6.
[2]) Beilage III, Nr. 1, 2, 3.
[3]) Beilage III, Nr. 4.
[4]) Beilage III, Nr. 5.

losigkeit als inneres Leben verriethen. In der ganzen Gesellschaft war nur ein Mann, der ein gedrucktes Buch im Hause duldete, und dieser Mann war deshalb den übrigen anrüchig."

Er nimmt hiervon in letzterer Beziehung [1]) den Oberpräsidenten v. Schrötter selbst aus, dieser „schien mir einem höheren Gedanken zu folgen. Er hatte häufig ohne alle Bildung ihn in sich aufgenommen, und nur die Folge seines Gedankens widersprach oft meiner Ueberzeugung. Er ging aber doch über die gewöhnliche Welt hinaus, wie schon dies es zeigt, daß er vorzugsweise mit Kant, Kraus, Scheffner und Hippel lebte."

Schön hat unter diesen Papieren auch das Verzeichniß der damaligen Mitglieder der Ostpreußischen Kriegs- und Domänen-Kammer aufbewahrt. Nimmt man nun auch an, daß dies zum Theil schon ältere Männer waren, so ist doch auffallend, daß von den 24 Direktoren und Räthen jener Kammer kein Einziger bei der nur 14 Jahre später eintretenden Katastrophe des Staates auch nur namentlich aufgeführt wird, noch weniger bei den darauf folgenden Reorganisationsarbeiten. Dagegen finden sich mehrere unter den Referendarien, die später in höheren Stellungen wiedergefunden werden, unter anderen Leo, Wlocha, Kelch, Schlick und Nikolovius, von denen der letztere dann mit Schön in Gumbinnen und später in Danzig, wo er als Regierungspräsident den Abschied nahm, zusammen gearbeitet hat. Es ist dies der jüngere Bruder des Ministerialdirektors in Berlin.

---

[1]) Aus den Papieren pp. Bd. 1, p. 7.

Daß diese Männer der Hauptsache nach in dem Getriebe des Dienstes erstarrten, lag ebenfalls und vorzugsweise wohl an der Einrichtung jener Zeit, welche die Kriegs- und Domänen-Kammern auf die bloße Routine des Tagesdienstes fast gewaltsam beschränkten, jeden Aufschwung, der nicht von oben befohlen wurde, hemmten, und dadurch zugleich jedes Werkzeug eines solchen Aufschwunges unbrauchbar machten. Man darf sich nicht verleiten lassen, den Fehler nur und auch nur vorzugsweise in den Personen zu suchen, welche eben nicht in der Lage waren, die Schranken zu überspringen, mit denen sie durch die Institutionen umgeben wurden, und in denen im Laufe der Zeit jeder geistige Aufschwung erstickt wurde. Der Staat und das Volk haben später die daraus folgende Erstarrung und Verknöcherung des politischen Lebens hart genug büßen müssen. Es ist hier wohl der Ort, an der Hand von Schön's Aeußerungen diesem Gegenstande etwas näher nachzugehen.

Jede Kriegs- und Domänen-Kammer hatte im Jahre 1748 ihre besondere Instruktion erhalten. Die Gegenstände, welche ihrer Fürsorge nnd Verwaltung anvertraut waren, fanden sich darin speziell und determinirt verzeichnet und umschrieben. Viele Dinge, welche zur Polizei- und Finanzverwaltung gehören, waren besonderen Behörden übergeben, und es folgten aus dieser Häufung der Behörden eine Masse von Weitläufigkeiten und Streitigkeiten über die Grenzen der Kompetenz, welche an sich schon geeignet waren, den Gang der Geschäfte zu kompliziren und zu verlangsamen. Dazu kam denn noch, daß über jede Sache, die nicht in der Instruktion selbst oder in dem der Kammer vorgeschriebenen Etat ihre prompte und unzweideutige Erledigung fand, an

das Generaldirektorium berichtet, und dessen Verfügung eingeholt werden mußte. Außerhalb der Autorisation, welche der Etat, die Instruktion oder eine besondere Weisung des Generaldirektoriums gewährte, durfte die Kammer keine Verfügung erlassen, nnd so wird man sich leicht eine Vorstellung davon machen können, daß die Geschäftsthätigkeit der Kammern mehr und mehr zu einer mechanischen Abwickelung der gewöhnlichen Geschäfte hinabsank, und wie es möglich war, daß verhältnißmäßig hochgestellte Beamte sich lediglich auf ihre Akten beschränkten, und auf jede Weiterbildung des Geistes verzichteten. Im Wesentlichen beschränkte sich der Geschäftskreis der Kammer, d. h. der Finanzabtheilung derselben, abgesehen von ihrer Justizdeputation, welche die Gerichtsbarkeit ausübte, auf die Grundsteuer- (Kontributions-), Domänen-, Kommerzien-, Manufakturen-, Fabriken-, Polizei-, Kämmerei- und Kassenverwaltung, und jede Etatsänderung war derselben unangenehm und lästig, weil dadurch Aenderungen in dem Treiben der Routine nothwendig wurden, wozu also die Anregung von oben erwartet und gefürchtet werden mußte. Dieser in seiner Anlage, das muß man zugeben, kunstvolle Mechanismus mußte nothwendig zu einer Erstarrung führen, in welcher die Verwaltung jedem Fortschritt feindselig wurde, außerordentlichen Ereignissen aber nicht gewachsen sein konnte. Wer die aus diesem Grunde mitgetheilte Korrespondenz über die Annahme eines Referendarius mustert, und dabei beachtet, wie langweilig und geisttödtend die fortwährende Wiederholung derselben Redensarten über jeden einfachen Gegenstand auf die Jahr aus Jahr ein damit befaßten Männer zuletzt wirken mußte, der wird sich dann leichter erklären können, warum dieser Staat, in dessen

Einrichtungen so herrliche Keime schlummerten, der hereinbrechenden Katastrophe überhaupt gar nicht gewachsen sein konnte. Nur die noch frisch gebliebenen Geister mochten dieselbe überdauern, und den neuen Geist in sich aufnehmen, und sich an demselben wieder mit neuem Leben erfüllen.

Wenn man alle diese Umstände erwägt, so wird man es leichter verstehen, wie es gemeint ist, wenn Schön [1]) sagt: „in dem gewöhnlichen Beamtengetreibe fand ich keine Ruhe". Und er setzt noch hinzu: [2]) „Es ward mir Anfangs schwer, die Staubwolken zu ertragen, mit denen jedes Gute damals umgeben war, und den kleinen Kern heraus zu finden. Von allem dem, was ich studiert hatte, war bei der Kammer nicht die Rede, man tummelte sich im augenblicklichen gemeinen Leben herum." Er erläutert dies später durch eine artige Geschichte, die hier ihren Platz zu finden berechtigt ist.

„Von Andeutung einer Idee war nicht die Rede: man suchte nur den Brief, der beantwortet werden sollte, in untergeordneter Weise zu beantworten. Als ich etwa ein halb Jahr Referendarius war, bekam ich eine Grenzstreitigkeits-Sache zu bearbeiten, und glaubte nun zur Sache zu handeln, wenn ich der streitenden Partei die Punkte, worauf es ankam, klar darstellte, und dies mit Räsonnement unterstützte. Meinen nächsten Vorgesetzten, den Departementsrath, brachte ich mit Mühe dahin, daß er mein Konzept zeichnete. Als dies aber zum Direktor kam, strich er mit Ausnahme der Anfangs- und Schlußzeile Alles fort, so daß nur der

---

[1]) ibidem p. 11.
[2]) ibidem p. 7.

Antrag und die Abweisung übrig blieb.“ So zwang man denn die in Rede stehende Partei zum Prozesse, die Finanzkammer war die Verantwortung los.

Man darf aber nicht glauben, daß Schön darum im Dienste läßig geworden wäre, er hat allen Eifer und allen Fleiß darauf verwendet, den Mechanismus des Dienstes genau kennen zu lernen, wie er später bei der Schilderung, wie er das große Staatsexamen in Berlin bestand, ausdrücklich hervorhebt, und wie alle ihm ertheilten Zeugnisse beweisen. Seine nachgelassenen Papiere gestatten uns aber einen tieferen Blick in die Art der Beschäftigung zu thun, welche damals den Referendarien zugemuthet wurde.

Der Oberpräsident v. Schrötter hatte die schon in Uebung befindliche Instruktion für die Referendarien zu ergänzen und zu vervollständigen für nöthig gehalten, hatte dann diese abgeänderte Instruktion, wie er mußte, da seine Gewalt auch nicht dazu einmal ausreichte, dem Generaldirektorium („dem Hofe“, in der Fiktion, daß nur mit dem Könige selbst verkehrt werde) zur Genehmigung eingereicht, und nachdem die letztere erfolgt war, sie der Kriegs- und Domänen-Kammer in beglaubter Abschrift mitgetheilt.[1]) Darauf erging dann, als Schön und der zugleich mit ihm examinirte Referendar v. Bolschwing eingetreten waren, ein feierliches Reskript an dieselben, in welchem sie auf den Inhalt dieser Instruktion verwiesen wurden, und den Befehl erhielten, sich davon eine Abschrift zu nehmen.[2])

Wir ersehen aus der Instruktion selbst,[3]) daß die Re-

[1]) Beilage IV, Nr. 1.
[2]) Beilage IV, Nr. 2.
[3]) Beilage IV, Nr. 3.

ferendarien abwechselnd zum Kollationiren der „Relationen, Kammer-Reskripte und Resolutionen" verwendet wurden. Es ist sogar noch die Repartition der Referendarien aus dem Jahre 1792 erhalten, in welcher Reihenfolge je zwei dieses mechanische Geschäft je eine Woche lang zu versehen hatten. Außerdem wurden sie in der Registratur und in der Kalkulatur beschäftigt. In diese Funktion traten Schön und v. Bolschwing erst mit dem Beginn des Jahres 1794 ein, und beide mußten vom 1. Januar bis zum 1. April in der Registratur, vom 1. April bis 1. Juli in der Kalkulatur arbeiten. Außerdem wurde von ihnen Kenntniß der Civilbaukunst verlangt, und sie mußten sich dieselbe unter Leitung des Bauraths erwerben, „insofern sie nemlich auf ökonomische und Landgebäude Bezug hat," damit sie „in dieser einem Kameral-Offizianten in Absicht der Aemter und landwirthschaftlichen Bauten und deren Beurteilung so nöthigen Wissenschaft nicht unerfahren bleiben." Auf diese Einrichtung werden wir im Verfolg der Reise im Magdeburgischen und Schlesien wiederholt stoßen. Ferner gehörte zu ihren Obliegenheiten die Vernehmung der Supplikanten, wobei schon damals auf eine deutliche Handschrift gedrungen wurde. So viel wir wissen, ist dieser Kampf mit den Handschriften von Seiten der hohen Vorgesetzten heute noch in vollem Gange, und aus eigener Erfahrung wollen wir hier nicht unerwähnt lassen, welche ungeheure Heiterkeit seiner Zeit ein von Seiten der unmittelbaren Vorgesetzten mit einem sonderbaren Lächeln vorgelegtes Reskript der Minister v. Rochow und v. Altenstein in der lustigen Referendarienwelt erregte, welches mit aus dem Ministerium des Innern herrührendem Ernst und vieler dem Kultusministerium entsprungener

Salbung den Referendarien einschärfte, ihre Namensunterschrift deutlich zu geben. Altenstein's Namensunterschrift bestand damals aus einer kleinen 0, auf welche eine gewisse Zahl von Punkten folgte, welche die ferneren Buchstaben andeuteten, und immer kleiner wurden. Rochow's Handschrift konnte selbst im Ministerium nur ein einziger der geheimen Sekretäre entziffern, sonst Niemand, und seine Namensunterschrift war eine Hieroglyphe, die man gesehen haben mußte, um sie dann für das anzusehen, was sie bedeuten sollte. Sie in die einzelnen Buchstaben zu zerlegen, war selbst dann unmöglich.

Zum großen Examen sollten die Referendarien nur dann zugelassen werden, wenn sie vorher in einem in Gegenwart des Präsidiums abzuhaltenden Tentamen sich über die erlangte Qualification ausgewiesen hatten. Wer in demselben nicht bestand, sollte zum Examen selbst nicht zugelassen, „und er unter Verwarnung der Verabschiedung zu mehrerem Fleiße angewiesen werden."

„Eine Zeit lang trieb ich diesen Mechanismus," so erzählt Schön weiter, „mit voller Pflichtmäßigkeit. Da wurde mir aber Alles zu enge, und ich wollte in die Welt. Ich erklärte dem Oberpräsidenten v. Schrötter, daß ich zum großen Examen nach Berlin gehen, und von da eine mehrjährige Reise durch Deutschland und vielleicht auch durch Frankreich machen wolle. Schrötter, wenngleich ohne Bewußtsein, empfänglich für Alles, was über das gewöhnliche Leben hinausgeht, nahm diese Erklärung sehr gut auf, und sagte jeden Beistand zu." Schön war, als er diesen Schritt

that, zwei Jahre lang Referendarius gewesen, und da sein Vater den Gedanken auch gut hieß, so, „um bald reisen zu können, arbeitete ich mit Eifer zum großen Examen."

Zunächst mußte freilich erst die Genehmigung des Generaldirektoriums eingeholt werden. Nicht einmal der Oberpräsident hatte die Befugniß, den Referendarius zur Ablegung des Examens nach Berlin zu schicken. Das Tentamen muß aber zu voller Zufriedenheit ausgefallen sein, denn diese Genehmigung konnte Schön schon am 31. Juli 1795 mitgetheilt werden.

Uebrigens waren die Personalverhandlungen ziemlich kostspielig für die Herren Referendarien, denn das Sportuliren bei der Kammer nahm gar kein Ende. Die in der Beilage [1]) gegebene Zusammenstellung ergiebt, daß Schön für die an ihn erlassenen Bescheide, das Referendarienexamen und das Tentamen die immerhin sehr bedeutende Summe von 73 Reichsthalern an Stempeln, Porto, Gebühren ꝛc. zu bezahlen hatte, bevor er nach Berlin abgehen konnte. Dort aber traten, was hier vorweg angeführt werden mag, noch 20 Reichsthalern an Examinationsgebühren und 23 Reichsthalern 3 ggr. „Chargen-Jura" hinzu, so daß also die Kreirung eines Kammer-Assessors der Staatskasse nahe an 120 Reichsthalern an Stempeln, Gebühren ꝛc. einbrachte. Daß das Sportuliren bei den Verwaltungsbehörden schon längst gänzlich abgeschafft ist, wird Jedem bekannt sein.

Es wurde nun die Kriegs- und Domänen-Kammer zu Gumbinnen requirirt, und zwar von Seiten der vom Generaldirektorium in Kenntniß gesetzten Oberexaminations-Kom-

---

[1]) Beilage V.

mission, welche damals aus den Geheimen Räthen Wlömer, v. Zschock und v. Gerlach bestand, dem Referendarius v. Schön Akten zur Anfertigung seiner Probearbeiten zuzustellen. Diese Akten gingen noch im August 1795 ein, und geben zu mehreren allgemeinen Bemerkungen über die damaligen Verwaltungsverhältnisse Veranlassung, mit denen die heutigen Zustände in, wie wir glauben, erwünschter Weise verglichen werden können.

Die „Polizei-Relation", welche Schön am 22. Oktober 1795 vollendet hatte, betraf einen Gegenstand gesundheitspolizeilicher Fürsorge, der heutzutage, und das ist, was daran besonderes Interesse erregt, stark in den Vordergrund getreten ist: die Verunreinigung der Wasserläufe durch Fabrikationsanstalten. Bald nach der Gründung der Stadt Gumbinnen, welche bekanntlich erst im Jahre 1724 erfolgte, hatte der dortige Magistrat den Gerbern zur Bearbeitung der Leder eine Stelle an dem Pissaflusse am unteren Ende der Stadt angewiesen. Dieses Gewerbe muß einen für damalige Verhältnisse recht erheblichen Aufschwung genommen haben, denn im Jahre 1802 waren in Gumbinnen einunddreißig Lohgerber und vier Weißgerber in Thätigkeit, und in Beziehung auf die „Fabrikationssumme" nahm Gumbinnen unter den in der Fabrikentabelle aufgeführten 238 Städten die vierundvierzigste Stelle ein. Inzwischen dehnte die Stadt sich auch sonst erheblich aus, und im Jahre 1782 befanden sich die anfänglich am Ende der Stadt placirten Gerberflöße der Mitte der dem Pissaflusse entlang gehenden verlängerten Insterburger Straße gegenüber. Die Bewohner dieser Straße, welche das Wasser zur Bereitung der Speisen aus dem Flusse unterhalb der Gerberflöße entnehmen mußten (Brun-

nen gab es in der Stadt nicht), beschwerten sich über die Verunreinigung des Wassers. Von Seiten der Kriegs- und Domänen-Kammer wurde demgemäß, da man unterdessen auch darauf aufmerksam geworden war, daß auch die Färberflöße, und diese gar oberhalb der Stadt, sich im Bereiche der des Wassers bedürftigen Stadt befanden, dem Magistrat aufgetragen, diese Gewerbe weg und weiter nach unterhalb zu verlegen, um jeder Verunreinigung des Wassers vorzubeugen. Was die Färber gethan haben, wissen wir nicht, die Gerber aber widersetzten sich, sie wollten weder an einem anderen Orte die erforderlichen Einrichtungen treffen, um ihre Gerberflöße bei Hochwasser in Sicherheit zu bringen, noch überhaupt von der ihnen einmal angewiesenen Stelle weichen. Die Kriegs- und Domänen-Kammer wiederholte aber ihren Befehl, gegen welchen die Gerber nunmehr Beschwerde beim Generaldirektorium erhoben, um dessen Entscheidung es sich nunmehr handelte. Es hingen wie immer an der Hauptfrage noch einige Nebenfragen, die weiter kein Interesse darbieten. Die Hauptfrage, ob die Kammer oder überhaupt die Landespolizeibehörde befugt sei, den Gerbern den von ihnen bisher benutzten Platz wegzunehmen, und denselben außerhalb der Stadt eine andere Arbeitsstelle anzuweisen, mußte vorzugsweise in den Vordergrund treten. Man sieht daraus, daß die Landespolizeibehörde schon vor achtzig Jahren sich in demselben Kampfe mit den die menschliche Gesundheit gefährdenden Hantierungen befand, der gegenwärtig in ein akutes Stadium getreten ist. Theoretisch befand man sich damals schon auf demselben Standpunkte, welcher heute festgehalten wird. Dem entsprechend sagt der Examinand am Schlusse seiner Arbeit

Folgendes: „Es ist zwar Sache der Polizeibehörde, alles zu Aufnahme derer Gewerbe beizutragen und das hinweg zu räumen, was dem Flor eines Gewerbes im Wege steht, allein ihre Hauptpflicht ist Leben, Freiheit, Ehre und Eigenthum für Verletzungen und Beeinträchtigungen zu sichern. Kommt daher beides in Collision, so muß ersteres dem letzteren weichen. Kann demnach entweder nur für Beförderung einer Gerberei oder nur für reines Wasser in einer Stadt gesorgt werden und beides zugleich nicht geschehen, so muß ersteres dem letzteren weichen, denn gesunde Lebensmittel sind ein Hauptgegenstand der Sorge einer Polizeibehörde." — Der Fortschritt besteht mehr darin, daß man in der Erkenntniß der physischen Bedingungen der Gesundheitspflege weiter gekommen und in Folge dessen mehr und besser im Stande ist, den schädlichen, die Gesundheit gefährdenden Einwirkungen vorbeugend entgegenzutreten, während man damals nur stoßweise und da einzuschreiten in der Lage war, wo die Nase und der Geschmack geradezu beleidigt wurden, und dadurch eine Gefahr andeuteten. Schön hat in seinem Gutachten sehr eingehend ausgeführt, warum die Hantierung der Gerber für die Gesundheit der Anwohner offenbar für nachtheilig erachtet werden müsse, eine Auseinandersetzung, welche in ihrer Breite damals vielleicht nicht überflüssig war. Wie wenig in dieser Beziehung die Ansichten noch in weit späterer Zeit geklärt waren, dafür hat ungefähr vierzig Jahre später die Stadt Danzig eine grelle Illustration geliefert.

Bekanntlich wird der Radaunefluß da, wo er aus den Hügelreihen der Kassubei hervorkommend in die Niederung eintritt, durch eine Schleuse abgesperrt, und auf eine Entfernung von fast zwei Meilen am östlichen Rande dieser

Höhen in einem künstlichen Kanale in die Stadt Danzig geleitet, wo das Wasser des Flusses von einer Wasserkunst, deren Bau natürlich wie alle ähnlichen dem Kopernikus zugeschrieben wird, gehoben, und dann durch Röhren in die Brunnen der Stadt vertheilt wird. An diesem künstlichen Flußlaufe entlang haben sich von alten Zeiten her Professionisten und Fabrikanten aller Art angesiedelt, deren Häuser in den Vorstädten Petershagen, Stadtgebiet ꝛc. am Fuße des Dammes stehen, auf welchem das Wasser der Radaune zur Stadt fließt. Für alle diese Wohnstätten war es ungemein bequem, allen Unrath in das vorbeifließende Wasser zu schütten, ja seit Jahrhunderten hatten die Bewohner jener Häuser ihre Aborte außerhalb der Häuser unmittelbar über dem fließenden Wasser angebracht. Immer hat man sich dann darüber gewundert, daß Danzig ein so ungesunder Ort, ein Brutnest für Fieber, Cholera und Pest gewesen ist, das Brunnenwasser so übel roch, und so nichtswürdig schmeckte, insbesondere auch darüber, daß nicht bloß die eingeborenen Danziger und die schönsten Danzigerinnen so schlechte Zähne hatten, so furchtbar von Zahnschmerzen heimgesucht wurden, sondern auch, wer aus der Fremde nach Danzig zog, die schönsten Zähne, die er mitgebracht, in wenigen Jahren sich in abscheuliche Ruinen verwandeln sah. Endlich, als in ärztlichen Kreisen das Interesse für hygienische Untersuchungen rege wurde, kam man in Danzig sehr bald darauf, daß neben anderen lokalen Ursachen, die man seitdem durch die Kanalisation bekämpft, die ganz unerhörte Verunreinigung des Radaunewassers, das täglich in allen Speisen hinuntergeschluckt werden mußte, zerstörend auf den menschlichen Organismus einwirken müsse. Eine Petition gab der Regie-

rung zu Danzig Veranlassung, wie früher die Kriegs- und Domänen-Kammer zu Gumbinnen die Gerber und Färber delogirte, so die sofortige Rasirung der an der Radaune etablirten Aborte zu gebieten, und die Verunreinigung des Wassers bei scharfer Strafe zu verbieten. Es versteht sich ganz von selbst, daß die von diesem Gebote und Verbote betroffenen Hausbesitzer, deren Zahl sich auf mehrere Hundert belief, sich dawider auflehnten, und ein Jahrhunderte altes Ersitzungsrecht geltend machten, um ferner wie bisher befugt zu sein, ihren Mitbürgern in der Stadt das unentbehrliche Trink-, Koch- und Waschwasser in der unsagbarsten Weise vergiften zu dürfen. Dies auch von den Gerbern in Gumbinnen und heute noch von den Schlächtern in Berlin geltend gemachte Ersitzungsrecht, dessen Existenz sonst gar nicht bezweifelt werden konnte, machte die Regierung zu Danzig zwar nicht bedenklich, nöthigte sie aber, die Gefahr für die menschliche Gesundheit formell zu beglaubigen, um auf diese Gefahr die Gewalt der Landespolizeibehörde stützen zu können. Sie forderte von dem Medizinalrathe ein Physikatsgutachten. Der alte, ehrwürdige, sehr gesuchte Arzt vermochte aber nicht eine Gefahr für die Gesundheit der Menschen zu erkennen, er meinte: ekelhaft sei die Verunreinigung des Wassers unzweifelhaft, aber eine Gefahr für die Gesundheit könnte er darin nicht entdecken. Es bedurfte eines erneuten Petitionssturmes und eines Superarbitriums, um die Stadt von einer der unerträglichsten Plagen, die man Jahrhunderte lang geduldig ertragen hatte, endlich zu befreien.

Die „juristische Proberelation" berührte eben so wie diejenige, welche Schön für das Referendarienexamen vorgelegt worden war, einen Fall der Verwaltungsrechtsprechung,

der in gleicher Weise nicht wegen des an sich unbedeutenden Streitgegenstandes, sondern nur wegen des Instanzenzuges und der Prozeßformen ein Interesse erregt, und einen Berührungspunkt mit den heute zur Diskussion stehenden Fragen des Verwaltungsstreitverfahrens darbietet. In Kürze dargestellt, war der Thatbestand folgender: ein Kaufmann aus Stallupönen hatte den Jahrmarkt zu Darkehmen besuchen wollen, und seine Waaren, in zwei Wagen verpackt, unter dem Geleite zweier Handlungsdiener vorausgesendet. Die Wagen kamen am Nachmittage des Tages vor dem Markte in Darkehmen an, als die Reihe der Budenplätze durch den Marktcommissarius Stadtkämmerer Hundsdörfer bereits regulirt war. Da die Reihe der Krambuden, in welche die von dem Stallupöner Kaufmann Kehlert hingesendeten Waaren gehörten, bereits geschlossen war, und die beiden Eckplätze von Personen besetzt waren, auf welche die betreffenden Personen ein bestimmtes unbezweifeltes Recht hatten, so war für Kehlert's Bude nur dann ein Platz in der Reihe zu beschaffen, wenn die eine Eckbude weiter hinausgerückt wurde, da dem Inhaber derselben kraft seines verbrieften Rechtes nicht zugemuthet werden durfte, eine Bude, welche ihm den Eckplatz nahm, zu dulden. Statt nun, wie es die Marktordnung verlangte, das Weiterrücken der schon aufgestellten Eckbude anzuordnen, wies der gedachte städtische Beamte den Leuten des Stallupöner Kaufmanns einen noch vakanten Platz in einer anderen Budenreihe an, wodurch sie mit ihren Kramwaaren ganz, wenn auch nicht übermäßig weit entfernt, aus der Reihe der Krambuden kamen, also auch aus dem Bereiche der Kramwaaren suchenden Kunden. Da diese sich das nicht gefallen lassen wollten, vielmehr Anstalten trafen, um ihre

Bude über die berechtigte Reihe hinaus aufzuschlagen, so untersagte der Stadtkämmerer dies, und requirirte auch den Militärkommandanten, eventuell den Bau der Bude durch die gegenüber stationirte Wache verhindern zu lassen. Kehlert selbst kam in der Nacht in Darkehmen an, und ließ, als er sich von der Sachlage unterrichtet, und namentlich sich davon überzeugt hatte, daß der Stadtkämmerer nur darum von der Marktordnung abgewichen war, und das Weiterrücken der Eckbude nicht angeordnet hatte, weil er dadurch seinem Schwiegersohne, der den gegenüberliegenden Eckplatz inne hatte, den Marktvortheil verschaffen wollte, daß er kein Gegenüber habe, seine Bude da aufrichten, wo der Kämmerer es verboten hatte. Hieran wurde er durch die einschreitende Militärwache gehindert, und in Folge des Wortwechsels mit dem wachthabenden Unteroffizier arretirt, früh am Morgen des Markttages wieder entlassen. Darauf ließ er seine Waaren wieder zusammenpacken, und verließ den Markt klagte aber sofort gegen den Stadtkämmerer Hundsdörfer auf Schadenersatz, und verlangte dessen Bestrafung wegen Mißbrauchs des Amtes im Privatinteresse, und zwar bei der Justizdeputation der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Gumbinnen. Nach Instruktion des Prozesses und Aufnahme des Beweises, welche genau in den Formen der Prozeßordnung erfolgte, verurteilte der Richter erster Instanz den Stadtkämmerer Hundsdörfer, dem der Amtsmißbrauch vollständig nachgewiesen war, zu einer fiskalischen Strafe, wies aber den Kläger mit seiner Forderung auf Schadenersatz vollständig ab. Da beide Theile appellirten, so ging die Sache an das Ober-Revisions-Kollegium des Generaldirekto-

[illegible] und wurde in dieser Lage Schutz zur [illegible] der [illegible]

[illegible] Was den [illegible] ist der Charakter des Verfahrens gegen das [illegible] eingeschränkt und bis zur neueren Reorganisation fest-gehalten [illegible] gegen das [illegible] Recht. Was den früheren Zustand betrifft, so ist [illegible] darauf aufmerk-sam zu machen, daß die Klage über den Mißbrauch der Amtsgewalt damals von einer richterlichen Behörde und in den strengsten Prozeßformen verfolgt wurde, während die Reorganisation des Jahres [illegible] sich damit begnügte, die Verwaltungsjustiz zu beseitigen und die Klage wegen Miß-brauchs der Amtsgewalt und damit die Verantwortlichkeit des Beamten von dem Ermessen der vorgesetzten Ver-waltungsbehörde, die ohne die schützenden Formen des Pro-zesses und ohne richterlichen Spruch urteilt, abhängig machte. Insofern kann man sagen, daß die alte Einrichtung mehr Schutz gegen Beamtenwillkür bietet, und daß, wenn auch die Organisation der damaligen Verwaltungsjustiz Mängel haben mochte, es doch im Resultat zu einem Rückschritt führte, daß man sich nicht damit begnügte, diese Mängel zu beseitigen, und eine gereinigte richterliche Behörde an die Stelle der aufgehobenen zu setzen. Man kann in dieser Beziehung sagen, daß die Reorganisation der Verwal-tung zu radikal verfuhr, indem sie die Verwaltungsjustiz kurzweg beseitigte, ohne etwas Besseres an die Stelle des Guten zu setzen. Daß die damalige Verwaltungs-justiz auch über privatrechtliche Streitigkeiten, hier über die Forderung des Schadenersatzes erkannte, und dies in zahl-reichen anderen Fällen auch thun mußte, und daß dadurch

die Stellung des Fiskus in privatrechtlicher Beziehung vielfach verschoben wurde, wogegen der Unterthan nur in der Integrität der Verwaltungsbeamten einen unter Umständen zweifelhaften Schutz finden konnte, war sicherlich ein Fehler, der beseitigt werden mußte, und beseitigt worden ist. Daß man aber unterließ, an die Stelle des gerichtlichen Prozeßverfahrens in den verbleibenden Verwaltungsstreitsachen ein anderes zu setzen, Alles vielmehr in die bloße Beschwerdeform verwies, war andererseits ein Fehler der Reorganisation, der jetzt erst nach fast siebzig Jahren eine Remedur erfährt, von welcher Gneist mit vollem Recht rühmt, daß darin einer der größten politischen Fortschritte enthalten ist, die der preußische Staat in neuerer Zeit gemacht hat. Dieser Fortschritt ist aber, wie man aus den angeführten Beispielen ersieht, im Wesentlichen eine Rückkehr zu guter altpreußischer Tradition, nachdem man sie von den Fehlern gereinigt hat, welche damals aus der Unfertigkeit der Entwickelung des Staatsbegriffs von selbst hervorgegangen waren.

Die dritte Probearbeit Schön's, betreffend die Veranschlagung einer Domäne, bietet eine ganze Anzahl von Anknüpfungspunkten an damalige Verwaltungsgrundsätze und Kulturzustände. Wenn wir an dieser Stelle nicht weiter darauf eingehen, so geschieht dies, weil diese Erörterungen an eine andere Stelle gehören, wo die staatswirthschaftlichen Resultate der Reise, zu welcher Schön sich rüstete, gemustert werden.

Als er jene Arbeiten vollendet hatte, wurde die Reise nach Berlin angetreten.

Zweites Kapitel.

Wie man vor achtzig Jahren eine Reise machte, von Königsberg nach Berlin gelangte, und was man dort fand.

Zu jener Zeit war eine größere Reise noch ein Unternehmen, welches kaum geringerer Vorbereitungen bedurfte, als man heute zu einem Ausfluge in den Orient oder nach Amerika aufzuwenden hat. In vieler Beziehung mußte der Reisende sogar in vorbereitenden Vorsichtsmaßregeln noch viel weiter gehen. Schon die Ueberwindung der mit der Reise verbundenen körperlichen Strapazen erforderte ganz andere Anstrengungen, als die heutige Nachkommenschaft sich vorzustellen vermag, nachdem zuerst durch den Bau von Chausseen das Reisen zu einem Vergnügen umgestaltet, dann durch die Eisenbahnen zu einer gewöhnlichen Abwechselung im alltäglichen Leben degradirt worden ist. Leute, welche Reisen gemacht hatten, wie sie jeder Spießbürger, der über die nöthigen Geldmittel verfügt, heutzutage für eine zum Leben erforderliche Unterhaltung betrachtet, waren damals schon allein durch die gemachte Reise zu angesehenen, bevorzugten Gliedern der Gesellschaft erhoben, und der Entschluß, eine größere Reise zu unternehmen, deutete daher schon von vornherein

eine ungewöhnliche Begabung und ein hervorragendes Streben an.

Dazu kam noch die Sorge um die gehörige Ausnutzung der Reise zur Einheimsung derjenigen Kenntnisse und Erfahrungen, welche man sich von einem großen und in vieler Beziehung selbst gewagten Unternehmen versprach. Man brauchte dazu eine Menge von Empfehlungen an hervorragende Personen, welche den Reisenden bei der Verfolgung seiner Zwecke zu fördern, die Macht hatten. Dies nöthigte den Reisenden wieder, einen Theil seiner Zeit auf den Besuch solcher Personen zu verwenden, und um ihre Protektion zu werben. Diese Empfehlungen aber mußten mühsam zusammengesucht werden, und vergrößerten den Kreis der Vorbereitungen nicht unerheblich. Man vergegenwärtige sich diese Umstände lebhaft, und man wird finden, daß der Entschluß selbst, eine Reise zu machen, schon an sich eine That war, auch wenn der Reisende nur innerhalb der Grenzen des eigenen Vaterlandes sich zu orientiren gedachte.

Dann kam die Art, zu reisen, zur Erwägung. Vornehme und reiche Leute, die unabhängig ihre Zwecke verfolgen wollten, reisten in eigenem Wagen mit Extrapost. Das war aber theuer, und konnte nicht Jedermanns Sache sein. Die „fahrende Post", welche auch Passagiere beförderte, war unzweifelhaft eine Marteranstalt ersten Ranges, und es ist eigentlich schade darum, daß der heutigen Generation die Anschauung von dieser Art zu reisen ganz verloren gegangen ist. Wer einen lebhaften Begriff davon erhalten will, muß sich bis tief in das Innere von Rußland oder in die Vorländer des Orients begeben, wo heute noch Zustände vorhanden sind, die mit denjenigen Aehnlichkeit haben, welche

vor achtzig Jahren und noch später in unserem Vaterlande alltäglich waren. Welche ungeheuere Fortschritte die Welt in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat, läßt sich kaum an irgend einer anderen gesellschaftlichen Einrichtung so deutlich demonstriren, als an der Verbesserung der Reisegelegenheit, welche zuerst durch Chausseen und musterhafte Beförderung der Personen durch die Post, dann durch die Eisenbahnen hervorgebracht worden ist. Die „fahrende Post", auch „ordinäre Post" genannt, beförderte zum Unterschiede von der „Reitpost", welche nur Briefe mitnahm, aber auch nicht mehr ritt, was den Stafetten vorbehalten war, sondern in kleinem Wagen fuhr, Passagiere und Pakete. Wer noch ein solches Ungethüm von Postwagen, wie sie sich auf abgelegenen Routen bis in die vierziger Jahre erhalten hatten, einmal gesehen oder gar benutzt hat, wird nur mit Schaudern an jene Zeit zurückdenken, in der man auf dieses Vehikel angewiesen war. Ein unförmlicher hölzerner Kasten, der fest auf hölzernen Axen ruhte, war oben mit Leder bekleidet. Im Inneren gab es zwei Sitze, welche, in Lederriemen hängend, die an den Leiterbäumen befestigt waren, den Unglücklichen aufnehmen sollten, der auf denselben die Stärke seiner Glieder und Nerven zu erproben bestimmt war. Durch eine schmale Thür kletterte man hinein, und wenn die sechs Personen, welche die beiden Sitze aufzunehmen bestimmt waren, sich gehörig zurechtgedrückt hatten, wurde die Thür fest verschlossen. In dem oberen Theile der Thüre war ein kleines Fenster angebracht, welches herabgelassen werden konnte. Zur Sicherung gegen Räuber- und Diebesgriffe war aber vor dem Fenster noch eine eiserne Traille angebracht, welche demselben das Ansehen eines Kerkers gab. Diese Vorrichtung

war übrigens weniger zur Sicherung der Ladung geeignet, als zur unaufhörlichen Beunruhigung und Reizung der aufgeregten Nerven. Denn der Bewegung des Wagens accompagnirte das Geklapper dieser Eisenstange so wirksam und ununterbrochen, jeden Stoß des Wagengestelles, welcher an sich schon jede Fiber des Körpers in Mitleidenschaft zog, durch den gellenden Ton des aufstoßenden lose eingefügten Eisens noch besonders dem Ohre fühlbar machend.

Noch einer anderen Eigenthümlichkeit dieses Gefährtes, welches lange Jahrzehnte hindurch zur Beförderung und Peinigung der Reisenden gedient hat, bis es durch die eleganteren Schnellpostwagen zuerst in den Hintergrund gedrängt, und dann ganz verdrängt wurde, muß Erwähnung geschehen, wenn man sich eine vollständige Vorstellung von den Schwierigkeiten und der Beschwerlichkeit des Reisens in jener Zeit machen will. Die beiden Sitze im Inneren des Wagens waren von dem offenen Vordersitze, auf welchem der den Wagen begleitende Kondukteur Platz nahm, nur durch ein Lederpolster getrennt, welches im Sommer den freien Luftzug verhinderte, sonst aber dem scharfen Winde kein wesentliches Hinderniß bot. Aber diese ganze Sitzgelegenheit füllte nur die vordere Hälfte des sehr langen Wagens aus, dessen ganze Konstruktion sich allmälig aus dem Gestelle eines gewöhnlichen Leiterwagens, der mit einer Plane bedeckt war, entwickelt hatte. Der hintere Raum war dazu bestimmt, die Brieffelleisen und Postpakete aufzunehmen. Dieser Raum war aber von den Sitzen der Passagiere nicht etwa durch eine feste Wand geschieden, vielmehr gerade nach dem Inneren des Wagens zu ganz offen, so daß die Postbeamten nur von den Passagiersitzen aus zu den Paketen gelangen konnten.

Die Passagiere, welche den Vordersitz einnahmen, hatten also nur eine schmale Lehne zum Schutze ihres Rückens, und mußten außer der Unbequemlichkeit des Sitzes überhaupt noch sich vorsehen, daß bei dem Rütteln des Wagens ihnen nicht locker gewordene Pakete auf den Kopf fielen. Kam man auf der Station an, so mußten die Passagiere vor allen Dingen aussteigen, denn der ganze Inhalt des Postwagens mußte revidirt, die Pakete untersucht und gezählt, und der Wagen vollständig umgeladen werden.

Setzte sich nun dieses schwerfällige Gefährt, welches mindestens vier gute Pferde erforderte, auf den unchaussirten Wegen in Bewegung, so brauchte man zunächst mehrere Stunden, um die nächste Station zu erreichen, und da auf dieser das Hantiren mit der Expedition der Post viel Zeit wegnahm, häufig auch die frischen Pferde erst von der Weide hereingeholt werden mußten, so gab es auf jeder Station je nach der Wichtigkeit derselben oder nach sonstigen lokalen Eigenthümlichkeiten einen längeren oder kürzeren Aufenthalt bis zu mehreren Stunden. Alle diese Umstände veranlaßten es denn, daß eine Reise von Königsberg nach Berlin unter gewöhnlichen Verhältnissen sechs Tage und sieben Nächte in Anspruch nahm, und dazu kam noch, daß die Post nur zweimal in der Woche fuhr. Dabei war die Reise theuer, und man konnte die Reise nach Berlin kaum unter 40 Thaler rechnen. Man kann daraus ermessen, welchen ungeheueren Eindruck es machte, als durch Chausseen und Schnellposten es möglich gemacht wurde, die Dauer dieser Reise zunächst auf drei Tage und vier Nächte abzukürzen, eine Fahrgeschwindigkeit, welche bis dahin nur der „reitenden (Brief-)Post“ oder Kourieren erreichbar gewesen war; ferner daß alltäglich eine

Post ging. Wer also mit „der fahrenden Post“ zu reisen genöthigt war, mußte sich auf ungemessenen Zeitverlust, angreifende Strapazen, und unter Umständen auch entsetzliche Langeweile gefaßt machen. Der letzteren wegen war es nöthig, mit den etwaigen Reisegefährten gute Kameradschaft zu halten, wovon heute der Begriff fast ganz verloren gegangen ist. Es war dies um so nöthiger, da man niemals wissen konnte, ob und welchen Hindernissen die Reise begegnen würde. So hat die zufrierende oder aufgehende Weichsel die Post bis zu acht Tagen an ihre Ufer gefesselt, und die großen Krüge, welche sich damals an den Uebergangspunkten etablirt hatten, haben häufig die lustigsten Gelage in ihren unscheinbaren Mauern gesehen, wenn Dutzende von Reisenden, auf den Stromübergang wartend, sich angesammelt hatten, und nothgedrungen die gar nicht anders verwendbare Zeit mit heiterem Gespräche, mit Kartenspiel und Punschtrinken zubringen mußten. Und diese Gasthöfe spielten damals eine ganz andere Rolle, und man war in ihnen sehr gut aufgehoben.

Die große Poststraße von Königsberg nach Berlin nahm damals eine ganz andere Richtung. Der Weg durch das Posen'sche wurde nur zu Reisen nach Schlesien benutzt. Geradeaus durch die Tucheler Haide und die Neumark zu reisen, fiel Niemanden ein. Die ganze Gegend am linken Weichselufer bis zur Grenze der Neumark war fast unpassirbar, des tiefen Sandes und der vielen weit ausgedehnten Wälder wegen. Sie war außerdem seit Jahrhunderten, d. h. seitdem die polnische Wirthschaft die stramme Polizei des deutschen Ordens abgelöst, und alle seine Einrichtungen in Verfall hatte gerathen lassen, verrufen wegen der Unsicher-

heit und der diebisch-räuberischen Gewohnheiten ihrer spärlichen kassubischen Bewohner. Erst der Bau einer Chaussee, welche quer durch diesen Landstrich gelegt wurde, hat diesen Zuständen definitiv ein Ende gemacht, und das Denkmal, welches mitten im Walde an derselben aufgerichtet worden ist, preist Friedrich Wilhelm III. wegen dieser That geradezu als den Wiederhersteller des Landes und Vernichter des Räuberunwesens. Die Post ging über Danzig, und von dort durch Pommern über Stargard, Schwedt, Angermünde nach Berlin, welcher Umweg sich von alter Zeit her, d. h. seit der Einrichtung eines geordneten Postwesens unter dem großen Kurfürsten schon durch die an die Neumark und an Pommern vorspringende polnische Grenze von selbst empfohlen hatte, und auch nach der ersten Theilung von Polen und nach der Erwerbung von Westpreußen beibehalten war. Von dem Umfange dieser übrigens ganz verwüsteten und verwahrlosten Waldkomplexe giebt die eine Notiz eine genügende Vorstellung, daß nach der preußischen Besitznahme von Westpreußen von der Forstverwaltung bei der ersten Eintheilung der Forsten ein Gestell durchgehauen wurde, welches von Nord nach Süd sieben Meilen ununterbrochen in gerader Richtung durch königliche Forsten ging, oder vielmehr heute noch geht.[1])

Im königlichen Dienste reiste man mit Vorspannpässen, auf denen die einzuschlagende Route speziell angegeben war. Die Last, den Vorspann zu stellen, ruhte natürlich nur auf dem gedrückten Bauernstande, und hat nur bis zum Jahre 1810 bestanden. Da aber der Bauer nur verpflichtet war,

---

[1]) v. P.(annewitz), Das Forstwesen von Westpreußen, Berlin 1829, p. 58.

die Pferde und den Fuhrmann zu stellen, so war der im Dienst reisende Beamte genöthigt, sich selbst einen Wagen zu besorgen, und solche Beamte, die häufig genöthigt waren, Dienstreisen zu machen, oder wer eine größere Reise unternahm, kaufte sich einen eigenen Wagen gerade so wie derjenige, der sich der Extrapost bediente. Für die Dienstreisen der höheren Beamten der Kriegs- und Domänenkammern wurde wohl auch ein „Kammerwagen“ gehalten, Produkte der damaligen Wagenbaukunst, von denen es schade ist, daß nicht irgend ein gerettetes Exemplar in einem Museum noch eine Stätte gefunden hat. Daß man auf diese Art wesentlich schneller fortgekommen wäre, als mit der „fahrenden Post“, wird sich kaum behaupten lassen. Die Vorspänner hatten keinen Grund, sich auf der Fahrt zu übereilen, die Pferde waren meist schwach, und wenn sie von weither (wir werden einige Beispiele kennen lernen) zur Ableistung der Frohne hergeholt waren, nicht bei Kräften. Der Pferdewechsel, die Bestellung und Herbeischaffung des Vorspanns nahm viel Zeit weg. Reisende und Vorspänner fuhren nicht gern in die Nacht hinein oder gar die Nacht hindurch, man blieb im Nachtquartier liegen, und konnte in der Regel erst spät aufbrechen. So ist es denn erklärlich, daß die beiden Reisenden, denen wir uns nunmehr speziell zuwenden, auf der beschriebenen Tour von Königsberg nach Berlin genau fünfzehn Tage gebrauchten, um an das nächste Ziel ihrer Reise zu gelangen.

Die Leistung des Vorspanns rührt aus den ältesten Zeiten her, und war namentlich in den ehemals slavischen Landestheilen eine uralte von den Bauern zu leistende Landeslast. Daß diese Leistung, die speziell für die Mark unter

anderen auch in der Dorf- und Ackerordnung vom 16. Dezember 1602 besonders festgestellt wird, im Verlaufe der Zeit und bei der Vermehrung der zu stellenden Fuhren eine drückende, die Wirthschaft der Bauern und der außerdem dazu verpflichteten Ackerbürger und der zahlreichen Mediatstädte schwer beeinträchtigende Last geworden war, leuchtet ohne Weiteres ein. In Kriegszeiten erreichte sie natürlich eine geradezu vernichtende Höhe. Aber auch im Frieden mußte sie unerträglich werden, als durch die Vergrößerung des Staates, die Annexion von Schlesien, die Theilung von Polen die Reisen von Beamten im Dienste eine unvorhergesehene Erhöhung erfuhren. Die Regierung verbot, mehr als vier Pferde vor einen Wagen zu stellen, bezahlte jedenfalls nicht mehr. Aber die Mangelhaftigkeit der Straßen, die Schwere des Gepäcks, welches der reisende Beamte damals mit sich zu führen genöthigt war, die Kleinheit und Schwäche der zum größten Theile nur auf der Weide ernährten Pferde, zwangen oft, sechs, auch acht Pferde vorzuspannen, wo die Vergütung nur für vier Pferde gewährt wurde, und durch diese Umstände wurde die Last noch weiter erschwert. Der Bauer erhielt für jedes Pferd und jede Meile nur 1½ ggr. vergütet, und man kann sich daher leicht ausrechnen, welcher Druck damit auf den schon so gedrückten Bauern ausgeübt wurde. Daß unter so erschwerenden Umständen, die doch eben nur einen kleineren Theil des auf jenem Stande lastenden Druckes ausmachten, trotz aller Bemühungen der Regierung, trotz aller auf Landesmeliorationen verwendeten Kosten, trotz alles Scheltens und Ermahnens die Landeskultur im Großen und Ganzen keine erheblichen Fortschritte machen wollte, oder nur in ganz besonders be-

günstigten Gegenden machen konnte, darf hiernach wahrlich nicht Wunder nehmen. Es ergiebt sich aber auch daraus, daß der Druck höchst ungleichmäßig vertheilt war. Manche Gegenden, in denen das frequentirte Straßennetz sich konzentrirte, befanden sich eigentlich fortwährend unter dem Drucke eines permanenten Kriegszustandes. Der Niederbarnim'sche Kreis hatte z. B. noch vor dem siebenjährigen Kriege jährlich 8—10,000 Pferde zu stellen, und es hat Jahre lang fortgesetzter Beschwerden und Verhandlungen bedurft, bevor es ein tüchtiger Landrath durchzusetzen vermochte, daß hier die Vergütung wenigstens auf das Doppelte erhöht wurde. Daß unter diesem Drucke zuletzt eine vollständig pessimistische Stimmung und Indolenz bei den Bauern herrschend wurde, und diese Indolenz noch die nächsten Generationen nicht verlassen wollte, kann, wenn man den Dingen auf den Grund sieht, nicht auffallen. Ein bezeichnender Zug dieser Stimmung ist, durch glaubwürdige Tradition verbürgt, dafür Zeuge. Im Jahre 1809 hatte ein höherer Beamter eine eilige Dienstreise angetreten, und konnte bei den schlechten Wegen und der Schwäche der Gespanne im Samlande allem Schelten, Bitten, Ermahnen, Fluchen zum Trotz nicht von der Stelle kommen. Er ließ sich endlich von der wahrlich nicht aus Eigennutz entsprungenen Hitze, was er sich später immer zum Vorwurfe machte, dazu hinreißen, den vor ihm sitzenden Vorspänner mit dem Stocke zum schnelleren Fahren zu animiren, fühlte seinen Zorn aber sofort vollständig entwaffnet, als der arme Teufel sich auf seinem Sitze umdrehte, und ruhig sagte: „Hau, Herrke! hau! Buurbuckel es dat gewönnt.“

Aus dieser kleinen Geschichte mag man ermessen, in

welchem Grade das Edikt vom 28. Oktober 1810, welches die Vorspannpflicht für Civilbeamte aufhob, im Verein mit der sonstigen Agrargesetzgebung nicht bloß materielle sondern auch moralische Erlösung brachte, deren Wirkung sich allerdings erst nach einem natürlichen Gesetze der Volksentwickelung der nächsten Generation bemerklich und wohlthätig erwies. Wenigstens ist von jenem Tage an, da die im Dienste reisenden Beamten Reisevergütung nach den Sätzen der Extrapost erhielten, die Landeslast gleichmäßig vertheilt worden.

Ausgerüstet mit einem Atteste, welches er ohne Zagen der gefürchteten Oberexaminations-Kommission vorlegen konnte, und welches ihn mit Vertrauen zu dem Ausgange des Examens erfüllen durfte,[1]) traf Schön in Gemeinschaft mit seinem Reisegefährten die nöthigen Vorbereitungen zur Reise. Da der Oberpräsident v. Schrötter Vorspannpässe gewährt hatte, so konnte die Reise mit großer Bequemlichkeit zurückgelegt werden. Die von der Reise mit der fahrenden Post unzertrennlichen Strapazen wurden vermieden, und, was vielleicht mehr werth war, die Reisenden waren in Beziehung auf die Reiseroute zwar beschränkt, sonst aber Herren ihrer Zeit, und konnten überall Halt machen, wo sich eine Gelegenheit darbot, und ein Bedürfniß einstellte. Freilich ging die Fahrt langsamer als die Post oder die unerschwinglich theure Extrapost die Reisenden befördert haben würde. Denn die Beschaffung des Vorspanns auf den

---

[1]) Beilage VI, Nr. 1.

Wechselstationen erforderte Zeit, und einen Stundenzettel vorausgehen zu lassen, hätte andere Unbequemlichkeiten gebracht, namentlich aber die Reisenden andererseits wieder in der Verwendung ihrer Zeit sehr beschränkt. Die Stundenzettel wurden durch Fußboten befördert, und wir werden im weiteren Verfolg der Reise sehen, daß Schön, der im tiefsten Winter möglichst schnell nach Breslau gelangen wollte, zwei Tage in Sagan liegen bleiben mußte, um dem vorausgesandten Stundenzettel den nöthigen Vorsprung zu gewähren.

Vor allen Dingen mußte ein eigener Wagen angeschafft werden. Ein solcher Reisewagen damaliger Zeit war auch ein eigenthümliches Gebäude, wie man sie heute gar nicht mehr hat. Jeder Reisende mußte zugleich seine ganze Garderobe und Leibwäsche für längere Zeit mit sich führen. Des Gepäckes wurde also von selbst sehr Viel, und die Koffer mußten der Bauart der Wagen nach fast ganz die Hinteraxe belasten. Es gab damals keine eisernen Axen, auch keine Druckfedern, Reisewagen ruhten im Gegentheile meistens unmittelbar auf den Axen, und es war keine geringe Strapaze, in denselben auf schlechten Wegen oder holperigem Steinpflaster sich schütteln zu lassen. Natürlich ging auch alle Augenblicke etwas entzwei, und Schmiede und Stellmacher wurden während des erzwungenen Aufenthaltes in Nahrung gesetzt. Als neue Chausseen gebaut wurden, haben wir das lächerliche Schauspiel erlebt, daß gewisse Städte sich dagegen sträubten, weil ihren Gastwirthen, Schmieden, Stellmachern ꝛc. durch diese Neuerung der aus dem erzwungenen Aufenthalte von Reisenden sich ergebende Verdienst werde entzogen werden, eine Deduction, welche übrigens bei der Einführung der Eisenbahnen sich wiederholte.

Nach der Anordnung des Ministers v. Schrötter sollte Schön die Reise, zu welcher er sich anschickte, zusammen mit dem Referendarius Büttner machen, der gleichzeitig zur Ablegung des großen Examens nach Berlin ging. Ein dritter Referendar, Schlick, der aber nur nach Berlin ging, schloß sich in Marienburg an [1]). Zunächst war nur ein Vorspannpaß bis nach Berlin gewährt worden. Die weiteren Pässe wurden, je nach der Richtung und Ausdehnung der Reise, nachgesendet. Natürlich galten diese Pässe nur für die preußischen Staaten; wo die Grenze überschritten wurde, waren die Reisenden auf Miethsfuhrwerke oder nach Umständen auf die Extrapost angewiesen.

So traten denn die beiden Reisenden ihre Fahrt an, nicht bloß wohl ausgestattet mit Allem, was zu einer weiten Reise erforderlich war, sondern auch begleitet von den guten Wünschen ihrer Eltern und guter Freunde. Wenn man sich heute auf die Eisenbahn setzt, um eine ähnliche Fahrt zu machen, so wird der Abschied natürlich viel leichter, als dies damals der Fall sein konnte. Man vermag genau die Zeit zu berechnen, wann der Reisende, nach wohl vollbrachter Arbeit zurückkehren wird, und Unglücks- oder Glücksfälle,

---

[1]) Ernst Schlick, aus Sachsen gebürtig, studirte mit Schön zusammen, und machte mit ihm zusammen das Referendariat bei der Kammer zu Königsberg ab. Nach Ablegung des Staatsexamens wurde er der Kammer zu Plock überwiesen, 1801 nach Marienwerder versetzt. Er trat 1804 wegen Kränklichkeit aus dem Staatsdienste aus, und erwarb das Gut Poschirwindt in Litthauen (Neuostpreußen), wo er bis zur Katastrophe 1807 lebte. 1812 sendete ihn Schön mit Löhnungsgeldern für das York'sche Corps nach Wilna, wo er dieselben dem General Krusemark übergab. 1813 kam Schlick, ohne aktiver Offizier zu sein in das Hauptquartier des Generals v. Bülow, kehrte aber nach dem Friedensschlusse auf sein Gut zurück. Er trat 1816 wieder in den Staatsdienst und starb 1847 als Oberregierungsrath in Gumbinnen.

welche die Reise unterbrechen, oder ihr eine andere Wendung geben könnten, liegen unter gewöhnlichen Umständen ganz außerhalb des Kreises der Berechnung. Es muß schon sehr weit in ferne Zonen des Erdballes mit weit gesteckten Zielen gehen, wenn der Reisende sich zu Betrachtungen über die Trennung von dem bisherigen Aufenthalte veranlaßt fühlen sollte, wenn es sich nicht um die gänzliche Trennung handelt. Davon war nun in unserem Falle nicht weiter die Rede, als zwei junge lebenslustige Referendarien die Stadt der reinen Vernunft verließen. Ihre Pläne überschritten zunächst nicht die Grenze des preußischen Staates, denn der Gedanke, nach England zu gehen, tauchte bei Schön überhaupt erst während der Reise auf, und Büttner verlor sich unterwegs ganz von seinem Reisegefährten. Diese für die spätere politische Richtung Schöns entscheidende Reise wurde wohl zum Theil auch durch nähere Andeutungen veranlaßt, welche er im Hannoverschen über die englische Landwirthschaft empfing. Nichtsdestoweniger fühlten sich die jungen Männer, als sie die Stadt verließen, in besonderem Maße angeregt. Das mit diesem Moment beginnende Tagebuch Schöns besagt darüber:

„Mittwoch, den 28. Oktober 1795, morgens um 8½ Uhr verließ ich Königsberg in Preußen, wo ich seit dem 26. Oktober 1788 gehauset hatte. Vor dem Rossengartener Thore ließ mein Reisegefährte Büttner und ich durch die Vorspänner etwas Halt machen. Wir stiegen aus dem Wagen, und sahen auf den Ort, wo Büttner Eltern und Verwandte, ich aber Freunde, brüderliche Freunde hinterließ.“

Die alte Poststraße wich damals von der Richtung der später gebauten Chaussee sehr bedeutend ab. Sie schlich

am Strande des frischen Haffs entlang nach Brandenburg und von dort wieder am Ufer des Haffs dahin bis Fedderau, von wo aus sie sich, die Spitze, auf welcher Balga belegen ist, abschneidend, nach Heiligenbeil wendete.

Es wird dereinst ein besonderes Interesse gewähren, den Fortschritt der Anschauungen und der Urteilsfähigkeit des jungen Mannes, die Schulung seiner Beobachtungsgabe, zu betrachten. In Heiligenbeil trafen die Reisenden zum Jahrmarkte ein, und das Treiben auf demselben regte Schön zu folgenden Betrachtungen an: „Wir fanden in der Stadt Jahrmarkt, und begegneten daher vielen durch geistige Getränke froh gemachten Leuten. Die Menschen hatten beim Trinken bloß die Absicht, sich dadurch vergnügt zu machen, sich in einen glücklichen Zustand zu versetzen, und wenn Glückseligkeit das Ziel, der Zweck der Menschen ist, so sind dies hier vollkommene Geschöpfe. Ein Jahrmarkt befördert diese Vollkommenheit, also wäre ein Jahrmarkt ein Mittel, die Menschen vollkommen zu machen. Von dieser Seite wird der Staatswirth den Jahrmarkt zwar nicht betrachten, sondern solchen bloß als ein Mittel ansehen, damit die einheimischen Kaufleute nicht zu sehr die Käufer prellen, allein nach dem altphilosophischen Systeme muß auch der Kosmopolit für Jahrmärkte sorgen.“ Trotz der unverkennbaren Ironie wider das Glückseligkeitsprinzip erkennt man doch leicht, daß der feurige Geist des „Staatswirths“ sich durch den Mangel an Stoff zu Plänkeleien der Schulweisheit hingedrängt sah, eine Neigung, welche sich später, je mehr die Aufmerksamkeit durch die Masse reellen Beobachtungsstoffes gefesselt wurde, ganz und gar verliert.

Die Reisenden gelangten an diesem Tage trotz fünf-

maligem Pferdewechsel nur bis Braunsberg, wo übernachtet wurde. Der folgende Tag brachte sie über Frauenburg nur bis Elbing. Wie langsam es bei dem Pferdewechsel auf den Stationen zuging, kann man daraus entnehmen, daß die Reisenden Zeit hatten in Frauenburg den Dom zu besichtigen. „Interessant fanden wir 1. die viele Arbeit von Marmor in der Kirche; 2. das Gemälde auf dem einen Altar, wo Christus die 5000 Mann speiset. Jedes Gesicht hatte Ausdruck, und aus allen sah man Interesse; 3. die Bischofsmütze, ganz mit Perlen und Steinen besetzt, 80000 Thaler an Werth; 4. die Gebeine des heiligen Theodorus; 5. die Knochen von vielen Heiligen; 6. ein Stück Holz vom Kreuze Christi." Man war um 8 Uhr Morgens ausgefahren, hatte unterwegs drei Mal die Pferde gewechselt, und gelangte doch erst Abends um 5 Uhr nach Elbing. Hier wurde eine interessante kulturhistorische Beobachtung gemacht, die erwähnenswerth ist, weil sie beweist, wie neu damals simple Einrichtungen waren, die heute schon wieder beinahe verschwunden sind. „Diese Stadt ist an sich recht gut gebaut, in zwei Straßen hängen die Laternen an einem Seile mitten in der Straße." Das war die merkwürdige Novität, von der damals in Königsberg noch nicht, in Danzig selbst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts noch kaum die Rede war. Indessen hatten die Reisenden auch jetzt noch Zeit gehabt, sich in der Stadt um-, und die beiden „Aschbrennereien, die dem Kommissionsrath Riemer gehören," zu besehen.

Da die Reisenden auf dieser ihrer ersten langsamen Tour von der Landstraße nicht abwichen, und um des nächsten Reisezweckes willen sich auch nicht genauer umsehen

konnten, so giebt es nur wenige Momente aus denselben, welche hervorgehoben zu werden verdienen.

Der dritte Reisetag brachte die Referendarien nach Marienburg. Beim Eintritte in die Niederung ist ein gewisses Erstaunen über die Ergiebigkeit des Bodens und den Wohlstand der Bewohner nicht zu verkennen.

„Man sieht hier den größten Wohlstand der Leute. Schon das erste Etablissement oder vielmehr der erste Bauernhof, die lahme Hand genannt, zeugt von dem Wohlstande der Bauern. Die hier wohnenden Einsassen werden generaliter Bauern genannt, allein im eigentlichen Sinne des Wortes könnten selbige nicht Bauern genannt werden. Die Bauern qu. sind Eigenthümer ihrer Höfe, sie müssen aber alle bäuerliche Lasten, als Vorspann ꝛc. leisten. Diese besondere Mischung von Eigenthum und Verbindlichkeiten eines Nichteigenthümers hat wahrscheinlich dem generellen Namen: Bauer seinen Ursprung gegeben.“

Diese Begriffe klärten sich erst später ab, als der Reisende im Westen Deutschlands Bauern fand, welche ihre Frohnverpflichtungen in Geldrenten umgewandelt hatten, wie wir später sehen werden. — „Eine ganze Strecke des Weges geht längs den Dämmen der Nogath, von wo die Aussicht sehr gut ist,“ und Schön bemerkt bei dem Dorfe Neuhoff: „Hier wurde der Vorspann gewechselt. Am Schulzen fanden wir in dem Dorfe einen Mann, der mit vielen anderen Menschen den Fehler des Ehrgeizes gemein hat. Eine Anrede als Herr Schulze, ein Lob seines Reichthums, endlich eine ergebenste Empfehlung machten, daß dieser Mensch von seiner Forderung des Botenlohnes abstand.“ Aber neugierig war Schön geworden, in das Innere dieser stattlichen Wirthschaften zu

schauen, und er trat daher in Katznase zu dem Schulzen Düring in das Zimmer ein:

„Wir fanden ein sehr großes neu eingerichtetes Gebäude, in welchem Alles ziemlich ordentlich war. Wenn man die in den Stuben befindlichen Mobilien gehörig ordnen wollte, so würde man kaum merken, daß man bei einem Bauern wäre. An Düring, dem Alten, fanden wir einen ziemlich gebildeten Mann, der uns bald erzählte, daß der jetzige König und eine Menge Generals bei ihm logirt hätten. Der Boden ist hier äußerst ergiebig: das zwölfte Korn ist Mißwachs, das zwanzigste bis dreißigste ist Regel."

Aber näheres Eingehen auf die Verhältnisse dieser außerordentlichen Landwirthschaft, die nur unter der unaufhörlichen Drohung und den Folgen der durch Dammbrüche hervorgerufenen Wassersgefahr leidet, fand nicht statt. Diese Untersuchungen begannen erst hinter Berlin. Es mußte bei äußerlichen Beobachtungen bleiben.

„In Königsdorf sahen wir ein Bauernhaus, welches einem sehr schönen Rittersitze gleich war. Ein Gebäude grün abgeputzt, umgeben von einem gemauerten Zaune und mit dem Namenszuge S. W. über der Thüre versehen, fiel uns in die Augen. Der Besitzer dieses Hauses hat 9 Hufen Kulmisch Land [1]) in Besitz und heißt Samuel Wunderlich."

Dazu ist noch bemerkenswerth die Klage über den Weg: „eine Viertelmeile lang" (von Elbing aus) „bis zum Dorfe Grunwald fanden wir das schlechteste Steinpflaster. Als dies zu Ende war, ging der traurigste Weg an." Das sollte Schön in späteren Jahren als Oberpräsident noch genauer

[1]) Ungefähr 600 Morgen Magdeb.

erfahren. Chausseebauten auf dem Sandboden der westpreußischen Höhe, in der Tucheler Haide ꝛc. waren Kinderspiel, und er erbot sich wohl einmal, als er sich über die Langsamkeit und Umständlichkeit der Baubeamten ereiferte, mit denen er mitunter im heftigsten Kriege lag, eine Chaussee mit „einem lahmen Kerl und zwei alten Weibern" allein zu bauen. Aber auf diesem fetten Niederungsboden, auf welchem zunächst der Chaussee ein vollständiges Steinpflaster untergelegt werden mußte, bevor man zu Beschüttungen schreiten durfte, klang die Rede ganz anders. Erst so fundamentirt hielt die Chaussee, aber die Meile kostete auch über 90,000 Thaler.

Merkwürdig ist, daß Marienburg auf Schön damals, als er zum ersten Male den Ort sah, nur geringen Eindruck machte. Er selbst gesteht dies unumwunden zu, indem er angiebt, daß er die Marienburg vor dem Kriege von 1806 zwar in tiefster Erniedrigung gesehen habe, „aber ich hatte sie mehr als Kuriosität wie als Sprache des Himmels betrachtet." [1]) Jetzt betrat er die Stadt, und da man zeitig genug dort ankam (die ganze Fahrt dieses Tages hatte nur vier Meilen weit gefördert), und am anderen Morgen erst spät weiter fuhr, auch das Schloß zum ersten Male, und dieser Ort, an dem später seine ganze Seele hing, und die noch seine letzten Gedanken beschäftigte, findet im Tagebuche dieser Reise nur eine dürftige Erwähnung: „Marienburg ist nicht so gut als Elbing gebaut, die Häuser, insbesondere auf dem Markte, sind mit Vorlauben versehen. Das Schloß, als der ehemalige Sitz derer Kreuzherren, der Rittersaal auf

---

[1]) Aus den Papieren Bd. I., p. 105.

diesem Schlosse, welcher auf einem Granitpfeiler ruhet, ist hier merkwürdig, auch die Maria in einer Nische außerhalb des Schlosses in kolossalischer Größe stark verguldet."

Es bedurfte nothwendig der Anregungen, welche von einer umfassenden Weltanschauung geboten wurden, um die um einen glänzenden Genius gelegte Hülle zu sprengen, und das Auge von doktrinären Gedankenspielen abzulenken. Damit fiel denn auch der altmodische Styl hinweg, dem wir in den ersten Aufzeichnungen noch begegnen, und der Denjenigen, der die Kraft und Präcision des Ausdruckes zu bewundern Gelegenheit gehabt hat, der dem Staatsmanne eigen war, ganz eigenthümlich berührt.

Die Fahrt von Marienburg, wo Schlick sich der Reisegesellschaft anschloß, durch die Niederung über Dirschau nach Danzig hatte mit Hindernissen zu kämpfen. Man war um 10 Uhr aus Marienburg ausgefahren, und hatte sechs Meilen zurückzulegen. Aber Pferdewechsel, dreimaliges Uebersetzen über die Weichsel, welche damals bei Dirschau drei Arme gebildet hatte, hielten dermaßen auf, daß die Reisenden erst um 6 Uhr Abends in St. Albrecht, „einer Vorstadt von Danzig, die noch eine kleine Meile davon entfernt liegt," ankamen. Von Praust, „einem sehr großen und schönen Dorfe am Radauneflusse" an hatte man Steinpflaster zu passiren, dessen Beschaffenheit die Leser, welche sich selbst auf diese Zustände nicht mehr zu besinnen vermögen, darnach bemessen wollen, daß hier „uns die rechte Vorderaxe am Wagen entzwei-brach." „Es war ganz dunkel, wir konnten an diesem Orte, wo fast lauter Professionisten wohnen, keinen Vorderwagen bekommen. Endlich nahm sich ein gutgesinnter Bäcker unserer an, borgte uns einen Vorderwagen, den dann

die Vorspänner zurückbringen sollten." So zog man um 8 Uhr weiter. „Als wir ein Ende gefahren waren, fing unsere Hinteraxe an, Lärm zu machen. Wir mußten sachte fahren, und kamen so, nachdem wir uns Alle auf den Vorderwagen retirirt hatten, mit vieler Angst über die Vorstädte Scharfenort, Stadtgebiet, Schottland, Petershagen um 11 Uhr nach Danzig, kehrten bei Götze auf dem alten Graben ein, nahmen noch ein Abendbrod ein, und legten uns alle drei zu Bette."

So war die erste Reisegefahr überstanden. Der Wagen hatte genau vier Tage lang den Strapazen der Wege Trotz geboten, und mußte nun zwei neue Axen erhalten. Es wäre dies ein Tag Aufenthalt gewesen, auch wenn die Reisenden nicht die Absicht gehabt hätten, sich einen Tag lang in der berühmten Seestadt umzusehen. Wenn Schön in Marienburg keinen Eindruck empfing, der darauf hingedeutet hätte, daß seine spätere Sorge für das Bauwerk und sein Enthusiasmus für dasselbe beim ersten Anblicke sich geregt hätte, so war es mit den Reizen der Umgebungen von Danzig anders. Die Schönheit derselben, welche er später Jahre lang in vollen Zügen genießen durfte, fesselte ihn sofort bei dem Ausfluge, welcher bei dieser Gelegenheit, freilich zu sehr ungünstiger Zeit, nach Oliva gemacht wurde. Das Kloster, der bischöfliche Garten wurden genau besichtigt. „Der Karlsberg bei Oliva hat eine ganz außerordentliche Aussicht. Man übersieht die See, Oliva rc. Von da zogen wir nach Hochwasser, welches eine gleiche Aussicht hat, wollten Weichselmünde sehen, konnten es aber nicht mehr erreichen, sondern mußten in die Stadt zurückkehren. Den 2. November nahmen wir noch die großen Speicherhunde, die Pfarrkirche und darin das

jüngste Gericht, die Maria von Thon rc., den Bischofsberg und das Observatorium, auch die Wasserleitung der Stadt in Augenschein, und zogen um 12 Uhr über Neugarten, Schießgarten, Langfuhr, Oliva, Palmkrug, Zoppot (einem der Gräfin v. Prätanowsky zugehörigen Gute), Kolippken (dem General von Brünneck[1]) zugehörig), Katz rc. vorbei nach Grabowken rc."

Von Danzig ab nahm die Reise einen sehr langweiligen Charakter an, das erste Nachtquartier in Neustadt wurde bei einem „Kaufmann Gehrke an der Ecke des Marktes" genommen. Einen Gasthof gab es nicht und es passirte den Reisenden in den kleinen hinterpommerschen Städtchen noch mehrere Male, daß sie auf die Gastfreundschaft von Privatpersonen, die sich auf die Annahme von Fremden eingerichtet hatten, und damit die fehlenden Gasthöfe ersetzten, angewiesen waren. „Quartier und Aufnahme waren so gut als billig." Man muß diese Zustände sich vergegenwärtigen, um zu begreifen, was sonst unbegreiflich erscheinen würde. So gleich darauf in Stolpe. „Beim Kaufmann G. an der Ecke aßen wir Mittag. Das Essen war zwar gut, der Kerl aber dumm und sehr theuer." Die Eckhäuser am Markte spielten zu jener Zeit eine große Rolle, da das Gastwirthsgewerbe für sich einen Mann nicht ernähren konnte, und daher mit einem anderen Geschäfte in Verbindung gebracht werden mußte. Das Nachtquartier in Schlawe war sogar noch besser. „Hier kehrten wir beim Burgemeister L. ein. Zwar ein komischer aber billiger Kerl. Das Quartier war herrlich, wir spielten den Abend über L'hombre, trieben durch Bütt-

---

[1]) Aus den Papieren rc. Bd. I., Anl. p. 71. Anm. 2.

nern und das Dienstmädchen mit dem Wirth dadurch unser Kurzweil, daß wir ihm nicht kund thaten, wer wir waren. Dieses bucklichte Geschöpf schien zwar sehr neugierig zu sein, allein sonst gut."

Der Eintritt in Hinterpommern erfolgte mit einer gewissen Festlichkeit. „Auf der westpreußisch-pommerschen Grenze wurden, um Preußen ein Vale! und Pommern ein Willkommen zu bringen", zwey Pistolen abgefeuert. Hier fiel den Reisenden natürlich auch die Verschiedenheit der Race auf. Sie waren aus Ostpreußen durch die Niederung dann hinter Danzig zunächst durch die Kassubei gereist, und traten nun wieder in deutsche Gegend ein, welche von ihrer deutschen Heimath durch slavische Landstriche völlig getrennt war. „Die Leute sind von guter Art. Von Stolpe ab kommt eine neue Menschengattung. Die Menschen sind so stark als gesund und gutdenkend." Aber der Gegensatz der Nationalität, der heutzutage eine so durchgreifende Rolle spielt, wird kaum berührt. In der damals allmächtigen, Alles durchdringenden Staatsidee spielte die Nationalität und Race nur eine untergeordnete, wenig beachtete Rolle. Wenn in der neuesten Zeit eine naturgemäße Reaktion diesen Faktor des Völkerlebens wieder zu Ehren gebracht hat, so sollte man nicht vergessen, daß die Herrschaft des Nationalitätsprincips, welches, wie Jedermann sieht, in voller Strenge unmöglich durchgeführt werden kann, da zu viele Völkersplitter gar nicht geeignet sind, Staaten zu bilden, welche den Anforderungen gewachsen sein könnten, die von der Neuzeit an Staaten gestellt werden, noch weit gefährlicher für die Kultur des Menschengeschlechts wirken müßte. Schön hat den Staatsgedanken sein ganzes Leben lang an die

Spitze gestellt, und viele seiner Handlungen und Aeußerungen, welche starke Anfechtung erlitten haben, und noch erleiden, sind dieser seiner Gesammtanschauung entsprungen. Es scheint aber doch, da die Wahrheit immer zwischen zwei Extremen in der Mitte liegt, daß der jetzt noch herrschenden Reaktion zu Gunsten der Nationalität, welche den Staat aufzulösen droht, eine andere Reaktion zu Gunsten des Staatsgedankens auf dem Fuße folgen wird. Man wird sich dann wieder vieler Prinzipien und Aussprüche des großen Staatsmannes erinnern.

„Von Neustadt ab ist die Gegend bis an den Gollenberg, der zwischen Zarnow und Köslin liegt, traurig. Man findet ungeheure Strecken wüstes Land und wenig Dörfer. Wir gingen auf die Spitze des Gollenberges, und sahen die herrliche Aussicht. Es präsentirt sich allda eine Gegend, die der bei Danzig weit vorzuziehen ist. Rechts ist die See, vorn und hinten liegt Köslin und Zarnow, und rund herum liegen Dörfer und Auen. Man übersieht den ganzen Zirkel, es ist eine wahre Zinne des Tempels."

„In Köslin sind wir bei zwei alten Jungfern, Namens B., eingekehrt. Die Stube linker Hand unten war unser Hauseplatz. Die Jungfern sind zwar alt, die Stube aber gut. Des Abends wurde Punsch gemacht." So wurde die Zeit möglichst mit Humor hingebracht. Von Köslin aus gelangten die Reisenden am folgenden Tage bis nach Gützlaws-hagen. „Hier kamen wir an, als die Sonne schon seit zwei Stunden untergegangen war." Man sieht, welchen Umweg die alte Straße zwischen Köslin, wo die Reisenden Mittag gemacht hatten, nach Greiffenberg machte, und wie weit sie von der späteren Chaussee abwich. „Wir mußten hier über-

nachten," da Greiffenberg nicht mehr erreicht werden konnte. „Den Krug fanden wir traurig. Büttner komplimentirte daher den dortigen Prediger, Namens Wittke, und bat um Nachtquartier. Unsere Bitte wurde acceptirt, wir bekamen eine besondere Stube, sprachen eine Viertelstunde mit dem Pastor, fanden an ihm einen anscheinend biedern Mann, der aber dabei die gewöhnliche Eigenschaft derer Landprediger, Verlegenheit an jedem anderen Orte, als auf der Kanzel, weil man da widersprechen kann, zu haben schien. Das Nachtquartier war im Ganzen traurig bei dem besten Willen des Pastors. In meinem und Schlicks Bette tanzten die Mäuse herum. Morgens früh wurde abgegangen, man empfahl sich dem Pastor durch das Mädchen, im Kruge wurde Thee aus einem Kochtopf getrunken, und um 7 Uhr abgezogen." „In Massow kehrten wir beim Gastwirth Metzker am Markte ein. Die Stube ist schlecht, der Wirth willig, die Frau faul, die Rechnung billig." So gelangte man nach Stargardt.

„Kurz vor Stargardt, wo das erste Weißbier getrunken wurde, fängt eine ganz andere Gegend an. Das alte öde und wüste Pommern hört hier auf, und angenehme Gegenden fangen an." Daher machte denn auch Stargardt auf die Reisenden den Eindruck einer „ziemlich ansehnlichen Stadt." Hier geriethen sie denn sogleich in ein Terrain, welches die Aufmerksamkeit der jungen „Staatswirthe" zu erregen geeignet war. Sie passirten hinter Stargardt das Dorf Friedrichsthal. „Dies ist ein Kolonistendorf, welches Brenkenhof angelegt hat, welches durch Ablassung eines Theils des Madue-Sees möglich wurde. Der Boden ist hier äußerst fruchtbar, die Leute sind im Wohlstande." Später erhielt

Schön über diese Landesmelioration genauere Auskunft, vielleicht auch eine andere Ansicht.

In Magdeburg traf Schön nemlich mit dem Geheimen Rath Schönwaldt zusammen, „der, da er ehemals unter Brenkenhof in der Neumark gearbeitet, mir sagte, die Melioration oder Abzapfung des Madue-Sees bei Stargardt sei mehr Deterioration als Melioration. Die Ländereien wären jetzt so trocken, daß die Wiesen keinen Ertrag gäben, und z. E. der Viehstand seiner Mutter, die das Amt Pyritz hat, schon um ein Drittheil hat heruntergesetzt werden müssen. Bei der Ablassung des See's ist der Fehler begangen, daß man Kolonisten mitten in den See etabliret hat. Dieserwegen kann keine Bewässerung stattfinden. Die Kolonisten würden ersaufen, das Land bekommt keinen Dünger, die ehemaligen Uferwiesen des See's, wie die des Amtes Pyritz sind, sind total verschlechtert. Die Kolonisten im Madue-See helfen sich, da sie wenig Wiesen haben, beim Acker dadurch, daß sie alle drei Jahre den Acker von Neuem sehr tief aufpflügen, und anzünden. Die Asche wird alsdann untergepflügt, und damit der Torfboden verbessert. Dies wird so lange gut gehen, als Torfboden noch da ist; kommt man unten auf den Sand, dann wird der Werth aller Ländereien sehr verringert werden. Einige sehen dies im Voraus kommen, und verkaufen daher jetzt ihre Ländereien. Dann wird man der Gegend so zu Hülfe kommen müssen, daß man die Kolonisten aus dem See bringt, an den Seiten ansetzt, und eine Bewässerung durch Anlegung von Schleusen möglich macht."

Es kann hier dahingestellt bleiben, ob die Mittheilung des Geheimen-Raths Schönwaldt thatsächlich richtig gewesen

ist oder nicht. Der Grundsatz, welchen er aussprach, war richtig, und leuchtete auch Schön ein. Aber dieser Grundsatz, daß man nicht Ländereien, welche der Zuführung von Feuchtigkeit bedürfen, unvorsichtig trocken legen dürfe, war nicht neu, am wenigsten hatte ihn Friedrich der Große bei den von ihm angeordneten Meliorationen übersehen. Ganz klar ergiebt sich dies aus einer an den Kammerdirektor v. Korkwitz zu Marienwerder erlassenen Kabinetsordre vom 7. Juni 1781, in welcher der große König von Graudenz aus schreibt:

„Bei Ablassung der Seeen und Austrocknung der Brücher kommt es darauf an, daß zuvor genau examinirt wird, wie das Niveau beschaffen, genugsames Gefälle, das Wasser abzuführen und wegzuschaffen, ohne den Angränzenden das Wasser über den Hals zu schicken, auch wie der Boden oder der Grund geartet ist, ob Schilf und Wasserkräuter darin wachsen, oder ob es nur ein bloßer Moorgrund ist; ersterenfalls kann man sicher darauf rechnen, daß sich gute Wiesen davon werden machen lassen, im letzteren Falle ist hingegen auf nichts nützliches zu rechnen, und die Kosten würden vergeblich angewendet worden sein. Das muß daher noch ganz eigentlich untersucht werden." Hat also Brenkenhof einen Fehler gemacht, so trifft die Schuld recht eigentlich ihn selbst, und nicht den König.

Der gute Boden und der Wohlstand der Bauern, der daraus folgte, erregte fortgesetzt die Aufmerksamkeit der Reisenden. „In Groß-Rechau" (die alte Poststraße bog von Stargardt aus nach Südwest ab, passirte die südliche Spitze des Madue-Sees und ging nach Bahn) „einem Dorfe, wo

die Pferde gewechselt wurden, und welches herrlichen Boden hat, scheinen die Einsassen besonders wohlhabend zu sein. Vorzüglich gut nimmt sich hier die schwarze Tracht der Mannspersonen, verbunden mit den rothen Mützen und rothem Futter aus.“ Ebenso fiel Schön der Gebrauch des Hakens auf, „ein Ackerinstrument, welches Aehnlichkeit mit einer Zoche aber nur ein Eisen hat.“ Von Bahn aus ging es nach Königsberg in der Neumark, schon vorher war man wieder in den Sand gerathen, und gelangte dann nach Schwedt. Und weiter ging es über Angermünde und Neustadt-Eberswalde, wo die dortigen Fabriken besichtigt wurden, insbesondere die den Splittgerber'schen Erben gehörigen, am Finowkanal belegenen Messerfabriken, deren genaue Beschreibung das Tagebuch enthält. Dann durch unendlichen Sand und Haide nach Berlin. „In dieser berühmten Residenzstadt“ kamen die Reisenden am 11. November also nach fünfzehntägiger Reise an: „Wir kehrten im schwarzen Adler in der Poststraße ein. Es ist ein Wirthshaus zweiten Ranges, die Aufwartung nicht die beste.“ Andern Tags wurden Besorgungen gemacht, Abends in die Comödie gegangen. So war das nächste Reiseziel erreicht.

Der Aufenthalt in Berlin hat dem mit dem Examen beschäftigten Schön nicht viele bemerkenswerthe Anregungen geboten. Zuerst Visiten bei den Ministerialräthen, General v. Göcking und anderen Notabilitäten, dann Studium und Ablegung des Examens füllen die Zeit so vollständig aus, daß das Tagebuch fast nur diese kurze Notiz enthält, und erst mit dem 15. März 1796 nach Absolvirung des Examens

ausführlicher wird. Häufiger Besuch des Theaters zeugt für Schön's Interesse dafür.

Schön bezog mit dem Kollegen Schlick zusammen ein „Quartier in der Friedrichsstraße, dicht an den Linden, im Hause des Kaufmanns Scheffer auf der Neustadt", und verwendete die ersten Tage seiner Anwesenheit mit Eifer zu Besuchen in den höheren Beamtenkreisen, um sich bekannt zu machen. Gleich in den ersten Tagen traf er in einer Gesellschaft beim Geheimen-Rath Gilly mit dem „Kriegsrath Gentz" zusammen. Gentz war damals 32 Jahre alt, und auf der Höhe seiner liberalen Laufbahn so ziemlich schon angekommen. Schön erzählt[1] über diese Begegnung: „das Gespräch führte uns auf Fichte, und ich tadelte die eben erschienene Recension von Fichte's Schrift über die französische Revolution. Gentz vertheidigte diese Recension, und ich mußte jeden Schritt meiner Behauptung erkämpfen. Dieser Streit wurde heftig, aber mit seiner Erklärung, daß er der Verfasser der Recension sei, machten wir Friede." Dem Gastgeber aber, dem Zerstörer der Marienburg, mußte Schön zehn Jahre später[2]) den Streich spielen, daß er die Veranlassung wurde, daß seinem Vandalismus ein Ende gemacht, und dem Minister v. Schrötter darüber die Augen geöffnet wurden, was eigentlich dort vorging.

Schön wohnte in demselben Hause mit dem Dichter Göcking, und es war natürlich, daß er dessen persönliche Bekanntschaft suchte und machte. „ich war erstaunt, in dem zarten Dichter und dessen Physiognomie einen so grellen Widerspruch zu finden."

---

1) Aus den Pap. Bd. III, p. 28. Anm.
2) ibidem Bd. I, Anl. p. 51 ff.

Der Geheimrath Troschel, mit welchem Schön schon damals viel verkehrte, brachte Schön auch in „die Palmiè'sche Ressource." Diese ist „ein Sammelplatz aller Geheimen Finanzräthe. Hier komplimentirte ich auch den Geheimen-Finanzath v. Zschock", der Mitglied der Oberexaminations-Kommission war, an dessen Stelle Schön schon zehn Jahre später selbst trat, während er hier als Examinand sich ihm vorstellte. „In dem sogenannten Geheimrathszirkel", schreibt Schön später, „war ich mehrmals. ich war erstaunt darüber, daß Personen, welche dem Range nach nächst den Ministern so ausgezeichnet gestellt sind, in den gewöhnlichsten, plattesten Gedanken sich herumtummeln; doch wurde mir dies klar, als ich erfuhr, daß die wenigen Männer von diesen, welche wissenschaftliche Bildung hatten, an Schwelgereien der Art nicht Theil nahmen, sondern nur Leute versammelt waren, welche ihr Schreibehandwerk, gleich jedem anderen Handwerk, ausgelernt hatten." Um so höher schätzte er es, daß der Graf zu Dohna, nachherige Minister, ihn im Hause des Dr. Marcus Herz einführte. „In diesem Hause war Leben" im Gegensatze zur Palmiè'schen Ressource.

Im Ganzen wurde aber des bevorstehenden Examens wegen sehr still gelebt. „ich überstand mein Examen, und genoß übrigens Berlin, aber bis zum 15. März 1796 gingen uninteressante Sachen vor." Das Examen selbst erfolgte nach Angabe des Prüfungszeugnisses am 5. März. Der breiten Ausführung dieses Dokumentes über die Gegenstände, auf welche die Prüfung sich erstreckte, gegenüber erzählt Schön später: „von wissenschaftlichen Fragen war nicht die Rede, und immer hatte ich darauf einen Werth gesetzt, das Maschinenartige des Dienstes auch in allen Einzelheiten kennen zu lernen."

Wenn wir einerseits hierin die Richtung erkennen, welche schon die mitgetheilte Instruktion für die Referendarien andeutet, eine bestimmt beabsichtigte Abrichtung des jungen Beamten für den Dienst, welche denn auch nothwendig zur Folge haben mußte, daß eine solche Verwaltung außerordentlichen Ereignissen und Zuständen moralisch nicht gewachsen sein konnte, so wissen wir andererseits auch, daß später die entgegengesetzte Richtung sich bis zu einem gewissen Extrem geltend machte, und daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher das Staatsexamen der Verwaltungsbeamten zu einer Prüfung in allen denkbaren Wissenschaften zugespitzt wurde, in der, wenn man es mit dieser Vielseitigkeit ernsthaft genommen hätte, nur Wenige zu bestehen im Stande gewesen wären. Ein Meister im Examiniren, wie es der verstorbene Geheimrath Schmedding war, mochte wohl im Stande sein, den richtigen Faden zu finden. Es ist aber die Frage, ob man nicht in jener Zeit für die Erlernung der Dienstformen von Seiten der angehenden Verwaltungsbeamten in eben dem Grade zu wenig gethan hat, als man unter dem alten Regime zu hohen Werth darauf legte.

„Der präsidirende Minister v. Blumenthal", so erzählt Schön von jenem Staatsakte weiter, „war das Bild eines ehrlichen, braven aber geistlosen Mannes, doch war er mit dem Resultate meiner Prüfung so zufrieden, daß ich einen Mittag bei ihm essen mußte. In dieser kleinen Gesellschaft war auch ein gewandter Forstmann aus Franken, der dem Minister eine eben erschienene Schrift über die französische Revolution dringend empfahl. Der Minister ließ die erste Empfehlung kalt hingehen, als der Forstmann aber zum zweiten Male das Buch dringend empfahl, schien der Minister

es als eine Impertinenz zu betrachten, daß man ihm zumuthe, ein gedrucktes Buch zu lesen."

Der Oberpäsident v. Schrötter war im November 1795 zum Staatsminister ernannt worden, der Minister v. Voß hatte, als in Folge der dritten Theilung Polens Südpreußen und Neuostpreußen so erheblichen Zuwachs an Gebiet erhielten, die von ihm bis dahin geleitete Organisation der neuen Provinzen, bei welcher ihm einerseits für Südpreußen der Minister Graf Hoym, der Provinzialminister für Schlesien, andererseits für Neuostpreußen, welches sich namentlich wesentlich erweiterte, der Oberpräsident v. Schrötter nur beigeordnet gewesen waren, ganz abgegeben. In Folge dessen ging das ganze preußische Departement, welches bis dahin der Minister v. Werder geleitet hatte, an Schrötter über, der übrigens, wie Hoym für Südpreußen, so für Neuostpreußen unabhängig vom Generaldirektorium gestellt wurde. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf diese eigenthümlichen Organisationsanomalien zurückzukommen, welche leider für Südpreußen unter dem gewissenlosen Minister Hoym entsetzliche, die Integrität der preußischen Verwaltung und ihre bis dahin unangetastete Ehre schwer kompromittirende Mißbräuche zur Folge hatten und möglich machten.

Schön hatte das Avancement seines Gönners bei seiner Ankunft in Berlin vom Minister v. Werder erfahren, und sich sofort hingesetzt, um an Schrötter seinen Glückwunsch zu richten. Jetzt nach abgelegtem Examen säumte er nicht, unter dem 7. März 1796 dem Minister das eben erhaltene Prüfungszeugniß noch an demselben Tage einzureichen. Zugleich kam Schön nunmehr auf seine bis dahin nur münd-

lich vorgetragene Bitte und auf die mündlich erfolgte Gewährung derselben zurück, „daß ich das, was ich in meinem Vaterlande nur theoretisch lernen konnte, durch Reisen in anderen Provinzen realisirt sehen würde — da ich dadurch Gelegenheit erhalte, meine Kenntnisse zu erweitern, und mich in jedem Betracht mehr auszubilden.“ Er bat, da der Minister befohlen habe, „nach überstandenem Examen die Verhaltungsbefehle ratione der weiteren Reise zu erwarten“, nunmehr „um nähere Instruktion“, und kündigte zugleich an, daß er die Zwischenzeit benutzen werde, „die hiesigen wichtigsten Fabriken in Augenschein zu nehmen. [1])

Unter den Fabriken, welche in Berlin unter Leitung des dazu eigens deputirten Assessors Bruhn vom Fabriken-Kollegium besichtigt wurden, sind einige, an welche sich theils ein allgemeineres Interesse, theils ein besonderes Interesse für die Reise knüpft.

Zu der ersteren Kategorie ist „die Blumen-Fabrik des Herren Friedel an der Gertraudenbrücke“ zu rechnen. Dieselbe beschäftigte damals „beynahe 100 Frauenspersonen — Mannspersonen arbeiten hier nicht — welche 3 bis 6 Rthlr. monatlich pro Person erhalten. Die Arbeit wird nach Zeit bezahlt, weil die Arbeit nach dem Stück ratione des Zählens zu beschwerlich wäre. Zwangsabsatz kann diese Fabrik ihrer Natur nach zwar nicht haben. Der Absatz ist ihr aber durch das Verbot der Einfuhr fremder Waaren dieser Art gesichert.“ Der Fabrikant hatte seinen Absatz auf 8000 Rthlr. im Lande und auf 12000 Rthlr. außer Landes angegeben. Der Absatz nach dem Auslande ging

1) Beilage VI, Nr. 2.

„insbesondere nach den morgenländischen Staaten.“ Die Richtigkeit der genannten Zahlen bezweifelte Schön, „der Werth dessen, was Friedel jährlich fabriziret, muß ohnstrittig größer seyn, als er in denen Fabrikentabellen angegeben worden, denn, wenn man annimmt, daß jährlich 1000 Stücke Taft“ (so viel hatte Friedel selbst angegeben) „verarbeitet werden, so beträgt dies schon das Stück nur à 25 Rthlr. gerechnet, 25,000 Rthlr. Dazu kommt der Werth des Zubehörs, der Arbeitslohn und der bei dieser Luxuswaare so große Profit des Fabrikanten.“ Daß Schön hier richtig nachrechnete, sieht Jeder ohne Weiteres ein, und es ergiebt sich aus dieser Probe, daß die älteren statistischen Angaben, welche den Erwägungen der Regierung zu Grunde lagen, nur sehr bedingten Werth haben können.

Die Tuchfabrik im Lagerhause, dem Geheimen Rath v. Wolff gehörig, wurde sehr genau besichtigt. Die Fabrik verspann „Wolle und zwar spanische und schlesische. Zu ganz feinen Tuchen wird die erstere, und von beiden vermischt werden die Drei-Thalertücher gemacht. Die spanische Wolle wird zu 1 Rthlr. 12 ggr. bis 16 ggr. pro Pfund eingekauft, und über Hamburg besorgt.“ Die einzelnen Manipulationen werden hier übergangen, es sei nur angeführt, daß auch die Färberei im Lagerhause besorgt wurde „bei Tüchern in der Wolle, ausgenommen beim Scharlachtuche, welches im Zeuge gefärbt wird, da das Tuch sonst in der Farbe verlieren würde. Das Blaufärben erfolgt mit Waid.“ Dagegen muß über den Gang der Fabrikation Folgendes angeführt werden: „Das Spinnen wird im Zuchthause, Arbeitshause und von denen um Berlin herum wohnenden Leuten besorgt. Das Weben erfolgt auf circa 200

Stühlen." Dann in Beziehung auf den Betrieb: „im Lagerhause werden keine grobe Tücher, d. h. Tücher unter 2 Rthlr. gefertigt. Die groben Tücher für die Armee läßt das Lagerhaus in den kleinen Städten um Berlin machen, und wird dadurch zur Verlagsfabrik, jedoch nur in der Art, daß es das fertige Fabrikat abnimmt, nicht daß es auch das Material dazu liefert. Die groben Tücher läßt das Lagerhaus sich weiß liefern, und färbt solche im Stücke. Das Monopol des Lagerhauses auf feine Tücher ist aufgehoben. An Spinnerlohn wird für's Pfund 1 ggr. bis 14 gute Pfge. bezahlt, das Arbeitslohn wurde sonst nicht angegeben. Das Lagerhaus hat die Lieferung für die Armee und daher in gewisser Art Zwangsabsatz, der auswärtige Absatz ist sehr unbeträchtlich." Man sieht hieraus, daß das Protektionssystem und die Monopolwirthschaft (die Ausfuhr der Wolle war, worüber die Landwirthe bittere Klage führten, zu Gunsten dieser Fabrikation streng verboten) sich im Grunde keiner glänzenden Erfolge zu rühmen hatte.

Eine ähnliche Ansicht gewährte „die Fabrik des Herren Hesse an der Königsbrücke, welche Zeuge verfertiget, und mit einer Tuchfabrik in Potsdam, ebenfalls dem Herren Hesse zugehörig, in Verbindung steht." Hier fiel eine Aeußerung des Fabrikanten folgenschwer in die Seele Schön's, auf welche wir noch zu verschiedenen Malen werden zurückkommen müssen. „Das Material ist hier Wolle und zwar nur einländische aus der Mark und Pommern, die preußische Wolle soll zu grob seyn." Die Fabrik verbrauchte „einschürige Wolle — lange Wolle, zum Einschlage dagegen kurze zweischürige. Die Fabrik kauft das Material auf den Wollmärkten zu Berlin und Landsberg, den Stein à 22 Pfd.

zu 5 bis 6 Rthlr. an. Jährlich werden in dieser Fabrik an 22,000 Centner Wolle verarbeitet." Die Fabrik arbeitete mit Spinnmaschinen, deren nähere Beschreibung nicht hierher gehört, die aber sehr unbeholfen gewesen sein müssen. „Darüber, ob die Anwendung dieser Maschinen vortheilhaft oder unvortheilhaft sey, streitet man. Herr Geh. Rath v. Wolff hat solche im Lagerhause, weil sich kein Nutzen daraus ergab, abgeschafft, und Herr Hesse versicherte auch, daß der Vortheil nicht beträchtlich sei. Die Maschinerie ist ziemlich einfach, und werde im Lande angefertigt." Dagegen waren zur Baumwollespinnerei in der Hesse'schen Fabrik 30 Spinnmaschinen in Bewegung. Diese waren besser konstruirt, und wir werden ihnen an anderen Stellen noch begegnen. „In dieser Fabrik und durch solche werden in Berlin über 2000 Menschen beschäftigt, und wenn man die sehr zerstreut auf dem Lande wohnenden Spinner dazu rechnet, gegen 10,000 (nach der Angabe des Herrn Hesse). Das Arbeitslohn wird fast bei allen Arbeiten stückweise bezahlt, nur weniges wochenweise. Die Höhe desselben wurde nicht immer angegeben. An Spinnerlohn wird für's Pfund 9 bis 14 gute Pfge. bezahlt. Die Fabrik hat Absatz an wenige Regimenter. Der Absatz nach auswärts ist sehr groß; insbesondere Etamin und Flanell geht häufig und vorzugsweise bunt nach Italien. Die Messen zu Frankfurt a/M. und Leipzig sind die größten Absatzorte."

Eine Eisenwaarenfabrik „der Gebrüder Düton am Stralauer Thore" wurde im Verfall gefunden. Es wurden dort: „Scheeren, Lichtputzscheeren, Feilen, Degen- und Säbelgefäße, Knöpfe, Schnallen und allerhand Stahlwaaren, sowohl polirt als auch plattirt, verfertigt." Die Fabrik

arbeitete mit Eisen und Stahl. Ersteres nimmt „die Fabrik aus der hiesigen Niederlage, erhält jedoch auch einen Paß für schwedisches Eisen.“ Stahl wurde „theils aus England, theils aus Westphalen, theils aus Schlesien vom Kommissionsrath Kohlhausen entnommen, der hinter Breslau einen Stahlhammer hat. Der englische Stahl kostet pro Centner bis 20 Rthlr., vom schlesischen oder westphälischen nur gegen 8 Rthlr. Der englische Stahl wird nur insbesondere zu Werkzeugen gebraucht.“ Aber die verbrauchten Quantitäten waren sehr gering. „Der Absatz an Knöpfen, Feilen und Lichtscheeren ist am beträchtlichsten. Der Absatz geht größtentheils nach Polen zur Frankfurter Messe. An Arbeitern werden durch diese Fabrik nur 30 Menschen jetzt beschäftigt. Die Betriebsart ist durchgängig fabrikmäßig, jeder Arbeiter arbeitet nur ein und dasselbe. Die Arbeiter werden größtentheils tageweise bezahlt, verdienen 3 Rthlr. wöchentlich.“ Obgleich der Fabrik der Absatz „durch das Verbot der Einfuhr ausländischer Waare dieser Art gesichert ist,“ befand dieselbe „sich jetzt im Verfall, denn sie hat ehemals, als Stahlwaare mehr Mode war, über 100 Menschen beschäftigt.“

Großes Interesse erregte „die Baumwollenfabrik des Sieburg am Brandenburger Thore“, welche vorzugsweise Kattun verfertigte. Die Baumwolle wurde über Hamburg und Kopenhagen bezogen, wir werden später sehen, daß die eben entstandenen schlesischen Baumwollefabriken die Baumwolle aus Rumelien und Kleinasien über Wien und Triest bezogen. Da die Behandlung der Baumwolle auf Maschinen weiter vorgeschritten, so richtete sich Sieburg vollständig darauf ein, während die schlesischen Fabriken mit der

Maschinenarbeit bei der kurzen orientalischen Baumwolle nicht zurecht kommen konnten, und die Hoym'sche Wirthschaft das Aufkommen der Maschinenarbeit hinderte. In Berlin war man deshalb in dieser Branche weit voraus, und Schön war außer Stande, diesmal die Sieburg'sche Fabrik eingehend zu besichtigen, weil Herr Sieburg „eben beschäftigt war, eine Dampfmaschine in der Art bey sich einzurichten, daß dadurch die Vorspinn- und Kratzmaschinen in Bewegung gesetzt werden." Als Schön im September 1797 nach Berlin zurückgekehrt war, fand er diese Dampfmaschine in Thätigkeit, und nun hatte auch die „macedonische Baumwolle" hier Eingang gefunden, weil die besser konstruirten Maschinen ihre Verarbeitung auf denselben gestatteten, was man in Schlesien nicht hatte erreichen können; indessen wurde behauptet, daß das Garn von der macedonischen Baumwolle schlecht sei.

Von den sonst noch besichtigten Fabriken wäre hier hervorzuheben „die Manchesterfabrik von Hotho und Völper bey Monbijou," welche theils rohe Baumwolle verarbeitete, die über Hamburg oder Kopenhagen bezogen, und mit 14 bis 16 ggr. das Pfund bezahlt wurde, theils englisches Garn, „welches schon gesponnen aus England verschrieben, und zu Piqué und Nanking verbraucht wird. Das hiesige Baumwollengarn kann hierzu nicht füglich verwendet werden, weil es nicht gleich und drall genug ist." Auch Fußdecken wurden hier angefertigt, die aber alle in's Ausland gingen. „Unterschiedene zu 60 bis 300 Rthlr. wurden uns gezeigt." Die Fabrik beschäftigte „an 500 Arbeiter außer den Spinnern auf dem Lande. Die Arbeiter werden, die Weber ausgenommen, wochenweise bezahlt à 2 bis 3 Rthlr."

Ferner „die Töppensche Spinnanstalt, welche sich nur mit Spinnen roher Baumwolle beschäftigt, und die gesponnenen Garne an andere Fabriken absetzt." Die Maschinen dieser Fabrik wurden sämmtlich durch ein Wasserrad getrieben, welches auch eine Seiden-Zwirnmühle in Bewegung setzte. Ihre Maschinen waren komplizirt, und sie konnte „das Baumwollengarn so fein spinnen, daß man acht Stück aus einem Pfunde bekommt. Alsdann wird das Pfund mit 1 Rthlr. 3 bis 4 ggr. bezahlt." Sie lieferte das Garn grundsätzlich immer um 2 ggr. billiger, als das englische bezahlt wurde, und beschäftigte nur junge Mädchen und halberwachsene Kinder, „welche wochweise mit 12 ggr. bis 1 Rthlr. 16 ggr. bezahlt werden. Die Maschinen sind beständig im Gange, so daß die Fabrik monatlich an 15 Schock Garn liefert."

Dazu kam noch eine „Strumpfwaarenfabrik von Jansen und Hildebrandt in der Heiligengeiststraße." Hier erhielt Schön aber von den sehr geheimnißvoll thuenden Fabrikherren fast gar keine Auskunft, und konnte nur einen Strumpfwirkerstuhl besehen, den er aber, „da er bekanntlich das zusammengesetzteste und künstlichste Instrument ist, welches an 200 Rthlr. kostet," zu beschreiben sich nicht getraute.

Endlich ist hier noch die alte „Seidenfabrik der Gebrüder Baudouin" zu erwähnen, deren Inhaber bereitwillig Alles besehen und erläutern ließen. Das Material entnahm die Fabrik „theils aus dem hiesigen Seidenmagazin, theils bezog sie es über Hamburg aus Italien. Die italienische Seide kommt schon von den Kokons abgewickelt her. Die Fabrik findet es wenigstens vortheilhaft, sie so präparirt

zu kaufen.“ Der Werth des verarbeiteten Materials wurde auf 140,000 Rthlr. jährlich angegeben. „Die Organisation ist eine Verlagsfabrik, das Arbeitslohn wird stückweise bezahlt, ein Taftarbeiter kann 4 bis 5 Ellen täglich machen.“

Schließlich machten Schön und Büttner noch zu Pferde einen Ausflug nach Freienwalde. „Die Stadt liegt an einem hohen Anberge, so daß man vom Markte der Stadt die Spitzen derer Berge sehen kann. Die Berge formiren das Ufer der einige 1000 Schritte von der Stadt fließenden Oder.“ Zuerst wurde das „eine kleine Viertelmeile von der Stadt belegene Alaunwerk“ besichtigt, in Begleitung eines Steigers der Stollen befahren, und der Schacht so wie die Manipulationen beobachtet. „Alaun ist in preußischen Staaten, die allein aus diesem Bergwerke damit versorgt werden, Regal. Die Revenüen daraus sind verpachtet, die Einkünfte fließen zum Potsdam'schen Waisenhause. Die Bruttoeinnahme soll gegen 80,000 Rthlr., die Nettoeinahme aber nur gegen 30,000 Rthlr. betragen. Fast 500 Menschen werden bei diesem Berg- und Hüttenwerke beschäftigt. Ohne daß der Alaun Regal ist, würde nach der Aeußerung des Bergraths dies Bergwerk sich nicht erhalten können.“

Der Gesundbrunnen und die damit verbundenen Einrichtungen erregten großes Gefallen bei den Reisenden.

Es wurde auf diesem Ausfluge auch die Landwirthschaft des Geheimen Raths v. Wolff auf dessen Gute Haselberg besichtigt, und dann am dritten Tage nach Berlin zurückgekehrt.

Drittes Kapitel.

Herzogthum Magdeburg und Fürstenthum Halberstadt. Man kommt in ein fettes Land, und lernt etwas von der preußischen Verwaltung kennen.

Die vom 16. März 1796 datirte Antwort des Ministers v. Schrötter auf Schön's Bericht erhält im Zusammenhange mit den Ereignissen noch eine besondere Beleuchtung.[1] Zugleich mit Schön und Büttner waren noch zwei andere Referendarien der ostpreußischen Kammer examinirt worden, und hatten gut bestanden. Sie waren demächst alle vier der genannten Kammer mit dem „Prädicat als Assessores cum voto et sessione beym dortigen Cammer-Collegio" überwiesen worden.[2])

In Folge des Befehls, die Reise „sobald es angeht", anzutreten, wurde die Musterung der Berliner Fabriken nach Möglichkeit beschleunigt, um, wie Schön später dem Minister meldete, „zu der für einen Landwirthen interessantesten Zeit in der Provinz" einzutreffen.[3]) Schrötter hatte geschrieben:

---

1) Beilage VI, Nr. 3.
2) Beilage VI, Nr. 4 u. 5.
3) Beilage VI, Nr. 7.

die Absicht könne dabei keine andere sein, „als Ihre Kenntnisse in Hinsicht auf Oekonomie, auf Landespolizei und auf Fabriken und Manufakturen zu erweitern, um einst das, was auf Ihr Vaterland anwendbar ist, auch zum Nuzzen desselben in Vorschlag zu bringen." Der um Preußen hochverdiente Minister hatte also die bestimmte Absicht, sich zwei Gehülfen zu erziehen, welche ihm umfassende Pläne für die Kultur des Landes ausführen sollten, und man wird in der Thatsache, daß er Schön nach abgelegter Probe schon im folgenden Jahre, obgleich dieser als nunmehriger Assessor nicht einen Augenblick im eigentlichen Dienste gewesen war, seine Reise vielmehr wesentlich noch erweiterte, zum Kriegs- und Domänenrathe avanciren ließ, und dann, obgleich Schön seine Reise nicht unterbrach, der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Bialystok zutheilte, von wo er sogar während der Fortsetzung der Reise seinen für damalige Zeiten und für einen Jüngling von vierundzwanzig Jahren sehr bedeutenden Gehalt bezog, einen unzweideutigen Fingerzeig dafür finden, daß es sich dabei um sehr umfassende Pläne für die Kultivirung und Organisation der neu erworbenen polnischen Provinzen handelte, welche freilich nach vielversprechendem Anfange schon nach zehn Jahren wieder vollständig zu Grunde gingen. Diese Versuche, Kultur in jene polnischen Gegenden zu tragen, verdienen eigentlich noch eine genauere Darstellung, denn die Thätigkeit der drei preußischen Kammern in Warschau, Plock und Bialystok, die übrigens mit sehr bedeutenden Kräften besetzt waren, ist eine viel umfassendere und tiefer greifende gewesen, als man gewöhnlich annimmt. Einen kleinen Beitrag dazu hat der verstorbene Baurath Wutzke zu Königs-

berg in einer kleinen, jetzt wohl ganz vergessenen Schrift über die Stromverhältnisse und Entwässerungsarbeiten im Departement Neuostpreußen geliefert. Wäre die preußische Herrschaft in jenen Landestheilen, mit der die polnischen Einwohner gar nicht so unzufrieden waren, als man glaubt, nicht nach so kurzer Zeit wieder vernichtet worden, so würden jene Landschaften heute schon auf einer weit höheren Kulturstufe sich befinden, als sie heute einnehmen, und wahrscheinlich auch in der nächsten Zukunft noch erreichen werden. Andererseits würde aber auch die Provinz Preußen, deren unmittelbare Hinterländer diese Landschaften bilden, eine ganz andere Stellung erlangt haben, ihr Einfluß auf das gesammte Vaterland wäre unzweifelhaft weit bedeutender geworden.

Wenn wir heute von der einzelnen Provinz sprechen, in der Jemand geboren und erwachsen ist, so nennen wir dieselbe seine engere Heimath. Damals sprach selbst der Minister in seinen amtlichen Erlassen davon, daß die Provinz „das Vaterland" Schön's sei, woraus denn folgte, daß er sich in der Fremde befand. Und Schön selbst spricht in seinen Berichten an den Minister eben so von Ostpreußen und Litthauen als von seinem „Vaterlande". Man unterschied damals noch sowohl in dem Kurialstyle der Amtssprache als auch im gewöhnlichen Verkehr „das Königreich Preußen" von „Sr. Majestät übrigen Staaten". Es war damals noch nicht einmal dahin gekommen, daß man den ganzen Staat Preußen als das gemeinsame „Vaterland" anerkannte, und die Provinzen des Staates schieden sich fast noch partikularistischer von einander in ihrem Heimathsbewußtsein, als sich heute die Bundesländer des deutschen

Reiches von einander scheiden. Man darf, wenn man Vieles in der Geschichte richtig verstehen will, diesen Gesichtspunkt nicht aus dem Auge verlieren. Erst der französische Druck und die französischen Gewaltthaten kitteten diese Landestheile durch das vergossene Blut so fest zusammen, daß nach den Befreiungskriegen diese Art von Partikularismus aus dem Bewußtsein der Menschen verschwand. Die Arbeit, den gleichen Prozeß für das große deutsche Vaterland eben so zu vollenden, wird voraussichtlich, nachdem Kriege sie eingeleitet haben, erst durch irgend einen anderen großen Krieg ihren Abschluß finden. Wir wollen nicht vergessen, daß die minirende Arbeit des Gedankens bis dahin den still wirkenden Prozeß weiter zu führen hat, bis er in voller Kraft in das Bewußtsein des dann lebenden Geschlechts übergehen, und in demselben als eine selbstverständliche Lebensbedingung unausrottbare Wurzeln geschlagen, und den Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens sich unterworfen hat. Wenn man nun an diesem an sich unscheinbaren Beispiele sieht, wie langsam geschichtlich nothwendige Prozesse sich vollziehen, so soll man daraus die Lehre schöpfen, daß man niemals über allerlei momentanen Erscheinungen die Geduld und den Muth verlieren darf. Der Volksgedanke, der zur Erfüllung seiner Bestimmung beiträgt, kann durch Einfluß allerlei Art zeitweise abgelenkt und verdunkelt werden. Er wird aber zu gegebener Zeit um so unwiderstehlicher durchbrechen, und dann das Leben des Volkes befruchten..

Der Minister v. Schrötter wies demnach die beiden nunmehrigen Assessoren an, die Departements Magdeburg und Halberstadt, das Dessauische und Sachsen-Koburgische und zuletzt Schlesien „aufmerksam zu bereisen, und sich vom

Zustande der Landeskultur sowohl in Ansehung der Erzeugung, Vervielfältigung und Vermehrung der Produkte als deren Veredlung so vollständig als möglich zu unterrichten." Da nun gleichzeitig auch dafür gesorgt wurde, daß die beiden Reisenden überall ungehindert Zutritt und Einsicht in die einschlagenden Verhältnisse erlangen konnten, so erhält ihre Reise dadurch zugleich einen dienstlichen Charakter, und der Minister unterließ daher nicht, schließlich hinzuzusetzen: „Ich bin von Ihnen beiden überzeugt, daß Sie von dieser Reise den Nuzzen zu erhalten suchen werden, welchen ich beabsichtige, und alsdann können Sie auch sicher erwarten, daß ich Sie in Lagen versezzen werde, in welchen Sie Ihre Talente und Kenntniße zum Besten des Landes geltend machen können." Zugleich verlangte er „öftere Nachrichten von dem Erfolg Ihrer Reise."

Jedermann sieht, daß der Charakter der Reise unter solchen Umständen nicht bloß rechtfertigt, daß dieselbe als ein Beitrag zur Kulturgeschichte des preußischen Staates betrachtet wird, sondern daß auch die Angaben, welche Schön in seinem Tagebuche macht, eine Art amtlicher Glaubwürdigkeit erlangen, welche manche Lücke in der damals noch ganz unentwickelten Statistik auszufüllen geeignet ist. Am wichtigsten ist es aber, daß die Berichte, welche er während der Reise an den Minister v. Schrötter erstattete, und in denen er die Resultate seiner Beobachtungen zusammenfaßte, von der Art waren, daß sie seine schnelle Beförderung von Stufe zu Stufe zur Folge hatten. Sie sind vollständig in seinen nachgelassenen Papieren enthalten.

Den Befehlen des Ministers entsprechend wurde die Reise zunächst nach Magdeburg gerichtet. „Den 15. April 1796 wollte ich von Berlin abreisen. Der Vorspann war da, gute Freunde, die Benefiz-Komödie der Madame Unzelmann und andere Dinge machten, daß ich meinen Friedrich[1]) heute Abend wegschickte, und den 16. Mittags um 12 Uhr, nachdem ich dem Schlick und Prinz ein Vale gesagt, in die Journaliere stieg." Diese nach Potsdam und später noch darüber hinaus gehenden Journalieren werden vielen älteren Berlinern noch aus der Erinnerung bekannt sein, sie führten in der Regel eine sehr bunt zusammengewürfelte Gesellschaft zusammen, die nothgedrungen bei langsamer Fahrt auf lebhafte Unterhaltung unter einander angewiesen war. „meine Reisegesellschaft bestand aus einem Klarinettisten der Königlichen Kapelle, Bär, aus dem Legationsrath Abt Denina, einem Lehrer des Kadettenhauses, einem — dem Ansehen nach — Bereiter, einer Potsdam'schen Bürgerdame und zwei Kindern. Der sehr bereisete Bär erzählte Viel von seinen Reisen, und einige Zeit hindurch war Königsberg, wo er Jester und Gerlach kannte, der Gegenstand unseres Gesprächs. Auf der Chaussee ging es ziemlich schnell." „Vor Potsdam zeigt sich eine schöne Gegend, welche die Havel formirt. Links vor Potsdam liegt der von dem jetzigen Könige angelegte und mit einem Schloß versehene neue Garten. Der König soll hier ganz als Privatmann wohnen, so daß keine Schildwache in dieser Gegend ist."

Schon am 16. wurde mit Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Potsdam begonnen und die drei folgenden Tage darin fortgefahren, auch Besuche gemacht und Empfehlungen

[1]) Aus den Papieren Bd. 3, p. 550.

abgegeben. „Den 17. gegen Abend ging ich in die Opera buffa. Es wurde gegeben: Der Theater-Entrepreneur im Gedränge. Abends aß ich zu Hause. Büttner war gerade zur Oper von Berlin hergekommen. Den 18. gegen Abend ging ich, um den Vorspann zu bestellen, zum hiesigen Kreis-steuer-Einnehmer und zwar zu dem des Havelländischen Kreises. Dieser erklärte mir die Abgaben der hiesigen Landbewohner. Es sind nur adeliche und bäuerliche Güter. Der Edelmann bezahlt von seinen Ländereien nur, je nachdem das Privilegium besagt, 1 bis 2 Ritterpferde, das Pferd zu 40 Rthlrn. Die adelichen Bauern aber zahlen 1. Kavalleriegeld vom Scheffel Aussaat circa 2 ggr. nach einem Katastro von 1600 einige 80. 2. Metzkorngeld soll pro Hufe 4 ggr. sein, und gründet sich darauf, daß die Einsassen vorher Naturalgetreidelieferungen leisten mußten. 3. General-Hufen- und Giebelschoß. 4. Kontribution vom Scheffel Aussaat 4 ggr. ich verglich zugleich die Abgabesätze zum Landarmen-Institut mit denen unsrigen, und fand erstere weit höher. Die Fourage-Vergütungssätze sind hier auch ungleich höher, das Schock Stroh wird z. E. mit 3 Rthlr. 8 ggr. vergütet.“ Das war die erste Einleitung zu den Studien, welche der Zweck der Reise waren. Im Ausfragen solcher untergeordneter Beamten und auch von Leuten aus dem Volke muß Schön schon damals eine besondere Virtuosität besessen haben, wie seine oft verzeichneten Unterhaltungen mit den Vorspännern ergeben, besonders wenn dies ansässige Bauern selbst oder Bauernsöhne waren. Diese Gabe, die Kenntnisse solcher Leute herauszulocken, und die Benutzung der dazu sich darbietenden Gelegenheiten hat Schön jenes unfehlbare Gefühl für das, was dem kleinen Manne verständlich und

sympathisch ist, gegeben, welches ihn später auch bei allgemeinen Maßregeln leitete, und ihm die große Gewalt über die Gemüther verlieh, die man später so oft zu bewundern Gelegenheit hatte. Geleitet von diesem Gefühle hat er erstaunenswerthe Leistungen durchzusetzen gewußt, ohne Befehl, und doch wurde seinem Worte gern Gehorsam geleistet, wenn er diejenigen Saiten anzuschlagen wußte, welche im Gemüthe einfacher Leute leicht wiederklingen. Dann wurde am folgenden Tage unter anderen Dingen auch die Gewehrfabrik gemustert. „Von dieser Fabrik erhielt ich wegen der Unwissenheit des Menschen, der mich herumführte, wenig Auskunft. Die grobe Schmiedearbeit der Leute geschieht in Spandau, wo dies Werk vom Wasser getrieben wird. Hier finden viererlei Beschäftigungen statt: 1. das Schloßschmieden, welches in gewöhnlichen Schmieden geschieht, 2. das Schaftmachen von Ahornholz, das aus Schlesien kommt, und von Tischlern hier zu Schaften verarbeitet wird, 3. das Bereiten des Laufs. Das Zündloch wird gebohrt, und der Trichter auf eine seit 1784 erfundene Art eingebohrt, auch die Schwanzschraube angesetzt, 4. das Zusammensetzen des Gewehres und das Gießen der messingenen Kappen und der anderen am Gewehr befindlichen Messingstücke." Aus dieser Aufzählung läßt sich entnehmen, warum die Fabrik, als es sich im Jahre 1813 um die Bewaffnung der Landwehr handelte, so leistungsunfähig war.

Am 20. April 1796 wurde um 2 Uhr Nachmittags abgefahren, und an diesem Tage noch Brandenburg erreicht. Gleich beim Beginn der Fahrt ergab sich für Schön, der die Vorspänner ausfragte, eine folgenreiche Anregung, die hier nicht übergangen werden darf. „Die Vorspänner waren aus

Marquardt, dem adelichen Gute des Generals v. Bischofswerder. Dies Gut liegt eine Meile von Potsdam zum Jägerthor hinaus; ist außer den Bauern 15 Hufen groß, hat guten Roggenboden und so hinlänglich Wiesen, daß darauf 300 Fuder Heu erbaut werden. Der General v. Bischofswerder hat dies Gut vor einem Jahre für 32000 Rthlr. vom Kammerherrn v. Dörnberg gekauft. Bei diesem Gute sind 10 Bauern, welche zu 3 Hufen Land haben. Jeder Bauer säet 30 Scheffel Wintergetreide aus. Denen Bauern fehlt es an Wiesewachs, so daß sie jährlich nur bis 9 Fuder Heu bauen. Einer unter diesen Bauern — der uns fahrende — hat 4 Hufen, ist ein Freibauer, bekommt auch nicht über 10 Fuder Heu von seinen Wiesen, und versichert, damit und mit dem für 20 bis 30 Rthlr. dazu gekauften Heu 7 Pferde, 6 Kühe und 40 Schafe ohne Futterkräuterbau und bei einer so schlechten Weide, daß das Vieh bis zur Stoppelhütung des Morgens und Abends, wenn es auf der Weide ist, eingefüttert werden muß, zu erhalten. Die Pferde waren von gutem Schlage und gut eingefüttert. Die Bauern geben von 3 Hufen jährlich 15 Scheffel Roggen und 15 Scheffel Gerste, auch 15 Rthlr. Dienstgeld, und monatlich an die Kreiskasse 1 Rthlr. Kontribution ab. Das Dienstgeld gründet sich darauf: vor dem Besitz des Generals v. Bischofswerder war jeder Dreihübner verpflichtet, wöchentlich zwei Tage mit der Hand und zwei Tage mit Gespann zu Hofe zu dienen, im Erndtevierteljahr aber täglich nach dem Verlangen der Herrschaft entweder mit der Hand oder mit Gespann. Dies hat Bischofswerder ganz abgeschafft, und das Dienstgeld eingeführt. Die Dreihübner sind Laßbauern, d. h. sie haben herrschaftlichen Besatz. Nach der

Meinung des Freibauern könnte das ganze Gut Marquardt an reinen Revenüen nicht viel mehr als 1000 Rthlr. tragen."

In Brandenburg wurde vor allen Dingen das dortige Landarmen- und Invalidenhaus einer genauen Besichtigung unterworfen, wobei zunächst die uns in der Gegenwart seltsam erscheinende Vereinigung der Landarmen, die zwangsweise zur Arbeit angehalten werden, mit Invaliden, denen das Gnadenbrot gereicht wird, unter einem Dache nicht die Aufmerksamkeit erregte, welche heute einer solchen Abnormität nicht entgehen würde. Wir haben es hier mit einer Einrichtung zu thun, welche damals durchweg gebräuchlich war, und deshalb kaum Anstoß erregte. Sie wiederholte sich in dem Kursächsischen Zucht- und Irrenhause zu Waldheim, in dem Armen- und Arbeitshause zu Breslau, im Zucht- und Irrenhause zu Brieg, im Landarmenhause zu Kreuzburg. Zwar hatten sich schon Männer wie der Oberkonsistorialrath und Probst zu Berlin, Zöllner, der Prorektor Schummel zu Breslau, welche Beide im Jahre 1791 Schlesien bereist hatten, mißbilligend und bedenklich ausgesprochen. Daß aber ihre sehr bescheiden und unmaßgeblich vorgetragenen Bedenken irgend welchen Eindruck gemacht hätten, davon ist keine Spur zu entdecken. Es war damals wohl überhaupt außerordentlich schwer, die einmal bestehende Schablone zu ändern, bis der Sturm kam, der alle die alten Gedankenreihen vernichtete, und den Beweis dafür führte, daß das, was im Anfange und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein ungeheurer Fortschritt gewesen war, unter Umständen im neunzehnten Jahrhundert für eine Barbarei gelten konnte, die man dem Despotismus des absoluten Staates auf das Sündenregister setzen mochte.

„Dieses 34 Fenster in der Front enthaltende Gebäude theilt sich a. in das Invalidenhaus. Die Invaliden erhalten blaue Uniformen wie die, welche in den Invaliden-Kompagnien stehen. Sie arbeiten bloß, wenn sie wollen, für sich, erhalten freie Kleidung und Speisung. Sie bekommen Morgens Frühstück. b. in das Armenhaus, das sich in die erste und zweite Klasse theilt. Die Einsassen sind mit braunen Jacken und grauen Unterkleidern bekleidet. Diese spinnen unter Aufsicht Wolle. Sie bekommen Morgens eine Suppe, täglich 5/4 Pfund Brodt, zu Mittag ein Gericht und einmal, Sonntags, Fleisch. Ein sogenannter Kommissarius hat die Aufsicht über das Institut. Ihm steht ein Kontrolleur zur Seite. Es wird von Zinn gegessen, zwei Personen schlafen zusammen in einer Bettstelle. Jeder hat ein Kissen, unter sich einen Strohsack und über sich eine wollene Decke. Die Invaliden haben zwei Kissen. Alle Schlafstuben werden geheizt. Im Hause waren jetzt circa 60 Personen, es ist auf 400 eingerichtet. In diesem Hause ist zugleich die Bäckerei und Brauerei für das Institut. Der Kommissarius hat 300 Thaler, der Kontrolleur 170 Thaler jährlich bei ganz freier Station, welche sich sogar auf Licht, Wäsche und Frühstück erstreckt. In jedem Schlafsaal sind zwei Saalwächter, welche bei Tage beim Arbeiten die Aufsicht haben, und bei ganz freier Station und Kleidung jährlich 4 Thaler an Lohn erhalten. Das Institut hat eine eigene Kirche, einen eigenen ziemlich beträchtlichen Garten und Wiesen, auch eine Molkerei von 4 Stück Kühen. Die Inspektion des Instituts besteht aus dem Kommissario, der zugleich Rendant ist, und dem Kontrolleur, die Spezialdirektion aus dem Landrath des Kreises, dem Justitiario und dem Kommissario. Die Gene-

raldirektion ist in Berlin. Jeder Vagabond erhält täglich 1½ Stof Trinken, von 1 Scheffel 3 Tonnen, die Invaliden davon täglich 2 Quart. Die Speisen sind: 1. Montag Erbsen, 2. Dienstag Grütze, 3. Mittwoch Graupen, 4. Donnerstag Kartoffeln, 5. Freitag Mohrrüben, 6. Sonnabend Gartengewächse, 7. Sonntag Fleisch mit Fleischbrühe."

Schön hat später Gelegenheit gehabt, was er hier und anderwärts gesehen, zu verwerthen, wahrscheinlich sind aber die empfangenen Eindrücke besonders im Verein mit dem, was er später in dem sächsischen Waldheim, in Breslau, Kreuzburg und Brieg zu sehen bekam, von der Art gewesen, daß sie nur negativen Werth gehabt haben. Für die damaligen einfachen Verhältnisse, unter denen man sich begnügte, Alles ohne Unterschied, was sich nicht zu krimineller Bestrafung eignete, in das Armenhaus zu stecken, mochten so primitive Einrichtungen, die zu ihrer Zeit einen wesentlichen Fortschritt bedeuteten, und deshalb mit verhältnißmäßig hohem Aufwande eingerichtet worden waren, angemessen erscheinen, und dann sich in der Trägheit des gewöhnlichen Schlendrians so lange fortschleppen, bis eine neue Zeit neue Einrichtungen verlangte. Und es ist unglaublich, wie weit mitunter der Schlendrian und die Trägheit der damit befaßten Beamten ging, ohne daß dabei besonders böser Wille im Spiel war. Davon sollte Schön, als er schon Oberpräsident der Provinz Preußen war, und auf seinem Gute Pr. Arnau lebte, noch ein wunderliches Beispiel erleben. Man hatte in Tapiau in der alten Veste des ehemaligen Ordensschlosses ein Landarmenhaus eingerichtet, und nach damaligem Maßstabe nichts gespart, um diese Anstalt, welche in Preußen abgekürzt κατ' ἐξοχήν „das Institut" genannt wurde, reich-

lich auszustatten, und rationell einzurichten. Nun wurde in den dreißiger Jahren der Gedanke lebendig, Gefangene und Insassen der Arbeitshäuser im Freien zu beschäftigen, und der Oberpräsident, der übrigens diese Idee mit Macht zu fördern suchte, glaubte mit gutem Beispiele vorangehen zu müssen. Er verlangte daher zur Erndtearbeit von der Direktion „des Instituts" eine Anzahl von Männern nach Arnau, und hatte dabei auch die Absicht, seinem Schäfer einen geeigneten Mann zur Aushülfe beizugeben. Als daher die Kolonne aus Tapiau auf dem Hofe zu Pr. Arnau angekommen war, und gemustert wurde, wies er seinen Schäfer an, sich vorweg eine ihm geeignet scheinende Person auszusuchen. Excellenz war aber im höchsten Grade erstaunt, als der Schäfer einem der Vagabonden plötzlich mit dem Rufe: „Herzvater! wo kommt Ihr her?" um den Hals fiel, und der rüstige Schäfer den alten Mann unter gemeinsamen Thränen küßte. Es wurde nun ein strenges Examen angestellt, bei dem folgende Geschichte zu Tage kam. Der Schäfer zu Pr. Arnau war der jüngere Sohn eines Bauern aus dem Kreise Gerdauen, der sich auf den Altensitz begeben, und das Gütchen seinem ältesten Sohne übergeben hatte. Nach einiger Zeit äußerte der alte Mann den Wunsch, einen anderen Sohn, der einige Meilen davon sich eine Bauerstelle erheirathet hatte, zu besuchen, und zuzusehen, wie es diesem ginge. Mit Proviant an Brodt, Butter, Speck, Käse 2c. gehörig ausgerüstet, machte er sich auf den Weg und rastete jenseits der Kreisgrenze unbefangen an einer Brücke, um sich für den weiteren Marsch zu stärken. Darüber kam ein patrouillirender Gensdarm dazu, der den Reisenden nach seiner Legitimation fragte, und da derselbe eine solche nicht besaß, ihn nach Wehlau zum Landrathsamte

fistirte. Dort machte der gnädige Landesvater kurzen Prozeß und schickte den alten Mann ohne Weiteres nach Tapiau in „das Institut" als einen ausweislos aufgegriffenen Vagabonden. Man nahm den alten Mann dort unbefangen auf, kleidete ihn ein, beschäftigte ihn mit Arbeiten, die seiner körperlichen Beschaffenheit angemessen waren, und dieser versicherte nachher, das einzige Unrecht, das ihm widerfahren, hätte darin bestanden, daß man seiner Erzählung, wo er her sei, und wohin er gewollt, gar keine Beachtung geschenkt habe, sonst wäre er gut behandelt worden, und es hätte ihm an Nichts gefehlt. Im „Institut" bekümmerte man sich nicht weiter darum, denn man hatte die Ueberweisungsordre des Wehlauer Landrathamtes. Der Landrath und der Gensdarm kümmerten sich ebenfalls nicht weiter darum, denn der Vagabond war im „Institut" abgeliefert, und es kam keine Reklamation, welche sein Dasein in Erinnerung gebracht hätte, bis das Donnerwetter aus Pr. Arnau einschlug. Die Söhne des alten Mannes, der geduldig in Tapiau das ihm von höherer Gewalt, gegen die er nicht zu murren wagte, bereitete Schicksal trug, kamen nach langer Zeit zwar einmal auf dem Pferdemarkte zu Wehlau zusammen, und da der eine Bruder dem anderen auf die Frage, wie es dem Vater gehe, versicherte dieser müsse bei dem Frager sein, jener aber versicherte, daß der Vater bei ihm nicht angekommen sei, so kamen beide dahin überein, daß dem Vater unterwegs ein Unglück zugestoßen sein müsse. Nachfragen ergaben, da schon lange Zeit vergangen war, kein Resultat, und der dritte Bruder, der Schäfer in Pr. Arnau, hatte daher gelegentlich erfahren, daß der Vater todt sei. Alle drei hatten den guten Vater rechtschaffen beweint, wie es guten Söhnen zukam, und

nun stand er leibhaftig in der Tracht des „Instituts“ vor dem Chef der Provinz. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß man den stillen, bescheidenen alten Mann, der nie zu einer Klage Veranlassung gegeben hatte, gerade dem Oberpräsidenten zugewiesen, und somit in die Arme seines Sohnes geführt hatte. Er wäre sonst wohl im „Institut“ gänzlich verschwunden. Natürlich wurde der vermeintliche Vagabond sofort befreit, und dann, nachdem er sich bei guter Pflege von dem Schreck erholt hatte, mit guten Geleitsbriefen in die Heimath entlassen, wo ob der unverhofften Wiederkehr des todtgeglaubten Vaters große Freude war, denn es waren alle drei Brüder sehr gute Söhne. Daß über die Beamten, welche so nachläßig die Freiheit eines ehrlichen Menschen in Gefahr gebracht hatten, nachträglich ein strenges Gericht erging, braucht wohl nur angeführt zu werden. Aber wir meinen, dieses kleine Erlebniß des damals noch ganz unbefangenen Assessors aus seiner späteren Amtserfahrung ist wohl geeignet, ein Streiflicht auf die Kulturzustände zu werfen, aus denen dieser Staat erst herausgearbeitet werden mußte.

Eine andere folgenreiche Anregung hatte Schön bereits in Berlin erhalten. In der Wollewaarenfabrik „des Herrn Hesse an der Königsbrücke“ war ihm auf seine Frage erklärt worden, die Wolle aus Preußen sei zu grob, um verwendet werden zu können. „Die Fabrik kauft das Material auf den Wollmärkten zu Berlin und Landsberg.“ Auf das Kapitel von der Wolle und der Fabrikation wollener Zeuge gehen wir hier nicht ausführlicher ein. Es sei an dieser Stelle nur darauf verwiesen, daß die Andeutung, welche Schön in Berlin vom Fabrikanten erhalten hatte, sofort einen Gedanken rege machte, den er auf der Reise mit aller Energie

verfolgte: die Veredelung der Wolle in Preußen. Unablässig begleitete ihn auf seiner Reise durch das Magdeburgische, Halberstädtische, Dessauische, durch Kursachsen und Schlesien das Studium der veredelten Schafzucht, und schon auf der Reise nach Magdeburg trat ihm die erste aufmerksam beobachtete Probe dieser Schafzucht entgegen.

Die große Straße nach Magdeburg ging damals in einer Richtung, welche heute zu einer fast vergessenen Kommunikationsstraße hinabgesunken ist, die nur noch den Bedürfnissen der nächsten Nachbarschaft dient, von dem großen Verkehr ganz verlassen ist. Die Straße zog sich von Brandenburg aus südlich von der Havel durch die sandige unfruchtbare Höhe hindurch über Ziesar, das Magdeburgische Forth, wo die Grenze zwischen der Mark und dem Herzogthum Magdeburg überschritten wurde, nach Hohenziatz, Möckern, Zehdenik, Nedlitz, Königsborn nach Magdeburg. In Ziesar, wo besserer Boden sich zeigte, nachdem man Sand und Fichtenwälder passirt hatte, einer Stadt, welche „in 7 Jahren dreimal theilweise abgebrannt" und „ein höchst trauriges Nest" war, wurde Halt gemacht. Das dortige, vom Oberamtmann Schlickmann gepachtete Amt wurde näher besichtigt, und von der Bewirthschaftungsart Kenntniß genommen. Hier trafen die Reisenden die erste veredelte Schafheerde. „Die Schafe, welche der hiesige Beamte hält, sind von spanischer Art, welche sich durch ihre feine Wolle vor anderen auszeichnen." Die dadurch angeregten Fragen wurden aber auf der Weiterreise näher verfolgt. Hier war der Aufenthalt zu kurz, nur der erste Anblick frappirte den Reisenden.

Es ist hier der Ort, noch einer Eigenthümlichkeit Erwähnung zu thun, welche bei der Einrichtung der ersten Hälfte der ganzen Reise auffällt. Die Untersuchung des Landwirthschaftbetriebes, wie Schön dieselbe vornahm, beschränkte sich fast ausschließlich auf die königlichen beziehungsweise fürstlichen Domänen. Privatgüter wurden fast gar nicht besucht, nur den bäuerlichen Wirthschaften schenkte er, wo sich dazu Gelegenheit darbot, die gebührende Aufmerksamkeit. Wir haben schon oben hervorgehoben, daß die Pächter oder, wo sie sich noch vorfanden, wie z. B. im Anhaltischen, die Administratoren der Domänen sehr wichtige Verwaltungsbeamte waren. Durch die Ausbildung und Reorganisation der Staatsverwaltung sind sie später gänzlich aus dieser Stellung verdrängt, und auf die bloße Landwirthschaft beschränkt worden. Damals aber haftete ihnen zwar nicht mehr der volle Glanz ihrer ursprünglichen Stellung, aber noch ein sehr starker Rest desselben an. Diese angesehene Stellung jener Männer würde aber ihre Autorität als Musterlandwirthe nicht rechtfertigen, deren sie sich unbestritten erfreuten, und man würde glauben können, daß die ganze staatswirtschaftliche Reise von einem sehr einseitigen Standpunkte aus unternommen worden sei, wenn man die Umstände, welche dies rechtfertigten, nicht näher erörterte. Ueber diesen Punkt hat Schön sich ausführlich gegen seinen Chef in einem unter dem 21. Oktober 1796 erstatteten Berichte ausgesprochen. Wir können nichts Besseres thun, als ihn selbst sprechen zu lassen.

„Jedem denkenden Reisenden, der aus meinem Vaterlande kommt, und die landwirthschaftliche Kultur im Dessauischen und Magdeburgischen im Allgemeinen — denn auch der

Bauer folgt jenen Prinzipien — sieht, muß der Gedanke entstehen: wodurch ist dies Alles bewirkt? wodurch hat man es dahin gebracht, daß jeder Königliche Beamte alles anwendet, so viel als nur ein Eigenthümer thun kann, in seine Wirthschaft verwendet, keine Kosten spart, welche zu Verbesserung seiner Wirthschaft, zur Erhöhung des Körnerertrages etwas beitragen können, und sich, ohne Rücksicht darauf, daß der mehrere Körnerertrag einst in Anschlag gebracht werden dürfte, sich ernstlich bemühet, um auf dem ihm verpachteten Amte seine ganze Oekonomie auf den höchsten Punkt zu bringen? ich habe im Allgemeinen Vergleiche der preußischen Verfassung mit der hiesigen, der preußischen Landwirthschaft im Allgemeinen mit der hiesigen angestellt, mit denkenden Wirthen über die Aufnahme der hiesigen Landwirthschaft gesprochen, und aus diesem Allen mir folgendes Resultat gezogen."

„In einer Provinz hängt die Aufnahme der Landwirthschaft allein von denen Leuten ab, die bei einiger Bildung den Ackerbau selbst treiben. Der erste und der letzte Stand im Staate oder, was dasselbe ist, der Edelmann und der Bauer wirken im Ganzen dazu wenig. Der erstere besitzt in der Regel das, was dem letzteren mangelt, und umgekehrt. Der adeliche große Grundbesitzer, der Bildung hat, d. h. der die Folgen der Handlungen einigermaßen vorauszusehen im Stande ist, Pläne entwerfen, und nach Grundsätzen, auf die er durch Vernunftschlüsse kommt, Versuche anstellen, und so Verbesserungen bewirken könnte, sieht es in der Regel als eine zu kleine Beschäftigung an, das Detail der Landwirthschaft selbst zu betreiben, er will seinen Wirkungskreis erweitern, dient daher dem Staate entfernt von seinen Gütern,

oder, weil er sein Verdienst nicht allein darein setzt, ein vollkommener Ackerwirth zu sein, nimmt Theil an politischen und litterarischen Gegenständen, will sich auf eine geistvollere Art beschäftigen, überläßt daher die Ausführung seiner Pläne Leuten, die keinen Theil an dem Vortheile, der aus dem großen Flor seiner Oekonomie entsteht, haben, und führt daher seine Anordnungen stets unvollkommen aus. — Der Bauer, eingeschränkt auf eine unbedeutende Erdfläche, von deren Ertrage seine Subsistenz abhängt, ist schon dieserhalb unfähig, Versuche anzustellen. Denn jeder fehlgeschlagene Versuch hat Mangel an Lebensunterhalt zur Folge. Mangel an Bildung macht, daß er selbst die nothwendigste Folge einer Handlung selten vorauszusehen im Stande ist. Er folgt daher nur dem Beispiele, und kann seiner Lage und seinen Fähigkeiten, seiner Geisteskultur nach nur diesem folgen. Bei dem Geiste, der in unserem Staate — durch Staatsverfassung erzeugt — herrscht, sind dies Alles nothwendige Folgen der Staatsorganisation. Es bleibt daher nur der Stand übrig, der in allen Staaten Geistes- und Gewerbskultur so weit gebracht hat, der durch Vorzüge vor seinen Mitbürgern nicht begünstigt, vom Staate sich selbst ganz überlassen ist, dem nur Verdienst Vorzüge im Staate möglich machen, nemlich der Mittelstand. In jedem Fache, in jedem Gewerbe hat dieser Stand am meisten, ja Alles benutzt. Auch in der Landwirthschaft muß er seiner Lage nach das Meiste thun. Er muß, um Achtung bei seinen Mitmenschen zu erhalten, seine Geistesfähigkeiten einigermaßen ausbilden, und seiner Subsistenz willen auch die weniger geistreiche und langweilige Arbeit nicht scheuen. Je mehr nun von Seiten des Staats auf diesen Stand gewirkt werden

kann, daß er es seinem Interesse gemäß findet, auf die bestmögliche Art zu wirthschaften, je mehr der Staat bemüht ist, Alles hinwegzuräumen, was diesen Stand von vollkommenster Führung der Wirthschaft abhält, desto leichter wird der Zweck, die größtmögliche Menge von Produkten in einem Lande zu bauen, erreicht werden."

„Der Theil des Mittelstandes, welcher sich mit der Landwirthschaft beschäftigt, ist hier weniger als in Preußen, weil hier keine köllmische und äußerst wenige Erbpachtgüter sich befinden, Eigenthümer an so beträchtlichen Grundstücken, daß man Versuche damit anstellen, oder Pläne dermaßen im Großen ausführen könnte, daß die Beförderung des einen landwirthschaftlichen Zweiges den größeren Vortheil aus einem anderen Zweige bewirke. Der landwirthschaftliche Mittelstand, wenn ich mich so ausdrücken darf, schränkt sich daher nur auf Pächter ein. Friedrich Wilhelm I. hat sehr viele adeliche Güter ausgekauft, so daß die Größe der Domänen die der Privatgüter übersteigt. Der Königliche Beamte" (sc. der Domänenbeamte, der ein „Amt" in Pacht hat) „ist also der, der hier den Haupteinfluß auf die mehrere Aufnahme der Landwirthschaft hat. Im Dessauischen ist dies um so mehr, da keine Güter im Lande sind, sondern der größte Theil des ganzen Fürstenthums aus Domänen besteht, und nur äußerst wenig Bauern allda anzutreffen sind."

„Hierdurch glaube ich gezeigt zu haben, daß der Haupteinfluß auf die Verbesserung der Landwirthschaft hier, wie in England der Pächter, nur in specie der Königliche Beamte gehabt hat."

Die weiteren überaus interessanten Ausführungen Schön's in diesem Berichte gehören nicht hierher. Es kam nur darauf an, zu erklären, warum die Untersuchung sich fast nur auf die Domänen beschränkte. Dagegen wurde Schön in Halle ausdrücklich und zwar von dem Buchhändler Göschen aus Leipzig, den er auf dem Wege von Jena nach Naumburg kennen gelernt hatte, dahin belehrt, „daß, seitdem viele Rittergüter in Sachsen von Bürgerlichen besessen würden, die Ackerkultur sehr in Aufnahme käme." Er setzt dieser Bemerkung Göschen's in seinem Tagebuche hinzu: „mir sehr natürlich! um so mehr, da in Sachsen auf dem Lande kein Mittelstand ist, denn die Pächter sind bloße Bauern und die Verwalter in der Regel nicht mehr." Der Bericht an Schrötter war schon fort, als diese Bemerkung gemacht wurde. Das Resultat war, daß auf den Gütern der Magdeburgischen, Halberstädtischen, Kursächsischen Ritterschaft nichts zu lernen war, weil die Ritter selbst mehr Politik als Landwirthschaft trieben. In Schlesien dagegen waren die ausgezeichnetesten Landwirthe gerade Ritter. So kam es, daß in allen diesen Provinzen auf dem platten Lande der aufstrebende Mittelstand nur von den Domänenpächtern repräsentirt wurde, da der Besitz der Rittergüter demselben gesetzlich verschlossen war, während Preußen außerdem noch in seinen Köllmern und Erbpächtern einen kräftigen Mittelstand schon damals besaß. Mancherlei Erscheinungen im provinziellen Leben finden darin ihre Erklärung. Wenn man aber jene Aeußerungen Schön's aus dem Jahre 1796 liest, so wird man sich erklären können, daß elf Jahre später die Ideen, welche zum Erlaß des Ediktes vom 9. Oktober 1807 führten, und welche in dem Immediatbericht vom 17. August

1807 [1]) niedergelegt sind, mit solcher Wucht an das Tageslicht traten, und unwiderstehlich Alles fortrissen, selbst den kalt überlegenden König.

Wir sehen den Keim desjenigen Ideenganges, welcher Schön in dem entscheidenden Reformjahre 1807/8 dahin trieb, den ausschließlichen Vorrechten des Adels auf wirthschaftlichem Gebiete namentlich auf den Besitz gewisser Güter unter lebhafter Zustimmung Scharnhorst's den Krieg zu erklären, eines Ideenganges, dem er den unauslöschlichen, heute noch fortwirkenden Haß der reaktionären Adelskaste zu verdanken hat. Den gebildeten Mittelstand, dem in der nachfolgenden Entwickelung des Staates bis zum heutigen Tage, und, da er seinen Kreis unaufhörlich nach oben und nach unten hin erweitert, noch auf lange Zeit hinaus die Führerrolle zugefallen ist, hat recht eigentlich Schön dazu in den Stand gesetzt, und dieser Stand sollte gerade in ihm seinen Führer anerkennen. Dies bezeugt ihm, wie er es verdient, auch Leopold v. Ranke in seiner Schrift: „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers v. Hardenberg", indem er ihm das Zeugniß ausstellt: „er ist einer der eifrigsten und wirksamsten Bekämpfer der Vorrechte des Adels gewesen." [2]) Im Voraus, wenn auch natürlich nicht vorausschauend, giebt der junge Schön bereits in diesem an den Minister v. Schrötter erstatteten Berichte die Gründe an, welche ihn später, als es sich um grundlegende Reformen handelte, in seinem Gedankengange bestimmen mußten. Und Schrötter hat ihn, was nicht unerwähnt bleiben darf, weder hier getadelt, noch später ihm widersprochen.

[1]) Aus den Papieren Bd. 2, p. 104.
[2]) v. Ranke, Denkwürdigkeiten Hardenberg's Bd. 4, p. 119.

Am 22. April 1796 waren Schön und Büttner in Magdeburg angekommen, und im „goldenen Schlagbaum" eingekehrt, wo sie während des längeren und mehrmals wiederholten Aufenthaltes in dieser Stadt stets logirt haben. „Bis jetzt," bemerkt er hier in seinem Tagebuche, „habe ich merkwürdig gefunden: 1. die Wellerwand bei Neblitz, 2. die allgemein breiten Beete, 3. die Abschaffung des Schaarwerks, 4. die halbe Stallfütterung im Amte Ziesar, 5. die spanische Schafzucht ebendaselbst."

Der erste Besuch galt dem Kammerpräsidenten v. Puttkammer. „An diesem Manne lernte ich die anscheinend und dem allgemeinen Rufe nach auch wirklich personifizirte Biederkeit kennen. Gerade, offen, altdeutsch sowohl im Ausdruck als der Kleidung ist das Charakteristische dieses Mannes." Dann füllten die unentbehrlichen Visiten und die erste Besichtigung der Stadt die Stunden des Tages aus. „Magdeburg ist eine äußerst eng gebaute Stadt, deren Straßen noch enger sind als die in Königsberg." Der Abend führte beide junge Männer „in's Konzert im Logenhause am Altmarkte, auf welchem Kaiser Otto in Stein gehauen steht. Wir hörten ein für eine kleine Stadt ziemlich besetztes Konzert an. Es wurde das Lob der Musik von Meißner und Schuster gegeben. Eine gewisse Mademoiselle Schäfer, möglichen Aussehens aber unkultivirter Stimme und Madm. Weimann aus Halle, schlechten Aussehens aber möglich gebildeter Stimme sangen außer den Schülern. Das Auditorium war ziemlich zahlreich, man zahlte 8 ggr. Entrée." Dann wurden die Sessionen der Kriegs- und Domänenkammer frequentirt. „War bei den Behörden in Preußen," so spricht sich Schön (1844) aus, „schon Mechanismus vor-

waltend, so war er hier beinahe ausschließlich zu finden. Ein einziges Mitglied, der nachherige Minister v. Klewitz, wollte weitersehen, als der Aktenkreis reicht, aber auch dies war nur kraftloses Wesen."

Der damalige Kammerdirektor Klewitz war 13 Jahre älter als Schön, war schon vor sieben Jahren Kriegsrath, kurz vorher Kammerdirektor geworden, nachdem er inzwischen auch zwei Jahre als vortragender Rath im Generaldirektorium, südpreußischen Departements, also unter dem Minister v. Voß gearbeitet hatte, der nach der dritten Theilung Polens das südpreußische Departement ganz aufgab, womit sich auch Klewitzens Stellung in Berlin erledigte. Daß Klewitz damals nicht schon in ein vertrautes Verhältniß zu Schön trat, wird sehr natürlich erscheinen. Von seinem ersten Besuche bei ihm sagt Schön in seinem Tagebuche: „ich lernte an ihm ein noch junges, kleines, anscheinend kluges Männchen kennen." Schön schloß sich dort mehr an die jüngeren Vettern, den Kriegsrath und den Assessor Klewitz an, mit denen er noch längere Zeit in Korrespondenz blieb. Erst vier Jahre später, als er selbst in das Generaldirektorium berufen wurde, traf er dort wieder mit dem 1798 als Geheimer Oberfinanzrath wieder dorthin berufenen Klewitz zusammen, der 1802 geadelt wurde.

Bei einem Diner, welches der Kammerdirektor Klewitz in der Ressource gab, saß Schön zwischen ihm und dem Kammerrath Klewitz. „Beide sind herrliche Männer. Der Direktor, ein Mann ohne Praetensiones von vielem Kopfe, der zwar über Fortdauer nach dem Tode und Präexistenz sehr schlecht geschrieben hat, dabei aber im statistischen Fache Aufmerksamkeit verdient, und seines guten Geistes wegen

sehr interessant ist. Der Kammerrath besitzt mehr Sozialität, und erzeigte mir Gefälligkeiten, die wirklich nicht unbeträchtlich sind." So lautete das erste Urteil Schön's. Klewitz war bei weitem nicht eine so streitbare Natur als Schön, daß er aber seinen Genossen zu würdigen wußte, ergiebt sich wohl aus seinem letzten Briefe vom 14. Juni 1835,[1]) mit welchem er ihm eine Abschrift des Immediatberichts vom 17. August 1807 zustellte, der sonst wohl verloren gegangen wäre.

Dann wurden Fabriken besichtigt, und andere Dinge geprüft, von denen später noch näher die Rede sein wird. Nur ein Punkt mag hier hervorgehoben werden, weil er völlig der Vergangenheit angehört, aber damals auf den Staatswirth großen Eindruck machte. Gemeinsam mit Klewitz nahm Schön den Packhof in Augenschein. „Magdeburg hat das Recht, daß alle die Elbe herunter- oder heraufkommenden Waaren von Magdeburg ab mit Magdeburgischen Fahrzeugen fortgebracht, und eine Zeit lang in Magdeburg deponirt sein müssen. Dies bringt der Kämmerei eine wichtige Revenüe, so daß die Packhofseinkünfte jährlich zwischen 17 und 20,000 Rthlr. betragen. Die Schiffer haben eine gewisse Taxe, für welche sie die Waaren nach Hamburg bringen müssen, die Fahrt geht der Reihe nach. Alle Niederlags- und Transitsgebühren sind genau bestimmt. Dieser Einrichtung wegen liegen stets eine große Menge Waaren aller Art im Packhofe, so daß man den Werth der zu einer Zeit daliegenden Waaren bei guter Schifffahrt auf $1^1/_2$ Millionen annimmt. Der die Aufsicht habende Ober-Accise-

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, Anlagen p. 61 und Bd. 2, p. 102.

Rath führte uns selbst herum. Der Packhof ist drei Stock hoch, und alle drei Böden sind nicht allein sondern auch der Hof voll von Fässern."

Aber schon am 27. April ging es wieder zum Thore hinaus, um die Landwirthschaft zu studiren. Auf diesem ersten Ausfluge in das gesegnete Herzogthum Magdeburg, wo man „nur Ebene, nur Felder und den herrlichsten Boden" sieht, stießen dem Reisenden gleich einige Fragen auf, deren Lösung er eifrig suchte. Gleich in der Stadt Wanzleben, „einem sehr traurigen Städtchen," wurde die Wirthschaft des vom Geheimen Rath Schönwald empfohlenen Amtsraths Kühne gemustert.

Schön fand hier große und überaus schwere Pferde, und vollständige Stallfütterung. Der Mangel eigener Pferdezucht, daß nur Pferde vor den Pflug gespannt wurden, während in seiner Heimath die leichte Zoche von Ochsen gezogen, die Pferdezucht als ein Hauptzweig der Landwirthschaft mit Eifer betrieben wurde, fiel dem eifrigen Staatswirth vorweg auf. Eben so begierig war er, in dessen Heimath damals noch eine ausgedehnte Weidewirthschaft betrieben wurde, die Grundsätze und die Wirkung der Stallfütterung zu erfassen. Wir werden seine technischen Beobachtungen an dieser Stelle nicht ausführlich darlegen. Hier mögen nur, um den ersten überraschenden Eindruck zu schildern, seine eigenen Worte Platz finden:

„Wir fanden" (an dem Amtsrath Kühne) „einen gebildeten Mann, der sehr vernünftig raisonnirte. Er wirthschaftet in drei Feldern, bespannt alle Pflüge mit Pferden, die er aus dem Hannöver'schen an der Holstein'schen Grenze einjährig à 7 bis 9 Louisdor kauft, und groß zieht. . . . .

Sein Heueinschnitt ist im Verhältniß der großen Aussaat von 200 Wispeln höchst unbeträchtlich, und seine Weideländereien bestehen nur in 200 Morgen (also höchstens $^1/_{25}$ der Fläche). „Deshalb ist Stallfütterung eingeführt.“ Ferner: „die Pferde werden hier in der ganzen Gegend ganz extraordinär gefüttert. Regulariter giebt der Bauer und große Wirth 12 Metzen bis 1 Scheffel Roggen den Tag auf vier Pferde bei 4 Pfd. Heu pro Pferd. Dies ist nöthig, um die ungeheuern Wagen zu ziehen. Ein Augstwagen“ (Augst litthauisch und in Ostpreußen = Erndte) „muß 30 Fuß lang sein. Die Hinterräder haben praeter propter 5 bis 6 Fuß im Durchmesser, die Vorderräder sind nur um wenige Zoll niedriger. Diese großen Wagen sind hier des Bodens wegen nöthig, denn in dem hiesigen Boden schneidet, wenn es naß ist, im Herbst und Frühjahr ein Wagen über zwei Fuß ein, so daß ich mit meinem kleinen Wagen öfters befürchtete — da mein Wagen, weil er nicht so breit, als die hiesigen sind, ist, nicht das Geleise hielt — auf anscheinend ebenem Wege bloß in denen ausgefahrenen Geleisen beim trockensten Wege umzuwerfen.“

Von Wanzleben ging es mit „vier sehr guten Pferden“ weiter nach Hadmersleben. „Diese Stadt, welche 137 Feuerstellen hat, ist so schlecht, daß dies fast die schlechteste ist, die ich sah.“ Auch der Inspektor „war so schmutzig, daß ich seine Offerte, mir Essen zu geben, nicht annahm, und die Stadt überhaupt so traurig, daß wir gar nichts zu essen bekamen.“ In Hadmersleben fiel Schön die Kirche auf, das erste Gebäude, auf welchem er ein Schieferdach sah. „Die Schieferdächer sind nicht so vortheilhaft, als sie scheinen, denn sie müssen mit Brettern verschalt werden,“ bemerkt

dabei der sparsame Wirth. Hier wurde die Dessauische Grenze bei einer kleinen Enklave, und auch die Grenze des Magdeburgischen Departements überschritten. Dann betrat man, nachdem die Dessauische Enklave durchfahren war, das Halberstädtische Departement, und in demselben die Stadt Gröningen. Diese „ist eine Landstadt, zwar besser als Hadmersleben, aber auch sehr schlecht," aber die Stadt wurde dadurch für die Reisenden merkwürdig, daß in den „drei Fischen" das erste „Glas Breyhahn" getrunken wurde. Dann aber wurde noch ein ganz neuer Eindruck gewonnen „Die Gegend wird etwas bergiger, man sieht den Brocken vor sich, und in der Entfernung anfangs kleine Anhöhen und hinten Berge." „Kurz vor Halberstadt fährt man dem Dorfe Wehrstädt links vorbei. Der Harz präsentirt sich majestätisch."

Schön kehrte in Halberstadt „in der Rose auf dem breiten Wege," Büttner quartierte sich beim Kriegsrath Stellter ein. „ich kaufte mir Gatterer's Beschreibung vom Harz für 2 Rthlr., berichtigte etwas mein Tagebuch, und ging schlafen."

Der Aufenthalt in Halberstadt hat Schön manche Anregung gegeben, und bietet manches nicht uninteressante Detail dar. Zwar sagt er in seiner II. Selbstbiographie ausdrücklich: „hier stand die Beamtenwelt wohl noch tiefer als in Magdeburg, aber," setzt er hinzu, „Gleim hatte einen Kreis von gebildeten Männern aus allen Ständen um sich versammelt, so daß das Leben mit diesen Männern erfrischend war."

Zunächst gab der Umgang mit den Beamten der Kammer doch immer die Grundlage für den nächsten Reisezweck.

Präsident der Kriegs- und Domänenkammer war damals v. Ingersleben, der später nach dem Kriege Oberpräsident der Rheinprovinz wurde, „ein hübscher und artiger Mann," wie das Tagebuch sich ausdrückt. Schön lernte bei einem von dem Präsidenten gegebenen Diner auch Frau v. Ingersleben kennen, die er als „eine zwar nicht schöne aber artige Frau" charakterisirt. Es war wohl natürlich, daß die jungen Assessoren mit dem Präsidenten und den beiden Direktoren, welche letztere Schön nicht besonders herausstreicht, weniger in persönliche Berührung traten. Merkwürdig bleibt es aber, daß der noch so junge Schön unter den älteren Kollegen, Kriegsräthen und Assessoren überall Leute fand, die sich ihm sofort anschlossen, oder, wenn man will, sich seiner besonders annahmen. So traf er in Halberstadt mit dem Kriegsrath Heyer zusammen, der „ein geschulter kopfvoller Mann zu sein scheint." Mit Heyer traf er dann einige Tage später bei dem pensionirten Kammerdirektor Wassersleben zusammen. Dort unterrichtete Heyer, „der tüchtigste Mann bei der ganzen Halberstädter Kammer," Schön ausführlich über die Kontributions- und Agrarverfassung im Halberstädtischen, worauf wir in anderem Zusammenhange ausführlicher zurückkommen werden. Sie unterhielten sich aber auch eingehend „über kameralistische Schriften, über den Werth des Geldes und der Waare, wo Heyer sich als ein helldenkender Mann zeigte." Achtundzwanzig Jahre später wurde Heyer als Präsident an die Regierung zu Gumbinnen versetzt, besuchte Schön auf der Reise in Danzig, und hat dann noch einige Jahre lang unter Schön, der bald darauf Oberpräsident der Provinz Preußen wurde, gearbeitet, aber freilich unter veränderten

Zeitumständen keineswegs in besonders kollegialischem Verhältnisse.

Für den Augenblick machte das Zusammentreffen mit Gleim den tiefsten Eindruck auf den jungen Assessor. Er erwähnt deshalb dasselbe auch in seiner leider so kurzen Selbstbiographie.[1]) Ausführlicher berichtet darüber das Tagebuch:

„Diesen alten Barden fand ich sehr liebenswürdig; er ist nicht Kantianer, kennt sein System nicht. Er las mir eine Stelle aus Nikolai's Reisebeschreibung gegen die Kantianer vor, erzählte mir, daß er auf Salzmann ein Sinngedicht gemacht habe, worin er ihn gebeten, das Elend, welches auf der Welt zerstreut sei, von ihm aber zusammengekarrt wäre, wieder auseinander zu karren. Er ist Monarchist, weil er viel mit Königen zu thun gehabt. Er hat den Hut, welchen Friedrich II. bis zu seinem Tode trug, er hat einen Ring vom Könige von Polen wegen eines Gedichts auf die polnische Konstitution vom 3. Mai, ist mit dieser Konstitution — weil er, wie er sagt, sich nachher durch eine Schrift des Sekretairs des Königs von Polen, eines Italieners, eines Besseren belehrt — aber nicht zufrieden, weil dem Adel dadurch zu viel Rechte eingeräumt sind. Er schimpft auf die Franzosen, und sagte mir, daß Krahmer in Kiel wegen seines Jakobinismus und seines Buchs über das menschliche Leben von Bernsdorff abgesetzt sei. Er war mit Krahmer unzufrieden. Er sagte mir: Bernsdorff habe ihm einen Menschen zur Erlernung der Landwirthschaft geschickt, den Bernsdorff jetzt mit Nutzen gebraucht. Dieser junge

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 12.

Däne hat erzählt: Der König von Dänemark habe einmal, als er des Abends eine seiner üblichen Streifereien ausgeführt, einen Laternenanstecker mit der Leiter umgeworfen, dieser habe dann seinen Gefährten zugepfiffen — ein Nothzeichen der Laternenanstecker in Kopenhagen — und die Laternenanstecker hätten den König durchgeprügelt. Gleim hat eine Sammlung von Oelgemälden von seinen Freunden und Gelehrten. Ueber Revolutionen sagt er: man müsse das Volk kultiviren, dann würde Alles gut. Den pp. Richter in Hof, der die unsichtbare Loge geschrieben, lobte er in Rücksicht des Witzes sehr."

Einige Tage später holte der Kanonikus Gleim den Assessor v. Schön Nachmittags zu einer Landpartie ab. Er muß also doch an dem jungen Manne ein besonderes Wohlgefallen gefunden haben. „Wir fuhren nach den Spiegelbergen, ohngefähr 1000 Schritte von der Stadt. Dies ist eine unvergleichliche Anlage; man übersieht von einer Kette von Bergen, auf deren Spitze ein Belvedere steht, die Stadt und rund herum die herrlichste Gegend. Die Berge sind ganz wie ein englischer Garten bepflanzt, und die herrlichsten Anlagen angebracht. Man findet Grotten, Epitaphien, Fichtenwälder, Laubholz, Alles bei der schönsten Aussicht, ein von Steinen in altem gothischem Geschmack erbautes Belvedere und im Keller ein Faß von ganz extraordinärer Größe. Der Besitzer ist ein gewisser tiefsinniger Herr v. Spiegel, dessen Vater diese Anlagen gemacht hat. Gleim erzählte mir: man habe verschiedene Versuche angestellt, um die Landstraßen mit Bäumen zu bepflanzen, allein alle Versuche wären fruchtlos, weil der Landmann in dem Wahne, die Vögel nisteten in den Bäumen, und verzehrten das Ge-

treibe, die Bäume ausrottete. Wir sprachen Viel über Litteratur, ein gewisser Lieutenant v. Knesebeck [1]), Assessor Krieger und Büttner gesellten sich zu uns. Gleim erzählte mir, daß Klopstock ein geborener Quedlinburger, Fichte's Schwiegervater ein Schwager Klopstock's, ein Färber und nachheriger Seidendruckfabrikant sei, der erst in Dänemark und dann in Hannover bankerott gemacht habe. Knesebeck ist ein Anhänger Kant's, ein eifriger Schüler desselben."

„Mit Gleim," so fährt das Tagebuch fort, „fuhr ich in die litterarische Gesellschaft, wo ich Herren Rektor Fischer, einen sehr gebildeten, äußerlich aber sehr unansehnlichen Mann kennen lernte. Herr Assistenzrath Lukanus zeigte zuerst der Gesellschaft an, daß Pastor Glück zu Marienburg in Liefland, Schwiegervater Peters des Großen, Vater der Kathinka, ein geborener Halberstädter gewesen sei. Herr Doktor Krahmer las der Gesellschaft eine in Versen an dieselbe gerichtete Dedikationsepistel eines Buches des Regierungs- oder Kriminalraths Schwarz aus Posen vor, die einige sehr gute Gedanken enthielt. Endlich las der Lieutenant v. Knesebeck im Namen des Majors Kobar — wenn ich nicht irre — eine Geschichte der schwedischen Seeschlacht Gustav III. bei Svenskasund vor. Kobar war Adjudant bei Gustav gewesen, und trug als Orden die auf diese Schlacht geschlagene Medaille. Einen Charakterzug der Schweden, der in dieser Geschichte, in welcher Gustav als ein großer Mann geschildert wurde, merkwürdig ist, muß ich bemerken. Einem Schweden war ein Bein abgeschossen, Kobar wurde auf das Schiff, wo dieser Verwundete lag, geschickt, um Befehle zu

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 12/13.

bringen, er sah den Verwundeten auf dem Verdeck und sagte ihm: er sollte sich in den unteren Raum des Schiffes bringen lassen. Nein, sagte dieser, das kann ich nicht, es sind lauter junge Leute, und diesen muß ich Anweisung geben, jene Lafette wird bald Schaden nehmen. Pflicht besiegte den Schmerz. Eine Anekdote von einem auf der russischen Flotte befindlichen Schiffskapitän oder besser, kommandirenden Offizier eines Schiffes war ferner remarcable. Die Fregatte, welche dieser Engländer kommandirte, wurde von den Schweden genommen. Man bekam den Engländer, der die Schlacht nicht des Anziehens werth gehalten hatte, in Pantoffeln im Negligé gefangen. Der Engländer wurde in diesem Aufzuge vor Gustav gebracht, welcher ihn in folgender Art anredete: Sie haben wohl nicht vermuthet, heute noch in so ansehnlicher Gesellschaft zu sein. Der Engländer antwortete: Sire, ich unterließ das Anziehen, weil ich nicht auf der Fregatte Catharina war, welche Sie gefangen nehmen sollte. — Dem alten Vater Gleim sagte ich ein Vale und ging mit Krieger und Krahmer in mein Quartier." — Auch der Dom wurde besichtigt, und dabei eine merkwürdige Entdeckung gemacht, die wohl geeignet ist, den Unterschied der Zeiten so recht prägnant hervorzuheben.

„Nachmittags besahen Büttner und ich den Dom. Das Gebäude an sich ist prächtig in gothischem Geschmack, außerordentlich groß. In der Kirche selbst sollen einige Reliquien sein, sonst ist nichts Vorzügliches. Von hier gingen wir in das Franziskanerkloster, und besahen dies. Die Männer mit einem braunen Kleide, einem Stricke um den Leib und barfuß zeigten uns die nicht merkwürdige Kirche, ihr Speisezimmer, die Zellen, den Garten, die Bibliothek, und gaben

uns ein Glas sehr gutes Bier. Ein Pater, Namens Lohnde, der Professor der Theologie ist, besaß Kant's Schriften, dachte sehr aufgeklärt, und nahm von mir Kants Schrift zum ewigen Frieden an. Er trug Kant's Meinungen, Auszüge aus der Kritik der reinen Vernunft vor, und gewährte mir eine sehr angenehme Unterhaltung." Ein Franziskanermönch, ein Professor der katholischen Theologie, zugleich ein Kenner und Anhänger Kant's und keine Spur von Ultramontanismus. So war es vor achtzig Jahren bestellt, und jetzt?

Der Aufenthalt in Halberstadt hatte vom 24. April bis zum 5. Mai gedauert, und war außerdem in bedeutendem Maße zu kameralistischen Studien benutzt worden. An diesem Tage verließen beide Reisende die gastliche Stadt, in welcher damals, wie Schön bemerkt[1]), „viel litterarisches Getreibe herrschte," und richteten ihren Weg am Fuße des Gebirges entlang über Wegeleben, „ein höchst trauriger Ort," ungefähr „ein bis zwei Meilen von der Harzgebirgskette, die immer rechts bleibt," weiter, durchfuhren „den Bodefluß, jetzt da es geregnet hat, ungefähr so stark als die Weeske, an welchem eine Mühle liegt", nach dem Amte Gatersleben. „Wir fanden an dem Amtsrath Egeling einen sehr gastfreien, fidelen Mann, der Rheinwein floß." Bis hierher hatte der Kriegsrath Stellter die Reisenden begleitet. Die Wirthschaft des Amtsraths wurde eingehend besichtigt. Nach Tische fuhren Alle, „erst im amtsräthlichen, und als dieser brach, im Kammerwagen auf ein Feld zur Hamsterjagd. Ein Loch in der Erde von ungefähr 2 Zoll im Diameter wird voll Wasser gegossen — in ein Loch gingen zwei

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 12.

Trachten — dann ging der Hamster nach oben. Man hält ihm einen eisernen Stock oben mit einem Haken hin. Hieran will sich der Hamster retten, beißt hinein und wird so herausgezogen. Es ist ein Thier so groß wie eine recht große Ratte mit einem Balge wie ein Fuchs. Für den Balg zahlt der Kürschner 1 ggr. Ein Hamster sammelt bis 1 Scheffel Getreide in seinem Loche. Abends wurde gesungen. Pastor Klein, ehemals Feldprediger bei Rhodig in Potsdam, gab sich als Maurer[1]) zu erkennen. Wir schwatzten viel über Litteratur bis 11 Uhr."

Das gute Leben bei den Domänenpächtern in dieser fetten Gegend fiel Schön besonders auf. „Das Leben," sagt er später, „war dort damals schwelgerisch, von Gedanken war aber wenig die Rede. Die Gutsbesitzer hatten die Bildung, wie sie das damalige Fahnenjunkerverhältniß gab, und die Domänenpächter waren handwerksmäßig ausgelernte Landwirthe, welche aber durch die Güte des Bodens und durch die Lage der Provinz und durch die Verhältnisse überhaupt dahin getrieben waren, eine gute Landwirthschaft zu führen." Nur ihre in Folge der „Anhänglichkeit an das Ausgelernte" hervortretende Aversion gegen die feine Schafzucht reizte ihn zum Tadel, worauf wir an anderer Stelle näher eingehen werden. Sonst stellte er die Magdeburger Wirthe weit über die schlesischen, und es kam im weiteren Verfolge der Reise mitunter zu drastischen Aeußerungen darüber, wie wir sehen werden.

In Gatersleben wurden am anderen Tage in wirthschaftlicher Beziehung alle erreichbaren Notizen gesammelt.

---

[1] Aus den Papieren Bd 1, Anlagen p. 37, Anmerkung.

Bei Tische fand sich noch ein Herr v. Oppen ein, „der ehemals bei den Gensdarmes gedient hatte, und jetzt in Gatersleben ein Gut besitzt. Der Kriegsrath Stellter und der Pastor Klein waren auch da. Es wurde höllisch in Rheinwein pokulirt. Nachmittags fuhr Stellter weg, und wir setzten uns an den L'hombretisch. Der Amtsrath und der Pastor machten moitié. Wir spielten mit einem Groschen Vorsatz und Mort. Wir spielten bis 1 Uhr, und beim Schluß hatten Egeling und Klein gegen 90 Rthlr. verloren, von denen ich fast 40 Rthlr. gewonnen." Die Pfarre muß hiernach nicht ganz schlecht sein. Aber jedenfalls ist während des Spiels noch viel Rheinwein vertilgt worden, denn Büttner hatte es am anderen Morgen nöthig, während Schön sein Tagebuch berichtigte, sein Haupt mit mehreren Schüsseln Milch, die er überstürzte zu kühlen. Dann wurde weiter gefahren. „Egeling", so lautet Schöns Urtheil über seinen gastfreien Wirth, „ist ein Mann, der, während er ein herrlicher Wirth ist, auch von Allem Rede und Antwort giebt, ein Mann, der zuerst Verwalter gewesen ist, und sich jetzt ziemlich ausgebildet hat." Die Kunst auszufragen, in der Schön später ein unübertroffener Meister war, hatte er aber hier Gelegenheit auszubilden. Denn ohne sachlich eingehende Fragen hätte er nicht bloß bei Egeling, sondern noch weniger von Anderen so erschöpfende Antwort erhalten.

Wenn es natürlich auch nicht angebracht sein kann, der Reisetour weiter so speciell zu folgen, so wird es doch zur richtigen Würdigung beitragen, und deshalb nicht ohne Interesse sein, wenn wir, um nachzuweisen, wie scharf uud genau der junge Mann unterwegs beobachtete, hier die Beschreibung der Tour nach Aschersleben wörtlich nach dem

Tagebuche aufnehmen. Dabei möge noch allgemein bemerkt werden, daß das Tagebuch immer unmittelbar die empfangenen Eindrücke und die gesammelten Notizen frisch wiedergiebt. Schön bemerkt jedesmal, wann und wo er das Tagebuch berichtigt hat.

„Sobald man aus Gatersleben kommt, liegt der Harz rechts, und das Gebirge zieht sich ganz rechts herum. Der Boden ist fett, ganz vortrefflich. Der Weg führt zwischen Aeckern dahin, die Gegend ist bis an den Harz eben, nur kleine Anhöhen trifft man. Unser Vorspänner war aus dem Königl. Gaterslebenschen Amtsdorfe Nachterstädt. Aus dem Diskurs mit dem Vorspänner ging hervor, daß die Einsassen in Nachterstädt nicht gleich große Ländereien haben. Die Kossäthen müssen nach Verhältniß ihres Ackers auch Pferde stellen, eins von denen uns vorgespannten Pferden war das eines Kossäthen, der nur 10 Morgen besaß, und davon 1 Rthlr. 8 ggr. Dienstgeld bezahlte. Der Bauer säet hier auch Rübesaat, hält keine Braache, sondern benutzt solche durch Rübesaat, die er in frischen Dünger säet, durch Kartoffel- und Rübenbau. Luzerne, Esparsette und Klee säen die Bauern auch auf besonderen Ackerstücken. Luzerne und Esparsette, welche im Herbst mit Mist bedeckt wird, den man im Frühjahre wieder abharkt, soll 6 bis 7 Jahre vorhalten. Die Abgaben der Nachterstädter betragen über 1/2 Rthlr. pro Morgen. Die Einsaßen in diesem Dorfe haben dem zehntberechtigten Herrn seine Berechtigung abgepachtet und zahlen ihm dafür, daß er sich seines Rechtes nicht bedient, 10 ggr. pro Morgen. Das Kontributionsjahr hat 14 Monate, man nennt die Abgabe, welche in denen überschießenden zwei Monaten bezahlt wird, das doppelte Simplum,

welches zur Verbesserung der Kammer-Salarien und zum Remissionsfonds verwendet wird. Außer denen in denen Tabellen angeführten Abgaben zahlen die Landeinsassen im Fürstenthum Halberstadt pro Morgen 2 Pf. Salarirung derer „Regierungs-" (Gericht) „Bedienten zur Regierungs-" (Ober-Landesgericht) „Sportul-Kasse."

„Man fährt Friedrichsau und Schadeleben rechts vorbei, kommt dann auf das königliche Amtsdorf Nachterstädt, 1 Stunde von Gatersleben. Wege, Gegend und Boden kontinuiret. Der Boden wird gegen Aschersleben etwas mehr mit Sandtheilen gemischt; ist nicht mehr so fett und schwarz. Hinter Nachterstädt kommt man auf das Anhalt-Schaumburgische Dorf Frohsa, welches 3/4 Stunde von Nachterstädt liegt. Links trifft man dann Wiesen, welche ehemals ein See waren, und worin der Morgen, von denen Anhaltern, denen er gehört, zu 1 Rthlr. 8 ggr. bis 2 Rthlr. vermiethet wird. Man fährt dann Wildeleben rechts vorbei, und so eine ganze Strecke, rechts Feld, links Wiesen. Der Boden ist zwar noch sehr gut, aber nicht so fett, wie bei Gatersleben. Rechts vor Aschersleben trifft man Anberge, auch links einige. Dann kommt man auf die 2 kleine Meilen von Gatersleben entferntliegende Stadt Aschersleben. Eine kleine schlechtgebaute Stadt, die wenig gute Häuser hat. Wir kamen um 11 Uhr Vormittags an, und logirten vor dem Thore im schwarzen Roß beim Inspektor Schwarz. Wir schickten bald die vom Kammerdirektor Müller uns gegebene Adresse an den Oberbürgermeister Wenzel ab. Wahrscheinlich hat das sehr reichhaltige Einkommen der hiesigen Kämmerei von 24000 Rthlr. den Titel Oberbürgermeister entstehen lassen. Wir machten diesem Manne auch

[illegible] sehr [illegible] ähnlichen Mann kennen. [illegible] des [illegible], der [illegible] des Herrn Oberbürgermeisters, [illegible] abgezogen [illegible] Wir [illegible] den Schießplatz, [illegible] Promenade ist, die [illegible] des Herrn [illegible] das Rathhaus und auf demselben [illegible] in welchem ein Graf d'Alcantii zwei Jahre [illegible], eine [illegible] aus der [illegible], der ein großer [illegible] mit Eisen beschlagener Kasten ist. Wir [illegible] nachher die Seidenzucht in einem vor der Stadt belegenen Hause, wo nichts weiter als die Gerüste gleich den Bücherrepositorien nur wenigstens noch einmal so breit, zu sehen waren. Wir besuchten nachher den reformirten Prediger Douglas mit seiner litthauischen Frau. Douglas war ungleich stiller geworden. Wir wollten nachher den Magister Sangerhausen — der Rektor der hiesigen Schule ist, kennen lernen, fanden ihn aber nicht zu Hause. Wir trafen ihn auf dem Schießplatze, und genossen eine Stunde beim Oberbürgermeister Wenzel seine Gesellschaft. Ich lernte an ihm einen Mann von vielem Kopf und vielen Kenntnissen kennen, der dabei alle Pedanterie haßt, und nur die Vorschriften der Vernunft als Regeln des Handelns betrachtet. Sangerhausen hat sich durch viele Gedichte in denen Musen-Almanachs und besonders als Epigrammatist bekannt gemacht. Es that mir leid, ihn verlassen zu müssen, denn seine Unterhaltung war wahre Seelenspeise."

Von Aschersleben ging es nach Ermsleben, wo der

Kommissionsrath Wohlgeborn, „schon dem Rufe nach ein Mann, der gegen 150,000 Rthlr. kommandirt“, Hof hielt. „Man muß, bevor man auf's Amt kommt, durch die Stadt oder besser durch das sehr traurige Nest Ermsleben.“ Hier fand sich Schön in seinen Erwartungen sehr getäuscht, denn „ich traf ein altes Männchen mit einer halb so alten Frau. Das Männchen war schwach, schien sein Geld im Schlaf bekommen zu haben. Wir sprachen Vieles und Manches, ich sah bald, daß mit diesem Männchen nichts anzufangen war, und daß er wirthschaftet, wie sein Vater seliger gewirthschaftet hat.“ Eine Entschädigung gewährte eine Fahrt nach Konradsburg, „dem zweiten Amte“, welches der Kommissionsrath inne hatte, „wo wir uns eine lange Zeit an der äußerst schönen Aussicht vergnügten. Die Konradsburg liegt am Fuße des Harzes, ganz auf Fels, auf dem bloß eine dünne Erdschicht sich befindet, die aber sehr gutes Getreide trägt.“ Dies Alles war dem Sohn der Tiefebene etwas Neues, und er betrachtete daher mit regem Interesse den daneben liegenden Gipsbruch und die bei der Gewinnung des Gipses vorkommenden Manipulationen. Der Landwirthschaft widmete er dagegen unter diesen Umständen keine große Aufmerksamkeit, und die Reise wurde bald nach Ballenstedt fortgesetzt. „Dieses kleine ungefähr wie Charlottenburg gebaute Städtchen ist die Residenz des Fürsten von Anhalt-Bernburg, und liegt ganz am Fuße des Harzes. Man fährt eine gerade wie die Linden in Berlin angelegte Allee bis zum Schlosse, welches auf einem Berge liegt, hinauf.“ Vorausgegangene Empfehlungen hatten dafür gesorgt, daß den Reisenden alle Thüren geöffnet waren, und der Kabinetssekretär Gerlach ermächtigt war, ihnen Alles

zu zeigen, was ihnen sehenswerth erscheinen würde. Die fürstliche unter Administration stehende Oekonomie erregte eben so wie Brauerei und Brennerei hohes Interesse. Besonders aber spielte eine Häckselschneidemaschine dabei eine große Rolle, über welche, besonders da sich später noch eine andere Maschine dort vorfand, sich eine lebhafte Korrespondenz entspann. Der Minister v. Schrötter, durch Schöns Berichte aufmerksam gemacht, verlangte ein Modell, und Schön mußte daher später noch einmal nach Ballenstedt, um sich genau zu informiren.

In Quedlinburg, wo man von den vielfach bewunderten Felspartieen wieder in die Ebene mit fettem schwarzen Boden hinabgestiegen war, trafen die Reisenden einen Jahrmarkt, und erhielten nach vielen Bemühungen ein Unterkommen in der Billardstube und zwar mit Hülfe des Marktmeisters. Am andern Morgen, den 11. Mai wurde das Schloß besichtigt. Dasselbe ist „auf einem hohen Felsen, an dessen Fuße die Bode fließt, dergestalt gebaut, daß der Fels das Fundament des Schlosses abgiebt, und an unterschiedlichen Stellen sehr hervorragt." In der Schloßkirche wurden auch die noch vorhandenen Reliquien gebührend bewundert. „Ein Pastor zeigte uns nachher folgende Merkwürdigkeiten, die in einem Zimmer neben der Treßkammer aufbewahrt werden: 1. den Aebtissenstab, den Otto III. hierher geschickt. Er ist von Holz stark mit Goldblech beschlagen, oben ist er krumm. 2. In einem Glase soll Milch von der Mutter Maria sein. 3. Unterschiedene Knochen von Heiligen. 4. Zwei alte auf Pergament geschriebene Evangelienbücher mit sehr reichen Deckeln. 5. Die Gebeine der heiligen Kornelia. 6. Sehr

reiche Käſtchen ꝛc.“ Dann folgen noch einige Bemerkungen über die ſtaatsrechtliche Stellung des Stiftes.

„Das Stift Quedlinburg ſteht nur in Polizeiſachen unter der Kammer. Der König von Preußen hat nur die Landeshoheit und zieht bloß indirekte Steuern.“

Von Quedlinburg ging es dann nach dem Amte Weſterhauſen, wohin auch am folgenden Tage der Kriegsrath von Heyligenſtädt aus Halberſtadt zu kommen verſprochen hatte, und auch kam. „Das Amt beſteht 1. aus dem ſogenannten Junkerhof, auf dem der Beamte wohnt, und 2. dem ſogenannten alten Amte, welches nur einige 100 Schritte von jenem entfernt liegt, und als ein Vorwerk deſſelben anzuſehen iſt.“ Die Wirthſchaft des Oberamtmanns Rabe wurde eingehend beſichtigt. Hier traf Schön auf einen entſchiedenen Gegner der veredelten Schafzucht. Die Gründe wurden ſorgfältig geprüft, und gewiſſenhaft verzeichnet. Aber Schön hat ſpäter, nachdem er die Schafzucht in Köſitz beim Amtsverwalter Fink kennen gelern thatte, am Rande in ſeinem Tagebuche bemerkt: „der gute Rabe hat nie ſpaniſche Schafe gehabt, kennt ſie nicht, urteilt daher wie der Blinde von der Farbe.“ Die Hauptſache blieb aber, worauf an dieſer Stelle vorweg hingewieſen werden mag, daß die Prohibitivhandelspolitik des damaligen preußiſchen Staates den Preis der feinen Wolle unnatürlich zu Gunſten zweier Fabrikanten herabdrückte, und daher das Aufkommen der veredelten Schafzucht ſchwer ſchädigte.

Dann, nachdem die Beſichtigung einer ſonſt tüchtigen Landwirthſchaft beendet war, kam auch Herr v. Heyligenſtädt an, „der uns über die hieſige Wirthſchaftsart au fait ſetzen ſoll, und ſelbſt von nichts weiß.“ Man beſchränkte ſich

daher auf eine gemeinsame Vergnügungstour auf den Kukuksberg. „Dieser Berg ist oben ganz Fels von Sandsteinen, ungeheure Stücke liegen oben anscheinend so lose, daß man befürchtet, beim Hinaufgehen erschlagen zu werden. Die Aussicht ist ganz herrlich, man sieht nicht allein viele preußische und braunschweigische Dörfer und Städte, sondern auch andere Berge und hervorragende Felsen, unter denen sich die Gegensteine besonders auszeichnen. Vom Kukuksberge sieht man rechts und links mehrere Berge und Felsen, welche aneinander zu hängen scheinen, welche Kette man die Teufelsmauer nennt. Bei einer großen Erdrevolution sind diese Felsen wahrscheinlich bloßgelegt worden.“

Von Westerhausen aus wurde nach Thale gefahren, und dort der Oberforstmeister v. Hünerbein besucht. „An diesem lernten wir einen gebildeten, denkenden Mann kennen, der außer seiner Kultur sich durch besondere Kenntniß und gute Einrichtungen im Forstfache auszeichnet.“ Zwei dort beschäftigte Jagdjunker, ein Graf Brühl, Enkel des bekannten sächsischen Ministers, und ein Herr v. Thadden begleiteten die Gesellschaft weiter. Man bestieg den Hexentanzplatz. „Wir gingen über den Fluß Bode beim Blechhüttenwerke und der sogenannten Heimsburg vorbei einen äußerst steilen Berg hinauf. Dieser Berg ist so hoch, daß man größtentheils auf Vieren gehen muß, und von 15 zu 15 Schritt Pause machen muß. Von der Heimsburg zeigt sich schon die größte und erhabenste Aussicht, man übersieht die ganze Gegend vor sich auf drei und mehr Meilen Weite. Dann geht man durch die sogenannte Teufelsmauer, eine von Menschenhänden von Feldsteinen gemachte Mauer nach dem Tanzplatz, ein Platz, der sich mit einem Felsen endigt, welcher

schroff und steil hinuntergeht. Man sieht unten die Bode, wo das Wasser über Klippen läuft, dadurch ein Geräusch macht, und ein ganz steil in die Höhe gehendes Fels-Ufer an der andern Seite, die Roßtrappe." Dann wurde die Blechhütte besichtigt, beim Oberforstmeister dinirt, und nach Tische begab sich die Gesellschaft in den Bodekessel zu andächtigem Naturgenusse. „Wir setzten uns mitten in der Bode auf einen Stein, und betrachteten die schrecklichen Felsen. Das Gebirge ist Granit. Dieser Anblick ist zu majestätisch, als daß er nicht hohe Gedanken erregen sollte." Dann wurde nach Westerhausen zurückgekehrt, und am anderen Morgen das Tagebuch berichtigt. Von hier ging es nach Blankenburg, wo die Wirthschaft des Amtsraths Diederichs inspizirt, von wo aus aber auch verschiedene Ausflüge unternommen wurden. Ein Verwandter des Amtsraths „ein alter anscheinend nicht kopfloser candidatus theologiae" Namens Wachtel begleitete die Reisenden nach der Baumannshöhle. Unterwegs besichtigte Schön eingehend den bei Hüttenrode befindlichen Marmorbruch, und unterrichtete sich über die Bearbeitung des Gesteins. Die Besichtigung der Höhle machte auf Schön keinen großen Eindruck, „die klingende Säule ist mir am meisten remarkabel." Während Büttner noch die Bielshöhle besichtigte, vergnügte Schön sich damit, einem „Volksfeste" zuzuschauen, das ihm interessanter war. „Mit vielen Menschen und bei Musik wurde eine Tanne aus dem Walde geholt. Man schält solche bis an die Krone ab, während dem immer musicirt und geschossen wurde. Man richtete endlich den Baum, an dessen Spitze von einem Mädchen ein Bouquet Blumen mit einem seidenen Bande befestigt war, vor dem

Gasthause auf, und grub ihn ein. Es war Pfingsten-Heilige-Abend. Den zweiten Feiertag wird um diesen Baum getanzt, und wacker getrunken. Dies wird bis 6 Wochen alle Sonntage kontinuiret, dann gehört der Baum dem Gastwirth." Auch der Hochofen in Rübeland und die dortigen Eisengruben wurden gemustert. Auf dem Blankenburger Schlosse fielen „zwei sehr schlechte Stücke, von Friedrich Wilhelm I., welche mit dem Finger gemalt sind, auf, wo dabei steht: F. W. pinxit."

Elbingerode, schon hannöverisch, „eine Bergstadt, wo alle Häuser theils mit Schiefer, theils mit Schindeln gedeckt sind", wurde nur passirt. In dem braunschweigischen Dorfe Tanne wurde das Hammerwerk und die Eisenhütte besichtigt. Ebenso das Eisenwerk in Sorge. Hier erfuhr Schön von dem Hütteninspektor, daß das Werk jährlich nur 5000 Rthlr. bringe, er setzte aber hinzu, daß, „wenn das Eisen nicht Regal wäre, oder vielmehr die Importation des Eisens nicht nur gegen einen sehr hohen Zoll erlaubt wäre," diese Königlichen Hütten nicht bestehen könnten. „Also eine Almosenanstalt und Besteuerung der Unterthanen!"

Die Reise ging dann über Benneckenstein, „das erst im Jahre 1740 zur Stadt gemacht worden ist", über Zorge, wo die Drahthütten besichtigt wurden, nach Woffleben, wo im Amte Halt gemacht wurde. Das Amt wurde von der Kammerräthin Diederichs verwaltet, auch der Amtsrath aus Blankenburg hatte sich dort eingefunden. Ein Ausflug nach dem nahen Amte Ihlefeld brachte Schön die ersten englischen Ackerinstrumente, den Drillpflug und die Säemaschine zu Gesicht. Ebenso wurde ein Ausflug nach Nordhausen gemacht. „Eine freie Reichsstadt." „Eine etwas



größere Stadt als Tilse. Die Häuser sind fast Alle von Fachwerk, aber ziemlich gut gebaut.“ Schön bemerkt hier, so weit es sich um Hannöversche und Braunschweigische Domänen handelt: „die Beamten sind hier zugleich Justizpersonen, und stehen sich ganz vortrefflich.“ Eigenthümliche Verhältnisse haben offenbar sich ausgebildet gehabt. Denn die Kammeräthin Diederichs hatte ihrem ältesten Sohne dem Oberamtmann Diederichs das preußische Amt Klettenburg abgetreten, so daß diese Familie in dieser Gegend sich erheblich ausgebreitet hatte.

In Nordhausen war Schön auf dem Amte abgestiegen, und von dem Amtsrath v. Hagen wohl aufgenommen worden. Die Merkwürdigkeiten der Stadt waren sehr unbedeutend. Größeres Interesse erregten die Vitriol- und Scheidewasser-Fabrik und die Branntweinbrennereien.

Die weitere Reise ging über das Amt Dietenborn, das Amt Lohra, ein ehemaliges festes Schloß der Grafen von Hohenstein, dessen Lage auf einem steilen schroff abfallenden hohen Berge, getrennt von den Wirthschaftsfeldern besonders auffallend erschien. „Man fährt durch zwei Thore hinein, und sieht verfallene Schloßgräben. Gleich hinter dem Amtshause geht der Kalkberg, worauf die Gebäude stehen, sehr steil herunter. Die Höhe des Berges ist hier perpendikular gegen 300 Fuß. Dies macht die Wirthschaft sehr beschwerlich, denn das Wasser muß durch Esel diesen Berg heraufgebracht werden. Es ist noch ein verfallener Brunnen von außerordentlicher Tiefe da, allein er ist verschüttet.“ Auch hier war dem Ostpreußen, der in ganz anderen Verhältnißen aufgewachsen war, die Aufhebung der Schaarwerksdienste auffällig. „Das Kolonistendorf Friedrichs-Lohra ist sehr

regulär gebaut. Diese bei allen Aemtern befindlichen Kolonisten, die bei ihrer Ansetzung von denen Amtsäckern 5 bis 6 Morgen pro Haus an Acker erhalten haben, sind die Arbeitsleute der Beamten beim mangelnden Schaarwerk." Es ist dies eine in jener Zeit in jenen Gegenden konsequent durchgeführte Einrichtung, welche wesentlich dazu beigetragen hat, daß in Sachsen und Thüringen ein Mangel an ländlichen Arbeitern nicht eingetreten ist, auch Lohnstreitigkeiten meistens vermieden, oder wenigstens, da beide Theile auf einander angewiesen sind, leicht ausgeglichen wurden. In unseren östlichen Provinzen, in denen die Arbeiterkolonisten, die Instleute, nur Miethleute sind, sollte dieselbe möglichst bald ebenfalls durchgeführt werden. Nur auf diesem Wege können die größeren Gutsbesitzer sich einen ansässigen Arbeiterstamm erziehen, mit welchem ohne Zwang feste, für beide Theile erträgliche Verhältnisse festgestellt werden können. Der lose Miethsmann, der in Zeiten, in denen geringe Nachfrage nach Arbeit ist, der Willkür des Gutsbesitzers preisgegeben ist, der ihn jederzeit entlassen kann, übt für die erlittene Unbill Revanche aus, indem er, wenn die Nachfrage nach Arbeit den Werth derselben steigert, fortläuft, was der ansässige Arbeiter nicht kann. Es gilt hier, um den Klagen über Arbeitermangel und unmäßig theure Arbeit abzuhelfen, nur Vorurteile zu überwinden, die sich schon herb genug gestraft haben.

Die dann erreichte Stadt Bleicherode gewährte dem Kameralisten reiche Ausbeute. Der Stadtschulze (Richter) und der Bürgermeister begleiteten den Reisenden mit großer Gefälligkeit auf die dortigen großartigen Bleichereien. Eben so wurden Wollenzeugfabriken besichtigt, und der bei der

Stadt befindliche „Knöchelbrunnen“ besucht. „Auf dem Wege nach Lohra, 1/4 Stunde von der Stadt entspringt eine Quelle aus einem Anberge, die sehr kaltes Wasser giebt, das wahrscheinlich mit Gipstheilen so gemischt ist, daß die, welche daraus getrunken, die Kolik bekommen haben. Dieser Brunnen ist wegen der kleinen Knochen, die man darin findet, berühmt. Es sind wahrscheinlich Froschknochen, welche in diesem Wasser krepiren, ihr Fleisch allmählich durch Fäulniß verlieren, und so die Knochen zurückbleiben. Dieses wird um so gewisser, da der Bürgermeister Rödiger mir versicherte, vor vielen Jahren einmal ein ganzes Skelett eines Frosches gefunden zu haben.

So kam Schön am 23. Mai 1796 nach dem Amte Klettenburg, wo er die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung seines Vaters an der Wassersucht erhielt. „ich sagte Niemanden etwas. Den Schmerz behalte Jeder für sich, und welchen Schmerz ich empfinde, kann nur der wissen, der den besten, den redlichsten Vater zu verlieren im Begriffe ist.“ Den folgenden Tag beginnt das Tagebuch: „Morgens war und konnte nichts als mein Vater mein erster Gedanke sein. ich will Niemanden etwas sagen. Geheuchelte Theilnahme würde mich kränken, und aufrichtige finde ich nicht. Den 25. Morgens schrieb ich an den Minister ꝛc. — Den 26. Morgens schrieb ich an meinen Vater, Schlick ꝛc.“ — Wie Schön uns schon in den 4 Bänden „Aus den Papieren ꝛc.“ bewiesen, mit welcher Rücksicht und Präcision er stets seine Correspondenz geführt, so erwähnt er auch in den Tagebüchern jedesmal, an wen er geschrieben und von wem er Briefe erhalten hat. — da es jedoch zu weit führen würde, Schön auch in diesen Aufzeichnungen zu folgen, so kann auf

dieselben nach wie vor nur da, wo es für den Zusammenhang durchaus erforderlich ist, näher eingegangen werden. —

Hier in Klettenburg wurde ein längerer Halt gemacht. Aber ein anderes Vorkommniß erregte Schöns Aufmerksamkeit. Es erschienen auf der Domäne aus Halberstadt der Departementsrath, der Landbaumeister und ein Referendarius zur jährlichen Baurevision. „Bei der Halberstädtischen Kammer ist die Einrichtung, daß der Departementsrath die Anschläge des Landbaumeisters revidirt, daher jährlich mit ihm die Aemter bereiset, und untersucht, welche Bauten der Beamte — NB. die unter 12 Rthlr. sind — ex propriis machen soll, welche auf den Bauetat kommen sollen, und welche bleiben können." Das erschien dem Assessor wundersam: „der Blinde urteilt von der Farbe. Der Kriegsrath entscheidet in Bausachen!" Dann wurde noch ein Ausflug gemacht. „Morgens fuhr der Oberamtmann Diederichs und ich, während der Kriegsrath Stockelmann und Büttner ritt, nach dem braunschweigischen Dorfe Walkenried, um die Ruinen des dortigen Klosters zu sehen. Wir sahen die Rudera der Kirche, welche im 10. Jahrhundert erbaut und im Bauernkriege zerstört ist. Die Ueberbleibsel dieses außerordentlichen Gebäudes sind über alle Beschreibung schön. Wir sahen zuerst diese Rudera, dann den doppelten Kreuzgang, dann den ehemaligen Kapitelsaal, jetzt die Kirche, in welcher der letzte Graf von Klettenburg in Holz gehauen zu sehen ist; dann den ehemaligen Zaubersaal, wo der Sage nach ein Strich gewesen ist, über den Niemand hat gehen können, dann Dr. Luthers Falle, wo man die Diehlen auf einem Abtr: so eingerichtet hatte, daß er hineinfallen sollte; sein Hund fiel aber hinein."

Von Klettenburg aus wurde über Duderstadt, Heiligenstadt, Witgenhausen ein Ausflug nach Kassel gemacht. Hier verweilten die Reisenden drei Tage, mit der Besichtigung der Merkwürdigkeiten und Schönheiten der landgräflichen Residenz sich eingehend beschäftigend. Auch der „Weißenstein“ wurde besucht. Dies jetzt unter dem Namen Wilhelmshöhe bekannte Schloß mit seinen herrlichen Anlagen war damals noch nicht vollendet, und führte noch den alten Namen des Schlosses resp. Klosters, an dessen Stelle es vom Landgrafen Karl erbaut war, und zur Zeit von dem Landgrafen Wilhelm IX., dem Kurfürsten Wilhelm I. ausgebaut wurde. Der offizielle aber offenbar noch nicht eingebürgerte Name lautete damals: Karlstein. Von Kassel ging es mit Extrapost (der Vorspann hatte natürlich an der preußischen Grenze ein Ende gehabt) nach Göttingen. Die Reisenden kamen dort am 31. Mai Abends an, und kehrten in der Krone ein.

Die Hauptabsicht bei diesem Ausfluge war ein Besuch in Weende, wo der dortige Administrator der Domäne, der Oberkommissar Westfeldt eine renommirte Wirthschaft führte, zugleich Vorlesungen an der Universität haltend. Man machte zuerst den Professoren Pütter und Lichtenberg die gebührende Visite, und spazierte dann zu Fuß nach Weende zu Westfeld. „Dieser Mann empfing uns sehr artig.“ Nachdem einige auffällige Ansichten Westfeldts über ökonomische Fragen angeführt sind, fährt das Tagebuch fort:

„Er lobte die Drillpflugbestellung. Beim Drillpfluge konnte er die Schwierigkeit, welche aus dem langen Mist entsteht, nicht leugnen, der sich vor den Drillpflug setzt. Er der 1/2 Jahr lang in England gewesen, und auf Befehl und Kosten des Königs die dortige Wirthschaft ganz kennen

gelernt hat, sagte, daß die Drillbestellung zwar in ganzen Grafschaften, als der Grafschaft Kent, eingeführt sei, aber auch viele Gegner z. B. Arthur Young hat. Dieser — sagte er — wäre in England als Schwärmer bekannt gerade in dem Rufe als Riem in Deutschland, er schriebe schön, aber seine Data wären allgemeine Regeln aus einzelnen Faktis gezogen, worauf sich auch seine Räsonnements gründeten. Young sei zwar selbst Landwirth, bekümmere sich aber nicht um seine Wirthschaft."

Diese Aeußerungen eines praktischen Landwirthes haben auf Schön einen bedeutenden Eindruck gemacht. Zunächst mögen dieselben, worüber das Tagebuch an dieser Stelle zwar keine Andeutung enthält, den Wunsch rege gemacht haben, die englische Landwirthschaft an Ort und Stelle kennen zu lernen, wenigstens gewann der Gedanke noch im Laufe des Jahres 1796 feste Gestalt, und gedieh zu einem Plane, der mit einem Königsberger Freunde schriftlich berathen und dann ausgeführt wurde. Da aber Schön, wie wir sehen werden, später mit Riem und dann in England auch mit Arthur Young in persönlichen Verkehr trat, so hatten Westfeldts Andeutungen immerhin einen bedeutenden Einfluß auf die Kritik, welche er diesen damals berühmten Landwirthen gegenüber ausübte.

Westfeldt belehrte seinen Gast weiter noch dahin: „die Engländer halten keine Braache, wirthschaften in sechs Feldern, von denen das eine mit Turnips oder Rüben besetzt ist, welche nicht ausgenommen, sondern ab- und ausgehütet werden. Der Turnipsbau soll jetzt ziemlich unbeträchtlich sein. Von Stallfütterung hielte der Engländer nichts, man

fände solche auch nicht, nur bloß um London, wo 5000 Kühe die Stadt mit Milchspeise versähen."

Was Schön sonst noch bei Westfeldt sah, seine Vorliebe für und seine Bemühungen um die Einführung der Drillkultur gehören zunächst nicht hierher.

In Göttingen, wo Schön sich später vor Antritt der englischen Reise längere Zeit aufhielt, wurden dann noch Kollegien besucht bei Beckmann und Schlözer, und diese Professoren, so wie ferner noch Reuß, Kästner und Feder besucht, Girtanner nicht zu Hause gefunden, und das Observatorium, mit dem Herschelschen Telescop für 1800 Rthlr. ꝛc., besichtigt. An späterer Stelle erzählt Schön: „In Göttingen sprach ich Kästner und Schlözer, der erste schalt gewaltig auf die französische Revolution, der zweite imponirte mir durch sein geistreiches Auftreten und Sprechen." Dann ging die Reise weiter nach Osterode. Unterwegs fiel Schön „das verfallene Schloß Hardenberg, dessen Rudera man in einer sehr schönen Gegend sieht", in die Augen. Er konnte freilich nicht ahnen, daß er mit dem berühmtesten Sprößlinge des Geschlechts, welches hier gewohnt hat, zehn Jahre später in die bedeutsamste Verbindung kommen sollte.

Osterode „ein schlecht gebautes Städtchen an dem Fluß Seese, die ein p. p. 15 Schritte breiter Bach ist, bei der Stadt durch einen Ueberfall gestaut wird", erregte Aufmerksamkeit. „Wir sahen das Magazin und eine Schrotgießerei. Ersteres ist ein sehr großes Gebäude, wo alles Getreide, das denen Bergleuten verabreicht wird, aufgeschüttet wird. Sobald der Scheffel Roggen über 16 ggr. gilt, ist der Bergmann berechtigt, monatlich eine gewisse Quantität Getreide nach der Anzahl seiner Hausgenossen gegen 16 ggr

pro Scheffel aus diesem Magazine zu holen. Die Unterhaltungs- und Erhaltungskosten dieses Magazins trägt die Bergbaukasse zu Klausthal." Von da wurde nach Klausthal gereist.

„Klausthal ist ganz eine Bergstadt, alle Häuser sind von Holz, mit Schindeln gedeckt. Der größte Theil der Einwohner sind Bergleute. Die Stadt Klausthal ist mit der Stadt Zellerfeld fast eins, letztere hat aber dennoch einen eigenen Magistrat." Was die Reisenden in den Berg- und Hüttenwerken zu sehen bekamen, welche neuen Eindrücke sie in den von ihnen befahrenen Schachten des Silberbergwerks aufnahmen, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Sie fuhren quer durch den Harz nach Blankenburg zurück. „In Klausthal bekamen wir Harz-angespann, d. h. ein Kariol auf zwei Rädern mit zwei Pferden, eines hinter dem andern. Um Klausthal ist wenig Acker, durch den Weg führt, sehr bald aber kommt man in einen Fichten- und Tannenwald, der bis eine Stunde vor Elbingerode kontinuiret. Die Gegend ist, wie schon zu schließen, ganz bergig und felsig. Bis eine Stunde vor Elbingerode fährt man nur in hohlen Wegen über Klippen, Felsen und Berge." Bei der Besichtigung der Landwirthschaft in Elbingerode fiel Schön auf, daß der dortige Beamte nur spanisch-veredelte Schafe hielt, und daß er für seine Wolle gerade noch ein Mal so viel löste, als die unter dem Ausfuhrverbote leidenden preußischen Domänenpächter. Man kam am 5. Juni Abends wieder in Blankenburg an. Hier wurden eingehende landwirthschaftliche Studien gemacht. Ueber eine Dame in der dortigen Gesellschaft sagt das Tagebuch, daß sie: „zwar Geschmack in der Kleidung zu haben scheint, übrigens aber

die Regeln des Geschmacks beim gesellschaftlichen Genuß der Menschen nicht nach Kant studiret hat.“ — Von hier wurde dann noch eine Fahrt nach dem Brocken angetreten. Eine Beschreibung der Aeußerlichkeiten dieser Partie wird hier am Orte sein, um den Unterschied der Zeiten hervorzuheben. Der Amtsrath Diederichs hatte die Reisenden mit Reitpferden und einem Führer außerdem aber auch mit ausreichendem Proviant versorgt.

„Auf dem Wege von Elbingerode bis zum Brocken trifft man, ob man gleich zweimal über braunschweigisches Territorium kommt, nur auf die gräflich Wernigerodesche Stuterei Hohn, welche rechts dicht am Wege liegt. Der Weg dahin ist äußerst beschwerlich, das Hinauffahren ist in gewisser Art halsbrechend wegen der vielen Berge und ungeheueren Klippen, daher man auch besondere Brockenwagen mit hohen Rädern hat. Der Reitweg geht fast immer bergan in einem beständigen Nadel- und Laubholzwalde. Um 6 Uhr Abends kamen wir im Gasthause dicht am Brocken auf der Heinrichshöhe an, und nahmen beim Gastwirth Reich Quartier. Wir fanden einen Coffetier aus Potsdam und einen Vetter desselben aus Berlin oben in der Gasthausstube. Die sogenannte gräfliche Stube war bestellt, und wurde nachher von 5 sächsischen Offizieren bezogen. Nachdem wir uns nur etwas aufgehalten hatten, gingen wir auf den 1/2 Stunde von der Heinrichshöhe belegenen Brocken. Die Aussicht ist zu groß, zu schön, als daß sie beschrieben werden könnte. Wir konnten die Sonne nicht untergehen sehen, weil eine Wolke hervorkam, nahmen unterdessen die Teufelskanzel, den Taufstein, den Hexenaltar, das oben stehende Nebelhäuschen, den Hexentanzplatz und den auf dem Brocken

befindlichen Brunnen in Augenschein.“ — „Abends schmeckten uns die Speisen und der Wein, den uns die Frau Amtsräthin Diederichs mitgegeben, sehr wohl. Wir legten uns auf die hölzerne Pritsche nieder, und schliefen sanft ein.“

„Den 11. Juni, Morgens um $2^1/_2$ Uhr wurden wir von unserem Führer geweckt, und sahen das majestätische, große, unbeschreibbare Schauspiel, den Aufgang der Sonne. Gleich einer rothen Kugel wälzte sich die Sonne über den Horizont, und als sie sich uns ganz gezeigt, ging sie unter die nahe über dem Horizont stehende dunkle Wolke unter. Eine solche Empfindung, solch Drängen in meiner Brust, solchen Trieb nach großen Gedanken, solche hohe Idee vom Schöpfer hatte ich nie als hier. ich wollte denen Umstehenden meine Empfindung mittheilen, allein vergebens suchte ich Ausdrücke. Ueber dem Erdboden schwebte ein Schleier von Nebel, die ganze Natur schien zu ruhen, die Sonne kam, als wollte sie Alles wecken. Man gehe selbst hin, sehe, empfinde und erfahre selbst, was ich nicht beschreiben kann. Wie die Sonne kaum aufgegangen war, erhob sich ein Nebel über der ganzen sichtbaren Erdfläche, so daß wir, als wir um 5 Uhr nochmals den Brocken bestiegen, sehr wenig sehen konnten. ich war ganz befriedigt, schöne Aussichten kann man sich denken, wenn man entfernte Aussichten gesehen hat, aber Empfindungen beim Anblick des Aufgangs der Sonne, kann man nur haben, wenn man dies Schauspiel selbst sieht. Morgens brachte das Mädchen ein Bouquet von Harzblumen. ich continuirte meine Auszüge aus dem Brockenbuch, wir bezahlten unseren schlechten Coffée sehr gut, und ritten um $6^1/_2$ Uhr Morgens vom Brocken ab. Die Sonne zog des Morgens Wasser, wir er-

warteten daher nicht das gute Wetter, das wir nachher auf der Reise hatten. Wir kamen um 10 Uhr in Elbingerode an. Der gedachte Coffetier ging mit uns, er wollte die Biels- und Baumannshöhle sehen, ich wollte die Bielshöhle, verleitet durch die außerordentl. Empfehlungen der Fremden in allen Büchern, sehen, ließ daher meinen Reisegefährten Büttner von Elbingerode ab gerade zu nach Blankenburg ziehen, und ritt mit dem Führer nnd dem Potsdam'schen Coffetier, welche gingen, nach dem Dorfe Rübeland. Im Rübelande setzte ich mich bald in den Bergmanns-Habit, und stieg in die Bielshöhle, welche trockener, mehr bearbeitet und an einigen Stellen schöner als die Baumannshöhle ist. ich ritt von hier bald in den Blankenburg-Wernigerode'schen Weg und so nach Blankenburg, wo ich um 2 Uhr Mittags ankam 2c. — Um 5 Uhr gingen wir, durch das Schloß, den Thiergarten, nach dem hinter dem Schloß belegenen hohen Blankenburg'schen Berg, genannt: den Ziegen-Kopf, von wo die Aussicht ganz vortrefflich ist. Wir kamen um 8 Uhr nach Hause, aßen zu Abend und gingen über das Schießhaus nach dem in der Stadt belegenen Garten des A.R. Diederichs. Als ich hier aus dem Gartensaale trat, standen solche Linden als in Schreitlaugken [1]) im Blumengarten vor mir, und der Gedanke an meinen Vater, an Tod machte mir den herrlichen Abend so bitter, daß ich während der Zeit, daß die übrigen sangen, mißvergnügt dasaß."

Von Blankenburg aus wurde mit dem Amtsrath Diederichs und seiner Familie noch eine Seitentour nach Goslar gemacht.

---

[1]) Aus den Papieren Band 1, p. 4, Anmerkung 1.

Hier wurde, weil der Amtsrath mit dem Gastwirth bekannt war, „in dem vor der Stadt belegenen braunschweigischen Kruge, der Strohkrug genannt", eingekehrt. „Das Quartier war schlecht, die Gesellschaft machte Alles angenehm." Am 13. Juni Morgens gingen Schön, die Amtsräthin Diederichs, Büttner ꝛc. in die Stadt, „und zwar auf den sogenannten Zwinger. Es ist ein Eckthurm der Stadtmauer von großer Peripherie, in welchem unten ein so großer Saal, daß zwei Billards neben einander stehen, und oben noch ein Komödienhaus ist. Wir stiegen bis in die äußerste Spitze des Thurmes, und sahen die ganze freie Reichsstadt Goslar, ein sehr kleiner, trauriger, menschenleerer Ort, der ohngefähr so groß als Braunsberg ist, aber bei weitem nicht so viel Einwohner hat. Man macht denen Fremden Kosten bei der Ansiedeluug, und benutzt die Bürgerschaft sehr von Seiten des Magistrats, welcher in dieser kleinen Stadt aus 99 Personen besteht. Wir sahen den Dom, und fanden in einer sehr mittelmäßigen Kirche den Kaiserstuhl, wo die ehemals hier residirenden Kaiser gesessen haben, einen heidnischen Altar und mehr unbedeutendes Zeug." Dann wurde der Rammelsberg befahren, und die Hütten genau besichtigt. „Im Goslarschen Rammelsberge ist die in der Erde befindliche Kapelle noch merkwürdig, deren Alter niemand weiß, und welche, da sie gemauert ist, wahrscheinlich zu einem Noth-Aufenthalts-Ort ehemals gedient hat. —" Die Reisenden verabschiedeten sich von der Diederichsschen Familie, und besuchten den Amtsrath L., „einen wahren Schotentöffel" in Hornburg, und von dort über Wolfenbüttel nach Braunschweig. „In Wolfenbüttel ist die außerordentlich große Bibliothek, wo Lessing Biblio-

thekar war, merkwürdig. Er soll seinen Posten nicht auf das Exakteste wahrgenommen haben." [1])

In Braunschweig wurde am 16. Juni die Stobwassersche Lackirfabrik, der Stamm der Stobwasserschen Fabrik in Berlin, besehen; vorher kaufte sich Schön „in der Campe'schen Schul-Buchhandlung auf dem Aegidi-Markte Fichte's Natur-Recht", und dann wurde „vor dem Augustthore im ersten Garten" der Schulrath Campe aufgesucht. „Dicht vor der Stadt in einem Gartenhause wohnte er. ich fand an ihm einen großen hageren Mann mit einer sehr hohen Stirn, langer hochherausgehender Nase. Der Diskurs blieb lange ohne Interesse, er versicherte, im Sommer im Garten wohnen zu müssen, weil Gartenarbeit zu seiner Subsistenz ihm durchaus nöthig sei. Wir kamen bald auf Kant. Er sprach mit der größten Ehrfurcht von dem großen Philosophen, trug es mir ausdrücklich auf, dem Kant seine größte Hochachtung zu versichern, und ihm zu sagen, daß er seine edle Handlung immer im Gedächtniß habe. Kant hat nemlich den Campe, als letzterer aus Dessau ging, und nirgend hin wußte, aufgefordert, nach Königsberg zu kommen, und eine theologische Professur dort anzunehmen, was Campe aber, da er kein öffentliches Amt mehr annehmen wolle, ganz abgelehnt habe. Campe spricht etwas bedächtig, und scheint aus Prinzip sanftmüthig scheinen zu wollen. Von hier ging ich zur Post, weil Campe mir sagte, es wäre da ein Sekretär, der dem Kupferstiche nach dem Kant sehr gliche, und Campe wissen wollte, ob dem so sei. ich fand den Sekretär nicht."

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, Anlagen p. 168.

In dem Museum, welches nun besucht wurde, fiel Schön besonders „das sogenannte Mantuanische Gefäß" auf, „ein Opfergefäß der Alten aus einem Onyx geschnitten, wofür die Kaiserin von Rußland 8 Tonnen Goldes geboten hat. Man weiß die Geschichte dieses kleinen Gefäßes bis 2000 Jahre zurück."

„Braunschweig ist eine Stadt von circa 20,000 Einwohnern, schlecht im Ganzen gebaut. ich sah kein prächtiges Gebäude."

So ging es nach Halberstadt zurück. Hier erhielt Schön von Seiten seines Lehrers Berger [1]) die Nachricht „vom baldigen Tode meines mir ewig theuern Vaters. ich glaube, traurige Dinge muß man für sich behalten." Er verkehrte daher den Tag über mit Heyer und anderen Bekannten. Aber als er nach Hause zurückkehrte: „Mittheilung meines Schmerzes war mir nöthig, ich theilte daher meinem Friedrich die traurige Nachricht mit. ich verlangte Theilnahme, und diese ist an keinen Stand gebunden. ich fand solche nur an Friedrich."

Von Heyer erfuhr Schön, daß der verschnörkelte Kurialstyl erst vor Kurzem eine Einschränkung erfahren habe. Bis dahin habe die Magdeburgische Kammer noch an die Halberstädtische geschrieben: „Hochgeneigte, gütige, gute Freunde, unseren freundlichen Gruß zuvor. Nach Tische ging ich zu Gleim, der mir eine kürzlich erschienene Schrift: über Preußens politisches Verhältniß sehr empfahl. —"

Nach kurzem Aufenthalt wurde Halberstadt verlassen, und eine wohlgesetzte Abschieds- und Dankadresse an die

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 4.

dortige Kriegs- und Domänenkammer gerichtet, die auch noch eine recht erkleckliche Dosis von Kurialstyl enthält. Für die damalige Zeit aber mochte die Dosis mäßig erscheinen. Die Reise ging zunächst nach Aschersleben zum Oberamtmann Meyer, dessen Wirthschaft eingehend besichtigt wurde, und von dort abermals nach Wanzleben, von dort nach Ampfurt, wo Schön die ersten Unterdrains zu Gesicht bekam, und dann nach Magdeburg, „wo das genaue Visitiren am Thor äußerst unangenehm ist.“

Hier empfing Schön durch Kletwitz am 23. Juni seine Briefe „von Bruder August, Leopold,[1] Jaski[2]) und dem Minister. Ersterer meldete mir den Todesfall meines Vaters. —“ Das sonst in Reflexionen jeder Art so überaus sparsame Tagebuch fährt fort: „Er ist dahin! Friede sei über seiner Asche! ich verliere meinen ersten Freund, denn das war er. Die Vorsehung raubt mir sehr viel, der Gedanke: ich bin vaterlos, ist mir unerträglich. Er ist als Mann gestorben, er soll auch hierin mein Ziel sein. Er starb als ächter Maurer, er ging über zu einem besseren Leben, ohne Furcht. ich sage Niemanden etwas, und will Niemanden Nachricht davon geben, und nicht daran denken, daß ich einen Theil meiner Beruhigung nemlich den Beifall meines Vaters an meinen Handlungen verloren habe. ich behalte noch eine gute Mutter, aber keinen Freund, keinen Vater, dem ich Alles mittheilen konnte, der mir Erhalter

[1]) Aus den Papieren p. 3, Anmerkung 1 und 3. b und c.
[2]) ibidem p. 8, Anmerkung 1.

Rathgeber war. Genug! — Den 24. schrieb ich an meine Mutter und an Frey,[1]) ging mit Klewitz zum Johannisfest in die hiesige Loge. Der Oberconsistorial-Rath Scheewe führte den Hammer. ich hielt mich nur an die Klewitze, insbesondere an den Kriegsrath. Im Vergleich gegen die Berlinische Loge ging es sehr ordentlich, im Vergleich gegen die unsrige aber unordentlich zu. — Den 25. Wir gingen zum Präsidenten v. Puttkammer, und von da zum General v. Kalkstein, der uns zu Tische bat. Wir aßen bei diesem Alten in Gesellschaft des Platzmajors v. Wentzel, des Adjutanten 2c. — Abends waren wir beim Assessor Klewitz. — ich schrieb an meine Mutter, Frey und Schlick." —

Die Zeit, während welcher die Reisenden nun zum zweiten Male in Magdeburg verweilten, wurde mit Studien aller Art in den Akten der Magdeburger Kriegs- und Domänenkammer, mit Abwartung der Sessionen der Kammer und der Umschau unter den dortigen öffentlichen Anstalten zugebracht. So besuchte Schön den schon genannten Ge-

[1]) Johann Gottfried Frey, geb. zu Königsberg i. Pr. 1762, lutherisch; Geh. Regierungsrath, ostpreußischer Regierungsdirektor, Dr. phil. 1785 wurde Fr. in die Loge zu den drei Kronen in Königsberg i. Pr. aufgenommen, als Referendarius, wie ein Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder dieser Loge, welches in den Papieren Schön's vorhanden ist, beweist. 1806 Polizeidirektor und Mitdirigent des Magistrats zu Königsberg; 1809—28 war Fr. Regierungsdirektor für die Abtheilung der Polizei und des Militärwesens. In letzterer Stellung hatte er an den patriotischen Bestrebungen, welche die Volksbewegungen 1813 hervorriefen, so hervorragenden Antheil, daß er — obwohl nicht im Felde gewesen — das eiserne Kreuz erhielt. Fr. starb den 25. April 1831 nach Vollendung seines 69. Lebensjahres, nachdem er amtlich 1828 in den Ruhestand getreten war.

heimenrath Schönwaldt, der ihn auf die in dem Fiener Bruche bei Genthin ausgeführten Meliorationen aufmerksam machte, welche dann auch besucht wurden. Die Urbarmachung dieses Bruches hatte Schönwaldt selbst bearbeitet, „und Alles so eingerichtet, daß eine Bewässerung — welche bei dem Madue-See auch sehr bequem angebracht werden könnte — alle Jahre erfolgt. Im Herbst wird das Wasser so hoch, als es nur heraufgehet, gestaut, und im Frühjahr abgelassen. Schönwaldt meinte, daß an denen Orten, wo man nicht genug Wasser habe, so daß man befürchten müsse, das Eis käme im Winter auf die Erdfläche zu liegen, wenn man im Herbst das Wasser heraufließe, dann wäre eine Frühjahrsbewässerung, wenn man auch nur das Wasser herüberrieseln lassen könnte, sehr nützlich."

Ferner wurde der Geheimerath Vangerow besucht, der „Directeur der hiesigen Armenanstalten und Verfasser der Schrift über das Wechselrecht, um von ihm die Erlaubniß zur Besichtigung des hiesigen freiwilligen Arbeitshauses zu erbitten. ich fand einen sehr gebildeten Mann an ihm. Wangemann, ein Prediger aus Göttingen, habe am meisten in dem Armen- und Versorgungswesen gethan, und die besten Vorschläge in dem Archiv für Armenanstalten unter das Publikum gebracht. Der König hat zur Errichtung des hiesigen freiwilligen Arbeitshauses 5000 Rthlr. geschenkt, diese wären der Armenkasse gegeben, welche jährlich 200 Rthlr. Zinsen dafür an die Kasse des freiwilligen Arbeitshauses zahle. Davon würden die Geräthe unterhalten, und mit dem Vortheil vom Gespinnst die Zinsen des Hauses bezahlt."

Die Besichtigung dieser Anstalt befriedigte Schön nicht.

„In dem Hause sind nichts als Spinnstuben, wo Jeder, der sich auf andere Art nicht ernähren kann, spinnen geht. Durch Wollespinnen, wie es hier geschieht, verdient eine Person täglich 4 bis 5 ggr. Auch Kinder, die in die mit diesem Institut verbundene Industrieschule gehen, wo Knaben und Mädchen im Spinnen und Stricken unterrichtet, und dabei belehrt werden, werden hier durch Wollspinnen außer den Schulstunden beschäftigt, womit ein Junge in einer Woche 8 bis 10 ggr. verdient." [1])

Eben so wenig Befriedigung gewährte der Besuch der Handelsakademie. „Prahlend machte man mich auch aufmerksam auf die dortige Handelsakademie, obgleich Magdeburg nur Spedition und Krämerei hatte," so lautet Schön's Urteil in seiner II. Selbstbiographie.

Im Ganzen, und da Büttner fortwährend mit der Abreise zögerte, und dadurch beim Fortschreiten der Jahreszeit für den Verfolg der Reise vielfache Verlegenheiten vorbereitend verursachte, „lebte ich mehr lustig als offiziell in Magdeburg." Die Einzelheiten dieses „lustigen Lebens" sind nicht bedeutend genug, um hier detaillirt zu werden. Dasselbe beschränkte sich übrigens auf allerlei gesellschaftliche Ausflüge in die nächsten Umgebungen der Stadt. Nur einige Züge verdienen eine Erwähnung.

„ich wurde mit Mellin" (reformirter Prediger und Konsistorialrath in Magdeburg) „bekannt, der über Kant geschrieben hatte," hebt Schön an späterer Stelle hervor.

---

[1]) Geschichte und Verfassung des Armen-, Waisen- und Krankenhauses und der damit verbundenen Armenanstalten in Magdeburg. Magdeburg 1793. Vom Geh. Rath Vangerow.

„Er hat," sagt das Tagebuch, „Marginalien zur Kantischen Kritik der reinen Vernunft und ein Naturrecht geschrieben. Er ist ein heftiger Kantianer, der mich unaufhörlich über Kant quästionirte. Dort war auch der Konsistorialrath Funk, ein denkender, und Prediger Junker ein lustiger Mann. mein Reisegefährte wurde hier Philosoph und Gelehrter, er erzählte Wunderdinge, die er vor acht Tagen im Diskurs aufgeschnappt hatte. O Schein! Du giltst in der ganzen Welt, machst, daß Ignoranten als Gelehrte und Schurken als redliche Leute gelten. Noch waren ein Rektor und ein Lehrer aus Kloster Bergen, der eine Geschichte der Philosophie geschrieben hat, da. Um 11 Uhr nach Hause." Der Konsistorialrath und Rektor der Domschule zu Magdeburg Funk war unter diesen Männern jedenfalls der bedeutendste. Sein Andenken wird dort heute noch durch ein von Rauch verfertigtes Denkmal an dem Thurm der Domkirche, welches ihm auf Veranlassung des Ministers v. Klewitz nach seinem Tode gesetzt wurde, und durch eine Stiftung für die Domschule lebendig erhalten. Er war in Kopenhagen, wohin er auf Veranlassung des Hofpredigers Kramer als Erzieher gegangen war, in den elf Jahren seines dortigen Aufenthaltes der vertrauteste Freund Klopstock's geworden, war aber kurz vor dem Sturze des Ministers Bernstorff im Jahre 1769 einem Rufe an die Domschule zu Magdeburg gefolgt, wo er zweiundvierzig Jahre seines Amtes gewaltet hat.

Ein Besuch, den Schön zu Fuß in Begleitung des Kammerraths Klewitz in Kloster Berge [1]) machte, ergab auch

[1]) Kloster Berge, gegründet 968 für die Benediktinermönche des Stifts St. Moritz zu Magdeburg, als sie dieses Stift zu Gunsten des neu gegründeten Erzstiftes räumen mußten, wurde 1565, nachdem der Abt Peter Ulner

keine rechte Ausbeute. „Wir sprachen beim Oberlehrer Gurlitt [1]) vor, und sahen durch dessen Vermittelung das Naturalien-Kabinet und die Bibliothek. Beides ist unbeträchtlich. ich sah das Zimmer, in welchem die formula Concordiae [2]) verfertigt ist, in der jetzt ein Billard steht, und die Schulstuben. Die Schule ist durch Räsewitzens Mangel an Thätigkeit so herunter gekommen, daß nur noch 30 Schüler da sind, obgleich man sehr geschickte Lehrer dort findet, auch sahen wir den herrlichen Garten dieser sehr reichen Schule.“ [3])

Hohen Genuß dagegen gewährte ein Besuch „bei dem Garnisonprediger Junker, bei dem wir eine zahlreiche Gesellschaft gelehrter Männer fanden, als Funk, Mellin, Silberschlag (Rektor, Sohn des verstorbenen Oberbauraths). Junker zeigte uns seine Glasschleiferei. Er schleift das Glas auf Drechselbänken, worauf es mit Staub von schwarzen Feuersteinen, die erst zerschlagen, gestampft und geschlemmt werden, geschliffen wird. Die Konkavität und Konvexität bestimmt die Qualität des Glases. Wir aßen unter so manchem Disputiren, ich versprach dem pp. Mellin eine Nachschrift der Kantischen Kollegia zu verschaffen.“ Diese Nachschrift hat Mellin später auf Schön's Veranlassung aus

---

mit seinem ganzen Konvent zum Protestantismus übergetreten war, in eine Erziehungsanstalt umgewandelt. Sie ging in den französischen Kriegen völlig zu Grunde, ihr Vermögen wurde der Universität Halle überwiesen. Daß Wieland und Matthisson Schüler dieser Anstalt gewesen waren, verdient wohl erwähnt zu werden.

[1]) Gurlitt ging 1802 als Direktor an das Johanneum zu Hamburg.

[2]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 22.

[3]) Der Klostergarten wurde 1806 nach der Schlacht bei Jena gänzlich verwüstet, eine Batterie auf dem Spielplatze gebaut.

Königsberg erhalten.[1]) Lieutenant v. Ebermeyer zeigte den Reisenden, in Gesellschaft des Lieutenant Graf Dohna und Referendarius v. Bülow „das Trenk'sche Gefängniß". — Den 4. Juli fährt das Tagebuch fort: „Wir gingen auf den Heiligen-Geist-Kirchhof und sahen da den Platz, wo Basedow begraben ist. Es ist ihm kein Leichenstein gesetzt. Die hiesigen Gelehrten wollen ihm ein Epitaphium setzen. Matthisson ist in dem Dorfe Krakau dicht bei Magdeburg geboren, wo sein Vater Prediger war, und seine Schwester als Predigerwittwe noch lebt. Friedrich Schulz in Mietau ist aus Magdeburg gebürtig. —" Nachmittag desselben Tages wurde „das Gefängniß von Lafayette, Latour pp." in Augenschein genommen." —

Unterdessen wurden aber fleißig die Sessionen der Kammer abgewartet, und Akten studirt. Aus diesen Studien ergab sich über die Verhältnisse der Bauerhöfe im Herzogthum Magdeburg Folgendes: „Es existirt zwar ein altes Edikt vom 8. Oktober 1726, nach welchem die Bauergüter nur für einen bestimmten Preis um 20 bis 100 Rthlr. für die Hufe vererbt werden, auch die Güter nur bis zur Hälfte dieses Werths verschuldet werden können. Dies Edikt ist aber nie beachtet worden bis auf den Ziesar'schen Kreis, wo Laßgüter sind, die ein für alle Mal für jeden Hof eine Taxe haben. Im Jahre 1777 wollte der Hof" (d. h. das Generaldirektorium) „das alte Taxsystem wieder aufgerichtet wissen. Es wurden daher von allen Landräthen und Beamten" (sc. Domänenpächtern) „theils über die Höhe der Taxe Gutachten eingeholt. Allein man sah am Ende, daß die Ein-

---

[1]) Beilage IX.

schränkung dieser Freiheit in manchem Betracht nachtheilig sei, eine allgemeine Taxe sich ohne Nachtheil nicht introduciren lasse, und belieſs daher Alles beim Alten, d. h. Jeder verschuldete und verkaufte sein Gut, wie er wollte, und lieſs es bei der Erbtheilung ganz als Allodium gelten." Dies war unstreitig ein wichtiger volkswirthschaftlicher Fortschritt, der mächtig zur Hebung der Landeskultur in diesen Landschaften beigetragen hat.

Eine andere Beobachtung wurde in den Sessionen der Kammer gemacht. „Der Hof statuirt bei Domänen kein Minus. Sobald der Beamte eine neue Veranschlagung verlangt, und das alte Pachtquantum nicht entrichten will, sucht man einen anderen und findet ihn. Deshalb macht man auch sehr selten einen Vorwerksanschlag, und will, da kein Minus statuirt wird, auch kein Plus machen. Man revidirt nur die beständigen Gefälle, und läſst den Vorwerksanschlag fortbestehen. Da nun die Beamten bei dieser Prozedur so gut stehen, und die Schafe noch zu 12 Rthlr. pro Hundert veranschlagt sind, so hat man zur Verbesserung der Kammergehalte bei Prolongationen der Pacht die Beamten verpflichtet, 2 pro Cent von denen Pachtstücken extraordinär zu bezahlen. Sobald ein Amt aber neu veranschlagt wird, erhöhet man die Schafpacht auf 17 Rthlr. Nach Verlauf der Pachtzeit — wenn der Beamte sich zur Bezahlung der Prozentgelder nicht verstehen will, erhöhet man auch nur die Schafpacht, und läſst sonst Alles beim Alten."

Diese höchst merkwürdige Prozedur wich von dem Verfahren der preuſsischen Kammern in Domänenpachtsachen so wesentlich ab, daſs Schön dieselbe in seinen Berichten an den

Minister v. Schrötter zum Gegenstande einer ausführlichen Erörterung machte.

Ein gemeinsam mit dem Kammerrath Klewitz und dem Assessor Klewitz unternommener Ausflug nach dem Amte Egeln führte Schön auch durch Altenweddingen, wo er das erste Braunkohlenbergwerk sah. Da die Strecken sehr von andringendem Wasser zu leiden hatten, so fand sich hier auch eine Dampfmaschine schon vor zur Bewältigung des Wassers. Schön hat in seinem Tagebuche die Konstruktion dieser „Feuermaschine“, wie sie damals genannt wurde, sehr genau beschrieben, auch eine Zeichnung beigefügt, wie wir solche mehrfach auch an anderen Stellen, am Rande des Tagebuches finden. Beides würde das gerechtfertigte Lächeln der heutigen Ingenieure erregen, dokumentirte damals aber den Beginn eines unermeßlichen Kulturfortschritts, dessen umfassende Wirkung zu jener Zeit so wenig geahnt und verstanden wurde, wie ein Menschenalter später die Einrichtung der Eisenbahnen.

Den Beschluß des Magdeburger Aufenthaltes machte die Ankunft des Ministers v. Werder, der abgewartet werden mußte, und deshalb die Abreise von Magdeburg etwas aufhielt. In der Session der Kammer, in welcher der Minister Vorträge anhörte, zeigte der Minister, „der ehemals Lieutenant unter denen Carabiniers, dann Landrath gewesen, und durch die Aufsicht über den Fienower Kanalbau und die dadurch erlangte Bekanntschaft mit Friedrich II. erst Geh. Finanzrath, dann Minister wurde, daß er kein großer Mann war.“

Der Präsident v. Puttkammer mußte dem Könige Friedrich Wilhelm II., der zum letzten Male nach Pyrmont

ging, entgegenfahren, und ihn durch sein Departement geleiten. Schön traf einige Tage später in Helmstädt mit der dem Könige nachreisenden Gräfin Lichtenau, wenn auch nicht persönlich zusammen, sie speiste in demselben Hotel zu Mittage. Ueber diese Dame, „ehemalige Madame Rietz", enthält das Tagebuch eine kurze halbpolitische Apostrophe. „Dies Weib zog mit einem ungeheuren Trosse dem Könige nach Pyrmont nach, und verzehrte nur auf dieser Reise mehr, als manches herrliche Amt trägt. Welche Anwendung, welcher Gebrauch des Staatseinkommens!"

Dann ging es nach dem Amte Niegripp, welches „der König vor sieben Jahren vom Prinzen Heinrich in Erbpacht genommen" hatte. Daraus ergab sich eine eigenthümliche Anomalie in der Verwaltung. „Das Amt Niegripp wird bei der Kammer ganz separat behandelt, und steht nicht in der geringsten Verbindung mit denen anderen Aemtern. Es hat seine besondere Kasse, und an der Baukasse pp. keinen Theil." An solchen Anomalien, welche die preußische Verwaltung zum Theil überaus verwickelt und schwerfällig machten, war damals kein Mangel. Es war Alles eben, wie der preußische Staat selbst, aus allerlei Einzelheiten herausgewachsen, die noch sehr unvermittelt neben einander standen. Der damalige „Beamte", Oberamtmann Steinkopf, (der Beamte in Egeln war übrigens auch ein Steinkopf, die damaligen Domänenpächter bildeten förmliche Dynastieen) wird von Schön als „ein sehr gerader, fast zu gerader Mann" geschildert.

Dann wurde von Magdeburg aus noch das Amt Sommerschenburg, die spätere Dotation Gneisenau's besucht, wo der Oberamtmann Lamprecht die Honneurs machte.

„Das Amt liegt auf einem Berge, der terrassirt ist, in einer ganz vortrefflichen Gegend." „Wir bestiegen das alte Burgverließ, sahen die vortreffliche Aussicht, aßen bei gutem Rheinwein ganz ordentlich. Der Oberamtmann Lamprecht scheint mir einer der gebildetesten Beamten zu sein." Hier machte Schön auch eine Bekanntschaft, deren Werth er freilich damals nicht ahnen konnte. „Zu Tische war noch der Lieutenant v. Valentini vom Jägerregiment."

Von Sommerschenburg aus wurde auch Harpke besucht, „ein Gut des ehemaligen Berghauptmanns v. Veltheim, das des schönen englischen Gartens wegen des Besuches werth ist. Er enthält viele Sorten ausländischer Bäume, besonders amerikanischer, man findet sogar chinesische. Der Ginno Bilobey aus Japan und der Tulpenbaum, liriodendron tulipifera, ein großer Baum wie eine Linde war mir am remarkabelsten."

„Von Harpke fuhren wir nach dem Amalienbade, bei Morsleben von der Frau v. Veltheim angelegt. Es liegt in einer äußerst romantischen Gegend, im Holze sind Promenaden gehauen, und Badehäuser gebaut. Wir fanden" (es war der 16. Juli 1796) „unterschiedene Badegäste, unter anderen den Bergrath Krell aus Helmstädt mit seiner Familie. Morgen sollte die erste Komödie in einem hier neu gebauten Komödienhause gegeben werden. Der Direkteur kam uns entgegen, er sah einem Straßenräuber ähnlicher als einem Akteur, wir sahen die übrigen Priester Thaliens, und alle waren dem Oberpriester ziemlich gleich."

Am folgenden Tage wurde der Besuch im Amalienbade wiederholt. „Wir fanden hier eine große Menschenmenge theils aus Helmstädt, theils aus Magdeburg. Das von der

Frau v. Veltheim gehörige Komödienhaus wurde heute durch das Stück: Armuth und Edelsinn eingeweiht." Den Theaterzettel hat Schön aufgehoben, er kündigt an: „mit Allerhöchst gnädigster Erlaubniß wird heute von der hier anwesenden [illegible] deutschen Schauspielergesellschaft aufgeführt: Armuth und Edelsinn, ein Lustspiel in drei Aufzügen vom Präsidenten v. Kotzebue." Ueber die Aufführung selbst bemerkt das Tagebuch: „man spielte, wie man es von einer herumstreifenden Bande fordern kann, d. h. schlecht. Vor der Komödie wurde nachfolgender vom Hofrath Beireis verfertigter Prolog gesprochen." Auch dieses Opus hat Schön aufgehoben. Sowohl der Titel als auch die Verse, welche einen namhaften Helmstädter Gelehrten zum Verfasser haben, wie Schön bezeugt, sind für die damaligen Gewohnheiten zu charakteristisch, als daß sie nicht hier eine Stelle finden sollten. Der Titel lautet:

„Prolog des ersten Schauspiels in dem von der Hochwohlgebohrenen Frau Amalie von Veltheim neu erbauten Schauspielhause im Amalienbade bei Morsleben gesprochen von Madame Glück am 17. des Heumonds 1796."

Seitdem uns die Vernunft der Gottheit Licht belehrte,
Und jene Nacht vertrieb, die um die Seele schwebte,
Als durch die Menschlichkeit die Barbarei verschwand,
Da lehrte Epicharm zuerst in Griechenland
Der Sitten Besserung durch Beispiel auf der Bühne,
Durch Worte nicht allein, durch Ausdruck, Anstand Miene.
Ihm folgte Aeschylos, der weis' Euripides,
Athenens größter Schmuck, der hohe Sophokles.
Sie suchten lehrreich mehr in Schreck- und Trauerbildern
Der Tugend höchsten Werth, des Lasters Schimpf zu schildern.
Der Tugend Märtyrer und Herold Sokrates
Pries selbst des Schauspiels Werth, als Aristophanes

Durch seinen scharfen Witz, durch seinen Spott ihn kränkte,
Und Plautus lehrt' in Rom, das ihm den Beifall schenkte,
Wie auch Terenz Moral durch's Schauspiel, Seneka
Der Stoiker steht selbst als Schauspieldichter da,
Um durch des Beispiels Macht den Zweifler zu beschämen,
Ob Sitten Besserung vom Schauspiel herzunehmen.
So dacht' Amalia, als Sie dies Tempe schuf.
Dies dachte Niemand wohl, selbst dies verschwieg der Ruf,
Was Ihre Absicht war, als hier Thaliens Tempel
Sich aus dem Sumpf erhob. Sie selbst ist ein Exempel
Der Tugend und Vernunft. Dies zeuget selbst der Neid,
Dies zeigen Ihre Werk' erbaut der Ewigkeit.
Kaum zeigt' Ihr dieses Thal die mineralsche Quelle,
Die Ihr Gesundheit gab, so stand schon auf der Stelle
Ein Tempel Aeskulaps zur Rettung Andrer da.
Der Menschen Freud' und Glück wünscht nur Amalia.
Der Lustwald gab dem Sinn des Frühlings Freudenleben,
Nun soll für Herz und Geist die Bühn' euch Nahrung geben.
Dies war es, was schon längst die Vorsicht seegnend sah.
Eur' Herz stimmt mit mir ein: es leb' Amalia.

„Nach der Komödie," so fährt unser Tagebuch fort, „wurde getanzt. Des Lärmens war mir aber zu viel, ich tanzte nicht. Endlich wollte der Oberamtmann Lamprecht, der Kammerrath Klewitz, Büttner und ich eine Quadrille tanzen. Das nahmen die Helmstädter Studiosi — die eine Anglaise tanzen wollten — übel. Darüber entstand viel Gepoche, die Studiosi betrugen sich wie Jungens. Abends um 1 Uhr zu Hause. —"

Von Sommerschenburg ging es nach Dreyleben, wo der Oberamtmann Runde die Herren hoch aufnahm. „Hier wurde zu Mittage gegessen, und neben Franz- und Rheinwein Champagner und Kapwein, von letzterem sowohl rother als weißer getrunken. Der Kapwein war ächt, denn der Oberamtmann Runde hatte ihn durch den Kriegs-

rath Scheller, welcher auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung geboren ist, und dort einen Bruder wohnen hat, erhalten; es ist ein äußerst geistiger Wein.“ Den Kriegsrath Scheller hatte Schön übrigens in Wernigerode persönlich kennen gelernt, „einen braunen Mann vom Vorgebirge der guten Hoffnung.“

Hieran schloß sich dann noch ein Ausflug nach dem Amte Alten-Plathow, welches von dem Kriegsrath Honig bewirthschaftet wurde.

„Den 22. Juli des Morgens fuhren wir mit dem Bauinspektor Hirte nach dem Fienower Bruche. Wir nahmen deshalb unsere Tour über Miezel nach dem Dorfe Fienerode, welches ein durch die Melioration ganz neu entstandenes Dorf ist.“ Da von dieser Landesmelioration in den Unterhaltungen mit dem Geheimrath Schönwaldt in Magdeburg schon viel die Rede gewesen war, so erregte dieselbe natürlich ein ganz besonderes Interesse. „Von Fienerode fuhren wir mit unserem Vorspann, der aus dem Dorfe Alten-Plathow war, nach dem langen Hals, einem mit Fichten bewachsenen Erdrücken im Fienower Bruch, von wo man die herrlichen Wiesen und Felder, die durch die Melioration entstanden, übersehen kann. Die Fienower Melioration kostet dem hochseligen Könige 170,000 Rthlr., welche er ganz hingab, und noch Geld zur Anschaffung der Kühe, die jetzt mehr gehalten werden können, verabreichte. Im Fienower Bruche sind gar keine Domänen, der König that Alles pro bono publico. Die am Fienower Bruch Antheil habenden Güter und Dörfer haben ganz außerordentlich gewonnen, sie bauen jetzt größtentheils mehr als noch einmal so viel Getreide.“ Der Geheimrath Schönwaldt hatte Schön vorher

in Magdeburg den Plan zur Melioration des Fienower Bruches vorgelegt, und denselben speziell erläutert. Dies war eine gute Vorbereitung für die Besichtigung gewesen, und Schönwaldt hatte dabei mitgetheilt, daß „die daran liegenden Ortschaften wegen des großen Quanti Wiesen, das sie durch diese Melioration erhalten, im Werthe außerordentlich verbessert waren, so daß ein Gut, das vorher Niemand für 80,000 Rthlr. haben mochte, jetzt 160,000 Rthlr. galt.“

Schönwaldt hatte, wie oben schon erzählt wurde,[1]) Brenkenhof's Melioration im Maduesee getadelt. Er gab Schön dabei noch folgende Aufschlüsse: „Brenkenhof sei ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten aber ohne alle Kenntnisse und Ausbildung gewesen, so daß selbst sein Schreiben nicht vorzüglich war. Er war Kammerdirektor in Dessau[2]), und besaß viel landwirthschaftliche Kenntnisse. Von den zum Meliorationswesen nothwendigen Hülfswissenschaften, als angewandte Mathematik, verstand er wenig; er ließ durch Sachverständige und zwar durch mehrere nivelliren. Er stand nicht unter dem Generaldirektorium sondern direkt unter dem Könige, konzertirte mit denen Kammern, wo er in der Neumark und in Pommern sein Retablissements- und Meliorationswesen trieb, hatte deshalb von diesen Kammern immer Räthe bei sich. — Benkendorf — der Verfasser der Beiträge — ein Erzbonvivant hatte ein Gut neben dem

---

[1]) Seite 63.

[2]) Dort wurde Friedrich der Große auf ihn aufmerksam, als er nach der Schlacht bei Torgau fand, daß Brenkenhof schon im voraus Alles für die Verpflegung des preußischen Heeres vorbereitet hatte. Er ernannte ihn sofort zum Geheimen Ober-Finanzrath mit Sitz und Stimme im Generaldirektorium. Preuß, Friedrich d. Gr. Bd. 3, p. 88.

des Brenkenhof in der Neumark, war Regierungspräsident in Schlesien, wurde wegen angegriffener Depositengelder kassirt, und schrieb ökonomische Bücher. Seine Wirthschaft selbst war aber höchst traurig."

Von Alten=Platbow aus wurde auch der Plauer Kanal besichtigt. In Paretz fuhren wir beim Zolldirektor v. Treskow vor, und wurden von diesem artigen Manne und seinen Niecen, zwei Fräulein v. Ziegler artig empfangen. Wir besahen die massive Schleuse, die drei Thorwege hat, vorn zwei, weil der Druck des Wassers, ohnerachtet die Thorflügel außerordentlich stark und groß sind, für eines zu stark sein würde. Der Plauer Kanal kostet 140,000 Rthlr., bringt aber gegen 30,000 Rthlr. Zoll ein."

Nachdem endlich alle Abschiedsvisiten gemacht waren, wurde am 29. Juli die Reise fortgesetzt, zunächst nach Schönebeck.

Auf dem Wege dahin fand man eine staatsrechtliche Kuriosität. Der Präsident der Kriegs= und Domänenkammer zu Königsberg Wagner, also Schön's unmittelbarer Vorgesetzter war aus dieser Gegend gebürtig, und zwar von dem Gute Blekendorf, wo noch zwei Schwestern von ihm lebten, während ein jüngerer Bruder Prediger in Frohsa war, wo Schön den alten Mann aufsuchte und begrüßte. Von diesem erfuhr er, daß Blekendorf ein Familiengut der Wagner's sei, und vorher gar keine Abgaben an den Staat bezahlt hatte. Die Mutter des Präsidenten wurde aber aufgefordert, sich zu einem Kanon zu verstehen, da es sonst kein

Gut im preußischen Staate gebe, das nichts abtrage. Sie verstand sich zu 5 Rthlr. jährlich."

Gleich hinter Frohsa kam eine andere Kuriosität zum Vorschein, welche die volkswirthschaftlichen Verhältnisse in dem zerrissenen deutschen Vaterlande von damals mit recht kräftigen Strichen illustrirt. „Man fährt bei einem Gebäude vorbei, das einer Ziegelscheune ähnlich sieht, eigentlich aber eine Salzschmelze ist. Die Pfännerschaft in Salza lieferte früher an Sachsen jährlich für 80,000 Rthlr. Salz, welches mit 60,000 Rthlr. baar und 20,000 Rthlr. in Holz bezahlt wurde. Als der hochselige König im Teschener Frieden Sachsen einige Millionen zuwendete, legte dies diese Gelder zur Etablirung einer Salzkote im eigenen Lande an, und nun hörte jeder Absatz der Pfännerschaft auf." So weit wäre eigentlich nichts zu sagen. Aber nun die Abhülfe! „Um das Geschrei, welches von Seiten der Pfännerschaft erhoben wurde, einigermaßen zu beschwichtigen, legte der hochselige König diese Salzschmelze für 10,000 Rthlr. an, das Kothensalz wurde da in Steinsalz verwandelt, und nach Schlesien zur Schaffütterung gebracht. Das Salz wurde aber, ehe es nach Schlesien kam, wieder zur Sohle, und der ganze Versuch schlug fehl. Die Pfännerschaft arbeitet jetzt gar nicht."

In Schönebek ergab sich, daß eigentlich auch die Königliche Salzverwaltung keine glänzenden Geschäfte machte. Schon „der Pastor Wagner versicherte mir, daß man auch hier bis auf die beim Salzwerk arbeitenden Leute mit Aufhebung der Salzsiedereien sehr zufrieden sein würde, denn 1. sei das Salz schlecht, und 2. würde dadurch das Holz

außerordentlich vertheuert. Die Metze Salz wird hier zur Stelle für 22 ggr. verkauft!" Daß dies ein ungeheuer drückender Preis war, sieht Jeder auf den ersten Blick. Zur Besichtigung der Salzwerke öffnete ein Schreiben des Ministers v. Struensee alle Thüren. Der Direktor, Kriegsrath Schleebach gab den Assessoren den eigenen Sohn zur Begleitung mit. Die Besichtigung förderte allerlei Kuriosa an das Tageslicht. „Die hiesigen Salzwerke sind bis vor vier Jahren dem v. Gansauge in folgender Art verpachtet gewesen. Dem Könige gehörte das Gradirhaus und die Salzkoten, er bezahlte etwas Gewisses für die Last Salz. Jetzt wird aber alles, um viel Salz zu schaffen, und Feuerung zu sparen, mit Force betrieben. Der v. Gansauge durfte vorher, damit er ordentlich siedete — wöchentlich nicht mehr als 24 Werk Salz liefern, jetzt macht man 35 fertig." Die Dampfmaschine, welche die Sohle heraufpumpte, erregte wegen mancher Eigenthümlichkeiten Aufmerksamkeit: der Cylinder stand nicht über sondern neben dem Kessel, der Kolben wurde nicht durch Einspritzen von kaltem Wasser zur Kondensation der Dämpfe zum Fallen gebracht sondern durch oberhalb eingeleitete Dämpfe hinabgedrückt ꝛc. Die „Feuermaschine" erfreute sich aber nicht des Beifalls der alten Beamten. „Der Gradirmeister zweifelte an dem großen Vorzuge der Feuermaschine im Vergleiche gegen die 120 Pferde und 2 Windmühlen, die vorher unterhalten werden mußten. Die Feuermaschine wird mit böhmischen Steinkohlen geheizt wovon der Dresdener Scheffel in Schönebek zur Stelle 14 ggr. kostet. In 24 Stunden erfordert die Feuermaschine 70 Scheffel Kohlen. In denen Monaten Dezember, Januar und Februar geht das Gradirwerk nicht, theils weil die

Witterung sich nicht dazu qualifiziret, theils weil die Maschine dann reparirt werden muß."

Das Salz, welches gewonnen wurde, war sehr schlecht. Schön erkundigte sich beim Kriegsrath Schleebach und dem Bergrath Laroche, die er in den Koten traf, näher. Folgende Auskunft wurde ihm zu Theil, die in der That wohl für sich selbst spricht. „Beide sagten mir, daß, um reines Küchensalz zu erlangen, eine nochmalige Krystallisation nicht nöthig wäre, man dürfte nur das Salz sehr allmälig krystallisiren lassen, alsdann bliebe alles Bittersalz und alle Kalkerde zurück. Dies würde aber das Salz sehr vertheuern, denn 1. müßten mehrere Pfannen angelegt werden, wenn man dieselbe Quantität Salz wie jetzt beschaffeu wollte, 2. müßten mehrere Leute gehalten werden, 3. das ganze Werk müßte erweitert werden, insbesondere das Gradirwerk" (es war damals erst „1/4 Meile oder genauer 5700 Fuß lang"), „4. es würde mehr Holz verbrannt werden bei mehreren Pfannen. Man müßte jetzt nur um das etatsmäßige Quantum Salz liefern zu können" (dasselbe betrug 18,000 Last jährlich), „sehr eilig zu Werke gehen, und daher würde die Krystallisation beschleunigt, welche also Bittersalz und Kalkerde mit sich in die Krystalle zöge. Man siedet nur 9 Monate, im Winter würde es zu viel Holz kosten."

Also, weil man den Betrieb ordnungsmäßig zu dotiren, keine Mittel aufwenden wollte, während andererseits Staatsgelder zu Landesmeliorationen mit freigebiger Hand zum Theil an Einzelne verschenkt wurden, zwang man sämmtliche Unterthanen, übelschmeckendes Salz zu konsumiren und theuer zu bezahlen. Schön mochte diese büreaukratische Beamtenweisheit doch kurios vorgekommen sein, wenigstens

setzt ein Brief des K.R. Klewitz die Bemerkung Schön's voraus, in welchem er das Verfahren des Salzamtes kritisirend beleuchtet, und der für die Charakterisirung der damaligen mechanischen Verwaltungsweise nicht unwichtig ist.[1])

Von Schönebek aus wurde die Herrenhuter Kolonie Gnadau besucht, und fleißig besichtigt, und dann nach Amt Calbe gefahren, wo der Kammerrath Honig regierte. Hier traf Schön mit Leuten zusammen, welche den bekannten Bahrdt und sein Treiben aus eigener Anschauung kannten. Ein Inspektor Müller, der ein vertrauter Freund Bahrdt's gewesen war, ein Mann, „der den Kopf auf dem rechten Fleck zu haben scheint," vertraute ihm, „daß der Prediger, welcher in der Komödie: das Religionsedikt, betrunken vorkommt, in der hiesigen Gegend wohnt, Blumenthal heißt, und ein naher Verwandter Wöllner's ist." Kurz darauf, in Aken lernte Schön diesen Prediger Blumenthal persönlich kennen, „der schon von Bahrdt in der Komödie: das Religionsedikt, als ein komischer Kerl geschildert worden ist. Er trank bei Tische gut, und wurde sehr lustig. Er erzählte Wöllner's Geschichte sehr weitläufig, war ganz heterodox, und schimpfte auf alle Orthodoxen, und wurde auf's Gewaltigste geneckt." Auf der ferneren Reise kam Schön auch nach dem zum Amte Giebichenstein gehörigen Dorfe Grohnau. „Wir besahen auf dem hiesigen Kirchhofe den Ort, wo Dr. Bahrdt begraben liegt. Auf dem Kirchhofe dicht an der Mauer ist seine Ruhestelle. Ein Fremder, den Niemand kennt, hat vor einigen Jahren am Kopfende einen Stein

[1]) Beilage VII.

aufrichten lassen, der folgende Inschrift hat: Grabstein Dr. Karl Friedrich Bahrdt's gesetzt, bis ein Begüterter ein Denkmal ihm errichtet von St. R. den es jammert, des Bekannten Grab unbekannt zu sehen. Am Fußende ist ein kleiner Stein angebracht mit der Inschrift: Im Grabe ist Ruhe."

Der Aufenthalt in Calbe war in landwirthschaftlicher Beziehung für Schön sehr lehrreich. Hier mag nur der Abstecher erwähnt werden, der nach Barby zu den dort etablirten Herrenhutern gemacht wurde. Schon in Gnadau hatte er ihre Einrichtungen einer Musterung unterworfen. „In Barby ließen wir uns einen Herrenhuter kommen, der uns Folgendes zeigte. 1. Das Schloß, von außen ein nicht geschmackvolles Gebäude, darin die Kirche, den Betsaal, das Naturalienkabinet. In letzterem sind insbesondere viele Sachen aus Grönland, aus Westindien rc., die von denen Herrenhutischen Emissären eingeschickt sind. 2. Den Schloßgarten, der seiner Lage an der Elbe wegen recht gut ist. 3. Das Pädagogium, wo 50 junge Leute erzogen werden. Die Herrenhuter haben die Domanialländereien der Grafschaft Barby auf den Namen eines Grafen v. Reuß, der jetzt in Herrenhut lebt, vom Kurfürsten in Pacht, und geben des vielen Einflusses wegen, den sie in Sachsen auf die Regierung besitzen, nur 12,000 Rthlr. Pacht, da ein Anderer gern 24,000 Rthlr. geben würde. Ein in Barby wohnender Dr. L., auch anscheinend ein Herrenhuter, eigentlich aber ein pfiffiger Hund, der das Naturalienkabinet zeigen soll, kam kurz vor unserer Abreise nach Hause, und ich lernte ihn noch kennen. Er trug mir viele Empfehlungen

an Farenheid[1]) und den Grafen Dohna aus Kondehnen auf. Von ersterem sagte mir der uns herumführende Herrenhuter, daß er mit zu ihrer Gemeinde gehöre." Schön sagt achtundvierzig Jahre später: „Die Herrenhuterei ist die beste Vorschule für den Katholicismus, wie schon das Sprichwort zeigt: Ueber Herrenhut geht der Weg nach Rom rc.[2])

Von da aus wurde ein zweiter Besuch in Ballenstedt abgestattet, weil der Minister v. Schrötter von Schön unterdessen verlangt hatte, daß er die Häkselmaschine, welche ihm sehr am Herzen lag, einer genauen Prüfung unterwerfen solle. Von Ballenstedt aus wurden die Aemter Pründel (Bernburgisch, Amtsrath Wendt), Gottesgnade (Oberamtmann Steinkopf, noch ein Mitglied dieser Domänenpächter-Familie) besucht. Hier erhielt Schön den eben mitgetheilten Brief Klewitzens über das Salzwesen (5. August). Von da nach Aken zum Oberamtmann Benneke, mit welchem später noch viel korrespondirt wurde. Auch der Stadt Köthen, „der Residenz des Fürsten von Anhalt-Köthen, der aber jetzt als österreichischer General bei der Armee am Rhein ist, stattete Schön einen Besuch ab, und besichtigte einige Fabriketablissements. „Das Schloß, ein sehr trauriges Schloß, auf alte Art mit vielen Erkern versehen, an dem vorn eine traurige, längs dem Gebäude hinlaufende Gallerie angebracht ist," konnte unter diesen Umständen nicht besondere Auf-

---

[1]) Hier ist der Kriegs- und Domänenrath Friedrich Wilhelm von Farenheid, geb. 17. Febr. 1747 gemeint, der Vater Friedrich Heinrich von Farenheid's, geb. 11. März 1780, des bewährten Freundes Schön's. „Fr. H. Joh. v. F., eine biographische Skizze, Königsberg, Wilhelm Koch, 1872," und „Aus d. Pap. pp. Bd. 1, Anl. p. 175. 6."

[2]) Aus den Papieren Bd. 3, p. 134.

merksamkeit erregen. Die Stadt „ist an sich bis auf eine Straße, in welcher Linden stehen, ein nicht schön gebautes Städtchen in einer vollständigen Ebene. Um die Stadt herum sind viel Bäume, Weiden, Rüstern ꝛc. gepflanzt. Beim Schloß ist remarkabel, daß in dem Schloßgraben, der ganz mit Strauch bewachsen ist, wilde Enten hecken, und weil solche nicht gestört werden dürfen, frei auf dem Schloßgraben herumschwimmen.“ Dann kam auch von Ballenstedt die Häckselmaschine an, „wofür ich 10 Rthlr. in Golde bezahlen muß.“ Sie wurde nach Königsberg an den Minister v. Schrötter und zwar über Lübeck expedirt. Auch in Zerbst wurde ein Besuch abgestattet, aber nicht viel Bemerkenswerthes gefunden.

Viertes Kapitel.

Fürstenthum Anhalt-Dessau und der Saalkreis. Fink, der Vater der feinen Schafzucht in Deutschland. Man bekommt einen gelinden, aber noch nicht bitteren Vorgeschmack von der Kleinstaaterei und lernt eine Universitätsstadt kennen.

Von Aken aus ging es in das Dessauische. In Dessau fand sich für Schön's Zwecke eine wichtige Station, und er setzte sich mit dem Kammerdirektor v. Raumer in Verbindung, an welchen ihn Schrötter besonders empfohlen hatte.[1] Auf die technisch-landwirthschaftlichen Verhandlungen mit diesem Manne kann hier nicht näher eingegangen werden. Hier mag nur auf dasjenige verwiesen werden, was Schön später (1844) darüber bemerkt: „In Dessau wurde ich mit dem Bilde eines großen Gutsbesitzers in fürstlicher Form und mit fürstlicher Gesinnung bekannt. Das Gut meiner Mutter" (Blokinnen, später Schön's Eigenthum) „lag nahe den Gütern des Fürsten von Dessau in Litthauen, und dies veranlaßte ein Verhältniß, welches, nachdem ich in materiellen Dingen monatelang gelebt hatte, sehr wohl that. Raumer war ein

---

[1]) Vergl. Beilage VI, 3.

ausgezeichneter Mann in seinem Fache.“ Er war übrigens in den Jahren 1772 bis 1776 selbst Verwalter der litthauischen Güter des Fürsten gewesen, und also Schön als dem Sohne eines Gutsnachbarn geneigt, und mit den dortigen Verhältnissen wohl bekannt. Der Kammerdirektor v. Raumer schickte Schön vor allen Dingen auch nach Wörlitz, wo die dortige Oekonomie eingehend besichtigt wurde. Daß auch die bekannten Gartenanlagen ausführlich betrachtet und auch beschrieben wurden, lag im Geschmacke der Zeit. Bemerkenswerth wäre dabei nur, daß sich dort zu unseren Reisenden „zwei sächsische Cavaliere gesellten, die das Traurige ihrer Regierungsverfassung sehr deutlich machten, die von den Plackereien und unbestimmten Abgaben viel erzählten, und versicherten, daß fast Alles in Sachsen die Franzosen mit offenen Armen empfangen würde.“

Schön hatte sich schriftlich bei dem Fürsten gemeldet, und wurde in Folge dessen zur Tafel geladen. Hier knüpfte sich eine Bekanntschaft an, die nachher eine lange Reihe von Jahren gewährt hat. „Ein Hofmarschall bekomplimentirte uns, der Fürst kam, es waren Dames und Chapeaux da. Eine steife Fresserei, die dies aber nur im Vergleich mit freundschaftlichen Gastmählern war. Jeder Chapeau zog sich eine Dame, ich bekam zu Nr. 6 eine Gräfin v. Wallersee. Gerade über mir saß der Hofmarschall.“ — Wenige Tage darauf erfolgte eine Einladung zur Jagd. „Den 26. August Morgens wurde früh aufgestanden. Das für 5 Rthlr. gemiethete Pferd zur Parforcejagd bestiegen, und in Gesellschaft des Grafen Wallersee, des Kammerherren v. Ponicko und des preußischen Kammerherren v. Unruh aus Schlesien herausgeritten. Unruh invitirte mich, ihn in Schlesien zu

besuchen, er wohnt nicht weit von Schweidnitz auf seinem Gute Konradsberg. Die Jagd ging an, man verlor den Hirsch. Endlich ließ der Fürst einen anderen nehmen, und nun ging das wahre Treiben von Seiten der 80 Hunde (fast alle weiß, wenige nur mit Flecken) los. ich kam dahin, als er gerade gestellt war. Ein Piqueur hetzte ihn hinten durch einen starken Hieb ein, der Hirsch fiel, Unruh mußte ihn abfangen. Der Fürst bat uns zu Tische, wir setzten uns in aller Eile in's Zeug, und aßen in einer großen Gesellschaft." Der Fürst Friedrich Franz von Anhalt-Dessau ist später und namentlich 1813 mit Schön in vielfache Beziehungen getreten, wie sein Schreiben an Schön vom 19. Dezember 1815 beweist.[1]) Seine großen ostpreußischen Güter, deren Mittelpunkt die Domäne Norkitten am Pregel zwischen Wehlau und Insterburg bildet, haben dieselben wohl, nachdem Schön Präsident in Gumbinnen geworden war, fester gestaltet und unterhalten. Als Stein 1813 als Generalgewaltiger des Kaisers von Rußland nach Preußen kam, war es eine seiner ersten Handlungen, die Güter des zum Rheinbunde gehörigen, mit dem Kaiser von Rußland also im Kriege sich befindenden Fürsten mit Beschlag zu belegen, und Kontributionen von denselben zu erheben. Schön hatte sich geweigert, dies von seiner Seite zu thun, und er hat sich dann später kräftig darum bemüht, die Aufhebung dieser Sequestration zu erwirken. Den damaligen Kammerrath Pfeiffer zu Norkitten hatte Schön hier in Wörlitz als Administrator kennen gelernt, und war von ihm bei seinen

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, Anlagen p. 187.

ökonomischen Studien geleitet worden.[1]) Darauf bezieht sich der angezogene Briefwechsel.

Von Dessau aus wurde Amt Schakenthal, Oberamtmann Nordmann besucht, und von dort ein abermaliger Ausflug nach Blankenburg zum Amtsrath Diedrichs gemacht. Köllbeke, Oberamtmann Hedeke, das Amt Neu-Bensen, Oberamtmann Braun, Gröpzig, Oberamtmann Holzhausen, Kösitz, wo die für die preußische Schafzucht so folgenreiche Bekanntschaft und Freundschaft mit dem Amtsverwalter Fink angeknüpft wurde (3. bis 5. September), Radegast, ein anderer Oberamtmann Braun, Amt Wettin, gewährten reiche Ausbeute und neue Anschauungen.

Die Beziehungen Schön's zu dem alten Fink sind für Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen später von außerordentlicher Wichtigkeit geworden, und verdienen wohl eingehend erörtert und gewürdigt zu werden, was noch nicht in genügendem Maße geschehen ist. Hier mag nur eine Stelle finden, was er selbst in seiner II. Selbstbiographie darüber sagt: „Die Anhänglichkeit“ (der Magdeburgischen Landwirthe) „an das einmal Ausgelernte war so groß,[2]) daß man von feinen Schafen nichts wissen wollte, obgleich der gescheite Pachter Fink in Kösitz im Köthen'schen eine ausgezeichnete Heerde besaß und dadurch reich wurde. Im Magdeburgischen und Halberstädtischen waren nur grobwollige und räudige Schafe zu finden. Ungeachtet man

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 4, p. 226 u. 227.
[2]) Siehe oben S. 119.

über die feine Schafzucht des Pächters Fink in Köfitz allgemein spottete, um so mehr, da Fink ein Trunkenbold war, so besuchte ich ihn doch, und sah die Wichtigkeit der Zucht seiner Schafe so klar, daß ich durch meinen Bruder auf Blumberg eine Subskription zu einem Bockankauf veranlaßte. Dies war der erste Anfang der jetzt sehr ausgedehnten feinen Schafzucht in Preußen, welcher nach zwei Jahren auf den Grund meiner Vorstellungen aus Sachsen und Schlesien an den Minister Schrötter die Uebersiedelung eines Theils der Fink'schen Heerde nach Subkau in Westpreußen folgte. Das verdienstliche Bemühen Thär's, die Aufmerksamkeit auf die feine Schafzucht zu richten, nahm erst einige Jahre später seinen Anfang." [1])

In seinem Berichte vom 8. September 1796, also auf frischer That, sagt Schön, dem Minister v. Schrötter eine Wollprobe aus Köfitz überreichend: „ich bin bei diesem Gegenstande so weitläufig gewesen, weil es mir scheint, daß bei denen so reichlichen Schaftriften und denen so beträchtlichen Schäfereien im Königreich Preußen, insbesondere in denen Provinzen Litthauen und Oberland eine Veredelung der Schäfereien durch Fink'sche Böcke gut möglich wäre. ich habe deshalb, im Fall einige meiner Landsleute hierzu Lust äußerten, mit Fink vorläufig Rücksprache genommen 2c."

Darauf antwortete Schrötter, der den guten Gedanken nach seiner Weise sofort lebhaft ergriff, unter dem 17. Oktober 1796: „vorzüglich angenehm ist mir die Bekanntschaft, die Sie mit dem Amtsverwalter Fink gemacht haben, und es wird von gutem Nuzzen seyn, wenn Sie mit demselben in

[1]) Vergl. Aus den Papieren 2c. Bd. 1, p. 18 ff.

Verbindung bleiben, und eine Correspondence mit ihm unterhalten. Wahrscheinlich wird hier eine Gesellschaft von Guthsbesitzern und Landwirthen zusammentreten, die mehr als 40 Böcke von Köfitz kommen lassen wird ꝛc."

Fink hatte sich, wie aus Briefen an Schön hervorgeht, schon im Jahre 1794 um die Pacht des Amtes Petersberg im Preußischen bei Halle beworben, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, um die Zucht veredelter Schafe in Preußen in größerem Maßstabe befördern zu können. Er hatte aber, wie er Schön klagte, bei der Kammer zu Magdeburg anfänglich kein rechtes Verständniß gefunden, weshalb für die Uebernahme der Pacht Schwierigkeiten entstanden. Schön's Berichte an Schrötter eröffneten hierauf andere Aussichten, aber Fink lehnte es seines Alters wegen ab, selbst nach Westpreußen zu gehen, und veranlaßte seinen Schwiegersohn Heyne, dorthin zu gehen. Wegen der Petersberger Pacht wendete er sich schließlich an den Kammerdirektor Klewitz, mit welchem Schön persönlich die Angelegenheit besprochen hatte, und Klewitz schaffte, besonders da wohl auf Schrötter's Veranlassung auch der Minister v. Struensee auf Fink aufmerksam geworden war, noch im letzten Augenblicke diejenige Remedur, die noch zu erreichen war. Zu Trinitatis 1797 hatte Fink den Petersberg übernommen, und wurde bald darauf zum Amtsrath ernannt. Mit Schön hat der alte Herr während der ganzen Reise des ersteren in lebhaftem Briefwechsel gestanden, der in technischer Beziehung von werthvollem Inhalte ist.[1])

---

[1]) Vergl. M. v. Neitzschütz, Studien zur Entwickelungsgeschichte des Schafes, Heft 4. Danzig 1876. Kafemann p. 31 ff.

In Wettin wurde der Oberamtmann Weber in technisch-landwirthschaftlicher Beziehung examinirt, dann aber das Steinkohlenbergwerk unter Leitung des Bergraths Grillo befahren. „Dies Bergwerk bringt jährlich 55,000 Scheffel Steinkohlen zu Tage, und ernährt pp. 200 Menschen. Es liefert seine Kohlen etatsmäßig für 21 ggr. den Scheffel an die Halle'schen Salinen ab, wodurch es in dem vergangenen Jahre einen Ueberschuß von 20,000 Rthlr. gehabt hat. Weil es Zubehör zum Salzsieden liefert, steht es unter dem Salzdepartement." Diese Notiz gewährt einen lehrreichen Einblick in die Komplizirtheit der damaligen preußischen Verwaltung. „Die Fahrt in das Wettin'sche Steinkohlenbergwerk ist nicht tief, trocken und gut, aber beschwerlich für einen, der nicht Bergmann ist, weil die Fahrten alle perpendikular stehen. Um die Steinkohlen herum steht hier viel Porphyr, alle Berge bestehen daraus. Man betrachtet es hier sogar als eine Merkwürdigkeit, daß Steinkohlen dicht unter Porphyr stehen, was der Mineraloge sonst sich als nicht möglich denken soll."

Dann wurde Rotenburg besucht. „Wir gaben unsere Adresse vom Minister v. Heinitz an Herrn Oberbergrath Ekart ab. Rotenburg liegt ganz im Grunde. Das Amt, das das Bergamt selbst in Pacht hat, liegt auf dem Berge. Der Oberbergrath führte uns allenthalben herum." Hier wurde die Ausbringung von Kupfer aus den Kupferschiefern studirt. „Die hiesigen Hütten liefern all ihr Schwarzkupfer nach Neustadt ab, von wo das Garkupfer an die Niederlage nach Berlin geschickt wird. Denen hiesigen Hütten wird für den Centner Schwarzkupfer 36 Rthlr. gut gethan. Es werden jährlich in Rotenburg 3500 Centner Schwarzkupfer gut ge-

macht. Der Oberbergrath Ekart versicherte mir, daß der hohe auswärtige Preis des Kupfers das exclusivum dieser Hütten fast unnöthig mache, indem niemals genug Kupfer nach Verhältniß des Absatzes fabricirt werden könne. Man habe in einigen Jahren einen Ueberschuß von 30 und 40,000 Rthlr. 'gehabt. Ueberschuß ist hier reiner Ertrag. Der allgemeine Ruf sagt aber, daß beim Kupfer Zubuße sei, und das Rotenburger Oberbergamt nur durch das exclusivum auf den Holzhandel und die Schifffahrt in dieser Gegend und durch das gepachtete Amt Rotenburg bestehe, was mir auch sehr wahrscheinlich zu sein scheint, weil man auf diese Monopole den größten Werth setzt."

„Man hat hier zugleich zu Zeiten des hochseligen Königs versucht, aus Salzsohle Steinsalz zur Fütterung der Schafe in Schlesien zu fabriciren. Die Experimente sind gelungen. Das Schmelzen wurde aber hier eingestellt, weil der König denen Pfännern zu Salza für die solchen genommenen Rechte das Recht hierzu ertheilte. Diesen ist es aber damit unglücklich gegangen." (Wie oben schon angeführt wurde). „Das Oberbergamt zu Rotenburg hat zugleich die Einnahme vom Salpeterregal. Alle Salpetersieder im Lande müssen ihren Salpeter für einen bestimmten Preis an das Oberbergamt abliefern. Dieses läßt den Salpeter nochmals durch eine Krystallisation, nachdem der Salpeter in Kalkwasser aufgelöst ist, reinigen, und liefert ihn an die Niederlage ab."

Ein Ausflug nach Aken wurde zu Pferde gemacht, um dem Erndtefeste beizuwohnen (10. September). „ich fand eine große Gesellschaft. Man aß viel und gut, und sah nachher das Hereinbringen des Erndtekranzes in voller

Prozession an, wobei auf dem vordersten Wagen musizirt wurde. Alles war mit Bändern und Blumen geziert. Der Kranz wurde, nachdem dreimal um den Hof gefahren war, in's Haus gebracht, dann ein: Nun danket alle Gott! angestimmt. Dieser Gesang war für mich sehr rührend, wahrer Dank schien die Leute zu beseelen, sie schienen durch diesen Gesang ihre wahre Empfindung auszudrücken. Nach dem Liede hielt ein Knecht an den Oberamtmann und dessen Frau eine plebeje Rede, die zu jener so herrlichen Andacht nicht paßte. Darauf wurde getanzt. Die Leute unten und die Herrschaft oben." So vergingen drei Tage, und das Tagebuch merkt darüber Folgendes an: „Diese drei Tage waren verlebt nicht auf eine nützliche, nur auf eine lustige Art. Sollte ich einst von jedem Tage Rechenschaft abgeben müssen, so würde ich in Rücksicht dieser Tage sagen: wenn ich seit Blankenburg gut arbeitete, warum will man auf mich zürnen, daß ich drei Tage der Freude widmete?" Dann ging es zurück nach Wettin. Hier empfing Schön unter anderen auch vom Bergrath Grillo Kohlenproben, darunter auch Briquets, die damals schon dort fabrizirt wurden. „Die Braunkohle wird künstlich in eine Form gebracht wie der Torf im Fienower Bruch. Man weicht die ausgegrabene Substanz auf und bringt sie in Rahmen, wo sie dann in einer Ziegelform zusammentrocknet."

Von Wettin aus wurde dann der Kammerassessor Franz, den Schön vorher dort kennen gelernt hatte, und der in Beidersee als Chausseebau-Kommissarius fungirte, besucht. Der dort gerade im Gange befindliche Chausseebau wurde besichtigt. Schön fand die Baukosten ungemein hoch. Es war die von Magdeburg nach Leipzig führende Chaussee,

welche hier ihre Probe bestand, und die Anschauungen reifte, von denen Schön später als Oberpräsident ausging. Seine sorgfältigen Aufzeichnungen sind ihm dabei jedenfalls zu Statten gekommen.

Von Franz, der die Reisenden gut aufgenommen hatte, begaben dieselben sich nach Giebichenstein zum Amtsrath Bartels. Hier trafen sie mit einer Kommission der Kriegs- und Domänenkammer zu Magdeburg zusammen, und schienen daher dem amtsräthlichen Ehepaar unbequem zu sein. „Der Kriegsrath v. Roon und die Referendarien Spengler und v. Trotha sind schon vier Wochen zur Revision derer beständigen Gefälle hier. Große Arbeitstalente scheinen allen dreien nicht eigen zu sein.“ „Bartels schien, als er sah, daß ich mit Roon gut stand, andere Saiten aufzuziehen.“ Auch hier wurde die Oekonomie genau inspizirt.

„In Rücksicht des Ackerbaus macht die Nähe von Halle hier eine große Veränderung gegen die übrigen Wirthschaften, was hier wegen der Menge kleiner Leute in Halle, die gern arbeiten wollen, und wegen der Menge Menschen, die bloß zehren, vortheilhaft ist, würde es an einem anderen Orte nicht sein. Dazu kommt, daß Bartels, ein gewesener Stallmeister, nicht als der größte Oekonom bekannt ist, sondern dessen Verwalter in allen zu entscheidenden Dingen den Ausschlag giebt.“ Dieser letztere geleitete auch die beiden Assessoren. Besonders zog der Verkauf der Milch und der Anbau von Kümmel die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Der letztere wegen der Art der Bearbeitung und Pflanzung. „Bartels giebt den Leuten den Acker unter der Bedingung, daß sie Alles besorgen, und ihm, wenn der Kümmel gedroschen, die Hälfte abgeben.“ Es war also eine

Planteurwirthschaft. „Ein Morgen trägt ungefähr 6 Centner, 3 Centner bekommt also Bartels, den er den Centner zu $4^1/_2$ Rthlr. verkauft, und so den Morgen für $13^1/_2$ Rthlr., auch $15^1/_2$ Rthlr. nutzt. Der Kümmel ist so gut wie halbe Düngung."

Hier lernte Schön den Kapellmeister Reichardt kennen,[1]) „der hier zwar eingezogen aber honett lebt." Bei Reichardt lernte Schön ferner den Professor Jakob aus Halle kennen: „mit dem ich viel über unsere Königsberger Gelehrten sprach." Von Reichardt sagt das Tagebuch: „schon das Gesicht zeigt dessen Geistesfähigkeiten. Er zeigte uns seinen englischen Garten, und sprach viel über die Anlage desselben." Später hatte Schön in Halle Gelegenheit, neben Reichardt bei einem Diner zu sitzen. „Wir schwatzten viel über Litteratur. Reichardt schreibt beide Journale Frankreich und Deutschland. Er hat Herrn Richter in Hof, den Verfasser der unsichtbaren Loge kennen gelernt, und sagt von ihm, daß er in der ersten halben Stunde sicher geglaubt habe, der Mensch sei verrückt, seine Manier im Sprechen und Handeln hätte ihn auf nichts anderes schließen lassen; bald hätte er aber das umfassende Genie entdeckt."

---

[1]) Der bekannte Kapellmeister Reichardt war ein geborener Königsberger, und wurde 1775 Kapellmeister in Berlin. Bei Friedrich Wilhelm II. sehr beliebt, wurde er wegen des Buches „vertraute Briefe, Hamburg 1792", entlassen, und zog sich nach Giebichenstein zurück, wo Schön ihn fand. Später wieder als Salinendirektor in Halle angestellt, flüchtete er 1806 vor den Franzosen, und ging mit dem Hofe nach Memel, wo er 1807 die Zusammenkunft Hardenberg's mit Beyme und Rüchel in Tauerlauken am 12. Juli vermittelte. (Aus den Papieren Bd. 2, p. 30). Im Jahre 1808 wurde Reichardt Kapellmeister in Kassel, ging aber bald wieder nach Giebichenstein zurück, † 1814.

Dann wurde in Giebichenstein noch der Geheimrath B. besucht, „der als Demokrat bekannt ist.“ B. lud Schön zu Tische ein. „Hier war außer unserer Gesellschaft noch ein ehemaliger Präsident der Minden'schen Kammer, ein Herr v. Dachenröden und sein Sohn, ein Domherr. Vor Tische erzählte mir Letzterer viel von seiner Gelehrsamkeit, er versicherte, Schmalz sehr gut zu kennen, ihn als Hofmeister in Göttingen kennen gelernt zu haben, er erzählte mir, daß Schmalz durch den Professor Hasenkamp aus Rinteln und durch den Kanzler Hoffmann nach Königsberg gekommen sei. — Bei Tische ging in unserer Gesellschaft ein Licht auf, dessen Fähigkeit zum Brennen man nicht erwartet hatte. Es war die Tochter des Hauses Mademoiselle B. Beim gelehrten Gespräch rief ihr Vater sie auf, und sie stimmte mit ein. Sie zeigte sich als eine wüthende Demokratin, sie behauptete, Schiller sei des französischen Bürgerrechts, das ihm ertheilt worden, unwürdig, weil er diese extraordinäre Ehre nicht genug zu schätzen wisse, Clara du Plessis und Clairon mochte sie nicht lesen, weil ein Emigrant da interessant geschildert und ihr dies schon unausstehlich sei. Wir disputirten alle über Enthusiasmus, am Ende zeigte sich, daß weder der Geheimrath noch die Tochter wußten, was Enthusiasmus ist. In Summa: so sehr ich auch den Demokratismus achte, bleibt der Vater in diesem Punkte ein Narr, und die Tochter verrückt. Jeder bleibe, zu was die Natur ihn bestimmte. Das Weib sei immer gelehrt, nur prahle nicht damit.“

Nach dem Amte Brachwitz begleitete Jakob die Reisenden. „ich sprach viel mit ihm über die Nothlüge und über die Einschränkung des Eigenthums. Er sagte, daß er an

Feder's Stelle eine Vokation nach Göttingen zu erhalten hoffe. Er wäre wenigstens im Vorschlage."

„Der Professor Jakob machte uns einen sehr angenehmen Mittag. Sein Diskurs ist äußerst interessant, er rühmte Mellin's Naturrecht, sagte, daß der Dr. Albrecht und Meißner beide verschwunden, also wahrscheinlich heimlich aufgehoben wären. Trappe soll den Beweis, daß Dr. Bahrdt Schuld an dem Erdbeben in Kalabrien ist, geschrieben haben. Trappe privatisirt jetzt in Wolfenbüttel. Wir verplauderten den ganzen Nachmittag. Abends fuhr Jakob nach Halle zurück." Das Amt Brachwitz hatten zwei Brüder, die Oberamtmänner Rejall in Pacht, denen Schön Herzensgüte und Gastfreundschaft nachrühmt. „ich glaube nicht, daß sie die helldenkendsten und exaktesten Wirthe sind, allein die Würde guter Wirthe kann man ihnen nicht strittig machen." Der Zwischenfall, daß die vorspannpflichtigen Wirthe nicht fahren wollten, wurde dadurch beseitigt, daß O.A. Rejall seine Pferde hergab, und die Reise über Langenbogen nach Mansfeld fortgesetzt werden konnte. In Langenbogen, einem zum Amte Brachwitz gehörigen Vorwerke, stieß man auf eine verfehlte Melioration. „Man hat große Teiche abgelassen, in der Hoffnung, daß gute Wiesen daraus werden würden. Man hat aber unten nur Kiessand vorgefunden, und kann die Länderei nur zu magerer Weide benutzen, so daß solche das nicht einbringt, was die vorher am Teiche belegene Mühle einbrachte. Dazu kommt noch, daß die an der Weide belegenen Berge durch die Wasserfluten Grand auf die Weide bringen." Eine kräftige Illustration zu Schönwaldt's Theorie war damit gegeben. Man hatte die Vorschrift Friedrichs des Großen für die Unterlagen jeder Melioration

völlig außer Acht gelassen. Könnte man annähernd auch nur für eine Landschaft den Schaden ermitteln, den man im Laufe der Zeit einem einseitig ausgebildeten Nützlichkeitsprinzipe zu Liebe dadurch angerichtet hat, daß man das Wasser da fortschaffte, wo eine weisere Vergangenheit es sorgsam zurückgehalten und angesammelt hatte, es müßte sich eine hübsche Summe herausrechnen lassen, welche dem Nationalreichthum entgangen ist. Dazu würden denn noch die Kosten hinzuzurechnen sein, welche zur Wiederherstellung solcher Anlagen aufzuwenden jetzt Aufgabe der Gegenwart unter veränderten Wirthschaftsbedingungen geworden ist.

„In der Grafschaft Mansfeld findet man schon viele Weinberge, so daß schon Aemter zum Weinzehnt, als z. B. das Amt Seeburg berechtigt sind. Wie die Berechnung und Veranschlagung der Zehnten dieser Art geschieht, konnte ich nicht erfahren.“ So leitet das Tagebuch den Eintritt in jenen Landestheil ein.

In Mansfeld kam man am 19. September Nachmittags an. „Gegen Abend ging ich auf den hiesigen Schloßberg. Auf einem sehr hohen Felsberge, der ganz mit Bäumen bewachsen, und zu einem englischen Garten eingerichtet ist, liegt das Schloß der alten Grafen von Mansfeld. Es ist eine Summe von Gebäuden in einem Viereck mit doppelten Gräben und Thürmen. Vor Erfindung des Schießpulvers mag es sehr fest gewesen sein. Diesen Schloßberg nebst denen alten Gebäuden hat der Oberbergrath Bückling in Rotenburg — der Erbauer der künstlichen Feuermaschine in Salza — in Erbpacht. Er läßt den größten Theil der Gebäude abbrechen und neue aufführen. Die Aussicht von

diesem Berge ist der vielen Berge wegen, die die Grafschaft Mansfeld hat, äußerst romantisch."

„Den 20. September fuhr ich morgens früh nach der preußischen Hoheit. Dicht an Mansfeld, nachdem man die Vorstadt Bornweg passirt hat, fangen die sächsischen Hütten an. An diese stößt unmittelbar das Städtchen Lehmbach, dann kommt das Dorf Groß-Oerner, das dem Präsidenten v. Dachenröden zugehörige Gut Burg-Oerner, die Feuerkunst des preußischen Bergwerks und endlich der Ort: die preußische Hoheit, wo ein Markscheider und Bergleute wohnen." Hier wurde in Begleitung eines Neffen des Markscheiders in den zweiten Glückauf-Kunstschacht eingefahren, das Anstehen des Kupferschiefers beobachtet, und hiervon so wie von dem in geringer Menge vorhandenen Kupfererz Proben mitgenommen. „Die sächsische Grafschaft Mansfeld grenzt hier so dicht heran, daß unsere Bergwerke mit denen sächsischen in Konnex stehen. Wir haben den Nachtheil, daß das in den sächsischen Bergwerken sich sammelnde Wasser zu uns herüberläuft, und wir es fortschaffen müssen. Deshalb giebt auch Sachsen etwas an unsere Bergkasse. In der preußischen Hoheit wird der Kupferschiefer nur zu Tage gebracht, von Leuten zerschlagen, und so weit er metallische Theile zeigt, nach Rotenburg geschickt, wo die Schmelzung erfolgt. Bei diesem Bergwerke ist eine Feuermaschine von derselben Art wie in Salza."

Ein Ausflug nach Eisleben führte Schön zu den dort aufbewahrten Reliquien von Luther. „In Eisleben konnte ich im Löwen nicht mehr Quartier bekommen, ich fuhr daher im Ringe ein. Es ist gerade Markt, daher ist Alles voll." Den 21. September „morgens ging ich zuerst in das

Haus, wo Dr. Luther geboren. Es ist jetzt eine Armenfreischule. Von da ging ich in die Peterskirche, wo Luther zum letzten Male gepredigt hat. Hier zeigte man mir außer zwei biblischen, etwas ruinirten Gemälden von Kranach und dem häufig vorkommenden Bildnisse Luther's in einer Kapelle: 1. Dr. Luther's lederne Mütze, in der er gestorben. Die Mütze ist von schwarzem Leder, ganz gleich der Kappe eines katholischen Pfaffen oder einer Juden-Kalotte. 2. Dr. Luther's letzten Mantel, von dem ich anliegendes Stück bekam. Herr Professor Jakob sagte es mir im voraus, daß ich ein Stück des Mantels bekommen, und daß der Führer auf die Bemerkung, daß, wenn Jeder ein Stück bekäme, der Mantel doch längst zerrissen sein müsse, äußern werde: dann hängen wir einen anderen hin. ich will dieses Stück an das Kränzchen in Königsberg schicken. 3. Dr. Luther's Taufstein, in dem er getauft worden, ein ganz ordinärer Taufstein, der wahrscheinlich später gemacht ist. Aus dieser Kirche ging ich auf den Gottesacker, wo man einige biblische Gemälde von Kranach und Albrecht Dürer zeigt."

Die erwähnte Lutherreliquie ist dann von Halle aus an „das Stadtgerichtskränzchen zu Königsberg, welches ich die an jedem Freitage sich versammelnde litterarische Gesellschaft anredete," wirklich abgesendet worden. „Um 11 Uhr fuhr ich allein, — weil Büttner noch nicht nachgekommen war — zum Geißthor heraus nach Halle ab."

Auf dem Wege von Eisleben nach Halle fielen Schön die Seeburg'schen Güter auf, und bei Seeburg „der salzige See. Der See führt bloß den Namen: der salzige, das Wasser ist es nicht. Das Wasser in dem Bache, welcher die Braachmühle treibt, ist etwas salzig. In Seeburg ist ein

Schloß. Es sind sehr große Güter, die dem Grafen Ingenheim[1]) gehören, und vom Könige für diesen Knaben für 240,000 Rthlr. von der Geusau'schen Familie gekauft sind. Die Güter haben 5 Vorwerke, und tragen 15,000 Rthlr. Pacht jährlich."

Hinter Seeburg warf Schön in einem Hohlwege zum zweiten Male auf der Reise um; „wie das erste Mal lehnte sich der Wagen bloß an die Seite des hohlen Weges an." Er kam unversehrt in Halle an. „Der Herr Professor Jakob hatte schon Quartier im goldenen Löwen bestellt, ich nahm daher die Stube rechts unten ein."

Schön vergleicht den Aufenthalt in Halle mit dem in Magdeburg und Halberstadt, und es wird nicht auffallen, daß dieser Vergleich wesentlich zu Gunsten Halles ausfällt.[2]) „Der Zweck meiner Reise war politisch-staatswirthschaftlich. Die Gewerbe wollte ich kennen lernen, aber mehr noch zog mich die Regierung der einzelnen Völker, deren Natur und Wesen an. Die Bekanntschaft vorzüglicher Geister lag besonders in meinem Plan. So suchte ich im Magdeburgischen nach Menschen von höheren Ansichten; aber der große Wohlstand und die große Erwerbsucht ließen diese in dem fetten Lande nicht aufkommen, um so weniger, da die Erwerbsucht nicht dahin geführt hatte, ein Gewerbe oder ein Geschäft sinnreich oder mit besonderer Industrie zu führen, sondern

---

[1]) Dem Sohne des Königs Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Ingenheim, Julie v. Voß.

[2]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 15–17.

nur durch Umsatz im Großen viel zu gewinnen.... Der fette Boden macht die Menschen körperlich und geistig schwerfällig. Den Halberstädter näher dem Gebirge fand ich mehr geweckt. In Magdeburg gab es keinen gelehrten Verein, und außer meinem hochverehrten Freunde Klewitz, Mellin und Junker lernte ich niemand dort kennen, der sich höher als das gewöhnliche Leben gestellt hätte.... Von den vorzüglichen Männern, welche damals in Halle lebten, lernte ich Alle etwas, aber Forster,[1]) Lafontaine, Reichardt, den später merkwürdig gewordenen Prinzen von Braunschweig, und den Professor Jakob näher kennen."

Schön hat Halle und dessen Umgebungen außer diesem ersten Male, noch zweimal besucht. Das zweite Mal in demselben Jahre, als er aus Thüringen zurückkehrte, und nach Schlesien ging, das letzte Mal 1797, als er nach Göttingen reiste, um sich dort auf seine englische Reise vorzubereiten. — Ungeachtet auch über diesen Aufenthalt in Schön's Reisetagebüchern die ausführlichsten Angaben über Visiten, empfangene Besuche 2c. enthalten sind, verbietet es auch hier der Mangel an Raum, umständlicher darauf einzugehen. —

Nach seinem Austritte aus dem Staatsdienste, in der Muße des stillen Aufenthalts zu Pr. Arnau (1844), faßt Schön die Zeit, welche er in Halle und dessen nächster Umgebung verlebt, in Folgendem zusammen:

„In Halle, wo ich einige Wochen blieb, fand mein Geist Erfrischung. Königsberg machte, daß Jakob und ich

[1]) Den Vater, den Begleiter Cook's auf seiner zweiten Weltumsegelung, cf. Seite 185.

sogleich Bekannte waren. mein Landsmann Forster lebte noch, Sprengel und Reil lernte ich kennen, Lafontaine war in seiner schwatzhaften Blüthe, Reichardt's Familienleben sagte mir ungemein zu, Niemeyer war damals wohl auf der Spitze der gelehrten Eleganz, und das Haus des Kanzlers Hoffmann in Dieskau war ein gelehrtes Börsenlokal. Nahe wurde ich mit Jakob, Reichardt und Hoffmann bekannt, der erste wurde mein Freund, und mit ihm blieb ich bis an's Ende seines Lebens in beständiger Verbindung. Reichardt sah ich in späteren Zeiten oft und Hoffmann war mir durch seine Erfahrungen in der großen Welt interessant."

Wir beginnen mit Schön's Besuch in Dieskau, obgleich derselbe, aus Rücksicht auf Büttner, der verspätet eintraf („wer nicht delikat handelt, kann selbst nicht Delikatesse verlangen"), erst gegen das Ende des diesmaligen Aufenthalts in Halle ausgeführt wurde. „Der Kanzler v. Hoffmann ist ein Mann wie ohngefähr der Geh. Rath v. Wolff, lebhaft, lustig, nicht ohne Kopf, bewandert in Sprachen, sehr bereiset, mit einigen Kenntnissen aus jedem Fache versehen. Seine Frau ist eine sehr zurückhaltende, anscheinend nicht dumme, etwas ceremonieuse Dame." Hoffmann widmete sich damals mit Eifer dem Gartenbau, aber auch seine Landwirthschaft bot Schön Neues und Interessantes. So fiel Schön hier auf, was dann durch Sachsen und in Schlesien weiter verfolgt wurde, daß der Kanzler auf seinem vorzüglichen fetten Boden Frankensteiner weißen Weizen säete. „Frankenstein liegt in Schlesien, es ist ein weißer Weizen, von dem v. Hoffmann behauptet, daß er hier besser als der Sandomirsche wachse, weil er auf schlechterem Boden erzeugt worden. Hoffmann behauptet die Nützlichkeit der Veränderung der Saat, läßt

sich daher jährlich Staudenroggen und Frankensteiner Weizen kommen." Wir werden später sehen, daß Schön nicht unterließ, den Erzeugungsort dieser Weizenart, auf die er überall in Sachsen stieß, und die heute noch als Saatgut vorzugsweise nach Sachsen verhandelt wird, aufzusuchen.

„Am interessantesten ist in Dieskau die Schäferei von 1000 Stücken. Diese ist die feinste in den preußischen Staaten. In denen Jahren 1770 bekam v. Hoffmann ächt spanische Böcke. Er veredelte seine Schäferei sehr. Weil er aber die Böcke aus eigener Zucht immer auf einander folgen ließ, verschlechterte seine Schäferei sich wieder ganz. Er giebt den angezeigten Umstand als die einzige Ursache an. In Schlesien wechselt man immer mit den Böcken. Vor 10 oder 12 Jahren fing er wieder mit Fink'schen Böcken an, und hat seit der Zeit durch außerordentliches Märzen es dahin gebracht, daß er in diesem Jahre den Stein Wolle für 15 Rthlr. nach Züllichau verkauft hat."

Der Kanzler v. Hoffmann hat Schön die näheren Umstände genauer erzählt, welche die Berufung des späteren Ministers v. Struensee in den preußischen Staatsdienst veranlaßt haben. Der Bericht, welchen Schön davon unter ausdrücklicher Berufung auf den Kanzler v. Hoffmann als seine Quelle in seiner ersten Selbstbiographie [1]) gegeben hat, ist für historische Kritiker ein Stein des Anstoßes geworden, und hat sogar zum Beweise dafür dienen sollen, daß Schön in höherem Alter nachlässig geschrieben, und an Gedächtnißschwäche gelitten habe, und keinen Anspruch darauf machen könne, als historische Quelle zu dienen. Abgesehen davon,

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 31.

daß Schön an jener Stelle nicht aus eigener Wissenschaft berichten konnte, vielmehr sich auf seine Quelle bezieht, beweist auch seine spätere (1844) Aufzeichnung, daß wenigstens diejenigen Fehler, welche man in dieser Erzählung finden zu können glaubte, in den kurzen Auszug, den die frühere Aufzeichnung mittheilt, hineininterpretirt worden sind.

Struensee war, als sein Bruder in Kopenhagen gestürzt wurde, Direktor der dortigen Bank. Von Friedrich dem Großen als preußischer Unterthan reklamirt, wurde er freigegeben, und kehrte nach Schlesien zurück, wo er zurückgezogen auf seinem Gute Alzenau lebte. Im Jahre 1775 lehnte Friedrich der Große Struensee's Gesuch um Wiederanstellung im Schul- und Lehrfache ab. Aber als dann im Jahre 1777 ein neues Bankkomptoir in Elbing errichtet wurde, war es Struensee, der dorthin berufen wurde. Hier blieb er bis zum Jahre 1782, in welchem er als Geheimer Ober-Finanz-Rath nach Berlin berufen, und dort in dem Departement des Ministers v. Werder angestellt wurde. Im Jahre 1786 nach des großen Königs Tode wurde Struensee bei der Huldigung in den Adelstand erhoben.

Die Erzählung des Kanzlers v. Hoffmann lautet nach der II. Selbstbiographie Schön's:

„Er war" (v. Hoffmann) „mit dem nachherigen Minister Struensee, als dieser noch in Schlesien lebte, genau bekannt gewesen. Friedrich II. erfuhr dies, und verlangte von Hoffmann, daß dieser seinen Freund Struensee in Kopenhagen, den Bruder des damaligen allmächtigen Ministers, aufforderu möge, eine Sache, welche der König in Dänemark durchsetzen wollte, mit der Zusage zu unterstützen, daß er — der König — deshalb gegen Struensee erkenntlich sein wolle. Hoffmann erhielt den Befehl, die Antwort von Struensee selbst zu überbringen. Hoffmann schrieb, und Struensee antwortete: „wenn Dein König einen Schurken braucht, so möge er ihn anderswo suchen! ich lasse mich auf die Sache nicht ein!" Nach Empfang dieses Briefes ging Hoffmann verlegen nach Sanssouçi und meldete, daß Struensee den Auftrag

ablehne x. Der König verlangte den Brief, Hoffmann zauderte. „Gebe er den Brief her!" sagte der König. Der König las den Brief, gab ihn stillschweigend an Hoffmann zurück, und machte den gewöhnlichen Kopfnick als Entlassungszeichen. Einige Zeit darauf, nachdem der Minister Struensee in Kopenhagen hingerichtet war, ließ Friedrich II. den Hoffmann wieder rufen, und beauftragte ihn, Struensee zu befragen, ob er nicht in preußische Dienste treten wolle. — Struensee ging darauf ein, und so kam der größte Kopf, der wohl je im preußischen Ministerio gewesen ist, in unseren Dienst. Friedrich II. übergab ihm später das Handels- und indirekte Steuerdepartement, nachdem er ihn in einem untergeordneten Verhältnisse beobachtet hatte. Nominell stand diesem Departement zwar der Minister v. Werder vor, allein dieser gutmüthige brave Mann beschränkte sich auf's Figuriren. Friedrich II. soll geäußert haben: „gern würde er Struensee zum Minister machen, aber für den großen Kopf wären seine Staaten zu klein," und Struensee wurde erst nach dem Tode Friedrichs II. Minister."

Unter allen in Halle befindlichen gelehrten Männern war es vorzugsweise Jakob, mit welchem Schön dauernde Verbindung und Freundschaft schloß, welche auch nicht durch Jakob's Aufenthalt und Lehrthätigkeit in Charkow [1]) unterbrochen, vielmehr bis an des letzteren Tod fortgesetzt wurde. Eine Zahl interessanter Briefe Jakob's an Schön harren noch der Publikation. Was beide im Alter sehr ungleiche Männer (Jakob war vierzehn Jahre älter als Schön) fest mit einander verband, das war hauptsächlich wohl die philosophische Richtung Kant's, deren feste Anhänger beide waren. Dazu kam noch die gemeinsame Beschäftigung mit der nationalökonomischen Theorie Adam Smith's, um deren Umbildung in die deutsche wissenschaftliche Form und um deren Begründung sich Jakob bekanntlich namhafte Verdienste erworben hat. Schön bezeichnet dieses Verhältniß so [2]):

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, Anl. p. 85.

[2]) ibidem p. 17.

„gleiches Geschäfte brachte Jakob und mich besonders nahe, und wir wurden Freunde."

Bei seiner zweiten Anwesenheit in Halle besuchte Schön auch ein Kollegium Jakobs, „ich hörte eine Stunde lang seinen Vortrag an. Er las Anthropologie, wie mir schien, gut, ohne Deklamation." Im übrigen erwies Jakob sich als gefälliger Freund, der sich alle Mühe gab, den jüngeren Freund mit Allem bekannt zu machen, was demselben wissenswerth erscheinen mochte. Der erste Besuch galt der Francke'schen berühmten Stiftung. Jakob „ging mit mir in das Waisenhaus und in das mit demselben verbundene Pädagogium. Das Waisenhaus besteht aus einem Viereck von mehreren vier bis fünf Stock hohen Häusern. Vorn ist die Apotheke, Buchdruckerei und Buchladen. Im Viereck wohnen Waisen, deren jetzt hundert sind, und die unentgeltlich erhalten werden, Pensionärs, arme Studenten, die Offizianten und Lehrer des Hauses. Das Haus ist eigentlich auf zweihundert Waisen eingerichtet. Unzulänglichkeit der Fonds hat diese Einschränkung nöthig gemacht. Francke hat diese Anstalt ohne irgend ein Vermögen errichtet. Er bat um Almosen dazu, und bei dem großen Rufe seiner Erziehungskunst gab man aus allen Enden der Welt Beiträge dazu. Daher beschränkt sich das Waisenhaus auch auf keine Provinz oder Land. Niemeyer ist jetzt Mitdirektor dieses Hauses und hat sich sehr darum verdient gemacht. Das Pädagogium ist eigentlich eine Pensionsanstalt. ich besuchte hier Herren Krause, der Lehrer daselbst ist, einen sehr geschickten Mann." Auch Krause schloß sich sofort an Schön an, und beide haben viel mit einander verkehrt. Am 26. September 1796 feierte die Francke'sche Stiftung ihr

Jubiläum. „Nach Tische gingen wir zur Jubelfeier in's hiesige Pädagogium, wohin uns Herr Krause eingeladen hatte. Eine große Menge Männer und Frauen sah dies Spektakel an. Niemeyer, ein eleganter Mann, beobachtete bei Allem einen schönen Anstand, seine Anrede war indessen wäßrig, eitel Deklamation, nichts reelles, nichts zur Sache. Nach dem Aktus ging es in den Garten zur Bekränzung des Francke'schen Monuments. Diese unter Gottes freiem Himmel unternommene Handlung war schön. Man ging in das Haus zurück, aß und trank. Der Tanz begann. ich tanzte nicht." — „An diesem Abende lernte ich kennen: 1. Herrn Professor Eberhardt als einen Feind der Franzosen und Aristokraten. 2. Herrn Rath Voß, einen sehr geraden Mann. 3. Den Prinzen Wilhelm von Braunschweig, Kommandeur des hiesigen Regiments," — der Schön und Büttner zwei Tage darauf zu Tische einlud, „wo man zwar gut aber nicht extraordinär aß." — „4. Forster und Sprengel pokulirten gut. 5. Die Professoren Knapp — Fischer — Reil, einen zwar klugen aber auch dies wissenden Mann."

Einige Tage später holte Schön den Professor Jakob ab. „Wir besahen die Zimmer des Pädagogiums, die Stadt von der Gallerie, die Kanstein'sche Bibelanstalt. Ein Baron v. Kanstein hat einen Fonds ausgesetzt, durch welchen es dahin gebracht werden soll, daß die Bibel um 12 ggr. verkauft wird. In der 33. Ausgabe dieser Bibel steht das sechste Gebot so: Du sollst ehebrechen. Wir sahen das Naturalienkabinet auf dem Waisenhause noch an, wo einige otaheytische Kleidungsstücke und sonstige orientalische Dinge zu sehen waren, was man in anderen Kabinetten weit vollkommener findet."

Näher lernte Schön außer Jakob und Krause noch den Professor Beck kennen, „der in den Jahren 1782 bis 1786 in Königsberg studirt hat, und ein großer Kantianer ist," und der den Königsberger Assessor scharf nach den dortigen Zuständen examinirte. Ferner auch den Konsistorialrath Niemeyer, der übrigens für das Jubiläum eine besondere Schrift herausgegeben hatte, die Schön vor dem Feste sorgfältig studirt hatte, und der beim Feste selbst sehr beschäftigt gewesen war, „wie ein Genius von Tisch zu Tische flog, und allenthalben seine große Sorgfalt zeigte." „Niemeyer hat gestern (am Tage vor dem Feste) „wo schon der erste Jubel war, eine hübsche Idee ausgeführt. Er hat nemlich sein Kind in der ganzen Versammlung als einen Nachkommen Francke's taufen lassen, und die ganze Gesellschaft zu Gevattern gebeten."

Unter Professor Rüdiger's Leitung, des damaligen Hauptkameralisten der Universität (Jakob trieb zur Zeit fast nur Philosophie) wurde der botanische Garten eingehend besichtigt. „Der botanische Garten hat eine äußerst schöne Lage; ein Professor Junghans, den man nicht lobt, hat die Aufsicht darüber. Als botanischer Garten mag er seinen Zweck erreichen, nur da er zugleich ein ökonomischer sein soll, entspricht er dem letzteren Zweck nicht; denn man findet nicht einmal die verschiedenen Getreidearten dort, wo ich gern Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten untersucht hätte. Rüdiger zeigte im Gespräche, daß er mit seiner Finanzwissenschaft und Polizei noch 15 Jahre zurück ist, übrigens als Oekonom auch nicht die ausgebreiteteste Kenntniß besitzt. In anderen Dingen, in Sprachen ꝛc. ist er ein sehr gelehrter Mann." Von dem ersten Besuche, den Schön dem Professor Rüdiger gemacht hatte, bemerkt das Tagebuch: „dieser sieht wie ein

Hallore aus, ist mehr gelehrt, insbesondere in Sprachen, als klug. Seine Philosophie ist ganz alt und daher seine Polizei schlecht. Er wollte in fliegendem Sande Klee bauen." Man vergleiche mit diesem Urteil des Assessors, was Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomik (Seite 557) über den Mann sagt.

Ein Besuch bei Forster d. ä. galt hauptsächlich dem berühmten Reisenden. „Dieser alte Landsknecht schimpfte sehr auf die hiesigen Studenten in Rücksicht ihrer Rohheit. Er erinnerte sich des Konsistorialrath Andersch [1]) und Oberforstrath Jester" (beide in Königsberg) „sehr deutlich". Reinhold Forster, der Vater Georg Forster's, war bekanntlich ein Preuße, und 1729 in Dirschau geboren, hatte in Königsberg studirt. Er war dann Pfarrer in Nassenhuben bei Danzig, wo Georg Forster geboren wurde. Nachdem er im Auftrage der Kaiserin Katharina die Kolonien an der Wolga bereist hatte, war er nach England gegangen, und hatte von dort aus Cook auf seiner zweiten Weltumsegelung 1772/73 begleitet. Seit 1780 lebte er in Halle als Professor der Naturwissenschaften.

Ein Jahr später besuchte Schön Halle noch einmal, und besuchte Forster abermals. Im Begriffe, die Reise nach England anzutreten, erbat und erhielt er von Forster das Versprechen, Empfehlungen „an Arthur Young und mehrere Andere ihm nach Göttingen zu schicken. Forster erzählte viel von England, schenkte mir auch einen Streitkolben, den er selbst aus Otaheiti mitgebracht, den ich aber bei ihm bis zu meiner Rückkehr deponirte." Da Forster schon 1798

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 5.

starb, Schön aber erst 1799 aus England zurückkehrte, so wird dieses Geschenk wohl nicht wieder in seine Hände gekommen sein. „Forster machte uns insbesondere auf den südseeländischen Flachs, der wie Schilf wachsen und schon in England gebaut werden soll, aufmerksam. Wir mußten ihm versprechen, ihm womöglich eine Pflanze davon, auch Mineralien aus England, so wie mineralisches Gummi elasticum zu schicken. Von jenem Flachs zeigte uns Forster Proben. Das Blatt war so stark, daß man es nicht zerreißen konnte.“

Bei der diesmaligen Anwesenheit in Halle lernte Schön in Giebichenstein auch eine Tochter Forster's kennen. „ich fand da die Professorin Sprengel, eine Tochter des alten Forster, welche die klügste Dame in Halle sein soll, immer an Uebersetzungen arbeitet, um dadurch dem viel Wein trinkenden Manne das Geld zu verdienen.“

Professor Klügel wurde ebenfalls aufgesucht. „Dies ist ein Mann, der dem Aeußeren nach nicht viel verspricht, aber sehr vernünftig räsonnirt.“ Klügel begleitete Schön bei der Besichtigung der Hallenser Fabriken und auf die Moritzburg, „Ueberbleibsel von der ehemaligen Residenz der Erzbischöfe, wo jetzt Lazarethe sind.“ Dann auch den Professor Grehn, „ein sehr schwächliches Männchen, der sehr furchtsam zu sein scheint, wenn er anfängt zu sprechen, aber bald den Mann von Geist zeigt. Ueber Staatswirthschaft räsonnirte er zwar sehr besonders, denn er hält den Grundsatz fest, daß man Geld im Lande behalten und auch Bergwerke bauen müsse, wenn sie Zubuße erfordern. Er war davon ganz durchdrungen und führte den Beweis für den letzteren Satz auf die Art, daß er sagte, wenn man auch [illegible] Rthlr.

für Bergarbeit ausgäbe, um für 50,000 Rthlr. Silber dafür zu Tage zu bringen, wenn das Arbeitslohn nur im Lande bleibe, so hätte der Nationalreichthum doch um 50,000 Rthlr. zugenommen, und der vorher aus 100,000 Rthlr. bestehende Nationalreichthum bestehe jetzt in 150,000 Rthlr."

In einer Gesellschaft bei Jakob fanden sich auch Grehn und Klügel ein, und gaben da noch einige Absonderlichkeiten zum Besten. „Grehn wollte das Recht des Stärkeren vertheidigen, wie es Rüdiger in einer Schrift gethan, Jakob kappte ihn gewaltig. Klügel schimpfte auf die Terminologie in der Kantischen Philosophie." Aufbewahrt zu werden verdient eine artige Geschichte, welche Jakob ein paar Tage vorher erzählte: „In Hamburg gefällt Jemanden das Stück Minna v. Barnhelm von Lessing sehr. Er fragt seinen Nachbar, von wem dies Stück sei. Dieser sagt ihm, es sei von Pastor Götze. Der Frager geht den anderen Tag zu Götze, und sagt ihm, gestern wäre er durch ein Produkt seines Geistes so erbaut worden, daß er ihn kennen lernen wolle. Es war eben Montag, und Götze glaubte, er spräche von seiner Predigt. Er sagt ihm daher, er freue sich, daß er Gefühl für Tugend und Religion habe, und so geht das Gespräch fort, bis der Erbaute sagt: sein Nebenmann im Parterre habe ihm erst gesagt, daß Götze Verfasser sei. Nun entdeckt Götze das Mißverständniß, und läßt seinen Gast beinahe zum Hause hinaus werfen."

Den 26. Vormittags hatten die Reisenden zuerst das Königliche Salzwerk und dann „das Pfännerschaftliche in der Stadt" besichtigt. Für Ersteres wurde eine Verfügung des Ministers v. Struensee bei dem Kriegs-Rath v. Leyser abgegeben, „dieser wies uns an den Assessor Joyard, ein Mann,

der nit ganz teutsch kann." Den Abend vorher, also den 25., war Schön in der Loge gewesen, „wo Madeweiß der Schwager des Kriegsrath Deutsch [1]) den Hammer führte." —

„Den 27. September 1796 morgens um 6 Uhr wurde mit dem Professor Jakob auf einem Miethfuhrwerke über Lauchstedt und Merseburg nach Collenbei, einem sächsischen Amte gefahren. In Lauchstedt, einem „zwar kleinen, aber weitläufig und nett gebauten Städtchen gingen wir an den Gesundbrunnen. Dieser liegt gleichsam in einem mit geschorenen Hecken versehenen Garten, worin viele sehr geschmackvoll gebaute Häuser zu Wohnungen für Badegäste und zum Baden selbst stehen. Der Tanz- und Speisesaal zeichnet sich insbesondere aus. Das Wasser aus dem Brunnen wird durch eine künstliche Pumpe in die obere Etage eines nicht weit davon stehenden Gebäudes gebracht, in welchem das Douchebad befindlich ist. Aus dem in der oberen Etage befindlichen Bottich geht nemlich eine messingene Röhre herunter, aus deren beweglicher Spitze man das Wasser auf den leidenden Theil des Körpers mit Force spritzen läßt. Die Promenaden um den Brunnen sind französisch. Neben der Promenade steht ein trauriges Komödienhaus. Das hiesige Amt übt die Polizei über den Brunnen aus."

Dann nach Merseburg. „Wir gingen zuerst in die Domkirche. Man zeigte uns einen Kreuzgang, wo die Geistlichen, wenn sie etwas begangen, zur Strafe promeniren müssen. Jede Handlung, zu der man genöthigt wird, ist Strafe, wenn man in dieser Absicht dazu genöthigt wird. Das Attische Volk zog dem, der sich verging, den Rock aus, und

---

[1]) Aus den Papieren rc. Bd. 4. „Rückseite des Titelbildes."

ließ den Rock durchhauen, und dann dem Schuldigen wieder anziehen. Was Meinung nicht wirkt!"

„Wir sahen dann den Schloßgarten in französischem Geschmack, nicht groß, aber mit einer vortrefflichen Aussicht nach der Saale und einem schönen Orangerie- und Redoutengebäude. Das Schloß ist alt, aber groß und schön. Der" (sächsische) „Kammerpräsident wohnt darauf, auch sind die Kollegien da." Die Reisenden waren von Lauchstedt aus mit einem sächsischen Aktuarius Löscher gefahren. Dieser „erzählte mir von der sächsischen Verfassung, daß die Justiz ganz von denen Domänenämtern getrennt, und den Pächtern abgenommen sei. Sie werde von einem besonderen Justizamtmann nebst Aktuarius und Registrator verwaltet. Der Justizamtmann bekommt nichts von den Sporteln, der Aktuarius aber 8 und der Registrator 3 Prozent. Es wird Alles verrechnet." Eine für die damaligen Verhältnisse sehr gemäßigte Einrichtung. In Collenbei, dessen Wirthschaft nicht das erwartete Interesse erregte, traf Schön noch mit anderen sächsischen Beamten zusammen, man „schwatzte viel über die sächsische Verfassung, woraus Folgendes zu bemerken ist:

1. Die Kammeraths-Stellen sind eigentlich Pfründen für adelige Personen. Die Sekretäre machen die Arbeit.

2. Die Kammer hat keinen bestimmten Baufond. Was nöthig ist, wird vom Kurfürsten accordirt.

3. Die von der Kammer gefertigten Anschläge sind so hoch, daß sie selten erfüllt werden. Die Kammer hat aber in Rücksicht der Domänen ganz freie Hand. Sie läßt dem alten Pächter das Gut, und accordirt, wie sie will, oder licitirt es von Neuem."

Außer dem bereits Behandelten bleibt erwähnenswerth ein Gespräch Schön's mit Lafontaine in einer Gesellschaft bei dem Gen. Chirurgus Ollenroth, dem Schwiegervater Benneke's in Aken: „ich disputirte mit Lafontaine, ob Bahrdt ein Mann von extraordinairen Geistesfähigkeiten gewesen oder nicht. ich behauptete Ja, mein Gegner Nein; wir kamen auf die Geschichte Xtus mit dem Pharisäer über die Abgabe des Tributs von Seiten der Juden an den Kaiser. ich fand die Antwort des Xtus ohne Rücksicht auf Gelehrsamkeit, groß und schön, so wie die Frage des Pharisäer, und das Zweideutige der Antwort. Lafontaine leugnet dies. Lafontaine ist ein Genie, spricht viel, spricht gut, nur nicht ganz consequent."

Der so überaus anregende Aufenthalt in Halle nahm am 1. Oktober 1796 ein Ende, und Schön fuhr mit Büttner und Krause nach Leipzig, wo die Reisenden um 4½ Uhr Nachmittags ankamen und mitten in das Getreibe der Messe hineingeriethen.

Fünftes Kapitel.

Kursachsen. Sehr belehrend, aber nicht gerade erfreulich.

Der Oberamtmann Bennecke aus Aken hatte in Leipzig für unsere Reisenden Quartier bestellt, und der Wirth des Hotel de Baviere, da sein Gasthof der Messe wegen ganz besetzt war, „eine Stube mit einem Altan,“ in dem gegenüberliegenden Hause im 3. Stock besorgt, welche sofort nach dem Eintreffen bezogen wurde. Bald darauf machte Schön mit Büttner und Krause einen Gang durch die vor dem Thore angelegten Promenaden. „Der Magistrat zu Leipzig, durch die Messe so reich, daß er in Verlegenheit ist sein Geld zu lassen, hat die ehemaligen Stadtgräben in englische Gärten verwandelt, und mit vielen Kosten Anlagen um die Stadt gemacht, die man sonst nirgend finden soll; Abends d. h. um 5½ Uhr gingen wir in die Komödie, es wurde Emilie Galotti gegeben, der Vater der Emilie wurde von Huffner sehr gut gespielt, so wie der Prinz von Opitz. Abends gingen wir in Dassy's Keller, weil es da aber zu voll war in Traber's Keller und aßen da zu Abend. Im letzteren Keller sind 5 Zimmer neben einander, die alle so voll Menschen waren, daß man sich kaum bewegen konnte.

Von da gingen wir in das Hotel de Baviere, wo wir Benneke's sprachen und ich den Kanzler von Hoffmann salutirte. Zur Ruhe."

Anderen Tages machte „der Kammerrath Honig" Schön Visite; darauf wurde abermals mit Krause um die Stadt, und auch in die Nicolai-Kirche gegangen. „Letztere ist eine der schönsten Kirchen Deutschlands von innen, sie hat vortreffliche Gemälde von Oeser. — Mittags waren wir im Hotel de Baviere. Es kam der Kriegsrath Klewitz. Wir sahen die zu verkaufenden Pferde durch die Stadt ziehen. Wenn nemlich die Messe eingeläutet worden ist, müssen alle zu verkaufenden Pferde durch die Stadt ziehen. Der Kurfürst hat dann das Recht, sich ein Pferd auszusuchen, welches der Magistrat bezahlen muß. Es waren ohngefähr 150 Pferde, die durchgingen. Die Stadt Leipzig darf von ihrer Kämmerei nur dem Kurfürsten selbst, wenn er hier ist, Rechnung ablegen: sonst in keinem Falle jemanden." Die Stadt hatte sich also ein gutes Stück städtischer Freiheit und Selbstverwaltung zu bewahren gewußt, welches in jener Zeit, in welcher der allmächtige Staat auf dem Gipfel seiner Macht stand, immerhin eine bemerkenswerthe Ausnahme bildete. — „Nach Tische gingen wir in Rudloff's Garten, wo eine ungeheure Menge Menschen sich herumtummelte, dann in den Richter'schen Garten Place de Repos genannt, der englisch aber als solcher klein ist. Abends in die Komödie, wo die beiden Figaros und die Komödie aus dem Stegreif gegeben wurde," darauf in's Hotel de Baviere und „zur Ruhe." —

„Am 3. Oktober ging ich zum Professor Heydenreich, an dem ich einen lebhaften Mann kennen lernte, besah Auerbach's Hof mit allen Läden und den Pferdemarkt, aß mit

Benneke's in ihrem Quartier zu Mittag, war nach Tische etwas zu Hause, ging Abends in die Komödie, wo Abellino gegeben wurde, aß zu Abende mit Benneke's und zur Ruhe. Gut gelebt! Es giebt Tage in der Welt, die man gerne aus dem Leben wegstreichen möchte. Es ist nichts unangenehmer, als sich vornehmen, vergnügt zu sein und es nachher nicht zu sein, man ärgert sich denn theils über die fehlgeschlagene Hoffnung, theils über das Entbehren der Freude, und kommt am Ende dahin, daß man sich ärgert, müßig einen Tag zugebracht zu haben."

Die beiden folgenden Tage schrieb Schön Briefe, machte mehrere Besorgungen beim Buchhändler rc., ging wiederholt auf den Markt, aß in einem anderen Gasthofe „Hotel de Saxe" Mittag, und besuchte noch einmal das Theater. — Den 4. Oktober „fuhren Benneke's weg," den 5. kam „der Professor Jakob" an, „mit diesem blieb ich den Nachmittag zusammen. — Abends kam noch der Lord Findlater[1]) zum Professor Jacob und mir. Er schenkte mir eine Uebersetzung seiner Schrift über den Ackerbau und empfahl mir in diesem Punkt insbesondere: Report of the Commitee of the board of agriculture on the culture and use of potatoes. Sold by G. Nicol Pall-mall London." — Lord Findlater's Anlagen auf den Höhen um Carlsbad werden Jeden an ihn erinnern, die er, ferne von seinem Vaterlande, auch da geschaffen hat. —

„Das Getreibe auf der Leipziger Messe war mir neu," und erregte, wie Schön selbst schreibt, seine Aufmerksamkeit[2]).

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, p. 17.

[2]) ibidem.

Die Spielepisode, welche in der ersten Selbstbiographie näher erörtert ist, entbehrt im Tagebuche der Details. — In seiner II. Selbstbiographie behandelt er diesen Abschnitt seiner Reise noch kürzer wie in der ersten: „Von Halle ging die Reise mit Jacob über Leipzig, während der Messe, nach Dresden, wo die damalige Celebrität Jacob's zur Bekanntschaft mit den dort lebenden geistreichen Männern mir sehr behülflich war." —

Am 6. Oktober fuhren Schön und Büttner in Begleitung von Jacob und dem K.R. Klewitz mit kursächsischer Extrapost nach Dresden ab.

Auf der Reise nach Dresden wurde der erste Halt in Machern gemacht, „einem dem Oberstallmeister Grafen v. Lindenau gehörigen Gute." Um den Geschmack der Zeit zu charakterisiren, mag hier die Beschreibung der dort gefundenen Merkwürdigkeiten einen Platz haben, wie das Tagebuch sie giebt. „Wir besahen den hiesigen großen englischen Garten. Der Garten ist mit Inbegriff des Thiergartens fast so groß als der Wörlitzer. Er ist indessen in neuerer Zeit angelegt, enthält nicht die vielen Seen und Kanäle, sondern zieht sich längs einem großen Teiche hin. Einige Partien an diesem Teiche sind schön. Im Garten fand ich remarkabel a. das Mausoleum derer Grafen v. Lindenau, neu angelegt, mit der Inschrift: unseren Verstorbenen. Eine egyptische Pyramide, deren Eingang von zwei Sphinxen bewacht wird. Innerhalb ist der Sarg des verstorbenen Grafen v. Lindenau mit der Ueberschrift: Tod ist Ruhe und die Aschenkrüge aller Lindenau'schen Ahnen. In der

Mitte hängt ein Trauerkronleuchter, und in den Ecken stehen durchscheinende Urnen, in welche Lichte gesetzt werden. Graf Lindenau soll in dieser Pyramide öfter speisen. b. Eine ohnlängst erbaute alte Burg, welche als die Residenzburg des Lindenau'schen Stammvaters Thiel v. Lindenau angelegt ist. Hier konnten wir nicht hinein, der Graf ist schwierig damit, sie sehen zu lassen. c. Eine rheinische Anlage, d. h. ein Feld mit Obstbäumen bepflanzt. d. Eine italienische Anlage, d. h. Wein an Kirschbäumen heraufgezogen, und die Bäume durch Weinguirlanden mit einander verbunden. e. Einen Schneckenberg: man geht in die Runde hinauf bis zu einer auf der Spitze stehenden Hütte. f. Einen Teich, worin Schildkröten. g. Ein niederländisches Bauernhaus, in welchem alle Wände mit Rohr tapezirt sind. h. Ein Schießhaus, ganz mit Baumborke beschlagen. Die Wohnung ist sehr schön ausgebaut, ein Schloß mit drei Flügeln." Nachdem dieses Alles besichtigt war, ging es an demselben Tage noch weiter bis Hubertsburg „oder Wermsdorf, so heißt das dabei belegene Dorf. Vor Machern und gleich dahinter ist eine gute Chaussee, worauf kein Chausseegeld bezahlt wird." —

„Der Weg geht gerade auf das Hubertsburger neue Schloß, welches einen herrlichen Prospekt macht. Wir kehrten im Gasthause zum rothen Ochsen ein, und gingen sogleich durch's alte Schloß, ein altes geschmackloses Gebäude, in welchem jetzt das Amt ist, durch eine Lindenallee nach dem neuen Schloß, auf welchem der Friede anno 1763 geschlossen worden. Das Schloß ist ein zweifaches Viereck: — In dem Schlosse ist eine Steingutfabrik, die wir aber, weil es schon 7 Uhr Abends war, nicht mehr sehen konnten. Das Zimmer,

in welchem der Friede geschlossen ist, enthält nichts Besonderes mehr, der Hausmarschall wohnt darin. Merkwürdig ist hier die katholische Kirche in dem Hauptgebäude des Schlosses, deren Pfeiler von Gipsmarmor sind, und in welcher gute Gemälde von Sylvester, Altäre von Marmor und viel Silber gesehen wird. Sonst wohnen im Schlosse pensionirte Officianten des Kurfürsten, und sind Schüttungen." —

Am folgenden Tage wurde noch zeitig Meißen erreicht. „Die Elbe, welche hier nicht breit ist, wird von hohen Porphyrfelsufern eingeschlossen. Meißen ist eine unbedeutende Stadt, liegt aber in einer äußerst romantischen Gegend dicht an der Elbe. Wir stiegen auf den hohen Berg, auf welchem das Schloß, die ehemalige Residenz derer Markgrafen von Meißen steht. Es ist nur noch ein Flügel davon da, in welchem die Porzellanfabrik sich befindet. Die auf dem Berge stehende Kirche ist ein Dom [1]), der als gothisches Gebäude sehr schön ist, inwendig ganz einfach, nur groß gebaut. Wir bestiegen den Thurm, der ganz auf altgothische Manier d. h. durchbrochen gebaut ist. Hier fanden wir die herrlichste Aussicht. Man übersieht den Lauf der Elbe bis hinter Dresden, dessen Thurmspitzen zu sehen sind. Das gerade über Meißen belegene Dorf Cölln und die große Menge von Weinbergen machen eine herrliche Gegend. Wir aßen zu Mittag in der goldenen Sonne, und ich trank hier zum ersten Male Wein, der an dem Orte gekeltert ist, wo er wächst. Er schmeckte wie Franzwein mit Wasser. Um 3 Uhr ging Jakob und ich voraus über die hiesige Elb-

---

1) Aus den Papieren rc. Bd. I, p. 18.

brücke. Dieselbe hat massive Pfeiler, ist aber von Holz gesprengt. Der Wagen holte uns bald ein. Das Ufer der Elbe ist felsig. Die Felsen steigen dicht am Wege, der dicht an der Elbe geht, in die Höhe, und sind mit Wein bepflanzt."

„Den Weg von Meißen nach Dresden zu beschreiben, bin ich außer Stande. Die Natur zeigt hier mehr, als meine Feder zu schildern vermag. Einem Nordländer muß es sehr interessant sein, zwischen Bergen und Gärten zu fahren, auf und in denen das Gewächs erzielt wird, dessen Saft dem Muthlosen Muth giebt, dem Traurigen Freude macht, und jeden Menschen erheitert. — Hinter dem Dorfe Zizschewig ist meiner Meinung nach die schönste Partie. Die Aussicht ist nicht so beschränkt wie bei Meißen. Vor sich hat man eine unabsehbare Aussicht, zur Rechten Gärten Aecker und Wiesen, den Lauf der Elbe und die dahinter stehenden Weinberge, mit denen darin befindlichen herrlichen Landhäusern. Links ohngefähr 1000 Schritt vom Wege, ein Landhaus neben dem anderen, im schönsten Geschmack erbaut, hinter welchen gleich die Weinberge in die Höhe gehen, welche Weinstöcke und hervorragende Felsen zeigen und auf deren Spitzen schöne Belvedere stehen."

Schön sagt: „In Dresden machte die herrliche Elbbrücke, welche unsere ganze Aufmerksamkeit spannte, mit dem breiten Haarbeutel des Aufwärters im Hotel de Pologne einen grellen Contrast. Damals gab es vielleicht keinen Ort in der Welt, wo der höchste Geschmack so dicht neben

pedantischer Geschmacklosigkeit stand ꝛc." [1]) — Die wenigen Worte der II. Selbstbiographie über Dresden sind vorher wiedergegeben; Schön fügt dem nur noch hinzu: „ich sah Landwirthschaften, Fabriken und Bergwerke bis Koburg." Schön's genauen Aufzeichnungen im Tagebuch über die vielen Sehens- und Merkwürdigkeiten in Dresden in allem Einzelnen zu folgen, überschreitet unsere Aufgabe, um so mehr als der 14tägige Aufenthalt auch zu Ausflügen benutzt wurde, welche die Besichtigung jener Kunstgegenstände ꝛc. tageweise unterbrachen, und die Schilderung der Ausflüge zur Charakteristik Schön's, wie für uns im kulturhistorischen Interesse ebenfalls nothwendig ist.

„Zum weißen Thore," gegen Abend „in Dresden" (7. Oktober) „herein, über die Elbbrücke zum Hotel de Pologne, wo wir im 4. Stock ein sehr geräumiges gutes Quartier fanden. Abends aßen wir im goldenen Engel, und ich lernte den Schwager Jacobs, einen Dr. Dreißig, kennen, der uns seine Dienste anbot."

Zunächst wurde den Tag nach der Ankunft die katholische Kirche besehen, „die an Schönheit ihresgleichen sucht. Sie ist ein in altrömischem Geschmack errichtetes Gebäude, außerhalb mit vielen Statuen auf dem Dache geziert und einem schönen Thurm. Die Kirche ist ganz mit Marmor ausgelegt. Zwei Kapellen mit ächtem und Gypsmarmor sogar die Wände belegt. Der Hochaltar ist von Marmor und mit einem Mengs'schen Gemälde, die Himmelfahrt Christi, geziert. An einigen Altären sind noch schöne Ge-

[1]) Aus den Papieren ꝛc. Bd. I, p. 18 u. 19.

mälde von Mengs." — Wiederholt hat Schön diese Kirche besucht, und wir lassen seine weiteren Bemerkungen darüber gleich folgen. „Es wurde die große Messe (herrliche Musik) gehalten, bei der der ganze Hof zugegen war. Freudenmädchen und Müßiggänger gehen in denen Seitengängen spazieren. Zur Beobachtung der Ordnung sind in denen Gängen Schweizer mit großen mit silbernen Knöpfen versehenen Stäben aufgestellt. mir wurde von einem solchen Kerl, was mir vorhergesagt war, das Herumgehen untersagt, und zugleich bekannt gemacht, als ich mit meiner Lorgnette nach der kurfürstlichen Loge sah, daß der Gebrauch der Ferngläser in der Kirche gänzlich untersagt sei. O Anmaßung ohne Ende! Der Kurfürst ist ein äußerst simpler, wenn gleich nicht böser Mensch, bigott im höchsten Grade und in der Rücksicht als Regent sehr schwach, daß er gar nicht auf Befolgung der Gesetze sieht. Er beobachtet das alte spanische Hofrituell aufs Genaueste, er geht niemals auf der Straße, und läßt sich nur bei öffentlichen Gelegenheiten vom Volke sehen. Er antwortet selten, wenn man an ihn schreibt, und läßt sich von seinem Liebling, dem Grafen Marcolini [1]) in Allem leiten. Am Hofe ist Alles extraordinär steif. Alle Hofoffizianten sind gekleidet wie vor 30 Jahren in Paris. Die Despotie, oder besser die Anmaßlichkeit des Kurfürsten in gewisser Hinsicht geht weit. In der Oper steht Alles, bis er sich setzt, und steht Alles auf, sobald er aufsteht. Dabei soll der Kurfürst aber in Mathematik und Botanik Kenntnisse haben. Ich sah den Kurfürsten und den ganzen Hof aus der Kirche gehen, und bewunderte

---

[1]) Aus den Papieren x. Bd. IV, p. 176 u. 188.

es, daß von der Kurfürstin ab bis zur geringsten Hofdame jedem Weibe die Schleppe nachgetragen wurde.“

Später nahm Schön auch die Frauen- und die Kreuz-Kirche in Augenschein. Letztere „ein ganz vorzügliches Gebäude mit einem Altargemälde, die Kreuzigung Christi von Casanova, der sich in Dresden als Professor aufhält.“

Am 8. October machten die Reisenden einen weiteren Gang, wo zuerst „die berühmte Dresdener Brücke, welche 15 Bogen hat, die Metzius Botius erbaut und sein Bildniß unter die Brücke gesetzt hat,“ besehen wurde; darauf nach dem japanischen Palais. „Die Bibliothek (im 2. und 3. Stock) ist nicht allein viel zahlreicher als die Göttinger, nach der Wiener die ansehnlichste in Deutschland, sondern auch sehr schön eingerichtet. Man sieht da nicht allein die schönsten Zimmer mit Büchern angefüllt, sondern auch einen Saal mit gipsmarmornen Säulen und einem gebohnten Fußboden. Man zeigte mir hier in Kurzem intuitiv die Geschichte der Buchdruckerkunst, nemlich 1. eine Schrift, die man mit hölzernen Lettern, die in einem Holze eingeschnitten waren, gedruckt ist, 2. eine Schrift, wo man einzelne hölzerne Lettern ausgeschnitten und zusammengestellt hat und endlich 3. metallene gegossene Lettern-Schrift. Von dem 3. Stock der Bibliothek ist eine ganz unvergleichliche Aussicht, man übersieht den Lauf der Elbe nach Meißen zu, eine herrliche Ebene und mit Weinbergen und denen herrlichsten Sommerhäusern resp. bepflanzte und besetzte Gebirge. Adelung, der große deutsche Sprachmann, ist hier erster Bibliothekar. Adelung steht hier nicht im besten Rufe, man schildert ihn als einen sehr finsteren und eigensinnigen Mann, man rathet den Fremden ab, ihn zu besuchen; der

2. Bibliothekar führte uns herum. — Von meißener Porzellan (im Souterrain) war mir insbesondere die Bisquitarbeit d. h. ein unglasirtes Porzellan merkwürdig. — Dann sahen wir (im 1. Stock) die Antikensammlung, welche uns der Professor Becker, der Verfasser des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, der die Aufsicht darüber hat, zeigte. Becker scheint ein gerader artiger Mann zu sein, der sich alle Mühe gab, uns Alles zu zeigen. Er sagte: es gebe eigentlich keinen hetrurischen Styl, es wäre nur der altgriechische, wie er noch größtentheils aus egyptischem bestand, und Originalität zu haben erst anfing. Unter den vielen Statuen war merkwürdig: 1. zwei marmorne große Säulen, die aus Rom gekauft sind, von denen man sagt, daß sie am Tempel Salomonis gestanden haben, 2. ein Athlet. Nach der Meinung des ꝛc. Becker, das schönste Stück. Es ist viel fehlerhaft an dieser Statue, die man dem Phidias zuschreibt, allein das Stück ist sehr schön. Die Nerven und Muskeln sind stark ausgedrückt, und die Stellung so erhaben, daß ein neuerer Künstler schweigen muß. Becker sagte: daß Italien keine größere Schönheit habe, 3. eine Pudicitia, die für eine Vestalin ausgegeben wird, bei der Kopf-Stellung, insbesondere aber Gewand extraordinär schön ist, 4. ein römisches Familien-Grabmal, d. h. eine nach der Genealogie aufgestellte Menge Aschkrüge, 5. einige egyptische Mumien, 6. eine mediceische Venus, deren Kopf man der in Florenz vorzieht, 7. ein Neptun, 8. eine vorschreitende Vestalin, 9. ein Löwe von Granit, 10. die Ergreifung der Venus von Apollo im Kranze, 11. ein mit einem Faun ringender Hermaphrodit, wo die Gruppe sehr schön und die Stellung sehr kühn ist." —

Ein Besuch, welcher Nachmittag der Bilder-Gallerie gemacht werden sollte, konnte nicht ausgeführt werden, weil dieselbe nicht zu sehen war. Statt dessen gingen die Reisenden „in den ehemaligen Brühl'schen jetzt kurfürstlichen Garten, der wegen seiner Theuerung in der Anlage und seiner schönen Aussicht merkwürdig ist. Brühl hat nemlich die Elbe mit hohen Quadersteinen einfassen lassen, auf welchen man geht, woran ein eisernes Geländer angebracht ist. An der Ecke hat ein Belvedere gestanden, wovon man jetzt noch die Rudera sieht, das Friedrich II. bei der Belagerung hat in den Grund schießen lassen. Die Aussicht aus diesem Garten ist himmlisch. Der Garten an sich ist französisch mit einigen Bassins versehen, alles aber außer Stande. Im Palais selbst ist jetzt nichts weiter als die Porzellan-Niederlage." — Von da ging man dann „durch die Moritzstraße, der schönsten in ganz Dresden, nach der Opera buffa, die so interessant war, daß ich aus Langeweile schon beim 2. Aufzuge herausging;" Abends im „goldenen Engel" lernte Schön den Secretair Langbein kennen: „einen so großen Dichter dachte ich mir lebhaft, gesprächig und im Vergleich dieser Vorstellung fand ich ihn trocken."

Den 11. wurde zuerst das grüne Gewölbe besichtigt, „die Einrichtung im grünen Gewölbe ist meisterhaft," und dann der Besuch der Bilder-Gallerie nachgeholt. „Am Interessantesten war mir 1. die Nacht von Correggio. Der vom Christuskinde ausgehende Glanz erleuchtet alle Umstehende. Correggio hat für dies Stück 40 Thlr. erhalten und schon vor einiger Zeit sind 10,000 Louisdor dafür geboten, 2. das Kind Jesu, Maria und der Pabst Sixtus in einer Gruppe von Correggio, 3. eine Venus von Titian, die

der Antiquarius Hirthe aus Rom, der jetzt in Berlin sein soll, für unächt erklärt hat, 4. die büßende Magdalena von Correggio, ein kleines Stück, 5. der Amor von Mengs, 6. Madame la Touche aus London, gemalt von einer noch lebenden Madame Kauffmann in Rom, das schönste weibliche Gesicht, das ich je sah. Es malte eben auf der Gallerie der Hofmaler Graf, der nur für 100 Thlr. ein Portrait macht, und eine Madame Seidelmann, die wegen ihrer Miniatur-Gemälde berühmt ist.“ — Von den sonst noch besichtigten Kunstschätzen erwähnen wir hier gleich den Besuch (am 12.) des Cabinets der Mengs'schen Gypsabgüsse. „In einem großen schönen Saal werden sie aufbewahrt. Durch Vermittelung des Königs von Spanien, bei dem Mengs in Diensten war, erlaubte der Pabst, daß die antiken Statuen unter Aufsicht des Mengs von den damals geschicktesten Gypsgießern abgegossen werden konnten. Diese sind nach Mengs Tode, weil er ein Schüler der Dresdener-Academie war, hierher gekommen. Man sieht da alte römische Antiken von Werth in Gips sehr treu. Der Apollo vom Belvedere, der Rücken vom Hercules, die Venus vom Belvedere, der Antinous, Laokoon, ein Junokopf sind insbesondere merkwürdig. Man sagte: Jetzt wäre man nicht mehr im Stande so schön abzugießen, denn die Aushölungen im Gewande sind ganz treu gegossen. In Gotha soll ein berühmter Gypsabgießer Namens Tell sein. Von da gingen wir zum Hofmaler Graf, wir fanden an ihm einen trockenen Mann, der uns unterschiedene seiner sehr schön gemalten Stücke zeigte.“ —

Sehr merkwürdig erschien Schön die Kanalisation der Stadt. Am 9. Morgens „fuhren wir Reisegefährten in Gesellschaft des Dr. Dreißig nach dem Plauen'schen Grunde. —

Wir fuhren durch die Weißeritz, ein über Felsen laufender, unbedeutender Fluß, der nur in der Hinsicht merkwürdig ist, weil er durch alle Straßen Dresdens geleitet ist und so die Unreinigkeiten aus Straßen und Häusern dadurch abführt, daß aus jedem Hause ein Canal bis zu der mitten in der Straße fließenden Weißeritz geht und in denen Straßen häufig Trummen angebracht sind, wo man die Unreinigkeiten, die etwa den Fluß verstopfen, zum Wegfluß befördert." Ferner forderten eine dort gelegene Pulvermühle und Spiegelfabrik zu eingehenden Untersuchungen auf. Erstere war zwar „vor Kurzem in die Luft geflogen, und wir mußten uns mit einer Schilderung und Vorzeigung einer Zeichnung von Seiten des Mühlen-Inspectors begnügen"; das Tagebuch enthält aber doch eine ganz ausführliche Beschreibung dieser Mühle und ihres Betriebes. Der Spiegelfabrik wurde durch wiederholten Besuch noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt. — Welchen Eindruck diese Gegend auf Schön machte, sagen seine Worte: „ich würde ein vergebliches Werk wagen, wenn ich diese Schönheit beschreiben wollte. Man denke sich große steile Porphyrfelsen, die unten so enge zusammen gehen, daß die Weißeritz und ein Fahrweg nur Platz hat. Man lese: Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen vom Jahr 1796. Da hat ein Mann von Genie beschrieben, was ich nicht vermag." — Zu Mittag nach Dresden zurückgekehrt, wurde am Nachmittage über Pillnitz nach Pirna und dem Königstein abgefahren. —

Bald hinter Dresden, beim Dorfe Laubegast, an der Elbe „steht ein Monument einer Madame Neuberin, einer Schauspielerin, die hier starb, von Dresdenern gesetzt." Die weitere Fahrt nach dem Königstein war besonders lohnend



und der Enthusiasmus des für Naturschönheiten empfänglichen Reisenden erreichte den Gipfelpunkt. Schon in Pillnitz entzückte die Aussicht, welche sich von einer über dem Schlosse errichteten Ruine aus dem Auge darbot. „Die Aussicht von und aus diesem einer Ruine ähnlichen gothischen Gebäude ist unbeschreiblich schön. Vor sich sieht man die Stadt und das Schloß Pillnitz, die Elbe und eine Gegend mehr als 6 Meilen weit, am Horizont das böhmische Gebirge. Zur Rechten Dresden, eine ungeheure Menge Weinberge, die Niederung bis und hinter Meißen; zur Linken das felsige Ufer der Elbe, den Königstein, den Lilienstein, Pirna p. p." Im dortigen Schlosse wurde das Zimmer und der Tisch genau besehen, wo die bekannte Pillnitzer-Konvention gegen die Franzosen geschlossen ist. Auch der hinter dem Schlosse befindliche Ballplatz entging nicht der Aufmerksamkeit Schöns. „Damit die Sonne nicht die kurfürstliche Nase bescheine, sind an der Seite der Elbe ungeheuer hohe Stangen gesetzt, von deren Spitzen Taue bis an die Erde gehen, auf welche Laken gezogen werden. Der schwache Mensch kennt nicht seine Pflichten, er wird daher von Langeweile geplagt, und statt auf Ausübung seiner Befehle zu sehen, spielt er mit seinem Liebling Marcolini Ball, und verspielt an diesen Geld, das die Unterthanen aufbringen müssen, läßt auch Gebäude errichten, um die Zeit nur recht bequem tödten zu können. In Dresden ist die alte katholische Kirche bloß zum Ballspielhause eingerichtet worden, wo Arme sehr gut hätten wohnen können. Er weiß nicht einmal, was er als Mensch soll, daher noch weniger, was er als Fürst muß. Dies gab mir die Erklärung dafür, daß der Lakai auf Jakobs Frage, ob eine Bibliothek hier sei, mit Nein antwortete."

„Bei Pillnitz fand ich noch merkwürdig die fliegende Brücke über die Elbe,“ eine solche war damals etwas wegen ihrer Construction ꝛc. so merkwürdiges, daß das Tagebuch eine ausführliche Beschreibung und Randzeichnung davon aufweist.

In Pirna, wo das Nachtquartier genommen war, wurde zunächst „auf einer Treppe zu der in oder besser dicht an der Stadt belegenen ehemaligen Festung Sonnenstein“ hinaufgestiegen. „Auf einem sehr hohen, schroffen Felsen, der von der Stadtseite aus unangreifbar ist, sind Festungsgebäude errichtet. Die Elbe deckt die andere Seite, und die dritte und vierte sind durch Festungsgräben gesichert. Friedrich II. hat bei der Gefangennehmung der sächsischen Armee im Jahre 1756 die Gräben ruinirt, und der Sonnenstein wird jetzt nicht mehr als Festung betrachtet, sondern als ein Wohnort für alte invalide Soldaten behandelt. Die Aussicht vom Sonnenstein ist insbesondere nach der Elbe zu unvergleichlich. Das jenseitige Ufer ist wie mit Mauern, die terrassenmäßig stehen, eingefaßt. Es sind wahrscheinlich Steinbrüche gewesen, die jetzt bemost und an einigen Stellen mit Wein bepflanzt sind. Vom Sonnenstein sah ich vor mir den Platz, wo Friedrich II. anno 1756 die sächsische Armee eingeschlossen hatte. Das Hauptquartier des Königs war in Struppen.“

Bei dem Besuche des Königsteins diente den Reisegefährten ein Wachtmeister als Führer, der es nicht unterließ, auf die in der Festung befindlichen Merkwürdigkeiten und die hervorragendsten Punkte der Umgegend aufmerksam zu machen. Schön kaufte von ihm „für einen Speciesthaler eine Abzeichnung des Königsteins“, wie ein Gedicht auf den

„weltberühmten Königsteiner Brunnen. Der Königstein war vorher ein Kloster, noch früher ein Raubschloß der Grafen zu Dohna."

Der Rückweg vom Königstein nach Pirna wurde zu Fuß gemacht. Da die Reisenden auf dieser Fußpartie von einem Regengusse heimgesucht wurden, der sie zwang, in Petschau unterzutreten, so borgten „sich Klewitz und Jacob Röcke von denen Bauern, für 2 ggr. und wir gingen mit einem Boten, der die Röcke zurücknahm, längs der Elbe weiter. Unser Aufzug war possirlich. Klewitz hatte einen Kutscher- und Jacob einen alten Bauern-Ueberrock mit stark geflickten Aermeln an." Mit dem Boten unterhielt Schön, seiner Gewohnheit gemäß, sich viel über die örtliche Landwirthschaft. — Von Pirna, wo Mittag gegessen wurde, fuhr man nach Dresden zurück.

Am folgenden Tage (11.) „gleich nach Tische fuhr Klewitz, ein guter Kerl, nach Magdeburg zurück. Jacob zog zu seinem Schwager Dreißig, wir zogen in eine kleinere Stube im Hôtel de Pologne, wo es nach dieser Rechnung etwas theuer war. Ohne Postgeld hatten wir 4 seit Leipzig bis heute Mittag 87 Rthlr. ausgegeben." — Abends sollte wieder „die Komödie vor dem schwarzen Thore im sogenannten Bade" besucht werden. Der Weg war jedoch vergeblich gemacht, „es wurde des schlechten Wetters wegen nicht gespielt. Wir sahen die herrliche Aussicht beim Komödienhause, das dicht an der Elbe liegt."

Nachdem auch der 12. mit der Besichtigung verschiedener Sammlungen ausgefüllt war, schrieb Schön am 13. Morgens „an Fichte, um ihm seine Ankunft in Jena zu melden" und fuhr dann mit Jacob, Dreißig, Büttner nach Tharandt.

„Wir stiegen im Gasthofe ab und gingen gleich zum Finanz-Sekretär Schlenkert, der Direkteur der hiesigen Anlagen ist. — Wir fanden an ihn einen sehr geraden lebhaften Mann, der unseren Antrag, uns herumzuführen, zu erfüllen gleich versprach," und die Reisenden in den schönen Thälern mit ihren Anlagen umherführte. „Mittag war Schlenkert unser Gast, er ist ein Genie, springt von einem Gedanken zu dem anderen, war unzufrieden, daß er durch seinen Friederich mit der gebissenen Wange, den ersten Ritter-Roman, Gelegenheit zu diesem Ritter-Unfug gegeben habe. Seine Verabschiedung geschah durch den Friederich mit der gebissenen Wange. Schlenkert hat dies Buch dem Kurfürsten, ohne Erlaubniß dazu zu haben, dedicirt. Dem Kurfürsten hat dies Buch im Ganzen gefallen, nur hat er die unterlassene Beobachtung des Ceremoniells, daß sein Consens bei einer Dedication nöthig ist, getadelt, und den Tadel, der einige seiner Vorfahren trifft, gemißbilliget. Er hat deshalb dem Chef des Finanz-Collegii dies sehr unwillig gesagt. Dieser hat den Schlenkert kommen lassen und ihn sehr malhonnet angeredet, ihn unter anderen gefragt, ob er ein Genie sei; ein Genie sei ein dummer Kerl, worauf Schlenkert geantwortet hat, ein Genie ist das, was sie nicht sind, und seinen Abschied nahm. Er lebt jetzt von Schriftstellerei mit einer Frau und 5 Kindern dürftig." Nach der Rückkehr nahm Jacob Abschied, der den folgenden Tag nach Halle zurückfuhr.

Der nun von Schön und Büttner allein am 14. unternommene Ausflug nach Stolpen ist für uns besonders interessant, da er der dortigen Stammschäferei galt. Stolpen liegt in sandiger Gegend. Der Sand aber ist „nicht fliegend,

scheint indessen nicht sehr fruchtbringend zu sein, denn man trifft Weideländereien, Stücke Acker, die seit vielen Jahren unbestellt liegen. Die Basaltpfeiler auf dem Wege von Rennersdorf nach Stolpen waren mir sehr interessant, so wie das Pflaster zur Stadt und die Mauern, welche größtentheils aus eben diesem Steine bestanden. Stolpen ist ein kleines reinliches Städtchen, das ziemlich gut gebaut ist. Wir kehrten im Hirsch am Markte ein, und gingen gleich, nachdem wir Besitz von einer Stube genommen hatten, zum Amtsverwalter Ranke nach Rennersdorf, der das dortige Kammergut, das direkt unter dem Kabinet steht, administrirt, und die spanische Schäferei am sogenannten Thiergarten nebst denen anderen hierzu gehörigen Schäfereien unter sich hat." Hier war Schön in den absichtlich aufgesuchten Centralpunkt der spanischen Schafzucht gekommen, von wo aus auch Fink in Köfitz das Material seiner veredelten Schafzucht bezogen hatte. Die erste spanische Heerde, 92 Böcke und 120 Muttern war im Jahre 1765, ein Geschenk des Königs Karls III an den Kurfürsten Friedrich August, nach Stolpen gekommen. Zwei Jahre später wurde von hier die Stammschäferei in Hohenstein abgezweigt. Von dieser ersten Heerde hatte Fink durch den sächsischen Kommissarius König 40 Stück, theils Böcke theils Muttern, erhalten, und mit diesen Originalschafen weiter gezüchtet. Schön traf noch den einen der beiden Schäfer in Stolpen an, der selbst nach Spanien gegangen war. Von diesem Manne wurde Schön darauf aufmerksam gemacht, „daß die Schafe in Spanien niemals eingetrieben würden, sondern im Winter in Estremadura ohnerachtet des vielen Regens unter freiem Himmel liegen müßten." Entsprechend dieser Natur des Schafes

wurde die Heerde in Stolpen gehalten. „Der Schafstall ist eben nicht brillant, er ist eine alte Wildscheuer, die zu schmal zum Schafstalle ist.“ Es wurde aber „im Sommer mit ihnen gehortet, im Herbst werden solche des Nachts in den Stall getrieben, und Morgens nicht früher ausgejagt, bis der Thau abgetrocknet ist, wenn es auch 9 oder 10 Uhr werden sollte. Im Winter werden die Schafe fast täglich, wenn die Witterung nur nicht zu rauh ist, ausgetrieben, und solche in denen Wäldern, auf denen Wiesen und Aeckern gebracht.“ Wir werden später sehen, wie sehr dagegen die verweichlichende Behandlung der Schafe in Schlesien abstach, und in welchem Grade dies Schön auffiel.

Im Jahre 1778 kaufte die sächsische Regierung 172 Muttern und 96 Böcke in Spanien direkt ein, und diese Heerde kam fast vollzählig, aber in hohem Maße von der Räude befallen, in Sachsen an. Die Qualität derselben war aber geringer als die der ersten Heerde. Die letztere rückte nun ganz nach Hohenstein und später nach Lohmen, während die erstere in Stolpen blieb. So bildeten sich zwei unterschiedene Stämme aus, welche auch durch die Kriegsjahre glücklich gerettet wurden. [1])

Fink stand mit den sächsischen Beamten in fortwährendem Verkehr, und stimmte in den Grundsätzen mit ihnen überein. Die Räude wurde durch reichliches und zuträgliches Futter beseitigt. Fink's Aufsätze und Gutachten, und die von den sächsischen Beamten eingezogenen Nachrichten gaben Schön ein überaus reichhaltiges Material zu seinen Berichten

[1]) v. Neitzschütz' Studien zur Entwickelungsgeschichte des Schafes. Danzig, Kafemann 1869 76. Bd. 4, p. 17 ff.

an den Minister v. Schrötter, und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß diese Berichte, Gutachten und Aufsätze den Anlaß gegeben haben, Fink nach Preußen, speziell seinen Schwiegersohn Heyne nach Subkau bei Dirschau zu ziehen. Sie sind jedenfalls auch dem Fabriken-Departement des Ministers v. Struensee zugegangen, und haben den Anlaß dazu gegeben, daß der in Struensee's Departement arbeitende Kammerassessor v. Vincke, der spätere Oberpräsident von Westphalen, der im Jahre 1797 kurz vor Schön die Schäfereien des Grafen v. Magnis in Eckersdorf in der Grafschaft Glatz besucht und beschrieben hatte, im April 1798 die Schäfereien Fink's in Kösitz und die Stammschäferei zu Stolpen zu untersuchen beauftragt wurde. Schön befand sich zu der Zeit in England. Im Jahre 1802 wurde Vincke nach Spanien gesendet, und brachte von dort eine Originalheerde von 402 Böcken und 776 Muttern glücklich heim. [1]) So haben diese beiden damals so jungen Beamten erfolgreich für die Landeskultur gewirkt.

Am anderen Tage „wurde gleich auf die alte ehemalige Festung gegangen. Schon der hinaufführende Gang ist mit Basalt gepflastert, der ganze Berg, auf dem die Festung steht, besteht daraus. Die Festung hat vier Höfe, deren Gebäude jetzt größtentheils alle so verfallen sind, daß nur noch die Mauern stehen. Als Warnery hereingekommen, hat der am äußeren Thore Wache stehende Bauer das Gewehr — das wahrscheinlich ungeladen gewesen — weggeworfen. Man

[1]) v. Bodelschwingh: Leben Vincke's. Berlin 1853. Bd. I, p. 108 und 145 ff.

zeigte im letzten Hofe die Thüre, wo der Kommandant zur Abgabe seines Degens herausgekommen, von Warnery aber in den Leib geschossen ist. Im siebenjährigen Kriege ist Alles demolirt. Merkwürdig ist hier: 1. der sehr tiefe Brunnen, mit Basalt ausgemauert, 2. das ehemalige Gefängniß der Gräfin Cosel, die auch, als sie schon die Freiheit hatte, bis in's Jahr 1765, wo sie starb, hier wohnen blieb. Es ist ein trauriges Zimmer in einem Thurm, 3. eine ehemalige katholische Kapelle, wo die Cosel, jedoch ohne Leichenstein, begraben liegt."

Von Stolpen aus wurde noch Hohenstein besucht. Unterwegs fielen die großen unbestellt zur Weide liegenden Strecken auf. „ich sah auch hier nur ganz schmale Rücken von 8 bis 10 Furchen. Um in die Quere zu pflügen, bedient man sich hier häufig des Ruhrhakens, und um die Wasserfurchen recht accurat gleich weit von einander zu ziehen, giebt man dem Pflugwagen eine so lange Axe, daß ein Rad in die vorige eben gemachte Wasserfurche greift. Die Rücken können daher gar nicht breit werden. Dies sah ich auch bei Dresden ohnweit vom Plauen'schen Grunde."

„Die Hohenstein'sche Mühle liegt in einem sehr romantischen Thale. Man sieht rechts die schrofffsten Felsen auf einander gethürmt, und dicht an einander stehen, vor sich auf einem sehr hohen Berge die Stadt Hohenstein, und hört das Rieseln des Baches. Gleich hinter der Mühle geht ein eben so steiler Berg, wie man eben einen hinunter gefahren ist, hinauf. Auf Bitte des Fuhrmanns ließen wir Pferde und Wagen unten stehen, und gingen den Berg hinan. Hohenstein ist ein schlecht gebautes, sehr kleines Städtchen, so bergig und felsig, daß man füglich in den Straßen den

Hals brechen kann. Ueberbleibsel, alte Mauern von einem Schlosse präsentiren sich an der rechten Seite der Stadt, Wir suchten den Bruder des Amtsverwalters Ranke aus Stolpen auf, fanden ihn auf einem Privattheater logirend, ließen uns von ihm einen Menschen geben, und gingen in seiner Begleitung 1. um die Stadt nach dem ehemaligen Bärengarten, ein sehr tiefes Thal zwischen schroffen Felsen. Man sieht von da zugleich das Schloß auf der Spitze eines Felsens. Die Gegend ist fürchterlich schön, 2. zum Wasserfall. Ein kleiner Bach fällt ohngefähr 40 Fuß herunter, und verliert sich unten. Die Aussicht vom Fall des Wassers ist wild schön, man übersieht ein sehr tiefes felsiges Thal und die Gegend beim Königstein, 3. zum sogenannten Brand. d. h. die Spitze eines in ein Thal vorspringenden Felsens. Das Thal ist tief und lang, wird von Felsen so eingeschlossen, daß unten nur ein Weg ist, und ein Bach fließen kann, Vom Brande hat man die weiteste Aussicht. Vor sich sieht man den Königstein, rechts die Ebene bis Meißen, links die beim Königstein bemerkten Gebirge, unter welchen nach der Meinung unserer Führer der große Winterberg und der Kuhstall, einer darin befindlichen Höhle wegen, in welcher die Ritter ihre Kühe gefüttert haben sollen, so benannt, am interessantesten sein sollen. Der Brand liegt von Hohenstein eine Stunde. Der Weg dahin geht durch einen Fichtenwald, 4. zum tiefen Grunde. Auf dem Rückwege zeigte man uns diesen, der sehr tief ist, eine Stunde fortläuft, und worin ein dreifaches Echo sein soll."

Von Hohenstein aus wurde der Wagen leer vorausgeschickt, und der Weg nach Lohmen zu Fuße über Radewalde durch den Ottenwalder Grund und Ottenwalde ein-

geschlagen. In Lohmen wurde in einem „guten Gasthause mit einer freundlichen Wirthin" eingekehrt, „und mit unterschiedenen Bauern gesprochen. — Man klagte allgemein über hohe Auflagen. Ein Bauer sagte, daß er von seinem Hofe außer den Naturaldiensten jährlich mehr als 100 Rthlr. abtragen müsse. Er hat ohngefähr zwei Hufen magdeburgisch, schlechten Boden, nur Kiessand, so daß gar kein Weizen, sehr wenig Gerste, nur Roggen und Hafer gebaut werden kann. Es werden jährlich 52 Quatember bezahlt und 90 Schock. Der Quatember ist ppter. 4 ggr. und das Schock 6 ggr. Hierbei sind die Kirchen-, Schul- und Gemeindeabgaben noch nicht mitgerechnet. — Das Wild wird in dieser Gegend sehr gehegt. Vor einigen Jahren hat es einen solchen Schaden in denen Feldern angerichtet, daß unter denen Bauern ein Aufstand gewesen ist, der denn auch die Ordre, das Wild wegzuschießen, bewirkt hat." Von da wurde nach Dresden über Pillnitz zurückgekehrt. „ich schrieb noch etwas an meinem Tagebuche, und zur Ruhe."

„Den 16. Oktober berichtigte ich mein Tagebuch." — Sodann wurde der als ökonomischer Schriftsteller damals berühmte Kommissionsrath Riem besucht. Riem war auch in Preußen bekannt genug. Er war vorher Oekonomiekommissar in Berlin, dann Oberinspektor der schlesischen Bienenplantagen in Grünthal bei Breslau, dann Amtsrath in Pleß gewesen. Als beständiger Sekretär der ökonomischen Societät zu Dresden ist er 1807 daselbst gestorben. Riem „war eben aus Leipzig angekommen, wo die dortige ökonomische Gesellschaft, bei welcher er Sekretär ist, ihre Sitzung gehalten hatte, was jedesmal am Dienstage der Zahlwoche während der Messe geschieht. Er sagte mir, daß

der Minister v. Schrötter der Gesellschaft durch den Kriegskommissar Riebel ein Modell von einer preußischen Zoche geschickt habe." Bei dem am 17. wiederholten Besuch empfahl Riem Schön verschiedene Bücher, und den Besuch mehrerer Landwirthe in Sachsen, und „zeigte uns seine Modellsammlung. — Riem ist ein alter artiger Mann. Er gab uns eine Empfehlung an den Kriegskommissar Riebel, der eine Zoche haben soll und sagte, daß man im Koburg'schen mit der Stallfütterung derer Schafe Versuche gemacht habe. Er rieth uns auch an, über Lockewitz unsere Retour von Köttewitz zu nehmen."

Am Abend des 16. wurde „Don Juan oder der steinerne Gast, eine große ernsthaft-komische Oper in zwei Aufzügen" besucht, „sehr verunstaltet und Alles schlecht gesungen." — Am 17. Vormittags besuchte Schön das Naturalien-Cabinet, wo er einen Engländer kennen lernte, „der mir sagte, daß Nitsch in London so wenig Beifall als überhaupt die Kant'sche Philosophie habe."

„Den 18. Oktober Morgens um 8 Uhr wurde der Riem'schen Anweisung gemäß nach Köttewitz zum Kriegskommissar Riebel gefahren. — Der Kriegskommissar Riebel — ein Pommer und bekannt mit Knobloch, Bischofswerder ꝛc. — ist ein artiger Mann. Er zeigte uns sein Feld und seine Wirthschaftseinrichtungen." Hier wurde nun namentlich die Theorie der Pflüge eingehend diskutirt. Zu solchen Studien über die Gestalt, die Einrichtung und die Wirksamkeit des Pfluges fand Schön überhaupt auf der ganzen Reise zahlreiche Gelegenheiten und dringende Veranlassung. Ein mehrschaariger Pflug, den Herr v. Arndt auf Zobel bei Liegnitz, ein damals sehr bekannter und ein-

flußreicher ökonomischer Schriftsteller erfunden, dann der Kriegskommissar Riebel in Köttewitz verbessert hatte, waren letzterem auch dem Minister v. Schrötter zugeschickt worden, und dieser hatte dagegen eine preußische Zoche übersendet. Der Streit zwischen der Zoche und dem Pfluge ist bis heute eigentlich noch nicht entschieden, der Einführung und dem Gebrauche der ersteren steht eigentlich nur der Umstand entgegen, daß ihre Führung große Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit verlangt, an welche der ostpreußische Pflüger von Kindesbeinen an gewöhnt wird.[1]) Das mußte auch Riebel zugeben. Außerdem aber reizte Schön auch der Anblick der höchst verschiedenartigen landüblichen Pflüge, welche er im Verlaufe der Reise zu Gesicht bekam, zu genauen Untersuchungen, welche dann in England vervollständigt wurden. Als Resultat aller dieser Studien muß eine kleine Schrift bezeichnet werden, welche 1805 anonym erschien, und in einer von Anmerkungen und Zeichnungen begleiteten Uebersetzung der Bailey'schen Schrift bestand: „der bestmögliche Pflug, Berlin, Reimer 1805".[2]) Thaer bezeichnet dieselbe als eine „von einer Meisterhand" verfaßte Uebersetzung.[3]) Er kannte den Uebersetzer. — Unmittelbar nach der genauen Beschreibung der Landwirthschaft zu Köttewitz bemerkt das Tagebuch:

„In Sachsen ist jeder Rittergutsbesitzer Accise frei von Allem, was er für sich kommen läßt. Brennen kann Jeder wer will. Brauen nur der, der in keiner Bannmeile liegt,

---

[1] Deutsche landwirthschaftliche Presse. Jahrg. 1878 Nr. 12.

[2]) Brief an Reimer vom 18. März 1808. Aus den Papieren Bd. 2, p. 134.

[3] Thaer, Rationelle Landwirthschaft 1810. Bd. 3, p. 23.

außer für sich zur Nothdurft.“ — Abends fuhr man direkt in die Komödie, „wo das Sonnenfest der Braminen gegeben wurde.“

Den folgenden Tag früh schrieb Schön an Fichte, wohin er ihm seine Briefe nachschicken sollte, und dann unternahmen die beiden Assessoren zu Fuß ihren letzten Ausflug von Dresden aus, und zwar nach dem „Kammergute Ostra, um die dortige Oekonomie des Amtsverwalters Rietsch zu sehen.“ Ungeachtet rc. Rietsch nicht zu Hause war, konnte diese Landwirthschaft doch genau inspizirt werden. — Nachmittags (19.) „wollten wir den Graf Marcolini'schen Garten besehen, frugen deshalb an, der Bettmeister verwies uns an den nebenstehenden, dies aber nicht bemerken wollenden Grafen. ich trat zurück. Büttner ging an dessen Sekretair. ich mochte mit dem Grafen, dem ich sonst hätte Visite machen müssen, in keine Konnexion kommen, ich ging daher weg und Büttner kam sachte nach. ich ging in's Findelhaus und besah diese Anstalt. ich fand alles sehr ordentlich und reinlich. Kinder dürftiger Personen, welche sich deshalb beim Rathe melden müssen, werden hier, wären sie auch noch so klein, aufgenommen und bis in's 14. Jahr verpflegt. Wer nicht ganz dürftig ist, kann sein Kind auch für 10, 20, 30 oder 40 Rthlr. ein für alle Mal einkaufen. Findlinge, deren einige hier sind, die, weil man darüber nichts wußte, haben getauft werden müssen, werden auch aufgenommen. Gesäugt wird kein Kind, sondern alle werden mit ganz frischer Kuhmilch aufgetränkt. Bis zum 14. Jahre werden die Kinder im Hause behalten, die großen schlafen in einem Zimmer, die kleinen wieder besonders. Jetzt sind 46 Kinder darin. Ueber die Oekonomie gab man mir so wenig wie über die Mortalität

Auskunft. In Rücksicht der ersteren wurde nur bemerkt, daß alle Viktualien geliefert werden."

„ich kaufte mir Gmelin's Handbuch der Mineralogie für 1 Rthlr. 8 ggr., aß zu Abende zu Hause und berichtigte mein Tagebuch. ich will etwas in Gmelin und Gilbert lesen."

Den letzten Tag in Dresden (20.): „Morgens gingen wir in die hiesige Rüstkammer rc. — In die Kupferstich-Sammlung zu gehen, war zu spät, diese mag bleiben."

„Vorgestern sah ich 4 schottländische Pferde des Grafen Marcolini, wo das Lein-Hinterpferd 3 Fuß und 8 Zoll nach meinem Stockmaaß groß war. Die Vorderpferde waren noch kleiner."

„Mittag aß ich im Hôtel de Baviere, ich sprach mit einem Engländer über Kant, dieser urteilte so wie jener Engländer, in ihrem Vaterlande hätte Kant keine Freunde, seine Philosophie gefiel so wenig, als die Manier, in der er seine Philosophie vortrüge. Insbesondere tadelte man rc. Kants Urteile über Hume. (mir nicht bekannt.) ich lernte zugleich einen Verwandten Fressinets kennen, der in Königsberg vor 10 Jahren gewesen war und jetzt bei der hiesigen Gesandtschaft angestellt ist. Ein Rittmeister von Bose von denen hiesigen Garde du Corps sprach viel über Schiller's Almanach vom Jahr 1796. Die Recension hat im Journal Deutschland gestanden. Nach Tische ging Büttner und ich zum Commissions-Rath Riem. Wir gingen mit rc. Riem in die hiesige Modell-Kammer, die der Aufseher derselben, Herr Gaertner zeigte rc." —

„Von hier bestellte ich bei Kaufmann Albrecht, daß wenn ich Geld brauche, er mir solches schicken solle, welches

er auch versprach. ich empfahl mich ꝛc. Riem, und ging in die Komödie, wo die beiden Figaros gegeben wurden. Abends aß ich im goldenen Engel und las Zeitungen, auch das von Riem mir geschickte Buch: über das von Haerz'sche erfundene Perpetuum mobile, worin indessen das Geheimniß nicht angezeigt ist."

Von Dresden wurde am 21. Oktober zunächst nach Freiberg und dann weiter nach Thüringen abgefahren. Die Fahrt ging auf einer anfänglich guten Chaussee, die aber bald zu einem erbärmlichen Steindamm wurde. „Freiberg liegt ungleich höher als Dresden, und im Erzgebirge. Daher geht der Weg hierher in der Regel bergan. Das höchst traurige Steinpflaster, das einer Chaussee gleichen soll, kontinuiret bis hierher, und bringt dem Fremden keine gute Idee von der sächsischen Polizei bei." Hier traf Schön auf ein Stückchen der damaligen sächsischen Finanzkunst, welches sein besonderes Interesse erregte. „Sachsen hat Staatsschuldscheine von 1 Rthlr., 2 Rthlr. ꝛc. Die Offizianten bekommen einen Theil ihres Gehalts in solchen Papieren ausgezahlt. Man kann diese Scheine bei der Kasse realisiren, muß aber 9 Pfg. per Thaler verlieren. Wenn man sie an Private umwechselt, verliert man nur 3 Pfg. per Thaler. Dies scheint sonderbar, denn kleine Schuldscheine helfen der Nation nichts, sie schaden im Gegentheil. Denn einen Zettel von 1 Rthlr. kann man leichter verlieren, er kann leichter vernichtet werden als 1 Rthlr. in Metall. Allein es ist Zwangsabsatz damit verbunden. Alle Abgaben nemlich müssen theilweise — ich glaube zum dritten Theile — in

solchen Papieren entrichtet werden. Ob dies bei allen Abgaben der Fall ist, will ich nicht behaupten, nur bei denen indirekten Abgaben ist es gewiß. Wer nun nicht Papiere hat, muß 9 Pfg. pro Thaler mehr bezahlen, welche Differenz besonders dem Kurfürsten in Einnahme gestellt wird. Diese Revenue soll ziemlich beträchtlich sein, wenigstens 30,000 Rthlr. betragen, denn die Papiere sind nicht häufig. Dadurch wird der Kredit (derselben) beständig höher gehalten, als der wahre Realisirungswerth ist, nemlich jetzt 6 Pf. höher pro Thaler. Man sagt sogar, daß das Geld zur Realisirung dieser Papiere daläge, der Kurfürst jener 9 Pfg. Revenue wegen das Auswechseln und Vernichten jener Papiere unterlasse, ob er gleich der Nation dadurch Schaden thut; denn ohngefähr zehn Jahre, nachdem diese Papiere ausgegeben waren, hat man bei einer ohngefähren Berechnung schon gefunden, daß viele verloren gegangen waren, also die Nation an wahrem Kapital verloren hat. Der Werth der Papiere ist zu klein, als daß man eine extraordinaire Sorgfalt auf Konservation derselben verwenden sollte, oder mehr als auf Metallgeld. Geld würde nicht verloren sein, die Papiere sind aber weg. Traurige Finanziers!!!"

Dann wurden die Hütten und das Amalgamirwerk besichtigt, in einen Schacht eingefahren, und die Pochwerke besucht. Da gerade der Kurfürst von Trier in Freiberg anwesend war, so konnte Schön weder den Berghauptmann v. Heinitz, noch den Bergrath v. Charpentier, noch den berühmten Professor Werner kennen lernen, und mußte sich mit oberflächlichem Anschauen und untergeordneten Bekanntschaften begnügen.

Auf der Reise nach Waldheim wurde in Nossen Mittag

gemacht. „Von Freiberg ab bis hierher ist eine schlechte Chaussee, die gar nicht im Stande erhalten ist, also den Weg sehr verschlechtert. Erfahrung zeigte mir hier, daß A. Young ganz recht hat, wenn er von Frankreich sagt, daß da, wo der König, die Prinzen und die Großen des Hofes spazieren gefahren, die Wege gut, da aber, wo kein Prinz, sondern nur der Gewerbetreibende fuhr, nichts an den Weg gewandt ist. In Sachsen treibt man es noch weiter, denn auf der guten Chaussee von Leipzig nach Dresden dürfen nur Extraposten und spazieren fahrende Herrschaften fahren, der eigentlich verdienstvolle Staatsbürger, der Gewerbetreibende, muß einen Umweg machen, und auf schlechtem Wege Pferde ruiniren und Wagen zerbrechen!" —

„In Nossen fand ich im Kruge vier Frachtfuhrleute, ganz ordinäre Knechte, zu Mittage essen. Zu diesen gesellte sich unser Postillion. Diese Leute aßen erst Gemüse mit Rindfleisch, dann Braten und tranken gleich nach Tische jeder zwei Tassen Kaffee. Der Luxus ist weit gekommen; der mit der Hand arbeitende Mann lebt hier so, wie viele Herren nicht in meinem Vaterlande."

In Waldheim wurde im wilden Mann, „einem mittelmäßigen Gasthofe" eingekehrt. „Man klagt hier allgemein über das Regenwetter, weil größtentheils noch nicht zugesäet ist. Obgleich diese Gegend im Erzgebirge liegt, also nicht ein so mildes Klima als das Thal hat, muß in der Witterung im Vergleich zu meinem Vaterlande ein beträchtlicher Unterschied sein. Man sagt allgemein, es sei hier noch nicht zu spät, jetzt Roggen zu säen. Die sächsischen Meilen sind groß, und die traurige Chaussee von Nossen bis Waldheim so schlecht, daß wir erst um 6 Uhr Abends, als es schon

dunkel war, hier ankamen." Die Reisenden hatten also mit Extrapost auf einer angeblichen Chaussee in vier Stunden (man war um 2 Uhr von Rossen abgefahren) kaum drei Meilen zurückgelegt. Von Waldheim aus wurde zu Fuß das benachbarte gräflich Einsiedel'sche Gut Ehrenberg besucht, an dessen Verwalter, „einem nicht dummen gutwilligen Mann," der Obersteuereinnehmer Graf v. Einsiedel eine Empfehlung mitgegeben hatte. Diese Wirthschaft, welche sich durch eine ganz feine spanische Schäferei, Brauerei und Brennerei und die Anwendung vieler landwirthschaftlicher Maschinen auszeichnete, wurde genau revidirt. Dann aber wurde am folgenden Tage das Waldheimer Zuchthaus besichtigt, „mit dem zugleich ein Institut für Kranke an Seele oder an Leib, die man hier Arme nennt, verbunden ist."

„Im Institut sind viererlei Personen: 1. Züchtlinge, die wegen begangener Verbrechen hierher kommen. Sie müssen täglich — Mann und Weib gleich — drei Zahlen und drei Gebünde Baumwolle spinnen. Eine Zahle hat 10 Gebünde und ein Gebünde 40 Fäden. Wer dies am Ende des Monats nicht täglich gesponnen hat, bekommt Hiebe. Die Züchtlinge schlafen in auf Kellerart gebauten Kammern immer 6 zusammen, vier unten, zwei erhöht. Sie werden des Nachts eingeschlossen. Jeder Züchtling hat in seiner separaten Bettstelle einen Strohsack, ein Kissen und eine wollene Decke. Die Schlafkammern können nicht geheizt werden. Morgens erhalten die Züchtlinge Salz und Brod, Mittags ein warmes Essen und Abends wieder Salz und Brod. Jeder bekommt so viel Brod, als er essen will. Die Züchtlinge haben eine Uniform, die von der Mütze bis zu denen Hosen incl. halb gelb und halb grau ist. Die Strümpfe sind grau. Auch

zu den Arbeiten des Hauses, als Holzfahren ꝛc. werden die Züchtlinge gebraucht."

„2. Arme, an Seele oder an Leib kranke, ganz Arme. Sie können sich tragen, wie sie wollen, schlafen und arbeiten in besonderen warmen Stuben, essen aber mit einigen Züchtlingen immer zusammen. Diese brauchen nichts Bestimmtes zu verrichten. ich sah hier ganz wahnsinnige Personen und Krüppel, die ernährt wurden. Diese bekommen wöchentlich zweimal Fleisch, während die Züchtlinge solches nur achtmal im Jahre an denen hohen Festtagen erhalten. Sonst wie die Züchtlinge."

„3. Patienten, die zur Institutskasse noch etwas zahlen können, werden wieder zusammen in besondere Zimmer gebracht, wo sie schlafen und essen. Diese dürfen nicht arbeiten. Wer unter 72 Rthlr. an die Institutskasse giebt, gehört hierher. Sie bekommen vier mal in der Woche Fleisch."

„4. Distinguirte, die sich eingekauft haben und jährlich 72 Rthlr. und mehr zahlen, haben größtentheils jeder sein besonderes Zimmer und stehen darin noch besser als die vorige Klasse, daß sie täglich Fleisch und immer zwei Gerichte haben. Essen, Trinken, Heizung und Quartier giebt das Haus."

„Armuth ist kein hinlänglicher Grund, um in dies Haus gratis aufgenommen zu werden. Die meisten von der 2, 3 und von der 4 Klasse, alle sind wahnsinnig, worunter einige ganz rasend sind, daher angeschmiedet werden. Das Land und der Kurfürst unterhalten das Haus, auch werden Kollekten dafür im ganzen Lande gehalten. Das Haus hat seine eigene Oekonomie, seinen eigenen Bäcker, Fleischer und Brauer. Ein Hausverwalter hat hier

die Oberaufsicht, der unter einer Kommission zu Dresden steht. Kaufleute aus denen benachbarten Städten verlegen das Haus mit Baumwolle, und nehmen das Gespinnst, bezahlen für die Zahl 6 ggr. Spinnerlohn. Spinnmaschinen werden hier gar nicht angewendet, es wird Alles auf großen Rädern gesponnen."

„Das Haus ist ganz geschlossen, nur ein Thorweg führt hinein, an welchem eine starke Wache von Invaliden steht. Wir wurden, als wir das Haus zu besehen wünschten, zum Prediger des Hauses geführt, an dem ich einen artigen Mann kennen lernte, und auf dessen Veranlassung wahrscheinlich ein Zuchtmeister mir Alles zeigte. ich sah zum ersten Male viele wahnsinnige Personen zusammen und unter diesen einen Advokaten angeschlossen. Der Anblick machte mich traurig, er ist im Stande, den hohen Begriff von der Menschheit sehr herunterzustimmen."

Von Waldheim wurde mit Extrapost über Altenburg nach Koburg gereist. Schon auf der ersten Station, in Rochlitz, lernte Schön kennen, was wir heute auf Reisen täglich erfahren müssen. „Im Gasthofe zum Löwen aß ich zu Mittage, und mußte da schlechtes Essen in einem schlechten Gasthofe theuer bezahlen. Ein Stück Kalbsbraten und sechs Kartoffeln kosteten gerade 6 ggr." Für die damalige Zeit war das allerdings ungemein theuer.

Durch das Altenburgische ist Schön nur durchgefahren. Er mußte des herannahenden und durch Schneefall sich bereits ankündigenden Winters wegen die Reise nach Möglichkeit beschleunigen und abkürzen. Es blieb den Reisenden jedoch im Nachtquartier Altenburg so viel Zeit übrig, das Schloß daselbst zu besuchen und sich die Geschichte des Prinzenraubes durch Kunz

von Kauffungen erzählen zu lassen. Auf diesem Schlosse „wohnt der Geh. Rath v. Hardenberg, und der Landesfürst, Herzog von Gotha mit seinem Gefolge, wenn er hier ist.“ — Die eigenthümliche Wirthschaft im Altenburg'schen konnte er daher nur flüchtig beobachten, und mußte sich zwischen Altenburg und Gera mit einem Gespräche begnügen, welches er auf einem Halteplatz, in Wildenparten, mit einem Bauern führte. „In diesem Dorfe fiel mir die Kleidung der Leute sehr auf. Die Mannspersonen tragen schwarze auf Pikeschenart gemachte Röcke, doch nur mit einer Reihe Knöpfe. Dabei schwarze ungeheuer weite lederne Hosen, eine Weste, die chemisetmäßig an beiden Seiten unter denen Armen herunter zugeknöpft wird, und dabei einen kleinen runden schwarzen Hut. Der Rock ist gerade so wie der der katholischen Prediger gemacht, nur etwas kürzer.“

„Von Randburg bis zum gräflich reußischen Territorio ist eine herrliche Chaussee. Auf dem reußischen Territorio der schlechteste Weg und insbesondere dicht bei Gera hohle Wege.“

„Den 28. October 1796“ (Gera) „als an welchem Tage ich im vergangenen Jahre von Königsberg abreisete. ich ging mit Büttner nach dem $^1/_2$ Stunde von der Stadt belegenen Schlosse Osterstein, dem Wohnorte des hiesigen Grafen v. Reuß. — Der Graf hält sich etliche 50 Mann Soldaten. Von hier ging's zur Stadt zurück. ich kaufte mir Schulze's neueste Schrift. Gera ist eine zwar nicht große aber gut gebaute Stadt. Um 10 Uhr verließen wir dies zwar nicht schlechte abet sehr theuere Gasthaus und fuhren nach Neustadt ab.“ Dort angekommen kehrte man „im schmutzigen und theueren Gasthof zum Schwan“ ein und fuhr am

nächsten Morgen nach Saalfeld weiter. „Von Neustadt bis Saalfeld ist die Gegend bergig, der Boden fast immer Lehm, stark mit schwarzer Erde melirt, ganz zum Weizenbau geschickt. Die Berge sind Felsen, welche bisweilen hervorragen. Bei der Eh-Schenke (Rakendorf) ist die Gegend insbesondere schön. Rechts läuft in einiger Entfernung vom Wege eine mit Holz bewachsene Bergkette, vorn vereinigt sich dies Gebirge mit einem anderen, links sieht man einige in einer Ebene stehende Felsberge, auf denen alte Schlösser stehen, hinter sich sieht man viele Dörfer. Die ganze Gegend ist bebaut, überall sind Felder, die niedrigen Stellen Wiesen. Der Weg von Neustadt geht beständig zwischen Feldern, man trifft nur wenig Wiesen an. Von Unter-Wallborn fährt man in einem Thal, das größtentheils aus Wiesen besteht, bis zu der an der Saale belegenen Stadt Saalfeld. Bei Kolbe marschirte uns das sächsische Infanterieregiment Prinz Maximilian vorbei. In Saalfeld kehrten wir dem Wunsche unseres Postillions zuwider nicht in dem dem hiesigen Postmeister zugehörigen Gasthofe zum Hirsch, sondern im Gasthofe zur Gans ein. Wir hatten nemlich die Bemerkung gemacht, daß man nicht in denen Gasthäusern, wo die Postillions in der Regel einkehren wollen, logiren müsse. Der Postillion zehrt alsdann herein, und der Wirth bringt dies unter einem anderen Titel, etwa unter Stubenmiethe mit in Rechnung. Saalfeld liegt sehr romantisch. Die Saale bildet eine herrliche Gegend. Es ist nicht ganz klein, aber schlecht gebaut. In diesem Gasthofe, wo wir jetzt logiren, hat Johann Friedrich nach seiner Gefangennehmung — der Sage des Wirthes nach — einige Zeit gefangen gesessen.“ Dann wurde das dortige Blaufarbenwerk, „das

dem Doctor Wagner gehört," besichtigt. „Von da gingen wir durch die Stadt Saalfeld in unser zwar nicht sehr elegantes, aber gutes Quartier, bezahlten den billigen Wirth, mußten für's Pferd 12 ggr. schweres Geld pro Meile bezahlen, und fuhren um 10 Uhr ab. Bei denen hiesigen Kassen nimmt man nur Geld nach dem Konventionsfuß, im gemeinen Leben gilt aber Geld nach dem 21 Guldenfuß. Man hat indessen nicht eigenes großes Geld, sondern nur Kreuzer."

Von Saalfeld ging es weiter nach Gräfenthal. Unterwegs wurde noch ein Vitriolwerk besichtigt, hinter welchem „ein Berg beginnt, an welchem der Hinaufstieg über eine Stunde dauert." Die Berge bei Gräfenthal „sind so steil und so felsig, daß wir öfter unseren Hemmschuh brauchen mußten. Die Wege sind häufig so hohl, daß die Axen der Felsen wegen an den Seiten in Gefahr sind. Gräfenthal liegt ganz im Grunde, ist von sehr hohen Felsbergen eingeschlossen. Die Stadt ist sehr schlecht, der Gasthof zum Löwen, in dem wir logiren, traurig aber reinlich."

„Den 31. October Morgens früh um 7 Uhr wurde diese traurige Stadt verlassen und nach Koburg abgefahren." Hinter Buchbach fand sich abermals ein steiler Berg, über welchen der Aufstieg 1½ Stunden Zeit erforderte. „Der Weg hinauf ist äußerst beschwerlich und der schwärzliche mit Schiefertheilen vermischte Lehm, der auf diesem Felsen liegt, macht das Fahren noch schwerer. Alle Frachtfuhrleute müssen, um auf diesen Berg zu kommen, aus Buchbach Vorspann nehmen, der, da die Bauern in dieser Gegend selten Pferde haben, aus Ochsen besteht. Mitten auf dem Berge begegnete ich einem dreispännigen Frachtwagen, der außer

15*

seinen drei hinter einander gespannten Pferden noch mit 17 Ochsen bespannt war, von denen nur zwei nebeneinander zogen. Die vorgespannten Thiere nahmen daher eine große Strecke ein." Dann passirte man im Grunde das bayreuthische (preußische) Dorf Tettau. Nicht weit davon lag auf der Spitze eines Berges der sogenannte Sattelpaß, „ein Gasthaus mit einigen Wohnhäusern. Hier vereinigen sich kurz vor dem Dorfe die preußisch-saalfeld'sche und meiningen'sche Grenze. Die Post ist meiningisch. Die Reisenden müssen durch eine Art von Thor passiren, wo sie examinirt werden, was dem Herzoge gemeldet werden muß." Im Dorfe Judenbach, auch noch meiningisch, wurde Mittag gemacht, und zwar in dem „an sich schlechten Gasthofe zu den drei Kronen, wo zugleich die Post ist. Seit Saalfeld hatten wir pro Pferd und Meile 12 ggr. sächsisch Geld, den Species à 1 Rthlr. 8 ggr. bezahlen müssen. Hier nahm man zwar auch 12 ggr., aber den Species zu 1 Rthlr. 11 ggr., hingegen statt sonst nur 2 ggr., 4 ggr. Schmiergeld. Was das Wahre ist, will ich in Koburg nachfragen. Mit den Bauern ließ ich mich, nachdem ich etwas gemittagt hatte, in ein Gespräch ein. Sie lobten allgemein ihren Herzog von Meiningen. Nach meiner ohngefähren Berechnung scheinen sie nicht so belastet, als die kursächsischen Bauern zu sein. Sie sagten mir von ihrem Fürsten, er verlange genaue Leistung der einmal bestimmten praestandorum — das Dorf thut keine Dienste, sondern bezahlt bloß die Landes-Abgaben, jeder Bauer ist Eigenthümer — er thue aber wiederum Viel für sein Land. So habe er im gegenwärtigen Kriege sein Kontingent mit 95,000 Rthlr. aus seiner Tasche bezahlt, ohne denen Unterthanen, da sie bei der Bezahlung ihre

Kinder behielten, etwas aufzulegen. In diesem Lande ist die Einrichtung, daß die Bauerjungens eine Landmiliz formiren. Sie müssen einmal bei einem Kapitän in der nächsten Stadt exerciren lernen, sind aber sonst stets zu Hause, haben ihre Uniform liegen, und dürfen bloß im höchsten Nothfall sich in Bataillons formiren. Hier wird gar kein Wintergetreide mehr gebaut. Man säet nur Sommerroggen, Gerste und Hafer, baut aber insbesondere Kartoffeln. Das Wintergetreide soll wegen des langen und strengen Winters und vielen Schnees gar nicht gedeihen. Mit dem Dünger geht man hier äußerst ökonomisch um. Vor jedem Hause sah ich einen viereckigen Düngerhaufen, wo man schichtweise Laub und Rasen und Dünger legt. Ein Handwerker aus dem Bamberg'schen war dabei. Dieser klagte gewaltig über die dort herrschende Theuerung. Die Franzosen sollen bei ihrem Rückzuge das, was sie an Vieh und Getreide haben brauchen können, mitgenommen, und das andere Alles ruinirt haben. Dabei ist jetzt noch die Viehseuche dort." Des Abends kamen die Reisenden nach Koburg, und stiegen „im Gasthof zum Schwan ab. Der Wirth war beim ersten Nachfragen nach den Preisen billig. ich berichtigte mein Tagebuch, und zur Ruhe."

Sechstes Kapitel.

Thüringen. Der Leser wird in das Herz der Kleinstaaterei eingeführt. Wiedersehen mit Fichte. Von dort nach Breslau.

Der erste November brachte Aerger. „Lang geschlafen. Um 10¼ Uhr niedergelegt und erst um 7½ Uhr aufgestanden. Man sagt, wer lange schläft, verliert am Leben. Wer zu lange schläft, richtig, aber es ist besser, etwas zu viel als zu wenig schlafen, im letzteren Falle verliert man zu viel am Leben, man ist zwar länger wach, aber man lebt bei diesem längeren Wachsein bei weitem nicht so viel als der, der recht ausgeschlafen hat. Erfahrung an meinem Reisegefährten bestätigt dies. Gerade wenn er am spätesten schlafen geht, und am frühesten aufsteht, thut er am wenigsten. —"

Der erste Ausgang in Koburg galt dem Ankaufe von Kant's Naturrecht, das sich aber im Buchladen nicht fand. „ich lernte indessen bei dieser Gelegenheit eine Volkssitte kennen. Es kam nemlich ein Hochzeitbitter mit einem Tuch und einer Citrone in der Hand, und bat im Namen eines Barbiers den Buchhändler zur Hochzeit. Es wurde eine lange Rede gehalten. Der Buchhändler sagte mir: er würde aus folgendem Grunde zur Hochzeit gebeten. Sein Vor-

gänger im Buchladen habe diesen Barbier über die Taufe gehalten, da er nun im Buchladen in seine Stelle getreten sei, so wäre dies auch als Pathe des Bräutigams der Fall. Die Hochzeiten sind in Gasthäusern. Jeder Gast muß wenigstens so viel an Hochzeitsgeschenk geben, als der Gastwirth vom Hochzeitgeber pro Person für die Speisung erhält. Dies sei in der Regel 3 Rthlr. Dafür hätte aber auch Jeder das Recht, so viel vom Essen mitzunehmen, als er von seiner Portion zur Stelle nicht verzehre. Da man nun nicht flüssige Sachen mitnehmen kann, so bringt man in der Regel einen Menschen anscheinend zur Bedienung mit sich, und läßt von diesem die Residua hinter dem Stuhle aufessen. Wer nun ein Pathe des Bräutigams oder der Braut ist, oder dafür angesehen wird, wie im gegenwärtigen Falle der Buchhändler, muß ein doppeltes Hochzeitsgeschenk geben. Wer nicht zur Hochzeit geht, gilt als ein interessirter Mensch, und beleidigt das Brautpaar."

„Koburg schlägt jetzt gar kein Geld, sondern bedient sich der Reichsmünzen zum 24 Guldenfuß. Der Louisd'or gilt hier 6 Rthlr. ohne, und jetzt mit Agio 6 Rthlr. 36 Kreuzer. Das Land Koburg ist so verschuldet, daß eine Kaiserliche Kommission hier ist, der die Kammer die Rechnung ablegen muß, und welche dem Herzoge ein Bestimmtes zur Zehrung giebt." Schön, der nach Koburg nur auf besondere Anweisung des Ministers v. Schrötter gegangen war, fand dort zwar nicht, was Schrötter gesucht oder vermuthet hatte, aber er fand Gelegenheit, tiefe Blicke in die kleinfürstliche Misere jener Zeit zu thun. „Nach Tische ging ich mit Büttner zum Geheimen Kammerrath Bühl, der Präsident der hiesigen Kammer ist. ich fand einen sehr

artigen, aber viel und langweilig schwatzenden Mann. Die hiesige Kammer besteht aus diesem Präsidenten, einem Hofrath (Fatius) und einem bloßen Rathe (Gruner). Aus dem Discurs mit diesem Manne ging Folgendes hervor: Die koburgische Wirthschaft ist eben nicht vorzüglich, ganz ordinair magdeburgisch, vielleicht nicht einmal ganz so gut. Schubart v. Kleefeld war hier Geheimer Rath. Dies hat der Wirthschaft Ruf gegeben. Die Domanialeinrichtung scheint nicht bedeutend und vorzüglich zu sein, denn der Präsident fährt morgen selbst zu einer Fischerei (nicht zum Vergnügen, sondern ex officio), und fängt dann eine Forsttaxation an, bei welcher er drei Wochen abwesend sein wird. Ferner: der Präsident hat selbst das Domänenamt Mönchröden in Pacht, die genaueste Wirthschaft scheint man nicht zu kennen."

Am folgenden Tage wurde, „nachdem ich von dem Hofmarschall und Kommandanten Erlaubniß erhalten hatte," die Feste Koburg besichtigt. „Sie liegt auf einem sehr hohen Berge, dessen Felsspitzen oben herausstehen, so daß das Gemäuer darauf ruht. Der Weg zur Spitze des Felsens ist gar nicht schroff. Die Festung hat zwei Gräben. Der obere Raum ist nicht groß, doch liegen 40 Mann darin. Im dreißigjährigen Kriege ist sie belagert aber nicht eingenommen worden. Von drei Seiten läßt sie sich ihrer Höhe wegen fast gar nicht beschießen, aber von der vierten Seite kann Alles in Grund und Boden kanonirt werden, so daß die Festung jetzt keinen Feind mehr aufhalten würde."

Unter den Merkwürdigkeiten, welche zu sehen waren, fielen Schön im Zeughause „die vielen alten Gewehre,

Flinten, die man von hinten laden kann," auf; dann in der ehemaligen Wohnung der Herzoge „im ganz alten Geschmack, d. h. sehr schlecht," das „Zimmer, worin Dr. Luther sich ein halb Jahr, anno 1536 verborgen aufgehalten, dessen Bettstelle, wovon Reisende einen Span nehmen, und ich es auch that," also ein Seitenstück zu Dr. Luthers letztem Mantel in Eisleben. Vor dem Schlosse in der Stadt, „die Ehrenburg genannt" fielen Schön zwei aus Sandstein gehauene Löwen auf. „Diese beiden Löwen hat ein Professor Döll aus Gotha gemacht."

Am folgenden Tage begab sich Schön, einer Einladung des Geheimen Raths Bühl folgend, nach Mönchröden. „Weil ich ritt, durfte ich den Weg vom Thore ab auf der herrschaftlichen Chaussee einschlagen. Auf dieser Chaussee darf nur der fahren oder reiten, der spazieren fährt oder reitet. Traurige Einrichtung! Wer aus Langeweile fährt, hat guten Weg, und wer seine Produkte verfährt, seinen Ueberfluß Anderen communicirt, der produktive Staatsbürger muß auf schlechtem Wege fahren." Wie die Wirthschaft beschaffen war, welche Schön dort vorfand, gehört nicht hierher. Zu lernen war außer einigen lokalen Handgriffen und herkömmlichen Manipulationen nicht viel. „Jetzt wird es mir immer deutlicher, weshalb mich der Minister v. Schrötter nach Koburg verwies. Schubart v. Kleefeld war hier Geheimer Rath" (also Präsident der Kammer). — Das Land ist sehr gebirgig, hat daher auch viele Wälder und viel Weide, zum Kleebau will daher Niemand übergehen. Die Herren, welche ohne Kopf die Gegenden sehen, wo auch der Bauer Kleebau treibt, und Gefallen an dieser netten so in das Auge fallenden Wirthschaft finden, wollen diese auch

hier einführen, sie wollen, daß man das Vieh mit Klee im Sommer im Stalle füttere, d. h. die Weideländereien nicht benutze, die ihrer Lage nach doch nur zur Weide taugen, und Weizenland mit Luzerne und Esparsette bestelle, und um die Freude zu haben, Klee zu bauen, an der folgenden Saat ein paar Körner verliere. Diese Herren sprechen erst, und weil Niemand auf ihr Sprechen achtet, schreiben sie aus Desperation Bücher, und machen daher im Auslande Lärm, weil sie es in ihrem Vaterlande nicht können. Es ist auffallend, daß gerade an denen Orten, wo viel Klee gebaut wird, nichts darüber geschrieben wird. Anweisungen von Seiten des Staats helfen nichts, evidenter Vortheil, nicht Geschwätze bringt zur Nachfolge."

„Geheimer Rath Bühl sagt, er gebe jetzt so viel als die vorigen Pächter. Jene wären bankerott geworden, er profitire. Viel mag zwar daran liegen, daß sein Gut sich zum Kleebau qualifiziret, weil es nach seinem Weideterrain nicht so viel Vieh halten könnte, um seinen ordinairen Acker alle drei und den extraordinairen Acker alle zwei Jahre zu düngen. Allein, alter Freund! überlege Folgendes: Du als Präsident der Kammer bist selbst Pächter; ferner: was gilt jetzt der Scheffel Roggen, da im Würzburg'schen in gewisser Art des Krieges wegen seit einigen Jahren die höchste Theurung ist, und was galt er vor zehn Jahren? Würde jetzt bei den obigen Umständen der Pächter Dir viel nachstehen? Die jetzige Wirthschaft hat Vorzug vor der ohne Kleebau, denn es fehlt an Weide, aber zehn Morgen weniger Acker und zwei Körner Verlust da, wo Klee gestanden hat, dies macht wieder einen verdammten Abzug. Prahle daher nicht so sehr, mein bester Herr Geheimer Rath!"

„Büttner schickt heute seinen Wiesenhobel, der nach der Meinung dessen, von dem er das Modell hat, nichts taugt, nach Preußen, um sich um sein Vaterland verdient zu machen. Dabei fällt mir ein, Braun in Radegast läßt im Frühjahr die Kupsen auf seinen Wiesen nicht abstechen, sondern mit einem Kloß in die Erde schlagend drücken. Der Rasen geht dadurch nicht von der Stelle, und noch in demselben Jahre ist Gras da, und die Wiese ist eben. Diese Anweisung schickt Büttner nicht, sie ist zu einfach. Daß doch unkultivirte Menschen dem Künstlichen einen so großen Werth beilegen."

„Ein ganz ohnbefangener Leser meines Tagebuchs würde fragen, warum liege ich so lange in Koburg? Sehr bedächtig würde ich ihm dann antworten: Büttner schreibt wieder einen Bericht an den Minister, wollte hier durchaus dazu runde acht Tage haben. Auf mein vieles Drängen soll es jetzt übermorgen fortgehen. ich schrieb an den Dr. Kruttge [1]) des Quartiers in Breslau wegen."

Am folgenden Tage wurde eine Knopffabrik in Koburg besichtigt. „Herr Hausmann, ein sehr beredter Mann zeigte mir das, was ich in Halle bei Herren Schier schon gesehen hatte. Seine Masse schien mir nur etwas besser zu sein. Hausmann tadelt gewaltig die Schier'sche Arbeit und Herren Schier insbesondere, daß er seine Waare — da doch die Einfuhr fremder Waare verboten sei — zu wohlfeil verkaufe. Beides gab das Interesse ein, denn Hausmann verkauft Viel seiner Waare als Kontrebande in's Preußische. Wenn Schier

[1]) Johann Michael Kruttge, geboren zu Breslau den 22. Juni 1771; auf der Universität zu Königsberg in Preußen 1792. Gestorben zu Breslau als Medicinalrath und Ober-Stadt-Physikus am 12. Januar 1843.

seine Preise steigerte, würde Hausmann seinen Kontrebande-Handel stärker treiben können."

„Hausmann lobte sehr die hiesige Regierungsform. Sowohl der Landmann als auch der Städter haben sehr wenig Abgaben. Der Fürst läßt sich von Jedem zu jeder Zeit sprechen, treibt gar keinen Aufwand, lebt sehr einheimisch, hat die Schulden, die das Land oder eigentlich den Fürsten jetzt drücken, im siebenjährigen Kriege gemacht, um von seinem Lande dazu nichts zu erheben. Hausmann erzählte Viel von denen Skandalen, die die Jourdan'sche Armee in der hiesigen Nachbarschaft getrieben."

„Koburg ist eine schlechte Stadt, hat alte Häuser, und liegt ganz im Grunde. Den Hof merkt man gar nicht, ohnerachtet die Stadt so klein ist."

Am 5. November wurde endlich von Koburg ab- nach Hildburghausen gefahren, also eine Tour eingeschlagen, auf welcher der ganze Thüringer Wald umflügelt werden mußte. Unterwegs wurde in Schweighof gehalten, „einem gothaischen Kammergute. v. Bühl hatte uns diesen Pächter gelobt. Wir fanden ihn nicht zu Hause. Seine Frau, ein bloßes Bauernweib, aus Angst, wir wären Spione, oder kämen aus dem Reiche, wo die Viehseuche ist, zeigte uns nichts, und sagte nur, daß hier Stallfütterung sei, und, ohnerachtet sehr viel Heu gebauet würde, dennoch Klee und Luzerne zum Grünfüttern gesäet würde. Der Boden ist ganz rothlehmig, scheint mir aber so fett zu sein, daß sich der reichlichste Ertrag von jedem Getreide erwarten läßt. Neben dem Hofe war der kleine Luzernegarten. Denen Wirthschaftsgebäuden nach zu schließen, ist diese Wirthschaft eher kleiner als größer als die Bühl'sche. Unser Postillion wollte nicht warten,

war daher mit dem Wagen voraus nach Rotach gefahren. Wir mußten in dem nassen Lehm eine halbe Stunde gehen."

In Hildburghausen wurde Nachtquartier gemacht, zu sehen war wenig. „Ein sehr kleines aber nett gebautes Städtchen. Das Schloß liegt gut an der Werra, ist übrigens zwar hoch und groß aber nicht schön. In der hiesigen Buchhandlung kaufte ich mir Pörschke's Naturrecht. mein Friedrich war mir wieder krank, wir sind im Gasthofe zum braunen Roß am Markte eingekehrt. Der Wirth in Koburg ist theuer, es herrscht hier indessen des nahe an der Grenze gewesenen Krieges, und der jetzigen Viehseuche wegen, allgemeine Theuerung. Das Postwesen ist in den hiesigen Landen in der besten Konfusion. Die Postbedienten sollen sich nach dem kursächsischen Reglement richten, dies gilt aber in den wenigsten Fällen. Zur Nachricht wird bemerkt: 1. in Kursachsen bezahlte ich pro Pferd und Meile 8 ggr. sächsisch Geld, 4 ggr. Schmiergeld, und sollte pro Station 8 ggr. Biergeld geben, man giebt aber mehr. 2. in Altenburg bei der gothaischen Post ebenso. 3. in Saalfeld 12 ggr. sächsisch, pro Pferd sonst dasselbe. 4. in Gräfenthal — so wie Saalfeld halb gothaisch und halb koburgisch — eben so. Der Posthalter in Koburg sagte mir, diese Leute sollten eigentlich leichtes Geld nehmen, allein die Kammer habe Nachsicht, damit man wieder mit ihr Nachsicht habe. 5. Im Koburg'schen 12 ggr. leichtes Geld (24 Guldenfuß) pro Pferd, 15 Kreuzer Schmiergeld, Biergeld ist willkürlich. Die 15 Kreuzer Schmiergeld sind durch nichts bestimmt, Usance macht die Leute fordern. Hier soll auch leichtes Geld sein. Der hiesige Herzog ist ein Schwager unseres Kronprinzen."

Auf der weiteren Fahrt nach Themar wurde abermals auf dem „gothaisch-koburgischen Kammergute Treffurt“ angehalten. „Wir fanden Niemanden als die Frau des Pachters, eine bloße Bauernfrau, doch anscheinend gut. Der Sohn kam nach Hause, wir mußten, um die Leute nicht zu beleidigen, zu Mittage mit ihnen essen, besahen nachher Gebäude und Feld, auch Wiesen “

Von hier wurde noch auf das „eine halbe Stunde davon entfernte kursächsische Kammergut Vesser gegangen, Kloster Vesser genannt.“ Vesser liegt in der Grafschaft Henneberg, kursächsischen Antheilts. Wir fanden an dem Amtsverwalter einen sehr artigen und gebildeten Mann, besahen mit ihm seine Wirthschaft und das daneben belegene kurfürstliche Gestüt.“ Der Verwalter begleitete die Reisenden nach Themar, und verweilte den Abend über mit ihnen im Gasthause in landwirthschaftlichem Gespräche. So war dieser Tag ziemlich reich an Ausbeute für den Zweck der Reise. Hervorzuheben ist an dieser Stelle folgende Bemerkung:

„Die kursächsische Kammer macht viele dumme Streiche. Für alle Meliorationen und allen Mehrwerth des Inventarii bekommt der abgehende Pächter weder von der Kammer noch vom anziehenden Pächter etwas. Zu Meliorationen wird nicht das Geringste accordiret. Ein großer Teich, der mit 100 Rthlr. zu Wiese gemacht werden könnte und als Teich nichts taugt, wird nicht dazu gemacht, man bezahlt lieber die etatsmäßigen 50 Rthlr. in denen festgesetzten Terminen für das Ausfahren.“

„In dem hiesigen kurfürstlichen Gestüte stehen die einzwei- und dreijährigen Füllen. Die Zuchtstuten und Hengste stehen auf anderen Vorwerken. Der Kurfürst thut pro Pferd

zwei berliner Metzen Hafer und 15 Pfd. Heu täglich gut. Im Winter wird jedes Füllen einzeln eingebunden. Die Füllen waren schlecht im Stande und von schlechtem Schlage, man wendet nichts ans Gestüte. Im Sommer gehen die Füllen im Holze auf die Weide."

Die Fahrt ging dann im Wiesengrunde der Werra weiter, in welchem die blühende Landschaft mit großem Interesse betrachtet wurde, bis Meiningen, wo Mittag gegessen wurde. „Meinungen" (so schreibt Schön konsequent) „ist eine schlechte Stadt, das Wasser läuft mitten in der Straße. Das Schloß ist rostig, vor dem Thore hat der Herzog einen englischen Garten, der gelobt wird. Es soll darin eine Schweizerei von wenigen Kühen sein, ein Lusthaus, genauer der Tempel der Harmonie, wo die Musik von unten durch Röhren hineintönt, was beim Essen gewöhnlich geschieht, ein Treibhaus, das durch Röhren geheizt wird, bei dem man das Dach und die Seitenfenster im Sommer wegnehmen kann, ohne einen Baum zu rühren. Es sah mir zu koddrig in Meiningen aus, ich hatte keine Lust, diesen Garten zu sehen." So ging es denn weiter mit frischen Extrapostpferden, „die der Herzog hier selbst hergiebt." Von Meiningen ab ist Chaussee. Das Städtchen Wasungen, „ein trauriges Nest," wurde nicht weiter beachtet. „Die Chaussee hört schon vorher auf." In Schmalkalden wurde „im Gasthofe zum rothen Ochsen" eingekehrt, und übernachtet.

„Den 8. November morgens ging ich mit meinem Wirth, einem Fleischer in die Stadt: a. in das Haus, wo der Schmalkald'sche Bund geschlossen ist. Dies Haus — ganz alt gebaut vom 16. Jahrhundert her — gehört einem

Kaufmann. Das obere Zimmer, wo der Bund geschlossen und Luther logirt haben soll, ist nebst der Treppe antik. Im Zimmer ist nichts zu sehen, als die Bildnisse derer Fürsten, welche diesen Bund schlossen, in denen Fensterscheiben Luthers, und das Kassel'sche Wappen in Gips an der Decke. Das Zimmer ist übrigens niedrig und schlecht. Unten soll im Hause damals ein Theil der hier versammelten Fürsten logirt haben, die anderen haben in dem von außen schlechten Gasthofe zur Krone Quartier genommen, welches durch eine Inschrift von außen angezeigt ist. An dem Hause, in welchem der Bund geschlossen, ist von außen eine darauf Bezug habende Inschrift und ein Schwan. Der Kaufmann zeigte mir dies Zimmer selbst." Außerdem wurden noch verschiedene Fabriken besichtigt. „Schmalkalden ist an sich ein zwar schlecht gebauter aber nahrhafter Ort. Um die Stadt sind Eisen- und Kobaltbergwerke. In der Stadt sind eine sehr große Menge Professionisten, die in Eisen arbeiten: Nadler, Schmiede aller Art. Es werden hier viele Handwerkszeuge gemacht, und eine ungeheure Menge Schusterahle verfertigt."

Von Schmalkalden aus wurde der Weg nach Gotha eingeschlagen, um den Nordrand des Thüringer Waldes zu streifen. Bei dem Ersteigen des hinter Schneeberg befindlichen steilen Berges traf Schön „einen Schuster, der mir nicht dumm zu sein schien. Mit diesem sprach ich viel über seinen Landgrafen, der Schuster war aus Schmalkalden. Er lobte seinen Herrn — wie er ihn nannte — sehr. Als Grund des Lobes führte er an: a. habe er dem Lande die Accise aufs Getreide erlassen, die von seinem Vater herrühre; b. fordere er nicht wie die vorigen Landgrafen Extra-

steuern als Fräuleinsteuer ꝛc.; c. halte er auf Recht und Gerechtigkeit, sehe darauf, daß jeder Offiziant seine Pflicht thue; d. ließe er sich von jedem seiner Unterthanen, sei es im Hause, oder auf der Parade sprechen; e. wäre das Volk überzeugt, daß alle Steuern und Abgaben nicht von denen Offizianten verzehrt würden, sondern dem Lande zu Statten kämen; er habe dafür die Gehalte der ersten Offizianten in Kassel, an die sein Vater Geld verschwendet, etwas herabgesetzt. Der Landgraf hat bei seinem Regierungsantritt vielen Dorfschaften 170,000 Rthlr. an Steuern erlassen. Dagegen tadelte der Schuster: 1. daß der Landgraf zu viel Soldaten halte, dem Lande mehr Menschen lassen könnte, und dann mehr Zeit zum Regieren haben würde; 2. daß er noch Spitzbuben um sich habe, die nicht alle Briefe an ihn gelangen lassen. Er habe zwar schon einige dafür derb gezüchtigt, allein man solle es doch noch wagen. Er hat Kapelle und Oper des vorigen Landgrafen gleich verabschiedet, ohne denen Leuten Pension zu geben, ferner denen Offizianten, die viele Posten hatten, nur einen gelassen, Verwandte in denen Kollegien versetzt; läßt Briefe aufbrechen, hört wie Leute lustig seien, und wirft ihnen, wenn sie über Bedrückungen klagen, dies vor."

In Gotha logirten die Reisenden sich „im Mohren in der Vorstadt ein, rekommandirt von Herren Hausmann in Koburg. Anscheinend ein ordentliches Hotel. Es war gerade Konzert und nachher Ball. Büttner zog sich gleich zu letzterem an. mir steckten die vielen heutigen Wanderungen, welche des schlechten Weges wegen gemacht werden mußten, in denen Knochen, mein Bart war lang, ich berichtigte daher mein Tagebuch, aß mich satt, und will zur Ruhe gehen."

Der Aufenthalt in Gotha dauerte einen Tag. Es wurde das Kunst- und Naturalienkabinet unter Leitung des Geh. Rath Döll besichtigt, und der Rath Becker besucht. „Ein anscheinend sanftes Männchen empfing mich sehr artig. Becker ist im Jahre 1784 in Königsberg gewesen, und hat dort Kant, Kraus, Hippel rc. kennen gelernt. Der Professor Schlichtegroll kam auch zu Becker. Dieser schien ein lebhafterer Mann zu sein, der das Dociren als Professor schon mehr gewohnt war. Dem rc. Becker sagte ich, Baczko würde sich ganz zum Mitarbeiter bei seinem Anzeiger und seiner Nationalzeitung eignen. Zu letzterem ihn aufzufordern, schien rc. Becker Willens zu sein, weil es ihm da an Material fehlt.“ — Außerdem besuchte Schön auch noch den Geh. Sekretair Gotter, „der Mann war krank gewesen, schien aber sehr sanft zu sein, extraordinaire Raisonnements kamen nicht zum Vorschein;“ Geh. Rath von Thümmel befand sich auf seinem Gute „Sonneborn“.

In Erfurt kamen die Reisenden am 10. November an. „Erfurt ist eine große Stadt mit 20,000 Menschen, nicht vorzüglich gebaut. Wir kehrten im römischen Kaiser ein, einem guten Gasthofe, besahen, nachdem wir gegessen: 1. die große Glocke auf dem Dome, 30 Fuß im Umfange; 2. das Karthäuser Kloster, wo nichts zu sehen war. Die Kerls dürfen nur einmal in der Woche ohne Permission sprechen, gehen weiß in Wolle; 3. die Augustiner Kirche, war auch nichts zu sehen; 4. Abends um 6 Uhr einen Aufzug, den die protestantischen Chorschüler den Abend vor Martini vom Domplatze machen. Einige Jungen mit Lichten stehen oben, die anderen unten auf dem Markte, und singen Luthern zu Ehren eine Kantate. Es ist ein Volksfest, sonst nichts. Man ißt

heute Abend in der ganzen Stadt Gänse. Abends war ich eine Stunde unten im Hotel, wo ich mit einem Doctor Advokaten über Erfurt sprach. Die hiesige Universität ist sehr zurück. Es sind kaum 100 Studenten. Abends las ich Zeitungen."

„Den 11. November Morgens berichtigte ich mein Tagebuch. Schnepfenthal bei Gotha, wo Salzmann sein Institut hat, habe ich nicht besuchen können. Wenn man so lange im Sommer in Magdeburg Braache lag, muß man jetzt, wo die Tage so kurz, der Weg so schlecht, die zu machende Reise so groß und das Reisen so beschwerlich ist, interessante Gegenstände vorüberlassen. Annehmliche Folgen der Reisegesellschaft! Vormittags zum Koadjutor v. Dalberg. Ein gerader Mann, ein geistvolles Gesicht, keinen großen Anstand. Er sprach viel über Preußen, sagte, daß man Verbesserungen in der Produktion und Fabrikation dadurch im Erfurt'schen bewirke, daß man bei der intendirten Beschäftigung dem so Beschäftigten jährlich so viel aus der Staatskasse gebe, als er nach einer angelegten Rechnung bei dieser Beschäftigung gegen die gewöhnliche Nachtheil habe. Im zweiten Jahre wäre der Zuschuß, weil das Geschäft schon insbesondere der Kenntniß des Arbeiters bei der Bearbeitung und dem Absatze des Produkts oder Fabrikats wegen, lukrativer sein müsse, geringer; im dritten Jahre noch mehr, bis er endlich im 5. oder 6. Jahre ganz wegfiele. Auf diese Art würde der Waid-, Krapp-, foenum graecum-, Kümmel- und Anisbau — das alles in dem hiesigen guten Boden wächst — und die Fabrikation der wollenen Tücher befördert, daß einzelne Personen Prämien geben, hielt Dal-

berg nicht für gut, weil es nur einzelnen Personen zu Statten komme, und weil vielleicht jeder glaube, er würde nicht, der die Sache am höchsten treibende sein Alles ließe, und die ganze Sache, auch wenn nur einigen Unterstützung gegeben würde, partikulair bleibe.“ Er erklärte es übrigens, wie Schön später (1844) noch besonders hervorhebt, „für die äußerste Spitze des politischen Kalküls, daß man bei uns sogar die Forstdiebstähle etatsmäßig gemacht hätte.“

Von Dalberg „gingen wir in das lutherische Waisenhaus, welches ehemals das Augustiner Kloster gewesen, in welchem Luther war. Man zeigte seine Zelle, ein kleines Gemach mit einem Fenster, dessen Wände in neueren Zeiten mit Luthers Lebenslauf beschrieben sind. Auch ist an der einen Seite der Dintenfleck, den Luther gemacht haben soll, als er dem Teufel das Dintenfaß nach dem Kopf geworfen. Der Führer sagte indessen: daß Luther bei Gelegenheit, als er eine Fliege habe verscheuchen wollen, das Dintenfaß dahin umgeworfen habe. Luthers Schreibzeug, ein hölzerner viereckiger Kasten, in welchem Dinte- und Sandbüchse, wird in der Zelle gezeigt. Jeder Fremde schreibt seinen Namen in ein Buch. Auf dem Gange vor dieser Zelle ist eine Menge von Gemälden, welche eine Nachahmung des Baseler Todtentanzes sind. Menschen aus allen Ständen und Klassen sind gemalt, und bei jedem der Tod. Neben Luthers Zelle ist ein Kunst- und Naturalienkabinet, sehr unvollständig und unbedeutend. Eine nicht vollkommene Holz- und Stufensammlung verdient allein Rücksicht. — In dieser Kunstkammer sind unterschiedene Schnurrpfeifereien: 1. ein Knips-Schloß an den Mund zu legen, 2. ein italienisches Weiber-Schloß, das Ding wird mit einem Vorhänge-Schlößchen verschlossen,

wozu kein Schlüssel ist, das aus Ringen besteht, auf denen jeden ein Buchstabe steht. Stellt man die Ringe nun so, daß ein gewisses Wort herauskommt, so ist das Schloß offen. Merkwürdig ist hier noch, eine hölzerne Rose ppter 2½ Fuß im Durchmesser, ohngefähr in der Gestalt eines hölzernen Kronleuchters, unter welche sich die alten Deutschen bei geheimen Versicherungen stellten und daher der Ausdruck: sub Rosa."

Nachdem alle diese Merkwürdigkeiten besehen waren, wurde noch an demselben Tage nach Weimar abgefahren. „Weimar liegt im Grunde. Wir mußten am Thor 18 Pfg. pro Pferd Sperrgeld außer dem Chausseegelde bezahlen. Im Monat November wird das Thor nemlich schon um 4½ Uhr geschlossen, und wer später kommt, muß diese Abgaben tragen. Eine einzelne Person zahlt 1 ggr. O Finanziers! Unter der Kirche ist dieselbe Einrichtung, wie ich beim Hinausfahren an einem Sonntage erfuhr. Damit nun die Einnahme um so ansehnlicher werde, läßt man wahrscheinlich die Kirche schon um 8 Uhr Morgens angehen, und den ganzen Tag fortdauern. Man braucht das Lamm zum Geldfressen. — Abends schrieb ich an Benneke. Büttner kam nach Hause und brachte die Nachricht mit, daß er an Hof gehen müßte, sein und seines Schwagers Wohl hinge davon ab, er wurde quo ad objectum t . . . ."

Am folgenden Tage (den 12.) „Morgens schrieb ich an Troschel, ging hierauf mit Büttner zu Herder, dieser nahm uns nicht an, bestellte uns um eine Stunde. Von hier ging ich zu Wieland, fand ein altes Männchen, dessen Gesicht nichts Großes verräth, er sprach viel über Kant, und be-

hauptete, daß wenn Kant in seinen jüngeren Jahren sich aufs Dichten gelegt, ein vollkommener Dichter geworden sein würde, dieses soll aus Kants Schriften hervorgehen, man soll daraus alle Dichter-Talente ersehen können. Von Herder sagte Wieland, er sei sehr kränklich. Büttner hatte unter der Zeit erfahren, daß Wieland hier lebe, von einem Bibliothekar, er kam also hin, wie ich gerade fort wollte. Wer macht sich vor denen Leuten zum Narren? Damit wir Beide es nicht thun, gehe ich zu Niemanden mehr. Bei Göthe war ich vorher gewesen, ich fand ihn nicht zu Hause; er sollte nach der Aeußerung des Bedienten den ganzen Tag beschäftigt sein; theils bei Hofe, theils bei sich. Herder ließ sagen: er könnte uns heute gar nicht sprechen. Die Gelehrten sind hier zu vornehm, ich gehe zu Niemanden mehr. Mittags im Quartier. Ein Engländer sagte mir: daß in denen englischen gelehrten Zeitungen viel über Nitsch'ens Vorlesungen, also über die Kant'sche Philosophie geschrieben sei, letztere aber nicht viel Eingang in England finde."

Abends wurde, nachdem am Tage die sonstigen Anlagen noch besehen waren, in's Theater gegangen, „wo die Aussteuer von Iffland gegeben wurde. Das Komödienhaus ist geschmackvoll. Es giebt keine Logen, nur Gallerie. Der Herzog sitzt auf dem Zwölfgroschenplatze unter anderen Leuten, nur vorne. Der Zwölfgroschenplatz ist der hintere Theil des Parterres."

Schon am folgenden Tage ging es nach Jena. „Die Lust, zu glänzen, brachte Büttnern gestern schon auf den Zwölfgroschenplatz, und heute zu Mittag an den Hof. ich fahre weg, nicht weil ich nicht warten könnte, sondern um

in der Folge nicht Diener der Büttner'schen Willkür sein zu dürfen. ich habe gesehen, daß, wenn er dies nur etwas darf, er gleich grenzenlos rechnet. Dies muß vermieden werden, wenn ich als selbständiger Mensch noch ferner mit und neben ihm leben soll. Sein unaufhörliches Zaudern in Magdeburg macht schon, daß wir jetzt auf schlechten Wegen und zu einer so schlechten Zeit reisen müssen. Gebe ich jetzt noch etwas nach, dann dürften wir wohl nicht vor Ostern nach Breslau kommen. Es ist Chaussee von Weimar bis Jena, die gut ist. Bis ohngefähr eine Viertelstunde vor Jena fährt man in einer Ebene, die nur mit einigen allmälig sich erhebenden niedrigen Anhöhen besetzt ist. Gleich hinter Weimar fährt man einen nicht steilen Berg hinan, um aus dem Thale zu kommen, in dem Weimar liegt. Eine halbe Stunde vor Jena sieht man diese kleine Stadt vor sich ganz im Grunde, und fährt einen steilen Felsberg, der so steil ist, daß man öfters, um nur herunter zu kommen, in die Runde fahren muß, hinab. Zwischen denen Felsen in der Schlucht fließt ein kleiner Bach, die Linter genannt. Die Aussicht von diesen Felsen ist vortrefflich. Unter sich sieht man Jena und dahinter wieder kahle hohe Felsen, und auf der Spitze des einen den Fuchsthurm. Es fror heute stark."

Schön war noch am Vormittage angekommen. Nach dem Essen „ging ich zum Professor Fichte, er schlief. ich besah daher etwas diese kleine nicht vorzüglich gebaute, aber mit einem, wenn gleich nicht sehr großen so regulair hübschen Markte versehene Stadt. ich ging wieder zu Fichte, traf ihn so, wie ich ihn verlassen hatte, es schien nur etwas mehr Konvenienz in ihm zu herrschen, wozu die Frau etwas

beigetragen haben mag. Er sprach mit mir Manches über Gegenstände im Fache der Litteratur. Auffallend war mir sein Wohlgefallen am Schiller'schen Almanach. Von Jakob und Heydenreich wollte er nicht viel Gutes wissen, von Schmidts Streitigkeiten mit ihm sagte er: wenn ich so alt sein werde als Kant, werde ich auch so gelassen schreiben. Er wollte heute Abend zu mir kommen. Fichtes Wagen stand zum Ausfahren vor der Thüre, seine Frau schien nicht gerne zu warten, denn, wenn er sich besann, war er ängstlich. ich ging weg."

Drei Tage blieb Schön in Jena, und verkehrte in dieser Zeit sehr viel und intim mit Fichte. Auch Fichtes Frau lernte Schön schon am folgenden Tage kennen, „eine anscheinend kluge aber nicht hübsche Frau." Er hörte bei ihm ein Kolleg, „Logik und Metaphysik, er trug die Lehre vom Gefühl und von der Empfindung vor. Nach Plattner liest er, um ihn desto besser tadeln zu können." Fichte „erinnerte sich mit Freuden der in Königsberg durchlebten Zeiten, wurde recht zutraulich, nannte Jakob einen schwachen, und Mendelssohn einen flachen Kopf." Fichte bat sich eine Büste von Kant aus, und Schön setzte sich sofort hin, um deshalb nach Königsberg zu schreiben. „Er sagte mir, ich möchte Kant sagen, er verehre ihn unendlich, sei aber ein Feind aller bloßen Wortnachbeter, hätte Muth, es mit diesen aufzunehmen. Er erzählte mir seinen Streit mit Schmidt, der letzterem keine Ehre macht. Die Geschichte war folgende. Fichte schrieb, ehe er nach Jena kam, eine Rezension über ein Buch von Gebhardt, den er mitnahm. Schmidt ließ hierauf eine Vertheidigung des Gebhardt einrücken, die Fichte'n beleidigte. Fichte gab ihm in

einer Gegenerklärung gut. Fichte kam nach Jena, Schmidt bot ihm unter Vergessen dessen, was vorgegangen war, seine Freundschaft an. Fichte acceptirte Alles, und beide waren ruhig. Nun läßt Schmidt eine beißende Stelle auf Fichte in der Vorrede seines Naturrechts einrücken. Fichte giebt ihm gut in der Litteraturzeitung, läßt ihn aber vorher durch Hufeland auffordern, dies mündlich zurückzunehmen. Schmidt will dies nicht, sondern will ihm per Billet eine Ehrenerklärung geben. Diese erfolgt auch nicht. Als nun Fichte jene Erklärung hatte einrücken lassen, erklärt Schmidt etwas beißend, Fichte sei damit nicht gemeint, und die Sache war abgethan. Als Fichte auf's Land zog, und Schmidt ihn für verloren hielt, ließ letzterer eine philosophische Abhandlung sehr beißend gegen Fichte in's Niethammer'sche Journal einrücken. Fichte erklärte hierauf Schmidten als Philosoph für Null, und es ist Ruhe, die jetzt hoffentlich auch bleiben wird." — Fichte's Streitigkeiten, so tapfer er sie auch durchfocht, hatten ungünstige Urteile über ihn zur Folge. Auf einen Angriff, den sein Freund Frey in Königsberg brieflich gegen Schön über Fichte richtete, vertheidigte dieser ihn in seiner auch sonst höchst bemerkenswerthen Antwort d. d. Breslau den 24. Februar 1797, Fichte's Stellung näher präcisirend.[1]) — „Von Beck sagt Fichte, er verstehe Kant und sei ein guter Schüler desselben, wenn er gleich in einigen Stücken mit ihm nicht übereinstimme."

Der erste Besuch, den Schön bei Schiller abstattete, ergab kein Resultat. Zuerst suchte Schön ihn um 12 Uhr Mittags auf, „der stand da auf." Es wurde also zuerst

---

[1]) Vergl. Beilage IX.

noch ein Spaziergang nach Winzerla und „in die dahinter belegene Triesznitz“ gemacht. „Das Dorf liegt äußerst romantisch, es ist eine der schönsten Gegenden, die ich sah. Man übersieht einen großen Theil des Laufs der Saale. Die Trießnitz ist ein Buschgrund, dicht dabei ein hoher Felsberg, von dem die Aussicht am schönsten ist.“ Dann abermals zu Schiller. „ich fand einen Mann von mittlerer Statur, der, weil ich ihm fremd und unbekannt war, äußerst bedächtig über Alles urteilte. Wichtige Räsonnements kamen nicht vor.“

Auch Fichte's Gegner, „Diakonus und Professor der Philosophie Schmidt“ wurde aufgesucht. „Dieser sieht aus wie ein Jesuite, tadelte das bloße Nachbeten Kant's und das Verfahren der Chemiker, welche Licht- und Wärme-Stoff, der dem Physiker gehöre, in die Chemie brächten. Die Methode sei auch nicht richtig.“

Am wenigsten befriedigte der „Kammerrath Suckow, der Professor der Kameralwissenschaften. ich fand einen alten Mann, der mit seiner Kultur wenigstens 20 Jahre zurück ist. ich wohnte einer seiner Vorlesungen bei. Er wollte darin die Rübsaat abblatten, und lehrte, daß man, um das Herauflaufen des Viehes auf den Aeckern zu verhüten, Zäune ziehen, und Gräben machen könnte. Er erzählte zugleich von einem Rathsmeister aus Erfurt, daß dieser seinen Acker — der bei Erfurt vorzüglich gut ist — 18 Jahre hinter einander ohngedüngt und ohngebraacht benutzt habe. Er habe nemlich mit Kohl im frischen Mist angefangen, und dann mit Getreidearten und Geköche 9 Jahre lang abgewechselt, im 10. Jahre erst wieder das hingebracht, was im ersten Jahre da stand. Bei der ersten Düngung hat er

den Acker doppelt tief pflügen lassen, und doppelt stark gedüngt, und in denen ersten 6 Jahren ordinair gepflügt. Nach 6 Jahren hat er die untere Erde nach oben gebracht, und nach 12 Jahren beide Erdarten mit einander vermischt. Suckow sagte aber selbst, es sei Spielerei, die auch nur beim Erfurter Boden möglich wäre."

Den 13. Abends war Büttner nachgekommen. — Auch der Hofrath Schütz wurde besucht, „der Mann war krank, wir sprachen nur die Frau. Sie hielt uns beinahe eine Stunde auf, ohnerachtet der Mann unten krank lag. Von da zum Professor Hufeland, Justizrath, der von Königsberg so manches sprach, und sagte: es würde nächstens ein Gedicht von Göthe herauskommen, das allgemeines Aufsehen erregen würde, gegen Weihnachten sollte es fertig sein."

Den 15. nahm Schön von Fichte Abschied: „versprach ihm" wiederholt „von Breslau aus der Büsten wegen zu schreiben und ihm von meinem Leben von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben."

In seiner II. Selbstbiographie sagt Schön: „Fichte traf ich in Jena und die Freude, uns wiederzusehen, war groß. Abends hospitirte ich in seiner Vorlesung und sein Wort war so mächtig, daß ich nur mit Mühe noch einen Platz im Auditorio erhielt. Göthe und Herder konnte ich nicht sprechen, aber Schiller und Wieland konnten nicht aufhören, mich über Kant zu befragen. Wieland erklärte ihn für den größten Dichter der Zeit, und mit Wärme recitirte er dabei die Stelle: „Der gestirnte Himmel über und das Gewissen in uns" ꝛc.[1])

[1]) Aus den Papieren p. p. Bd. I. Unterschrift des Titelbildes.

Am 16. November 1796, die vorgerückte Jahreszeit mahnte zur Eile, wurde über Kamburg nach Naumburg aufgebrochen, der Wagen aber bald verlassen, und bis Naumburg zu Fuße marschirt, „weil ich da Herren Buchhändler Göschen aus Leipzig fand, mit dem ich ging. Bis Kamburg zu ist eine unbeschreiblich schöne Gegend, insbesondere bei Kamburg, wo wir zu Mittag aßen. Von Kamburg ab entfernt man sich von der Saale, die Gegend hört auf, schön zu sein. Man säet jetzt hier den Roggen. Unterwegs sprach ich ohnaufhörlich mit Göschen. Er erzählte mir, daß er Wieland genau kenne, und dieser ein ganz vortrefflicher Mensch sei, seine Schwächen rührten von seiner großen Reizbarkeit, sein großes Lob junger Leute gründe sich darauf, daß er als angehender Dichter in denen damaligen Litteraturbriefen so mitgenommen, daß er fast verzagt gemacht, und dies bei allen jungen Menschen vermeiden wolle. Die Freundschaft mit Wieland und Göthe sei, ob sie sich gleich duzten, nicht groß, Göthe sei zu falsch für Wieland. Schiller sei ein schlechter Mensch ...." Göschen, (der wie er Schön erzählte, mit Schiller in Leipzig auf einem Zimmer gewohnt hatte, auf welchem dieser den Don Karlos begann, bevor er nach Dresden ging) „sagte: Schiller sei nur so lange Jemandes Freund, als er ihn brauche, nachher mißhandele er Jeden, oder sei dessen fähig. Göschen ist ein Mann nicht ohne Kultur, aber alles liegt etwas durch einander, dabei pfiffig. Göschen sagte mir: v. Kleefeld's ehemaliges Gut würde jetzt von dessen Bruder Schubart nicht streng nach Kleefeld'schen, sondern nach modifizirten gewöhnlichen Grundsätzen bewirthschaftet, und die sehr zurückgekommenen Ver-

mögensumstände dieser Familie wären jetzt um ein Beträchtliches verbessert."

Von Naumburg aus wurde ein Abstecher zu Pferd nach Schulpforte gemacht. Der Weg dahin entzückte Schön: „Fichte versicherte mir, daß dies eine wahre Schweizergegend sei. Man sieht denen Gebäuden es sehr deutlich an, daß sie vorher ein Kloster gewesen. Die Schüler logiren in denen Zellen, Alles ist dunkel. Die Kirche ist simpel, man zeigt darinnen einige Reliquien, als 1. das Schwert, mit welchem Petrus dem Malchus das Ohr abhieb, 2. die Laterne, mit der Joseph floh, 3. den Stein, womit David den Goliath todtschleuderte, 4. das Nähkästchen der Mutter Maria, und mehr solch dummes Zeug."

Dann ging es von Naumburg aus nach Merseburg weiter. In Merseburg, wo man übernachtete, besuchten die Reisenden den „Rent-Sekretair Schneider; dieser sagte, die bäuerl. Grundstücke wären in Sachsen nur contribuable, die adel. nicht, letztere bezahlten nur die Ritterpferde, welche der Höhe nach wie die Schocke und Quatember alle 6 Jahre von denen Ständen dem Kurfürsten bewilligt würden. Die adel. Gutsbesitzer zahlen dabei noch eine unbeträchtliche Consumtions-Steuer. — Den 18. Morgens früh wurde um 7 Uhr nach Halle abgefahren." Auf dem Wege dahin fand Schön eine „Fähre" über die Saale, die das Tagebuch auch genau beschreibt.

An dieser Stelle hält Schön es für nöthig sich vor sich selbst wegen der für die Land- und Staatswirthschaft ziemlich unfruchtbaren Tour durch Thüringen zu rechtfertigen. „Ursache, warum ich wieder nach Halle ging, da ich doch von Koburg aus gerade nach Breslau gehen konnte. ich war

einmal in Koburg in der Erwartung um viel zu sehen, wenn ich gleich nichts fand. Da der Staat mir nichts zu meiner Reise giebt, so glaubte ich wenigstens so viel berechtigt zu sein, meinen Wunsch, berühmte Männer kennen zu lernen, und meinen Freund Fichte in Jena zu besuchen, erfüllen zu dürfen. Bis Jena war daher Alles legitimirt. Von Jena mußte ich nach Halle gehen, weil Büttner schon seit Dresden kein Geld hat, und ich nicht so viel hatte, um gerade nach Breslau gehen zu können, Büttner auch seine Gelder nach Halle bestellt hatte. ich opferte schon Büttners wegen meine Reise nach Bayreuth auf, besuchte nicht meinen Freund Oberländer, denn theils fehlte es dazu, weil ich mein Geld nicht für mich benutzen konnte, an Gelde, theils wäre dies Grund zu zehnmal größeren Verzögernngen gewesen, und ich müßte schweigen. Jetzt benutze ich meine Anwesenheit in dieser Gegend dadurch, daß ich nach Kösitz reisen will." — Das Tagebuch fährt fort:

„Krause und Jacob kamen nach Tische zu mir, es wurde mancherlei, insbesondere über den Schiller'schen Almanach gesprochen. ich ging mit Krause zu Kammlah," (mit dem Regiments-Quartiermeister Kammlah war Schön schon in Aken und während seines ersten Aufenthalts in Halle zusammengetroffen) „sollte da bleiben, die Societät hatte aber nicht meinen Beifall. ich ging mit Krause in die Stadt, war auch bei einem Italiener. Abends zu Hause, wo Krause bei uns war."

„Den 19. Morgens wurden Zeitungen studiret, ich will an Fink schreiben, that's. — ich besuchte Jacob, und hörte von diesem, daß Schlosser (ehemaliger Geh. Rath in Baden und jetzt privatisirender Gelehrter in Anspach) auf Kant's

Abhandlung: über die vornehme Art zu philosophiren, Kant's System, in einer Schrift betitelt: Briefe über die kritische Philosophie angegriffen und Jacob, der die Anzeige dieser Schrift in seinen Annalen in der Art machen wolle, daß junge Philosophen hieraus lernen könnten, wie man nicht philosophiren müsse, sondern sophistisiren könne."

Den folgenden Tag machten die Reisenden einen Abstecher nach Querfurt und von dort nach Burg-Scheidungen, wo bei dem „Oeconomie-Verwalter Stolze" dessen Wirthschaft genau besichtigt wurde. Von diesem in landwirthschaftlicher Beziehung erfolgreichen Ausfluge kehrte man erst den folgenden Tag nach Halle zurück.

„Den 21. Morgens berichtigte ich mein Tagebuch, hatte einige Besuche, las Zeitungen, aß Mittag und schreibe an Peterson [1]), ging dann zu Krause in's Pädagogium, trank da Chocolade, ging zu Reichardt, dann zu Klügel, dann in den gelehrten Club hier im Löwen, wo ich Niemeyer und mehrere andere hiesige Gelehrte fand und bis zur Ruhe blieb. — Angenehm aber nicht nützlich gelebt. Büttner hat noch nicht seinen Wechsel, ich muß Braache liegen."

„Den 22. Morgens ging ich zu Jacob in's Collegium ꝛc. [2]). Schrieb Briefe, aß zu Mittag, gehe zu Ollenroth, schrieb an Benneke, las in Lichtenberg's Erklärung der Hogart'schen Kupferstiche, ging Abends zu Jacob in Gesellschaft, wo ich Reichardt und Grehn neben Krause fand. Reichardt brachte insbesondere viel Anekdoten vor. Der Abend wurde angenehm zugebracht."

---

[1]) Siehe oben Seite 9.

[2]) Vergl. S. 182.

Den folgenden Tag: „Morgens continuirte ich mein Lesen, ging darauf etwas zu Kammlah. Mittags bei Reichardt, wo man recht angenehm mit Jacob und Krause lebte. Reichardt ist ein so kluger als gescheiter und gefühlvoller Mensch. Abends ging ich auf den Ball, invitirt durch Kammlah. Es waren viel Menschen da, ich tanzte nur einen Tanz, mit einem der klügsten und hübschesten Mädchens. ich divertirte mich."

In Begleitung von Krause fuhr Schön den 24. nach Leipzig; „um noch Einiges einzukaufen, Plattner kennen zu lernen," und mit Göschen zu verkehren. Wir „hörten bei Plattner eine Stunde Logik in seinem so berühmten Auditorio. Im Kollegio schwatzt Plattner zu viel, er spricht nicht ganz konsequent, überhäuft Beispiele, ist nicht delikat in der Wahl der Beispiele. Er sprach eben von denen — seiner Meinung nach — fünf Funktionen des oberen Erkenntniß-vermögens. Er setzte noch außer dem Begreifen, Urteilen, Schließen, das Bezeichnen (Ausdrücken durch die Sprache) und die Denkkraft des Wahrscheinlichen. Er las über seine Aphorismen."

Den folgenden Tag nach Halle zurückgekehrt, ging es den 26. nach Kösitz zum alten Fink, mit welchem indessen ernsthafte Verhandlungen eingeleitet waren. „Schriftlich Abschied genommen. Jacob und Kammlah sagte ich noch ein Vale! — Büttner blieb in Halle und ging von da nach Halberstadt 2c."

Fink hatte, bei der ersten Anwesenheit Schön's in Halle diesen dort aufgesucht und ihm gesagt: „er" (Fink) „versprach mir, wenn es durchaus verlangt würde, der Minister z. E. es verlangen würde, auch einige Schafe das Stück zu

5 Rthlr. zu überlassen." — Der Minister von Schrötter hatte unter dem 17. October 1796 [1]) Schön ferner geantwortet: „Ew. Hochwohlgeboren werden den Preis daher eventualiter genau bedingen, und ihn dahin zu vermögen suchen, daß er zum Transport der Böcke wenigstens einen von dortigen Leuten mitzugeben suche, und sich über das ihm zu gebende Douceur und die anderen Kosten mit ihm vergleichen, und würde die Rückreise der Leute mit freier Post geschehen können." Dieser und noch einige andere Aufträge des Ministers führten Schön abermals nach Kösitz. Er hatte Fink davon benachrichtigt, und dieser ihm unter Anderem geantwortet: „Können Sie mich mit Besuch beehren, so bitte ich es nicht zu unterlassen. Sie werden mit offenen Armen empfangen werden, so wie ich nicht aufhören werde, Sie zu verehren, und Ihre Briefe willig zu beantworten, weitläuftiger als Sie schreiben werden."

„Den alten Fink fand ich so gut, als ich ihn verließ. Es schien ihm angenehm zu sein, daß ich ihn mit dem Minister von Schrötter in Konnexion gebracht. Er sprach mit mir viel über Landwirthschaft, ließ mich zu seinem Briefe die Lieferung derer Schafböcke nach Preußen betreffend die Bemerkungen machen, und sagte mir, daß er für den Minister einen noch bewollten Bock geben wolle."

Am folgenden Tage „Vormittags sprach ich mit Fink viel über die von seiner Seite bevorstehende Annahme des Amts Petersberg. Er war sehr grimmig auf Roon [2]) und die Kammer. Letzterer hatte sich dabei auch wirklich als unerfahren und unwissend in solchen Geschäften gezeigt."

---

[1]) Vergl. S. 164—65.

[2]) Domänen-Departementsrath, siehe oben Seite 169.

Von da fuhr Schön „mit preußischer Extrapost nach Dessau ab, um mit Raumer des ministeriellen Gärtners wegen" (Schrötter hatte verlangt, ihm von dort einen Gärtner zu besorgen) „zu sprechen, und dann nach Aken zu fahren." Schön fand Raumer „aber nicht zu Hause."

In Aken wartete Schön vier Tage auf seinen Reisegefährten, der in Privatangelegenheiten einen Abstecher gemacht hatte, und benutzte die Zeit, um dem Minister von Schrötter über die sächsisch-thüringische Reise Bericht zu erstatten. Dann aber entschied Büttner für nochmaliges längeres Verweilen in Aken, so daß dieser Aufenthalt sich bis auf 12 Tage ausdehnte. Wiederholt versuchte Schön während dieser Zeit Raumer wegen des „ministeriellen Gärtners" zu sprechen, fand ihn jedoch immer nicht zu Hause, so daß er sich mit einer Auskunft darüber von Seiten des herzoglichen Gärtners begnügen mußte.

Was der eigentliche Grund dieses verlängerten Aufenthaltes in Aken gewesen ist, vermögen wir nicht anzugeben, da die bezüglichen Stellen im Tagebuche dick durchstrichen sind; nur so viel ist klar, daß sich eine Katastrophe ereignete, bei der Schön's Reisegefährte irgend wie betheiligt war, und die Schön's moralisches Gefühl tief verletzte, wie sich aus einzelnen stehen gebliebenen Aeußerungen ergiebt. Das Tagebuch enthält aus jenen Tagen daher fast nur gesellschaftliche Bemerkungen, von denen erwähnenswerth ist, „ich spielte auf dem Klavier." —

In dieser Zeit kam die Kanton-Revisions-Kommission nach Aken, „wobei ein Hauptmann v. Marwitz vom v. Kalkstein'schen Regiment war, nebst einem Offizier vom Depot-Bataillon. Marwitz ist ein Mann nicht ohne Verstand."

Den 8. December heißt es: „Der Landrath v. Steinäcker kam erst gestern, ein sehr steifer Mann. Abends schrieb ich an Kruttge nach Breslau, daß wir erst um Weihnachten hinkommen würden, sonst ordinair gelebt. Mittags ließ Seidlitz, der Rittmeis'er und Förster hier seinen Witz gegen den Landrath spielen. Der eingeschränkte Landrath blieb sehr zurück. Marwitz zeigte sich ganz als gebildeter Mann."

Benneke's begleiteten den 9. December die beiden Reisenden nach Magdeburg, wo man 3 Tage zubrachte. Der Winter hatte sich nunmehr mit voller Strenge geltend gemacht, man war auf den Aufenthalt in der Stube angewiesen. Es wurde 2 mal das Theater besucht und zwar: „Die Advokaten von Iffland, das schlechteste Stück dieses Mannes," ferner „Jeannette von Gotter, das Stück hat einen herrlichen Witz, für die Gallerie zu fein." Im Uebrigen verlebte Schön diese Tage in der Gesellschaft Benneke's und seiner übrigen Bekannten daselbst, besuchte auch noch einmal die Kammer. Des einen Abends waren Schön und Büttner mit dem Assessor Klewitz, dem Oberamtmann Benneke aus Aken beim Kriegsrath Klewitz, „bei einem Glase Punsch. ich las denen Leuten ein Kollegium der Moral und zwar in specie über die Schändlichkeit des Weiber-Verführens, welches von einigen Mitgliedern der Gesellschaft unter Umständen entschuldigt werden wollte."

Den 13. von Magdeburg nach Aken zurückgekehrt, schrieb Schön an Stolterfoth, er solle Marzipan an Klewitz und Benneke schicken. Auch hatte Klewitz den Auftrag, „mir 3 Dosen mit der Gerechtigkeit und 2 cammeralistische machen zu lassen."

Endlich am 16. December verließen Schön und Büttner

Aken und reisten nach Schlesien ab. Wittenberg vorbei gelangten die Reisenden nach Dreschkau, wo sie an den Verwalter Müller adressirt waren. Die eigenthümliche Wirthschaft dieses Gutes wurde eingehend studirt, so gut dies vom Zimmer aus anging. Durch Torgau, wo die Reisenden ihre von Halle vorausgesandten Bedienten mit dem Wagen „nach vielem Suchen im Gasthof zum Löwen" wiederfanden, und Elsterwerda ging die Reise nach Mückenberg auf das Gut „des ehemaligen Kabinetsministers Grafen v. Einsiedel." Der Graf nahm Schön mit Wohlwollen auf. „ich fand einen alten Mann nach einem neuen Schnitt, doch mit wenig neuer Aufklärung als Mensch, als Landwirth aber sehr neuerungssüchtig und dies zwar größtentheils ex officio, als Präsident der ökonomischen Societät in Leipzig. Wir sprachen Viel über Oekonomie, aßen bei ihm zu Mittage, besahen nachher mit dem Wirthschaftsinspektor Vogel die hiesige Oekonomie und das Vorwerk Schäferei, wohin wir ritten. Abends waren wir wieder beim Grafen." Die Mückenberger Heerde war bereits im hohen Grade veredelt, so daß der Stein Wolle mit 16 Rthlr., wenig unter dem Preise der Stolpener Stammheerde bezahlt wurde. Der Inspektor Vogel war selbst mit in Spanien gewesen, wahrscheinlich aber wohl bei dem zweiten Transport. „In einem Gebäude wie eine Putzmühle" fand Schön dort auch eine Dreschmaschine, die das Tagebuch genau beschreibt. Er fügt hinzu „in England soll diese Maschine allgemein sein ꝛc."

Auf der weiteren Fahrt wurden die Mückenberger Eisenhütten und die Glashütte zu Friedrichsthal genau besichtigt, und dann in Senftenberg übernachtet. Von da nach Spremberg und Muskau. Die Gegend machte hier einen traurigen

Eindruck. „Unter denen Leuten dieser Gegend scheint Dürftigkeit zu herrschen. Die Dörfer sind schlecht, die Häuser alle von Holz, der Boden sehr sandig.“ Muskau gefiel dagegen. „Wir besahen diese sehr kleine aber niedliche Stadt, welche nebst der ganzen Standesherrschaft denen hier auf dem Schlosse wohnenden Grafen v. Kallenberg gehört. Das Schloß ist einfach, hat aber einen hübschen Garten. Unterwegs war ein kleines Ereigniß Veranlassung zu Betrachtungen. „Unser Postillion hieb im Fahren aus Muthwillen einen Jungen, bald darauf kam ein etwas größerer Junge, und er unterließ es. Ueber das Erstere lachten unsere Bedienten und mein Reisegefährte. Den Wehrlosen schlagen, den, der sich vertheidigen kann, ruhig gehen lassen, und darüber noch lachen, welcher Unedelsinn. Wer mir die Erbsünde leugnet, hat es mit mir zu thun!“ Das Tagebuch fährt fort: „Hier im Gasthofe fand ich angeschrieben:

> Arm sein, durch Menschen beglückende Handlungen seinen Unterhalt erwerben, wie schwer, aber auch — wie schön.

Ein herrlicher Gedanke! — Abends las ich.“

Am 24. December 1796 wurde nach Sagan gereist. „In Sagan, einer mittelmäßigen Stadt, der Residenz des ehemaligen Herzogs von Kurland, dem diese Standesherrschaft gehört, kehrten wir im Gasthofe zum Löwen ein, einem guten Hotel. Hier stehen Dragoner mit gelben Klappen, der Stab des Regiments v. Voß. Wir bestellten uns beim Kreissteuereinnehmer Vorspann bis Breslau, und wollen des besseren Quartiers und Weges wegen über Glogau unsere Tour nehmen. Abends schrieb ich an den Minister v. Schrötter und v. Blumenthal die Neujahrsgratulationen. Zur Ruhe ich und dieses Volumen des Journals.“

Mit der Ankunft in Sagan war die Grenze von Schlesien überschritten, und es begann ein ganz neuer Abschnitt der Reise. Man blieb die beiden Feiertage im Städtchen liegen, und das nächste, den ersten Theil der schlesischen Reise umfassende Volumen des Journals beginnt:

„Gestern Abend war ich und mein Reisegefährte Büttner hier angekommen, und bin jetzt im ersten schlesischen Orte. Ob es mir in Schlesien so gut gehen wird als im Magdeburg'schen, ob ich so gute, so fidele Leute finden werde, sind Fragen, die mich des Vergleichs mit dem Vergangenen und des Gegenwärtigen auch ungewissen Zukünftigen wegen traurig machen. Die Bekanntschaft mit guten Menschen, die auf eine so angenehme Art eingerichtete Gelegenheit, meine Kenntnisse zu erweitern, machte, daß ich das häusliche Unangenehme, das sicher bitter war, im Vergleiche der Freuden vergessen will, und des größten Theils der vergangenen Zeit mich mit innerer Freude erinnere. ich bin jetzt auf der Reise nach Breslau, und muß hier zwei Tage, die beiden Weihnachtsfeiertage bleiben, um den bis Breslau vorausgeschickten Stundenzettel nicht einzuholen [1]). ich fertigte heute Morgens meine Gratulationsbriefe an Schrötter und Blumenthal ab. ich habe eine alberne Gewohnheit mitgemacht, warum? Weil ich mit Menschen leben muß, von denen ich nicht gewiß weiß, ob sie nicht mehr Minister als Menschen sind. Das Schreiben an Schrötter habe ich indessen etwas vernünftig zu machen gesucht."

Es ist bedauerlich, daß die Concepte dieser beiden Briefe nicht vorhanden sind, denn es wäre interessant zu sehen,

---

[1]) Vergl. oben Seite 49.

worin das „etwas vernünftig zu machen gesucht" bestanden hat. — „ich habe meine Akten und Journale in Ordnung gebracht. Jetzt will ich zu Mittag essen. Wie ist dieser Vormittag zugebracht? Schlechter so leicht kein Vormittag. Nachmittag las ich im Buche über die Ehe, schrieb noch eine Neujahrs-Gratulation an Klevenow, will noch etwas in Gilbert lesen und zur Ruhe." Die Feiertage wurden still verbracht. Am zweiten Feiertage holte „uns der hiesige Kreissteuer-Einnehmer Schmidt in die heute gegebene Komödie auf dem Jesuiten-Kollegio — einem kleinen netten Theater — ab. Es wurde von Liebhabern der Maitag von Hagemann gegeben. Plümike, der allzeit fertige Fabrikant von Komödien aus Romanen, der hier Regierungsrath ist, war Soufleur. Man spielte sonst möglich. Abends zu Hause mit Lesen und Schreiben beschäftigt." In seiner II. Selbstbiographie bemerkt Schön noch Folgendes: „In Sagan wur beim Theater das, was von der Glückseligkeitstheorie [1]) bei mir noch übrig geblieben war, gewaltsam erschüttert. Ein junger Mann, im Wohlleben versunken, trat noch voll von Schlaf vor seine Thür, und schalt die Sonne, daß sie zu hell und zu warm für ihn scheine. Einem vorbeigehenden Bauern, der seine Arbeit vor dem Frühstück verrichtet hatte, und fröhlich sang, gebot er im rauhesten Tone Stillschweigen, und als ihm der Bauer antwortete: „Herr, ich habe meine Arbeit gethan, ich kann jetzt fröhlich sein, mein Frühstück wird mir nun schmecken!" da lachte der eben Erwachte dem Bauern diabolisch entgegen, und sagte ihm: „ich habe geschlafen, und mir wird es auch schmecken."

---

[1]) Siehe oben Seite 52.

Dann ging es wieder mit Vorspann weiter zunächst nach Glogau. „Es war heute ein trauriges Wetter. Es stühmte unaufhörlich, und dabei sehr kalt. Wir kamen erst Abends um 7 Uhr hier an, konnten anfangs nirgend unterkommen, der beste Gasthof, der schwarze Adler war besetzt. Die Landschaft ist beisammen. Endlich bekamen wir ein Zimmer in denen drei Linden am Ringe. Sehr ermüdet und durchfroren legte ich mich bald zur Ruhe. Die schlesischen Dörfer gleichen auf keine Weise denen Magdeburg'schen. Der Wohlstand herrscht hier nicht. Die Dörfer sind sehr groß. Alle Gebäude sind geklebt, und mit Stroh absatzweise gedeckt. Das Angespann ist möglich, aber es sind keine Magdeburg'schen Hengste. Die Leute scheinen gut zu sein, aber noch nicht so sehr wie die Magdeburger zu wissen, daß sie Menschen sind."

Schön war eben aus dem Bereiche der freien bäuerlichen Eigenthümer in das Reich der Erbunterthänigkeit gekommen, wo die Luft eigen machte. Der dadurch bedingte Unterschied in dem Anblicke des Landes und im Charakter der Einwohner fiel ihm grell auf, und der Eindruck ist auf der Weiterreise bei näherer Kenntniß der Zustände verstärkt worden. Davon werden unzweideutige Proben sich aus seinen Aufzeichnungen ergeben.

„Bis jetzt sind wir nur adelige und Stiftsgüter passirt, zu denen auch die Bauern gehören. In vielen Dörfern, insbesondere in Waltersdorf ist Alles katholisch, man sieht viele Krucifixe. Den Boden habe ich nicht observiren können, weil Alles mit Schnee bedeckt war. Glogau liegt nach Sagan zu tief." Die Reise von Glogau nach Parchwitz bot Stoff zu ähnlichen Betrachtungen und Beobachtungen.

„Parchwitz ist ein reinliches Städtchen mit einem hübschen Markte, den fast alle schlesischen Städte haben" (Schön hatte schon das Studium von Zöllner's Briefen über Schlesien, Berlin 1792, zur Orientirung begonnen) „ohne Garnison. Im schwarzen Adler am Markte nahmen wir unser Quartier. ich besorgte den Vorspann für morgen, der bereits durch einen Stundenzettel von Sagan bis Breslau bestellt war, bei der hiesigen Vorspannexpedition. Für den Stundenzettel müssen wir pro Meile 3 Böhm (Dittchen) Botenlohn bezahlen. Heute sah ich fast in jedem Dorfe Rittersitze. Die adligen Güter sind in der Regel sehr prachtvoll, mehr als ich sonst wo sah, eingebaut; sie sind Schlössern ähnlich. Allein die Bauern sind um so trauriger. Die Bauerhäuser sind schlecht, zuweilen sehr schlecht, denen Leuten sieht man auch Dürftigkeit an. Noch fand ich auf der Tour nur Bauern, die adligen Gütern zugehörig sind. Der generelle Wohlstand, der im Magdeburg'schen herrscht, scheint hier zu fehlen. Der Adel hat Geld und schwelgt, der Bauer ist arm und hungert. ich will noch etwas lesen."

Am folgenden Tage, den 30. December 1796 langten die Reisenden in Breslau an, und der lange Aufenthalt in der Hauptstadt Schlesiens brachte Schön noch die Bilder des ländlichen Elendes, welche ihm beim Eintritt in die Provinz sofort aufgefallen waren, für's Erste aus den Augen. Er hat sie dann aber später mit um so schärferen Zügen gezeichnet.

———

Siebentes Kapitel.

In Breslau. Man erlebt sonderbare Dinge, die eigentlich nicht mit preußischer Verwaltung harmoniren, führt aber ein gutes Leben, macht interessante Bekanntschaften und lernt sehr viel.

Der Aufenthalt in Breslau dauerte mehrere Monate. Beide Reisende waren den 30. December 1796 angekommen und im „Rautenkranz" abgestiegen. Dr. Kruttge, „mein alter Freund, kam zu mir, wir plauderten viel." Dann wurde ein Quartier gesucht für längeren Aufenthalt, und „die Stadt durchlaufen," wobei Kruttge den Führer machte. Ein Quartier wurde bald „in dem der Baronin v. Buddenbrock gehörigen Hause, die Stadt Paris genannt", gefunden. „Kruttge lieh Hausgeräth und Meubel," und man richtete sich (2. Januar 1797) ein.

„In Breslau," sagt Schön in seiner II. Selbstbiographie, „fand ich eine ganz andere Welt, als in der ich den Sommer über gelebt hatte. Eine strenge Abgeschiedenheit der Stände, ein auffallendes Vorwalten der Aristokratie, selbst im Vergleich mit der Beamtenhierarchie; die Formen des Lebens waren abgemessen, und der Fortgang der wissenschaftlichen Kultur,

so wie die französische Revolution hatten noch wenig Einfluß auf Schlesien geäußert. Diese sorgfältige Absonderung der Aristokratie hatte aber den guten Erfolg gehabt, daß Gelehrte, Beamte und Kaufleute als zurückgestoßen von der Aristokratie sehr interessante Cirkel für sich bildeten. Namentlich war dadurch in die Beamtenklasse mehr Sinn für Wissenschaft gekommen, als ich irgendwo im preußischen Staate gefunden hatte. Doch wurde diese höhere Bildung einzelner Beamten durch den Minister Hoym und die Masse ungebildeter Beamten in ihrer Wirksamkeit neutralisirt. Zum Theil hatten die gebildeten Männer die Behandlung, welche sie vom höheren Stande erfuhren, dadurch auch wohl verdient, daß sie ihre Selbständigkeit und Würde nicht zureichend aufrecht erhielten, worin Garve kein gutes Vorbild gab [1]."

Die Richtigkeit dieser Aeußerung wird sich im Folgenden aus dem Tagebuche ergeben. Aber eben deshalb ging hier in Schlesien Alles anders vor sich als bisher. Hatten die Reisenden im Magdeburg'schen und Halberstädt'schen Departement, welche zum Bereiche des Ministers v. Werder gehörten, auf Schrötters Empfehlung die zuvorkommendste Aufnahme und jegliche erreichbare Förderung gefunden, so war hier im Bereiche des Ministers Grafen v. Hoym dieses Anfangs nicht der Fall. Zwar hatte der Minister v. Schrötter den beiden Assessoren auch ein Empfehlungsschreiben an Hoym zugesendet, und es war in demselben, wie wenigstens Schrötters Schreiben an Schön vom 17. Oktober 1796 angiebt, die Erlaubniß erbeten, „einigen Vorträgen der schlesischen Kam-

[1]) Vergl. Aus den Papieren rc. Bd. 1. p. 19/20.

mern beiwohnen zu dürfen," eine Erlaubniß, die in Magdeburg und Halberstadt ohne Anstand ertheilt worden war, und den beiden Assessoren Gelegenheit geboten hatte, an mehreren Sessionen der Kammern Theil zu nehmen. Schön überreichte das Schreiben des Ministers v. Schrötter dem Grafen v. Hoym schriftlich unter dem 3. Januar 1797. Hoym war inzwischen nach Berlin gereist, und antwortete von dort unter dem 9. Januar, daß er den Geheimen Rath v. Osten beauftragt habe, „die Herren Kammer-Assessoren" für die Reise mit Anweisung zu versehen. „Uebrigens," heißt es in diesem Schreiben weiter, „kann den Herren Kammer-Assessoren der Zutritt zu den Sessionen der Breslauschen Kriegs- und Domänen-Kammer und der Registratur nicht nachgegeben werden, da dieses nach der Verfassung durchaus eine spezielle eidliche Verpflichtung voraussetzt, und überdem auch nichts weniger als eine vollständige Uebersicht des ganzen Geschäftsganges, sondern nur ein sehr zerstückeltes Detail gewähren würde."

Damit war also die amtliche Einsicht in die schlesischen Zustände abgeschnitten, und Schön (Büttner hatte sich unterdessen beurlaubt, und ist nicht wieder zurückgekehrt) war also auf die Auskunft und Gefälligkeit von Privatpersonen angewiesen. Schön schickte dem Minister v. Schrötter sofort Abschrift der soeben erhaltenen Antwort. „Die Sammlung," schrieb er an Schrötter, „der in kameralistischer Hinsicht zur Bereisung einer Provinz nothwendigen Vorkenntnisse ist jetzt zwar, da der Gebrauch der Registratur uns nicht verstattet ist, etwas schwieriger als in denen anderen Königlichen Provinzen, allein ich hoffe auf dem litterarischen Wege die erforderlichen statistisch-geographischen Vorkenntnisse sammeln

zu können.“ Auch auf Schrötters, der sich damals ebenfalls in Berlin befand, schriftliche Vorstellung blieb Graf Hoym dabei, „daß es der Dienstverfassung gemäß ist, bloß diejenigen Personen, welche wirklich bei den Kollegiis angestellt sind, zu deren Sessionen zuzulassen.“ Er sprach dabei die Meinung aus, daß einerseits die Assessoren, wie er hoffe, „mit ihrem Aufenthalte in Schlesien zufrieden sein werden,“ und andererseits, daß sie auch, ohne den Sessionen beizuwohnen, sich sehr gut von Allem informiren könnten.

Hatte dieser schlesische, oder sagen wir lieber, gräflich Hoym'sche Partikularismus einen besonderen Grund? Da der Minister v. Schrötter, der doch auch die Dienstverfassung kannte, darum gebeten, der Minister v. Werder, der ebenfalls die Dienstverfassung kannte, gar keinen Anstand genommen hatte, die Assessoren zu den Sessionen der Kriegs- und Domänen-Kammern zuzulassen, und da man in Magdeburg und Halberstadt, wo man freilich Nichts zu verheimlichen hatte, also auch solche Personen, über die man keine Gewalt besaß, nicht zu scheuen brauchte, ohne Anstand in die Registraturen ließ, so läßt die Weigerung Hoyms, insbesondere aber die Wiederholung derselben einem Ministerkollegen gegenüber allerlei Gedanken lebendig werden über den wahren Grund der Weigerung, besonders, wenn man sich erinnert, welche Anklagen gerade damals gegen Hoyms Verwaltung laut geworden sind. Einige Anmerkungen Schöns in seinem Tagebuche werden dies deutlich machen.

Den Kammerdirektor Geheimen Rath v. Osten hatte Schön gleich in den ersten Tagen und noch vor Empfang des Hoym'schen Bescheides aufgesucht. „ich fand an ihm einen aufgeblasenen Mann.“ Nachdem Hoyms erster Bescheid ein-

gegangen war, stellte Schön sich abermals dem Herrn v. Osten vor, und nun scheint dieser andere Saiten aufgezogen zu haben. Er „sprach ungeheuer viel und so langweiliges Zeug, daß der absurdeste Salbader nicht ärger und langweiliger schwadroniren kann.“

Zu den ersten Bekanntschaften, welche Schön in Breslau machte, gehörten zwei Männer, mit denen er befreundet wurde. Dies waren der Professor Fülleborn, seit 1791 am Elisabethgymnasium, und der Kaufmann Schiebel. Mit diesen beiden Freunden und mit ihrer Hülfe hat er Breslau kennen gelernt, und seine Kenntnisse nach allen Richtungen hin erweitert. Fülleborn, ein namhafter Philosoph jener Zeit, und enthusiastischer Verehrer Kants, war ein Mann, dem, um mit den Worten des Tagebuchs zu reden, „die beiden Requisite eines Gelehrten, Kopf und Kenntnisse, nicht zu fehlen scheinen. Er erzählte selbst trockene Sachen mit Laune, und zeigte deutlich, daß er nicht allein für die Studirstube, sondern auch für Menschen lebe.“ Wir werden sehen, daß er in gewisser Beziehung damit in einem Gegensatze zu Garve stand, „mit dem er viel lebte.“ Er war, wie Schön sich in seiner ersten Selbstbiographie ausdrückt, „ein ganz vorzüglicher Kopf, der gerade das hatte, was Garve fehlte [1],“ nemlich die Bekanntschaft mit dem Volksleben.

Schiebel war längere Zeit in England gewesen, ein erfahrener spekulativer Kaufmann, dem Schön in seinen verschiedenen Unternehmungen mehrfach auf seiner Reise begegnete. In technologischer Hinsicht hat Schön von ihm und dem Deichinspektor Promnitz sehr viel gelernt, und verdankte

[1]) Aus den Papieren Bd. 1. p. 20.

beiden mannigfache Fingerzeige für die geplante Reise nach England, welche nun ernsthaft in's Auge gefaßt wurde. Zunächst gab ihm Schiebel auch werthvolle Aufschlüsse über allerlei nicht allgemein bekannte Verhältnisse. „Er schilderte mir den Minister v. Hoym als einen schwachen Mann, der, um seine Konnexion in Berlin zu behalten, also aus Furcht Vieles thäte. So hat er ganz gegen das Sentiment der Kammer und ohne Wissen der Kammer dem ehemaligen Polizeidirektor Werner schriftliche Konzessionen zu Dispositionen über Kämmerei-Pertinenzien gegeben, und dem Werner Dinge erlaubt, bloß weil Werner mit Bischofswerder ꝛc. in Konnexion stand. Daher begünstigte er insbesondere den Adel, der aristokratische Nagel soll hier extraordinär sein. In Warmbrunn forderte z. B. ein Graf eine bürgerliche Geheime Post-Räthin aus Berlin auf. Wie er diese Dame schon aufgefordert, zupft ein anderer Graf ihn am Rocke, und sagt, sie sei eine Bürgerliche. Der Graf läßt die Dame stehen. Publizität solcher Nationalzüge scheut man, weil Verfolgung als Jakobiner von Seiten des Staats Folge solcher Bekanntmachung sein soll. O! Unkultur. Noch eins: Ein alter 80jähriger Edelmann hat eine bürgerliche Dame von Stande bei sich, die ihm das Haus verwaltet, man ißt und trinkt bei ihm tapfer, bittet ihn aber in keine Gesellschaft, weil man keine Bürgerliche in der Gesellschaft haben will. O! schwache Menschen."

So sah es damals in Schlesien aus, und es wäre leicht, diese „Unkultur und schwache Menschen" bis in sehr neue Zeiten zu verfolgen, aus jener Zeit werden uns aber noch mehrere Züge der Art begegnen, welche ihres Eindrucks auf Schön nicht verfehlten.

Ferner lernte Schön in jenen ersten Tagen seines Aufenthaltes in Breslau, während welcher er „in offiziellem Sinne Braache lag," auch mehrere geheime Sekretäre von der Kammer und dem Ministerialbüreau durch Vermittelung des Dr. Kruttge kennen. Die expedirenden Sekretäre nahmen damals eine ganz andere Stellung ein, und waren ganz andere Leute als heutzutage. Viele waren Männer, welche studirt hatten, und ihre Wissenschaft nicht an den Nagel hingen. War doch der erste systematische Statistiker Preußens, Krug, als er sein Buch vom Nationalreichthum Preußens schrieb, Geheimer Registrator. Diese Sorte von Beamten ist seitdem aus bewegenden Ursachen fast ganz ausgestorben, spielte aber damals eine bedeutende Rolle. Man konnte die Art nicht entbehren, weil für hochadelige Räthe, welche zur Arbeit nicht tauglich waren, die Arbeit doch gethan werden mußte. Wir werden sehen, daß es gerade in Breslau mehrere derartige Persönlichkeiten gab, Ueberreste einer noch älteren Periode, in welcher dieses Verhältniß die Regel bildete, wie an dem Beispiele der kursächsischen Kammer in Merseburg zu erkennen war [1]). Einer dieser Herren klagte „sehr über Hoyms verworrenes Verfahren in Südpreußen." Ein anderer fand sich, „der mir viel von der Unzufriedenheit derer bürgerlichen schlesischen Offizianten klagte, die öfters vom Adel prostituirt würden, nicht die entfernteste Aussicht zu Beförderungen hätten, also alle muthlos wären. In Warmbrunn hat ein Adliger es anstößig gefunden, sich mit einer bürgerlichen Dame zu baden. Ein Graf v. Burghaus hat für einen Kammersekretär, den jetzigen Kriegsrath Andrae, der

[1]) Siehe oben Seite 189.

mit dem Landjägermeister v. Wedell reisete, einen besonderen Tisch decken lassen. Wedell hat dem Dinge aber die gute Wendung gegeben, und sich selbst an den Trompetertisch gesetzt. Ein anderer v. Burghaus hat ein Pasquill auf Hoym geschrieben." Dieser letztere, der Geheimsekretär Brieger, versprach Schön nicht nur, ihm Materialien zur Kenntniß Schlesiens zu verschaffen, und hielt auch Wort, sondern er erzählte ihm bald darauf auch, daß der Kammerdirektor v. Osten, als Schöns Gesuch eingegangen war, und er sich bei ihm gemeldet hatte, den Minister gebeten habe, „dies nicht nachzugeben, er müsse sich seines Kollegii schämen, könne die Leute nicht in Ordnung halten. Er hat dies gleich dem v. Wedell gesagt, und dieser dem v. Brieger wiedererzählt. Brieger klagt sehr über das alte Weib, den v. Hoym, der Alles verspricht, und Nichts hält, und es mit ihm gerade so gemacht hat."

Nun ergab sich allerdings später, daß Brieger die rechte Hand des Landjägermeisters v. Wedell war, und wohl von ihm etwas der Art gehört haben konnte. Und richtig muß die Geschichte, die Brieger erzählte, gewesen sein, denn unter dem 2. März notirt Schön, der unterdessen mit dem v. Wedell näher bekannt geworden war, Folgendes:

„Nach Tische beim Landjägermeister, der mir sagte, daß Osten unseren Besuch auf der Kammer bloß der Unordnung wegen, die auf der Kammer herrscht, verbeten habe. Er rieth mir an, Adressen an die Glogau'sche Kammer vom Minister Hoym zu erbitten." Das hat Schön nicht gethan, da aber beide Aeußerungen mit einander stimmen, so erklärt sich, besonders wenn man annimmt, daß nicht bloße Unordnung die Veranlassung war, sondern im Centrum der

Hoym'schen Verwaltung Dinge steckten, in die man nur Leute hineinsehen lassen durfte, die man in der Gewalt hatte. Wir werden weiter unten sehen, welche Ursache wahrscheinlich dem ganzen Verfahren in Wirklichkeit zum Grunde lag.

In Schlesien hatte sich damals ein ganz apartes Wesen ausgebildet, welches von den Zuständen in Südpreußen, das auch zum „Vicekönigthum" Hoym's gehörte, und wo ganz unerhörte und unerlaubte Dinge vorgingen, sehr unvortheilhaft beeinflußt wurde, oder umgekehrt vielmehr die verderblichen Hoym'schen Verwaltungsmaximen in erhöhtem Grade an Südpreußen abgegeben, und die ganze dortige Verwaltung vergiftet hatte. Unter solchen Umständen ist es nicht ohne Interesse, zu sehen, welchen Eindruck der Graf Hoym selbst auf Schön machte. Zum ersten Male sah Schön den Minister Grafen v. Hoym am 6. Februar, als er zu ihm zu einer Assemblée geladen war. „Eine große Menge Menschen war da, die alle glaubten, durch Geburt mehr als gewöhnliche Menschen zu sein, daher auch so gern den Menschen verleugnen, und so in Deutschland nicht deutsch sprechen; ich spielte Whist mit der Kriegsräthin v. Erlach, dem v. Prittwitz und dem Bischof de Montmorency." Der Kriegsrath v. Prittwitz war der Sohn des Rittmeisters (späteren Generals) v. Prittwitz, der Friedrich den Großen nach der Schlacht bei Kunersdorf vor der Gefangenschaft bewahrt hatte. Hier war Schön mit dem Manne weiter nicht in persönliche Berührung gekommen.

Dann machte Schön später dem Minister noch einmal seine Aufwartung. „Unter denen Supplikanten mußte ich eine Stunde stehen, dann mit höchst gnädiger Miene eine Audienz von zwei Minuten." Darauf folgte dann eine Ein-

ladung zum Diner. „Einen stolzeren Mann, und eine steifere Gesellschaft sah ich nie. Der König von Spanien, da er doch am meisten an Pedanterie gewöhnt ist, kann sich nicht solch ein Air geben als dieser Unterkönig. Es muß verdammt abstechen, wenn dieser aufgeblasene Vicekönig einem Rietz —" die Cour machen „will, wie er thun soll." Als aber Schön sich anschickte Breslau zu verlassen, und sich bei Hoym verabschiedete, war der Minister „etwas artiger als sonst." Er lud den ostpreußischen Assessor sogar noch einmal zu Tische ein, wo er, wie dieser im Tagebuche anmerkt, „seine stolze Nase etwas hängen ließ [1])."

Bald darauf verkehrte Schön mehrfach mit dem Kriegsrath Schrötter (demselben, der später Regierungs-Vicepräsident in Oppeln war). Dieser „sprach viel von Hoym rc. Die vielen Räthe bei der Breslau'schen Kammer sind nur Wind. Einige arbeiten gar nicht bei der Kammer, sondern nur beim Minister, als Schrötter, Mente, Andrae, auch wohl Neumann" (später ebenfalls in Oppeln), „andere können nicht arbeiten." Hier werden im Munde des sehr vorsichtigen Schrötter jene Sinekureninhaber angedeutet, von denen schon die Rede war. Dann kam später noch eine Notiz hinzu: „Erlach und (Graf) Schak sind Kriegsräthe bei der Breslau'schen Kammer. Jeder hat wenigstens 1000 Thlr. Gehalt. Erlach ist seit beinahe zwei Jahren, und Schak seit einem Jahre nicht auf der Kammer gewesen. Man denke weiter nach!"

[1]) Schöns abschließendes Urteil über den Grafen v. Hoym siehe in dem Briefe an Frey vom 24. Februar 1797. Beilage IX.

Schön hatte ungeachtet der Abweisung, welche er von Seiten des Ministers v. Hoym erfuhr, den Mitgliedern der Kriegs- und Domänenkammer seine Aufwartung gemacht, und trat mit einigen von ihnen auch in nähere Verbindung. So gelang es ihm, selbst den steifen Osten, der angeblich die Ursache geworden war, weshalb man ihm nicht Zutritt auf die Kammer gestattete, schließlich „weil ich zufällig seinem Ehrgeiz schmeichelte," umzustimmen. Osten lud Schön mehrmals zu sich ein, und versprach ihm wenigstens kräftige Assistenz zur Reise, welches Versprechen er auch gehalten hat.

Dann aber nahm er auch den Geheimath v. Carmer soweit für sich ein, daß er von ihm werthvolle Aufschlüsse erlangte. Carmer, „ein lustiger Finke mit Alltagsfähigkeiten und einer gleichen Ausbildung," vertraute Schön bei einem Besuche, „daß man außer Exportationsverboten des rohen Materials und Importationsverboten von fertiger Waare, welche im Lande verfertigt werden solle, keine Mittel zur Aufhelfung der Fabrikation im Lande angewendet, sondern Alles sich selbst überlassen habe. Der Leinweber bekommt nichts, der Leinweber auf dem Lande ist zunftlos, in der Bannmeile darf nur eine bestimmte Anzahl wohnen, und diese müssen „vierteljährig einige Böhmen" (Silbergroschen), Schön wendet in Schlesien stets die gebräuchlichen schlesischen Bezeichnungen an) „ans Gewerk zahlen. In denen Städten sind die Leinweber zünftig, und heißen da Züchner. Der Leinweber darf auch wollene Leinwand, d. h. wo die Kette Lein, der Einschlag Baumwolle ist, machen, auch Mezzolane, d. h. wo die Kette Lein, und der Einschlag Wolle ist. Die Baumwollenweberei wird auch von unzünftigen Leuten

auf dem Lande betrieben. Die Wollenweberei ist dem Zunftzwange ganz unterworfen, dieser kommen auch einige Benefizien zu statten, als nemlich beim Etablissement 8 Thlr. zum Stuhl, bisweilen auch Geschenk der ersten Kette. Letzteres ist selten. Ersteres soll eigentlich nur denen Ausländern accordiret werden, wird aber jetzt latius interpretiret, und Allen gegeben. Von den adeligen Gütern ist Jeder, der nicht in der Bannmeile liegt — welche nur regulariter die Hauptstädte der Kreise haben — berechtigt zu brauen, und sein Bier zu verschänken, eben so zu brennen, und auch selbst in der Bannmeile seinen Branntwein zu verschänken. Die adeligen Güter haben unbedingte Jagdgerechtigkeit. In Rücksicht der Handwerker-Ansetzung gilt das Jahr 1742 als Kataster. Mehrere dürfen nicht angesetzt werden."

Carmer lud den Assessor auch zu Tische ein. „Hier war eitel schlesischer Adel, unter anderen zwei Grafen Sandretzky, Johanniterritter, welche die Nase hoch tragen. Der Sohn dessen, dem Langenbielau gehört, ist ein sehr gebildeter kluger Mensch." Dann auf einem gemeinsamen Spaziergange äußerte sich Carmer noch unverholener. „Er klagte mir sehr über die wenige Satisfaktion, mit der ein Kammeralist hier dient, da der Minister v. Hoym kein Verdienst achtet, Alles gleich behandelt, d. h. Jedem was um's Maul schmiert." Später wurde Carmer wieder einmal Vormittags besucht. „Mit diesem etwas politisiret. Carmer ist nicht dumm, nur durch die vornehmen Gesellschaften etwas verschroben. Bisweilen streitet die Vernunft bei ihm mit dem Vorurteile gewaltig." Ferner traf Schön bei einem Diner, zu welchem ihn Doctor Bote (Geheim-Secretär) eingeladen hatte mit Carmer zusammen. Aus dem Gespräch ging hervor: „die Polizei über

das Garn- und Leinewandwesen ist bei der Breslau'schen Kammer in der größten Unordnung. Man hat 22 volumina acta generalia den Leinewand- und Garnhandel betreffend, und die Verfügungen widersprechen sich so, daß die Referenten in diesem Fache, Carmer und Goldfuß nicht fertig werden können, sondern selbst nicht wissen, woran sie sind. Hoym soll mit seinen Kreuz- und Querverfügungen daran Schuld sein. Die Leinewand- und Schleierordnung von 1788 soll schon stark durchlöchert sein, insbesondere in Rücksicht der dem Schaumeister zukommenden Stempelgebühren. Die Schaumeister sind auf fixirtes Gehalt gesetzt, und bei der Leinewandausfuhr wird als Impost diese Abgabe mit 1 Sgr. pro Stück erhoben. Man hat diese Anordnung getroffen, weil die Schaumeister von denen Webern den Groschen nicht haben erhalten können und dies viel Streit gemacht hat."

„Die Getreide-Ein- und Ausfuhr ist für Schlesien auch mit denen andern Provinzen total geschlossen, nur nach der Mark darf auf Pässe ausgeführt werden. Aus fremden und anderen Königlichen Provinzen darf kein Getreide nach Schlesien herein, selbst aus Südpreußen nicht. Der Himmel behüte für Mißwachs, denn ist das Land verloren. Da aber künstlich gesteigert wird, und dies auf den Preis der Fabrikate sehr wirken muß, also Schlesien mit schnellen Schritten — wie ehemals Frankreich — seinem höchsten Punkte zueilet, so wird der Rückgang sehr unangenehm sein." — Bei diesen Geständnissen war „ein Senator Geyer aus Hirschberg, ein kluger Mann," zugegen.

Carmer führte Schön auch „in das Elisabethiner-Kloster, wo kranke Frauenspersonen ohnentgeldlich verpflegt, und geheilt werden. Es sind da gewisse Fundationen, auf das

Bett werden 1000 bis 2000 Thlr. fundirt. Ferner werden milde Beiträge gesammelt. Im Garten dieses Klosters ist ein Zuckerahornbaum, er soll wie eine Birke können angezapft werden. Von hier in das Kloster der barmherzigen Brüder, wo 27 Betten à 1000 Thlr. fundirt sind. Bei denen Elisabethinerinnen waren nur 17. Die Kranken bekommen zweimal zu essen. Ohne Unterschied der Religion wird Jeder aufgenommen und geheilt. In beiden Klöstern sind Apotheken, und in ersterem Schwestern, in letzterem Brüder als Apotheker. In jedem Kloster ist nur noch ein praktisirender Arzt, der wöchentlich zweimal hinkommt. Chirurgische Geschäfte treiben die Schwestern und Brüder selbst."

Carmer begleitete Schön auch, als dieser am Schlusse seines Aufenthaltes in Breslau das Universitätsgebäude besuchte. „Die Instrumente auf dem Observatorio sind im Vergleich gegen Göttingen, Cassel ꝛc. schlecht. Die Mittagslinie ist die längste in Deutschland. Die Aula Leopoldina, der große Hörsaal ist der vortrefflichste, den wohl eine Universität hat; herrlich ausgemalet, hell, schön und groß. Mittags beim Geheimen Rath Carmer, dem ich für die Adressen Caviar zu schicken versprechen mußte. Nach Tische sprach ich L., den Auditeur vom Regiment von Reinhard aus Preußen. Nachher in die Bibliothek auf der Elisabeth-Kirche von Rhediger gestiftet. Was Zöllner hierüber anführt, sah ich alles."

Unter den Mitgliedern der Breslauer Kammer, denen Schön sich vorstellte, müssen auch der Kriegsrath und Deichinspektor Neuwerk und der Kriegs- und Domänenrath Neuwerk genannt werden, letzterer „ein anscheinend guter Mann,

der indessen die Tiefen des Finanzwesens nicht erforschet, und die Prinzipe der Polizei nicht gesucht zu haben scheint." Indessen unterrichtete ihn Neuwertz über „die Viehsterbens-Assekuranz," und erzählte ihm später, „daß er in Berlin auf dem Gymnasio und in Frankfurt auf der Universität mit dem General Günther zusammen gewesen, Günther damals ein lockerer Passagier gewesen sei, Schulden halber von Frankfurt habe fortgehen müssen. Man habe schon damals vermuthet, daß er ein Sohn des hochseligen Königs sei, denn er hat viel Geld auf der Universität verzehrt, und Niemand hat gewußt woher." Der Deichinspektor Neuwertz, ein „alter vielsprechender Mann," belehrte Schön dahin, „daß Hoym das Baudepartement in seinen Kammern nicht abtheile, jeder Rath müßte diesem Fach vorstehen, de omnibus aliquid, de toto nihil!"

Viel verkehrte Schön mit dem Kriegsrath Neumann, „ein nicht ungeschickter fideler Kriegsrath." Schön hatte den damals noch jungen und sehr lebenslustigen gebildeten Mann bei Garve kennen gelernt, und besuchte ihn dann häufig, und Neumann lud ihn oft zu sich ein. Bei ihm lernte Schön dann wieder „viele der hiesigen Gelehrten kennen," unter anderen auch den Prorektor Schummel, „einen zwar klugen, aber etwas komischen Mann." Schummel war ihm interessant, weil er etwas früher zu Pferde eine Reise nach Oberschlesien gemacht, und ein ausführliches Buch darüber geschrieben hatte. Schön ist nachher theilweise der Reiseroute Schummels gefolgt, wenn auch mit anderen Absichten und Zielen. Aber aus den Gesellschaften und Diners, welche Neumann gab, entnahm Schön, daß „hier so ziemlich luxuriös gelebt wird, der Ungar floß gut." Neumann war übrigens ein

reicher Mann, der auch in spätem Alter noch die Sitte beibehalten hatte, einen sehr guten Tisch und sehr guten Ungarwein bei sich zu führen, beschäftigte sich aber nebenbei sehr viel mit der Erzählung „einer sehr wohlfeilen Unterhaltung durch eine Suppe im Bairischen — wo die Züchtlinge so unterhalten werden — welches in Lichtenbergs Taschenkalender umständlich beschrieben sein soll." Ein experimentum in corpore vili, von welchem weiter nicht die Rede ist. In einer Abendgesellschaft bei Neumann traf Schön auch den Kriegsrath Mente, „der erst Auditeur war, und jetzt vortragender Rath beim Minister ist. Die Leute, die Auditeurs oder Regimentsquartiermeister gewesen sind, und etwas Kopf haben, haben alle eine besondere Manier im Auftreten. Sie sind beim Regiment mit Offizieren, d. h. in der Regel mit Menschen umgegangen, die wenig wissenschaftliche Kenntnisse haben, die sie übersehen. Dies glauben sie dann im Civil auch zu thun, und geben öfters sehr lächerliche Blößen. So scheint mir Mente auch den Satz jenes alten Weisen, daß man durch alles Studiren nur erst erfahre, daß man nichts wisse, nicht recht beherzigt zu haben." Dann setzt Schön aber in seinem Tagebuche noch hinzu, und man wolle, da es sich um eine Tagebuchnotiz handelt, die Derbheit des Ausdrucks hinnehmen: „man frißt hier kannibalisch. Das war eine Familiengesellschaft und eine Fresserei, womit man eine Mittagsgesellschaft von der honorigsten Art aufs pompöseste abfüttern könnte. Der Ungarwein war gut."

Aber auch Neumann sprach und klagte viel über Hoym, über seine „Weiblichkeit", und in einer Mittagsgesellschaft bei Garve, die Schön höchlich interessirt hatte, und wo er Neumann, Streit, Zimmermann, Kruttge „und noch ein

paar Hofräthe" traf, klagte „Neumann sehr über den aristokratischen Geist, schon neun seien ihm vorgezogen. Garve stimmte dem bei. Zimmermann behauptete, man könne nur Südpreußen durch eine Verschuldung der Domänen aufhelfen, da der König kein Geld geben könne."

Eine hervorragende Stelle unter den von Schön angeknüpften Bekanntschaften nimmt der Landjägermeister v. Wedell ein, „anscheinend ein gebildeter Mann, der ein guter Oekonom sein soll und sich, wie Buschius (Geheimer Sekretair) sagte, unserer annehmen will." So heißt es nach dem ersten Besuche Schöns und Büttners bei Wedell am 7. Januar. „Wedell ist ein fein sein wollender Mann. Es fehlt nur etwas an den Vorkenntnissen dazu," so lauten die Worte im Tagebuch nach einer Mittagsgesellschaft bei Wedell. „Hermes, der neben mir saß, machte mir einen frohen Mittag, seine Sophiens Reise ist sieben mal nachgedruckt. Er spricht mit Zeichen vielen Scharfsinns." Schön hatte Hermes vorher besucht: „Dieser klagte sehr über die große Unkultur Oberschlesiens, und den aristokratischen Ton in Schlesien."

Als aber Schön später (24. Januar) dem Landjägermeister v. Wedell erzählte, „daß ich den Vorschlag gemacht habe, Fink'sche Böcke nach Preußen kommen zu lassen," machte dieser sofort das Anerbieten, „dem Minister v. Schrötter vorzuschlagen, daß er für seine Güter von denen feinen schlesischen Schafen kommen ließe. Im Oels'schen wären national schlesische Schafe, deren Wolle so fein sei, daß sie

zu 15 bis 17 Rthlr. pro Stein von 24 schlesischen Pfunden verkauft würde. Die Wolle dieser Schafe ist loser, als die der Spanisch'en, und die Schafe haben den Fehler, daß sie unter dem Bauche nicht viel Wolle haben, und nur 7 Stein pro Hundert geben, statt daß die Spanier fast noch einmal so viel geben. Wenn man diese Schafe mit spanischen Böcken vermischte, entstände eine gute Race. p. v. Wedell will für Schrötter solche Schafe zu 2 Rthlr. das Stück besorgen."

Hiermit war eine Verbindung angeknüpft, die allerdings erst nach einer Reihe von Jahren für die Provinz Preußen Früchte trug. Jetzt gab sie Schön aber Veranlassung zu sehr genauen Untersuchungen. Noch an demselben Tage fuhr Schön mit dem geheimen Sekretär Brieger „in der Equipage des Landjägermeisters nach dessen Gut Groß-Bresa ab." Dies Gut liegt im Kreise Neumarkt, wenige Meilen von Breslau, und gewährte wegen der zahlreichen, eigenthümlichen Anlagen und Kulturen, welche der Landjägermeister dort betrieb, ein ungewöhnliches Interesse. Auf der Fahrt dorthin blieb Lissa nicht unbeachtet, und man verweilte zwei Tage in Bresa. Hier lernte Schön auch das erste schlesische Urbarium kennen, welches „von der königlichen Urbarienkommission hier über die Obliegenheit derer Gutsbauern und Leute aufgenommen ist, worin auf eine musterhafte Art sehr genau die Pflichten der Leute bestimmt sind."

Am Tage nach der Rückkehr von Bresa war Schön zum Abend bei dem schon erwähnten Kaufmann Schiebel geladen: „Der geheime Sekretär Brieger kam zu mir, und invitirte mich zum Landjägermeister v. Wedell, weil dieser

mit mir ausführlich über seine Oekonomie sprechen wolle; ich wollte dies nicht versäumen, schrieb Schiebel ab, und ging zu Wedell; ich fand da seinen Neffen, einen Jagdjunker, der noch Einiges laffenartige an sich hat. Der langweilige Wedell sprach viel, aber nicht viel zur Sache. Er prahlte mit Schrötters Freundschaft, und zeigte sich mir als ein gelehrt sein wollender, aber sowohl über Fürstenrechte, als Religion sehr nach Grundsätzen aus dem medio aevo denkender Mann; ich aß ein Abendessen, und ging nach Hause." Von da an änderte sich das Urteil über Wedell bedeutend.

Von einem späteren Besuche, am 10. Februar, erzählt das Tagebuch: „Dieser egoistische, aristokratische und bigotte Weltmensch, den die Natur zwar mit etwas Kopf, aber mit viel Langsamkeit begabt hat, prahlte wiederum viel mit seiner Geschichtsgelehrsamkeit. Er machte mich aus Interesse, damit ich ihm über Eins und das Andere Auskunft geben möge, zum Vertrauten in seinem Verhältnisse mit Schrötter, er ließ mich einen eigenhändigen Brief von Schrötter lesen, worin dieser von ihm einen Plan verlangte, nach welchem Schrötter — da Arnim nun einmal nicht zu bugsiren wäre — Arnims Wirkungskreis in Preußen ganz verengt, dem preußischen Forstwesen ein Landjägermeister in der Person v. Wangenheims vorgesetzt, die Forstkasse mit der Domänenkasse vereinigt, und Alles, was nicht Wald ist, dem Forstwesen abgenommen werden sollte. Wedell sollte dem Schrötter auch Forstmeister schicken, und wollte ihm seinen" schon erwähnten Verwandten „schicken. O! kurzsichtiger Schrötter! Du legst denen Kaufleuten zur Last, daß sie fremde Waare mehr als einheimische loben,

und Du verkennst das Verdienst, das um Dich ist, und haschest nach fremden Schwachköpfen!!!"

Bei dieser Gelegenheit sprach sich Herr v. Wedell noch offener aus: „Der Landjägermeister ließ mich auch etwas von der Instruktion der südpreußischen Organisations-Kommission sehen, und dabei seine Bemerkungen, die er dem Minister Hoym, damit dieser wisse, was er sagen soll, habe schicken müssen. Die Wedell'schen Bemerkungen, in einem langweiligen Style abgefaßt, enthielten zwar einige gute Räsonnements, die mir aber, z. B. bei der Veränderung der Titel, der Beibehaltung der alten Charaktere, bloß deshalb hingesetzt zu sein schienen, damit die Wedell'schen Kenntnisse in der Geschichte hervorleuchten. Wedell gilt deshalb bei denen Großen viel, weil er immer nur ohnmaßgeblich meint, selten behauptet, mehr Konvenienz-, als Principienmensch ist. ich blieb den Abend bei ihm."

Zwei Tage darauf schreibt Schön: „ich ging heute Vormittag um 11 Uhr zum Landjägermeister von Wedell, der mir die Instruktion für die südpreußische Organisations-Kommission und seine Bemerkungen dazu ad per legendum gab; ich machte mir davon anliegenden Auszug, aß beim v. Wedell zu Mittage, wo Stein auch war," (den Kammer-Assessor Baron v. Stein hatte Schön bereits früher kennen gelernt) „und wo ich Gelegenheit hatte, aus dem Gespräche deutlich zu sehen, daß Wedell ein orthodoxer Aristokrat ist. Die Wedell'schen Bemerkungen waren voll von Weitschweifigkeit und enthielten eigentlich nichts zur Sache. Puttkammer in Magdeburg würde geschrieben haben, viel Brühe, wenig Fleisch."

Der Auszug, welchen Schön sich aus der Instruktion

der südpreußischen Organisationskommission [1]) gemacht hat, ist, da die Geschichte der preußischen Verwaltung in den in Besitz genommenen polnischen Landestheilen, welche schon nach zehn Jahren ein Ende nahm, noch wenig gekannt ist, nicht ohne Interesse. Sie repräsentirt die damaligen Verwaltungsideen ziemlich deutlich. Daß die Nationalität von den damaligen Staatsmännern wenig gewürdigt wurde, ergab sich von selbst aus der Alles durchdringenden und Alles beherrschenden Staatsidee. Schön selbst hat dieselbe bis an sein Lebensende verfochten, und der Idee der Nationalität nur in zweiter Linie ein Gewicht eingeräumt.

Es lohnt sich diesen Gedankengang näher zu verfolgen. — Schön geht von dem Grundgedanken aus, daß der Staat die Bestimmung hat, „den Menschen zu einem höheren geistigen Leben fortzubilden.“ [2]) Die Staatenbildung ist daher die Grundlage, „der Grundton der Kultur,“ die Existenzbedingung für die menschliche Kultur, ohne welche die Menschheit zu geistigen Fortschritten nicht befähigt ist. „Wenn noch die Sicherheit der Existenz der erste Zielpunkt der Menschen ist, entscheidet die Nationalität den Anfang der Staatenbildung. In Patrimonialstaaten, wie sie der Orient zeigt, muß freilich die Idee der Nationalität die bestimmende und die herrschende sein. Sobald aber die Idee des Staates sich zu entwickeln und geltend zu machen beginnt. geht jene in diese auf, und wahrt nur das Recht der wesentlichen Rücksicht.“

---

[1]) Beilage VIII.

[2]) Staat oder Nationalität? Als Manuscript gedruckt. — Berlin. gedruckt bei Julius Sittenfeld, Johannisstraße Nr. 4. — 1848.

In letzterer Beziehung stellt er die Idee der Nationalität so hoch, als es sich mit der Hauptforderung und Hauptbedingung der menschlichen Kultur irgend verträgt. „Nationalität als Idee erfaßt, und in dieser gestaltet, ist so hoch und erhaben, daß sie den Anspruch auf unbedingteste Anerkennung hat. Verwerflich ist jede Maßregel, welche der Selbstbestimmung dieser Idee entgegenwirkt. Jeder in einem Staate lebende Mensch darf z. B. fordern, daß er das Gotteswort in seiner Mundart höre, daß ihm der Richterspruch und die Gesetze in seiner Sprache verständlich werden."

Allein die Existenzbedingungen des Staates, des „Grundtones der Kultur, neben dem die Nationalitäten nur Nebentöne sind, die ihm folgen müssen," seine Sicherheit gegen andere Staaten machen Forderungen an die Begrenzung der Staaten, welche nur durch die Kämpfe der Staaten unter sich festgestellt und erfüllt werden können. Die Resultate dieser politischen Kämpfe nennt Schön den „Lauf der Weltordnung" und er sagt: „Daher bedingt aber die höhere Idee im Laufe der Weltordnung die Form und das Bestehen der Staaten." Der Staat erfüllt demnach „die höhere Idee," dieser höheren Idee muß die Idee der Nationalität weichen und sich unterordnen, wo ihre Grenzen sich nicht decken; aber die Idee der Nationalität bewahrt innerhalb des Staates ihr unveräußerliches Recht, so weit es mit dem Bestande des Staates vereinbar ist. Von diesem Standpunkte aus ist Schön berechtigt, im Jahre 1848 zu behaupten: „Der Racenkrieg unserer Tage scheint seinem Wesen nach ein Kampf der Nationalitäten gegen die Staaten."

Wenden wir diesen Gedankengang auf die politische Entwickelung der letzten Jahrzehnte an, so ist, um bei einem

hervorragenden Beispiele stehen zu bleiben, der letzte Krieg gegen Frankreich ein Krieg um die Existenz von Seiten Deutschlands, und die Vorrückung der deutschen Grenze eine Maßregel gewesen, welche im Interesse der Sicherung der Staatsexistenz geboten erschien. Die Einverleibung des Reichslandes in das deutsche Reich ist ein berechtigtes Resultat „im Laufe der Weltordnung" gewesen. Daß man sich dabei nicht an die Nationalitätsgrenze gehalten, ist eben ein Beweis dafür, daß man nur ein berechtigtes Bedürfniß der Staatsidee verfolgt und sichergestellt hatte. Damals konnte Schön auf Grund der rechtlich festgestellten Weltordnung sagen: „England und Nordamerika haben, gleich Elsaß und Deutschland, dieselbe Nationalität. Dem Gesetze der Weltordnung nach mußte Elsaß aber mit Frankreich zusammengehen, mußte Nordamerika ein selbständiges Ganze werden, damit die Idee des Staates zur Erscheinung kam." Heute würde er unzweifelhaft sagen, daß Frankreich selbst die zu seinen Gunsten festgestellte Weltordnung gebrochen habe, und daß demgemäß, um seinen Friedensbrüchen einen Damm entgegenzusetzen, eine neue Weltordnung aufgerichtet werden mußte. Einen Aufstand der Elsässer im bloßen Interesse ihrer Nationalität wider die Idee des Staates würde er verdammt haben. Er würde ihn jetzt nach Wiederherstellung einer älteren Weltordnung eben so verdammen, würde er wider das deutsche Reich gerichtet. Schließlich aber würde über die Berechtigung nur der Erfolg entscheiden können, es wäre denn, daß der Staat sein gutes Recht der Nationalität gegenüber gemißbraucht hätte. Daß dies nicht in der Idee des Staates nothwendig begründet ist, drückt er eben durch die Frage aus: „ist nun das Recht der einen,

das Unrecht der anderen, das Bestehen dieser die Vernichtung jener?"

Wir enthalten uns an dieser Stelle weiterer Exemplifikationen auf die neuesten Vorgänge. Fiat applicatio. Wir brauchen aber wohl nur darauf zu verweisen, daß man im Jahre 1796 von solchen Erwägungen noch ziemlich weit entfernt war. Man glaubte fest an die Alles beherrschende Idee des Staates, und scheute sich nicht, wovor man heute und beispielsweise besonders in Oesterreich eine berechtigte Scheu hat, Länder fremder Nationalität dem Staate einzuverleiben, wo sich dazu eine Gelegenheit darbot. Wer aber die nachfolgende Skizze der Organisationsinstruktion genau ansieht, der wird finden, daß auch die damaligen preußischen Staatsmänner zwar die Verbreitung der deutschen Sprache in den neu erworbenen polnischen Provinzen für den „Zweck" der Organisation erklärten, im Uebrigen aber der Nationalität denjenigen Spielraum ließen, den die Staatsidee gestattete.

Nun ist so viel klar, daß, wenn die Idee der Nationalität mit derselben Rücksichtslosigkeit weiter verfolgt werden sollte, wie dies in neuester Zeit theoretisch und zum Zwecke politischer Intriguen geschehen ist, und noch geschieht, und diese Idee zur Herrschaft gelangte, die Auflösung fast aller Staaten davon die Folge sein müßte. Die geschichtliche Aufgabe der nächsten Generation wird daher wesentlich darin bestehen, beide Ideen mit einander zu versöhnen, und jeder das ihr gebührende Maß von Berechtigung zuzuweisen.

Nach einigen Wochen besuchte Schön mit Brieger zum zweiten Male den Landjägermeister v. Wedell auf seinem Gute Groß-Bresa, und kehrte von da nach eintägigem Aufenthalte mit diesem zusammen nach Breslau zurück.

Unterwegs erfuhr Schön von dem Landjägermeister, was er gethan hatte, um den Boden seines Landes genau zu untersuchen: „Der Landjägermeister hat sein Feld ganz durchbohren lassen, und hat nach der Oder zu auf der Anhöhe Thonerde gefunden, in der unteren Schicht Mergel mit 70 Prozent Kalk. Er nimmt nach der de Luc'schen Theorie von Entstehung der Erde an, daß die Thonerde zersetzter Granit sei, und diese Thonerde der Feldspat sei. Die Quarzstückchen findet man noch ganz darin."

— —

Bemerkenswerth ist noch Schöns Verkehr mit dem Geheimrath v. Mützschepfahl, den er gleich zu Anfang beim Landjägermeister kennen gelernt hatte. Von dieser Bekanntschaft hatte Schön den sehr wesentlichen und für seine Reisezwecke unschätzbaren Vortheil, daß Herr v. Mützschepfahl, der seiner Zeit die westpreußische Landschaft eingerichtet hatte, und hier ebenfalls speciell mit den Angelegenheiten der Landschaft befaßt war, ihn einlud, als er den engeren Ausschuß der schlesischen Generallandschaft bei sich zu Tische hatte. „Hier wurde ich präsentirt und für die Reise empfohlen einem Baron v. Stillfried in der Grafschaft Glatz, einem Herrn v. Korkwitz im Oels'schen, dem Landschaftsdirector Grafen v. Schaffgotsch und einigen anderen Krebsen — die Leute waren alle roth. Insbesondere aber einem Landrath v. Prittwitz bei Neiße."

Da Büttner, der bisherige Reisegefährte, krank geworden war, und deshalb von dem ihm ertheilten Urlaub nicht zurückkehrte, so machte Schön allein (den 4. April) von Breslau aus einen Ausflug nach Kempen, wo er mit einem

alten Königsberger Bekannten und dessen Frau, dem Kriegsrath Velhagen zusammen traf. Schön fuhr „mit der ordinären Post," und gebrauchte zwanzig Stunden, um bis nach Kempen zu gelangen, die ganze Nacht durch fahrend, obgleich der Weg gut und „in der Regel mit Bäumen bepflanzt war," was als besondere Merkwürdigkeit hervorgehoben wird. — Kempen war damals eine berühmte Niederlage für Ungar-Wein, und ist dies sogar bis in die neue Zeit geblieben. Velhagen führte daher Schön „in den hiesigen Ungar-Wein-Keller, wo eine horrende Menge davon lag. Ein Ungar hatte diese Niederlage, es fanden sich noch einige Honoratioren aus der Stadt ein, der Postmeister, der Kalkulator p.p." — Den Tag darauf, um 11 Uhr Vormittags fuhr Schön „zum alten Grafen v. Maltzan, einer Gesandten-Excellenz, 1½ Meilen von hier nach" (Wierischau). „Die angenehme Gesellschaft, und die gute ohngenirte Aufnahme beim Grafen halfen das Ungemach dieser Reise — wir fuhren in einem halben Wagen, und es regnete stark — ertragen. ich wies den Grafen an den Amtsverwalter Fink in Rücksicht spanischer Böcke, er hat dem Grafen v. Magnis 6 Ducaten pro. Stück geben müssen. Es ist hier ein kleiner englischer Garten. Die Forsten des Grafen sollen so groß sein, daß man sie in zwei Tagen nicht durchreiten kann. Abends nach Kempen zurück." — In Kempen lernte Schön „den Lieutenant von Wolzogen [1]), den Adjutanten, einen gescheiten Mann kennen." Schön blieb dort volle acht Tage: „wo ich nur der Freundschaft lebte."

[1]) Freiherr Ludwig v. Wolzogen, geb. den 4. Februar 1773 in Meiningen, 1802 Erzieher des Prinzen Eugen von Württemberg, gest. als preußischer General der Infanterie zu Berlin den 4. Juli 1845.

Zweimal wurde auch Herr von Nimptsch in Klein-Masselwitz besucht, den Schön vorher kennen gelernt hatte, „ein fideler Kerl, der guten Ungarwein hat und giebt.“ Das erste Mal war ein zufälliger Besuch. Schön war mit Schiebel nach Bresa gefahren zum Landjägermeister v. Wedell, mußte aber umkehren, weil in Bresa gerade große Gesellschaft war. Es wurden Herrn v. Nimptschs Gartenanlagen und eigenthümliche, durch die Nähe der Hauptstadt bedingte Landwirthschaft besichtigt. Der zweite Besuch wurde in Begleitung Schiebels und des Kriegsraths Neuwertz gemacht; „ein Altagsedelmann, da zu Mittag gegessen und guten Ungar getrunken, den Major v. P. vom Regiment v. Dolff's, einen anscheinend pfiffigen Kerl kennen gelernt, und nach Hause gefahren. Den Tag über nichts gelernt.“

Bald nach dem verfehlten Besuche fuhr Schön „mit Extrapost mit dem Geheimen-Rath v. Mützschepfahl nach Bresa zum Landjägermeister v. Wedell, wo ich zu Mittag aß, Abschied nahm, und gegen Abend müde und matt in die Stadt fuhr.“

Schön schreibt ein paar Tage darauf: „in Bresa ist aus Plato folgende Inschrift:

> Unsere Tage eilen, die Reise ist kurz, das Ziel groß. Laßt uns Tage zählen und Augenblicke wählen; wie wir sind, werden wir sein. Unter tausend Menschen ist nicht einer, was er sein kann. Jeder Mensch kann ohnaussprechlich viel sein. Die Menschen wären Götter, wenn sie wären, was sie sein könnten.“

Herr v. Mützschepfahl begleitete Schön auf einem Ausfluge nach Trebnitz. „Wir stiegen im Weinhause ab, und gingen in die Kirche, sahen da das Grabmahl der heiligen Hedwig, und das, des Herzog Heinrich und das, des Deutsch-

Meisters Conrad von Feuchtwangen aus Preußen. Wir waren etwas beim Kanzler dieses Stifts, der Justitiarius und Polizei-Officiant dieses Klosters ist. Wir aßen zu Mittag im Weinhause, machten der Aebtissin, einem Fräulein v. Gillern Visite, wo noch mehrere Nonnen und ein feister Pfaffe war. ich besuchte Bergers[1] Brüder, die hier Posamentiere und Kaufleute mit Schnittwaaren sind. Anscheinend gute Leutchen!"

Schön verdankte Herrn v. Mützschepfahl vielfache Belehrung über mancherlei Verhältnisse, erhielt von ihm auch viele Kammeracten zugestellt, aus denen er sich Auszüge machte, und bekam schließlich von ihm zwei Geschenke, welche nicht ohne Werth für ihn waren. „Er schenkte mir Lucanus Buch von Preußen. Das preußische Lucanus'sche Manuscript ist abgefaßt vom Hofrichter Lucanus in Preußen, dessen Bruder Ober-Amtspräsident in Glogau war. Von dem Sohne des Letzteren hat Mützschepfahl dies Manuscript geschenkt bekommen. Das zweite Exemplar dieses Manuscripts ist in der Lucanus'schen Bibliothek in Halberstadt." Ferner: „eine lateinische Rede des letzten Erbkönigs von Polen, Johann Kasimir, worin die Theilung Polens vorhergesagt ist." — Aber auch dieser Edelmann klagte, wie fast Alle, die irgend geistig über die Menge hervorragten, viel „über die Abgeschiedenheit der Stände in Breslau" und über die österreichische Gesinnung Mancher. Er nannte den Grafen Schaffgotsch, „dem Warmbrunn gehöre, der 33,000 Seelen auf seinen Gütern habe, sei übrigens ächt österreichisch, sehr ahnenstolz."

---

[1]) Aus den Papieren p. p. Bd. I. p. 4. Anmerkung 2.

Mehr noch als in diesen Kreisen verkehrte Schön während seines Aufenthaltes in Breslau mit den dortigen litterarischen Notabilitäten. Wie wir schon im Eingange dieses Kapitels gesehen haben[1]), hielt Schön es für einen aus der Abgeschlossenheit der aristokratischen Gesellschaft sich ergebenden Vortheil, daß die gebildeten Beamten sich eng mit den wenigen Gelehrten, welche es damals in Breslau gab, und gebildeten Kaufleuten zu einer Geselligkeit zusammenschloßen, aus welcher sich dann später das neue geistige Leben der Hauptstadt und der Provinz entwickelte.

Breslau befand sich damals noch in einem Uebergangsstadium aus alten Verhältnissen in die neue Zeit, und man darf diesen Umstand nicht außer Acht lassen, wenn man Schöns Urteil richtig verstehen und würdigen will. Die Einwirkungen der Reformation auf die Entwickelung der Litteratur und gelehrte Studien, war auch in Schlesien eine gewaltige gewesen, und eine eigene Verkettung von Umständen hatte es gerade in Breslau dahin gebracht, daß Gelehrsamkeit, Protestantismus und unbeschränkte Herrschaft der patrizischen Familien in der reichsstädtischen Verfassung der Stadt sich zu einem Ganzen verschmolz, welches zugleich als ein Bollwerk für die aus dem dreißigjährigen Kriege gerettete bürgerliche Freiheit, und für den evangelischen Glauben galt und gelten mußte. Die städtische Verfassung erstarrte zwar unter der österreichischen Herrschaft zu einem absoluten Patrizierregimente, unter welchem die bürgerliche Freiheit zuletzt, wie eine gleichzeitige historische Quelle sich ausdrückt, „nur in der Erlaubniß bestand, die die Patrizier

[1]) Siehe oben S. 267.

hatten, die Einkünfte der Stadt zu verzehren, oder ihrem Privatvermögen zuzueignen, wie sie Lust hatten, weil die Stadt nicht verbunden war, Rechnung zu legen. Sie bestand ferner in der Befugniß der Patrizier, zu verbannen, einzusperren, hinzurichten, zu begnadigen, wenn sie wollten, denn die Stadt war über alle diese Dinge privilegirt."

Diese Privilegien mußten festgehalten werden, weil jede Einmischung der damaligen Staatsgewalt in die inneren Verhältnisse der Stadt die evangelische Freiheit vernichtet hätte, und die Bürgerschaft war daher, wollte sie diese letztere nicht aufgeben, genöthigt, das auf ihr lastende Willkürregiment der Patrizier wohl oder übel zu ertragen. Andererseits waren diese, wenn sie ihre Stellung behaupten wollten, genöthigt, an ihren gelehrten Traditionen festzuhalten, und so kam es, daß, was zugleich eine Milderung des drückenden Willkürregiments privilegirter Familien mit sich brachte, die patrizischen Gewalthaber zu gleicher Zeit hochgebildete und selbst gelehrte Männer waren, welche den litterarischen Ruf der Stadt wohl aufrecht zu erhalten wußten, wenigstens nach dem Maßstabe des Zeitalters. „Was würde," sagt die schon erwähnte Quelle, „aus Breslau geworden sein, wenn nicht der größte Theil der Magistratspersonen in denjenigen Studien nicht eigentlich gelehrt gewesen wären, welche vorzugsweise die humanen genannt werden?" Aber im weiteren Fortgange der Zeit erstarrte nach einem natürlichen Entwickelungsgesetze auch dieses Treiben, weil es sich auf einen engen Kreis beschränken mußte. „Die Herren gratulirten einander zu den Hochzeit- und Kindtaufschmäusen ihrer Familien in schön gereimten Versen in den Rathhaussessionen, der scheinbar Ueberraschte

konnte nicht umhin, in Versen zu antworten. Poetische Sessionen können nun wohl für das gemeine Beste unmöglich sehr ersprießlich sein.“ [1])

Friedrich der Große warf dieses ganze Wesen gleich nach der Besitznahme von Schlesien um, indem er am 27. Oktober 1741 zum ersten Male vom Magistrat Rechnungsablage über die Kämmereieinkünfte verlangte. Die Verwaltung der Stadt wurde dann allmälig ganz auf den damaligen preußischen Fuß eingerichtet, und damit hatte das Patrizierregiment, welches übrigens nunmehr zum Schutze der evangelischen Freiheit nicht mehr nöthig, also in seiner Entartung überflüssig geworden war, ein Ende. Aber die vorher schon in Folge der aristokratisch-oligarchischen Stadtverfassung eingetretene und eingewurzelte stolze Absonderung der Geschlechter von der Bürgerschaft blieb. Die patrizischen Familien zogen sich zum großen Theile auf ihre Landgüter zurück, und verschmolzen sich mit den Landjunkern, und damit war die ständische Spaltung und Absonderung vollendet, und wesentlich verschärft, wie Schön sie fand.

Es ist Friedrich dem Großen nicht ganz leicht geworden, die Antipathie, welcher sein Regiment aus solchen Veranlassungen begegnete, zu überwinden, und die Spannung zu mildern, welche zuerst zwischen den Eingeborenen und den nach Schlesien verpflanzten vorzugsweise märkischen Beamten und Militärs entstehen mußte. Im Gegentheil mußte er erfahren, daß das Regiment des sonst so ausgezeichneten Ministers v. Schlaberndorf, der rücksichtslos überall

---

[1]) Topographische Chronik von Breslau. Graß u. Barth. 1805/8.

durchgriff, wovon Beispiele uns später begegnen werden, eine Unzufriedenheit erregte, die ihm bedenklich erscheinen mußte. Er ersetzte den energischen und hochverdienten Mann im Jahre 1769 durch den Minister v. Hoym, der diesen Posten 36 Jahre lang zu behaupten wußte, und der namentlich in Beziehung auf den von Schlaberndorf vielfach gerügten und verletzten Landesadel in das entgegengesetzte Extrem verfiel.

Vor allen Dingen aber entstand durch das Abtreten des städtischen Patriziats von der Leitung der Stadt eine Lücke in dem litterarischen Leben der Stadt und der Provinz. Diese Lücke gänzlich auszufüllen, war die Jesuitenuniversität nach ihrer Entstehung, beschränkten Beschaffenheit, und nach dem in ihr herrschenden Geiste völlig außer Stande. Ihre engherzige Stellung hat zwar noch unter Friedrich d. Gr. manche erhebliche Stöße erlitten, und sie hat es sogar dahin gebracht, dem Zeitgeiste soweit Rechnung zu tragen, daß sie im Jahre 1803 bei der Feier ihres Jubiläums Männer wie Hermes, Pastor zu Maria Magdalena, Schummel, Prorektor am Elisabethgymnasium, Manso, Rektor am Maria-Magdalenengymnasium, lauter Protestanten u. a. zu Doktoren der Philosophie promovirte. Aber im Ganzen konnte die Litteratur in Breslau und die litterarische Richtung doch nur mühsam durch einige Männer vertreten und aufrecht erhalten werden, welche sich nicht gerade einer einflußreichen Stellung zu erfreuen, und das Leben zu beherrschen vermochten. Die schon angeführte Quelle sagt daher auch ganz richtig, daß der litterarische Ruf, den sich Breslau in früheren Zeiten erworben hatte, „durch Männer wie Klose und Garve aufrecht erhalten wurde, *wenn auch nicht in seinem Glanze, doch in seinem Werthe*.“ Der ehemalige Glanz war

freilich dahin, und konnte auch erst wieder hergestellt werden, und zwar langsam und allmälig, nachdem seit 1811 die Universität durch die Vereinigung mit der Frankfurter zu einer wirklichen Universitas litterarum umgestaltet worden war.

Schön hatte sich gleich nach seiner Ankunft in das damals bestehende Streit'sche Lesekabinet, wo die neuesten Erscheinungen der Litteratur zur Lektüre ausgelegt wurden, inscribiren lassen, und hat dasselbe, wie seine Tagebuchnotizen ergeben, fleißig frequentirt. Außerdem hat er aber auch die maßgebenden Gelehrten jener Zeit in Breslau gleich persönlich aufgesucht, und das Glück gehabt, mit Männern wie Garve, Fülleborn, Manso, Hermes u. a. intimer bekannt zu werden.

Der bedeutendste von allen Breslauer Gelehrten damaliger Zeit war unstreitig Garve, der damals schon „sehr krank war," und im folgenden Jahre starb. Die Stellung Garves in der litterarischen Welt war damals entschieden eine maßgebende, und er hatte dieselbe kurz vorher noch durch die Uebersetzung von Adam Smiths großem Werke, welches 1794 zum ersten Male erschienen war, wesentlich verstärkt. Als Philosoph gehörte Garve zu den Eklektikern, er war durchaus kein Kantianer, so hoch er sonst auch Kant hielt. Er stimmte auch dem obersten philosophischen Grundsatze, von welchem Adam Smith ausgegangen war, nicht bei, und hat die Hauptmängel seines Systems mit scharfem Blicke genau erkannt. Ebenso wenig hat er selbst es zu einem „eigenen besseren Systeme der Volkswirthschaftslehre gebracht," er kultivirte mehr „das Grenzgebiet, wo die Nationalökonomik einerseits, die Ethik und Psychologie anderer-

seits zusammenstoßen" [1]). Aber gerade deshalb wird er Schön besonders angezogen haben, und nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sein. Garve war im Jahre 1772 von Leipzig, wo er den Lehrstuhl Gellerts an der Universität inne gehabt hatte, nach seiner Vaterstadt Breslau zurückgekehrt, und war im Jahre 1779 von Friedrich d. G., als dieser in Breslau sich aufhielt, mehrfach ausgezeichnet worden, was nicht wenig dazu beitrug, sein Ansehen in Breslau zu erhöhen, und namentlich ihm die Cirkel der Aristokratie zu öffnen. Ueber seine Gespräche mit Friedrich d. Gr. hat er Schön psychologisch wichtige Eröffnungen gemacht, welche dieser in seiner ersten Selbstbiographie [2]) aufbewahrt hat, und von der II. bestätigt werden. Der Umgang mit den feineren aristokratischen Gesellschaften entsprach seiner eleganten, in dem verfeinerten Leipziger Kreise noch gesteigerten Richtung, und bestimmte seine etwas unklare Stellung in der Gesellschaft überhaupt, die mancher Mißdeutung ausgesetzt war, wie Schöns oben angeführte Aeußerung darthut [3]). Wir werden sehen, welche Erklärung seine Freunde dafür gegeben haben.

Ueber seinen ersten, kurz nach seiner Ankunft in Breslau bei Garve abgestatteten Besuch berichtet Schöns Tagebuch Folgendes:

„Hier lernte ich einen sehr vorsichtig und scharfsinnig urteilenden Mann kennen. Er sagte von Adam Smith, daß sein System nur auf ein zur unbedingten Handelsfreiheit kultivirtes Land passe, und es noch strittig sei, ob es gut wäre, wenn die anderen Staaten noch Handelseinschrän-

---

[1]) Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, p. 603.

[2]) Aus den Papieren, Bd. 1, p. 20.

[3]) Siehe oben Seite 267.

kungen hätten, allgemein Handelsfreiheit zu ertheilen." Ist dies richtig, so folgt daraus von selbst, nicht daß man blindlings dem Freihandel nachzustreben hat, sondern daß der Freihandel ein Resultat und Postulat fortschreitender Kultur ist, und es wird sich auch beweisen lassen, daß dies Adam Smiths Ansicht von der praktischen Gestaltung und Handhabung der Staatswirthschaft gewesen ist. Der Streit zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern ist daher, was auch anderweit festgestellt ist, kein prinzipieller, sondern Sache der Opportunität, und für den Staatswirth kommt es also darauf an, die Handelspolitik mit dem Bedürfnisse und dem Kulturgrade des Landes in Einklang zu bringen. Aber andererseits ergiebt sich daraus auch, daß jedes Land wie nach dem Fortschritte der Kultur im Allgemeinen, so im Speziellen nach dem Fortschritte zum Freihandel zu streben angewiesen ist.

Was Kants Philosophie betrifft, so berichtet das Tagebuch, daß Garve bei einer anderen Gelegenheit, in einer Abendgesellschaft bei dem Rektor Manso, wo er „viel über Kants Naturrecht sprach," geltend machte, daß er „in vielen Stücken z. B. über Ehe, Büchernachdruck, Staatsrecht mit ihm nicht gleicher Meinung war." Er klagte „insbesondere über die Dunkelheit, die in Letzterem herrschte[1])."

In seiner II. Selbstbiographie sagt Schön insbesondere von Garve: „Garve kannte überhaupt nur gesellschaftlich die vornehme Welt, vom Volke hatte er nicht allein keinen Begriff, im Gegentheil waren ihm die äußeren Formen

---

[1]) Näheres über Garves Stellung zu Kant giebt der Brief Schöns an Frey vom 24. Februar 1797. Beilage IX.

desselben zuwider. Der geistreiche Fülleborn tadelte ihn deshalb bei jeder Gelegenheit, und brachte Garve wirklich dahin, daß dieser ihn zum Spaziergange in den Theil der Stadt, wo sich das Volksleben am deutlichsten äußerte, aufforderte. Auf einem dieser Spaziergänge forderte Garve Fülleborn auf, sich unter das Volk, welches in und vor einer Schenke versammelt war, zu mischen, und beobachtete genau die Aeußerungen, welche einzeln gemacht wurden. Da trat ein Soldat, welcher von der Armee, welche damals am Rhein stand, kam, in diesen Kreis, freute sich in Schlesien zu sein, beschrieb seinen Marsch und äußerte: „doch, als ich nur erst das Riesengebirge sah, da dachte ich —“ Hier fiel Garv ihm in die Rede: „was dachte Er?“ und der Soldat rief ihm entgegen: „l . . . t — — — —!“ Garve wie vom Donner gerührt, sagte zu Fülleborn: „der Mann hat eine eigene Art sich auszudrücken, ich denke, wir gehen!“ Fülleborn hat diese Anekdote selbst auf einem Spaziergange erzählt, wie das Tagebuch ergiebt. Sie beweist, daß nicht bloß die Aristokratie sich absonderte, sondern die gebildeten oder gebildet sein wollenden Klassen noch mehr von dem Volke selbst, dessen Leben, Treiben, Denken, Fühlen ihnen völlig unverständlich geworden war. Es bedarf dies keiner weiteren Ausführung, denn als Thatsache ist dies bekannt genug. Man kann sagen, daß der Sturz des Staates und die darauf im Jahre 1813 erfolgende Erhebung des Volkes erst die einzelnen Gesellschaftsklassen zu einem Ganzen zusammen geschweißt haben, und daß diese Katastrophen nöthig gewesen sind, um aus den zersplitterten Gliedern ein Volk zu bilden, welches zu einem lebendigen Organismus sich emporgearbeitet hat. Damit ging denn auch die Periode

der mechanisch-despotischen Regierungsweise unwiderruflich zu Ende. Die II. Selbstbiographie fährt dann fort: „die sehr verschiedene Richtung jedes einzelnen von den in Breslau lebenden Gelehrten, machte das Leben mit ihnen um so interessanter. Manso, Fülleborn, Garve leuchteten vor, und Garve besonders hatte in seinem Anhange mehrere sehr gewöhnliche Köpfe, welche viel lesen, und ihm das Gelesene mittheilen mußten."

Dabei ist es außerordentlich interessant und außerdem charakteristisch für die Breslauer Zustände, wie wir dieselben eben kurz zu schildern gesucht haben, wie Garves Freunde seine Antipathie gegen das Leben und Treiben des Volks zu erklären, und zu rechtfertigen suchten. Manso, der seine bedeutende Rolle erst etwas später spielte, den Schön damals, als er ihm seinen ersten Besuch machte, als „Vielsprecher" charakterisirte, „der aber gut spricht," vertraute Schön auf einem Spaziergange den Grund, weshalb Garve so liirt mit der Aristokratie sei. „Er schilderte mir den Garve als einen in Meinungen zwar beständigen, im Handeln aber sehr unbeständigen Mann. Der Ruf, daß Garve aristokratisch denke, und in dem Umgange mit vornehmem Pöbel einen sehr großen Werth setze, entschuldigte Manso damit, daß Garve, als er nach Breslau gekommen, unter dem Bürgerstande wenig kultivirte Menschen gefunden, also sich an die vornehmere Klasse gehalten habe, übrigens sei er frei in seinen Grundsätzen."

Diese Aeußerung Manso's wirft ein eigenthümliches Streiflicht auf die Zustände in der Hauptstadt Schlesiens, welche vor der Gründung der neuen Universität dort geherrscht haben. Sie bestätigt zugleich, was oben über dieselben gesagt worden ist. Der Eindruck aber, den Garve

überhaupt auf Schön machte, muß doch ein sehr starker gewesen sein. Den Beweis dafür liefert eine Notiz im Tagebuche über ein Diner, welches Garve gegeben: „Garve lobte sehr Gatterer's Universalgeschichte, trug viel daraus und aus Gibbon vor. Man sah bei diesem Vortrage deutlich den allumfassenden Geist, der Alles so verdaut hat, daß sein Zuhörer nur schlucken darf. Garve las einen Brief Thümmels vor, worin dieser ihn einen Prosektor des menschlichen Wissens nennt, seine Reisebeschreibung continuiren und beendigen will." Und daß Garve, wie oben erzählt ist, den Klagen Neumanns beistimmte, beweist wohl, daß Manso im Allgemeinen Recht gehabt haben mag. Uebrigens war Garve damals noch mit dem Plane beschäftigt, dem Werke Adam Smiths einige Abhandlungen beizugeben, dessen Nichtzustandekommen selbst Roscher und mit Recht bedauert. Denn er sagte Schön: „Der Nachtrag wird, wenn er mit seiner Arbeit, die er jetzt unter Händen hat, fertig wird, von ihm ausgearbeitet werden. Er erzählte Schmidt's Lebenslauf, und lobte Gentz in Berlin p. p." — Darüber hat ihn der Tod überrascht.

Von jener Zeit an, und namentlich seit der Vervollständigung der Universität, hob sich der gebildete Mittelstand in Breslau zu solch überwiegendem Einflusse, daß schon vor vierzig Jahren die wohl heute noch fortdauernde Abschließung des schlesischen Adels in gesellschaftlicher Beziehung nur diesem selbst noch zum Nachtheil gereichte. Wie sehr Schön diese ständische Absonderung auffiel, ergeben die citirten Aeußerungen aus seinem Tagebuche, die keines Kommentars bedürfen, von selbst. Der Eindruck wurde aber noch wesentlich gesteigert durch die Betrachtung der gedrückten Lage des

unterthänigen Bauernstandes und des Gewaltregimentes, welches der Minister Graf Hoym in der Provinz führte.

Es ist bekannt, daß die Verwaltung in Schlesien überhaupt gar nicht dem sonst gemeinsamen Centralorgan, dem Generaldirektorium in Berlin unterstand, daß vielmehr der Provinzialminister von Schlesien nur unmittelbar dem Könige untergeordnet war. Daß Schön ihn daher als „Unterkönig" und „Vicekönig" bezeichnete, war ganz sachgemäß. 36 Jahre lang hat, wie erwähnt, der Graf Hoym diese abgesonderte und im Wesentlichen unabhängige Stellung behauptet, gleich seinem Vorgänger im Amte. Wenn Friedrich der Große dem neuerworbenen Lande anfänglich diese abgesonderte Stellung einräumte, so hat er damit bestimmte Zwecke verbunden. Er wollte das Land durch eine straffe und energische Verwaltung, die er deshalb von dem etwas pedantischen Kollegialverbande, in welchem sonst die Minister standen, loslöste, rasch in die Formen der preußischen Verwaltung hineinarbeiten, und nebenbei Einrichtungen treffen, wie die Grundsteuerkatastrirung und die Aufnahme der Urbarien, welche Fehler der Verwaltung in den alten Provinzen beseitigten, was dort nicht ohne Weiteres möglich war. Das hat der große König erreicht, aber er versäumte, zu rechter Zeit die Ausnahme wieder der Regel unterzuordnen, und er zog damit einen Partikularismus groß, insbesondere bei den Machthabern selbst, der dann sehr schädlich auf die polnischen Verhältnisse einwirkte, welche zum erheblichen Theile auch in die Hände Hoyms geriethen. Vorzüglich aber erlangte dieser Mann dadurch eine unverantwortliche Machtstellung, welche ihn zu

Gewaltthaten und Unregelmäßigkeiten anreizte, die ihm mit Recht zum Vorwurfe gemacht werden müssen. Einer dieser Gewaltstreiche fiel gerade in die Zeit, während welcher Schön sich in Breslau aufhielt.

Der Kriegsrath Zerboni hatte sich mit Heftigkeit gegen verschiedene Willkürakte und Unregelmäßigkeiten der Hoym'schen Verwaltung erhoben, und saß wegen derselben in Haft auf der Festung Glatz. Joseph Zerboni di Sposetti, der spätere Oberpräsident der Provinz Posen, war aus Breslau gebürtig, und durch eigenthümliche Verwickelungen in ein noch eigenthümlicheres Verhältniß zum Grafen Hoym gerathen. Er hatte sich schon als Schriftsteller einen Namen gemacht, als er, Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Glogau, den Grafen von Hoym, seinen Chef im Jahre 1793 bat, ihn dem Minister von Voß, der damals die preußische Verwaltung in den neu erworbenen polnischen Provinzen einführen sollte, zu empfehlen. Hoym, der damals ebenso wie der Minister von Schrötter dem Minister v. Voß für Südpreußen nur beigeordnet war, versprach dies, hielt aber nicht Wort. Es stimmt dies Verfahren genau zu dem, was Schön von den Untergebenen Hoyms in Breslau erfuhr, und ebenso stimmt, was der Kaufmann Schiebel gegen Schön über Hoyms Charakter mittheilte, genau zu dem, was Varnhagen v. Ense in seiner Biographie des Hans v. Held über denselben urteilt. Als nun Zerboni im Vertrauen auf Hoyms Versprechen sich bei dem Minister v. Voß meldete, wußte dieser von Hoyms Zusage nichts, ernannte Zerboni'n aber, den Mann sofort in seinem Werthe erkennend, zum Kriegs- und Domänenrathe bei der damaligen Kammer zu Petrikau. Die dritte Theilung Polens im Jahre 1795

brachte noch bedeutenden Länderzuwachs, der ebenfalls organisirt werden mußte, und die Folge davon war, daß der Minister v. Voß die Leitung des Organisationsgeschäftes ganz abgab, und die beiden Minister v. Schrötter und Graf Hoym, der erstere in Neuostpreußen, der letztere in Südpreußen völlig selbständig gestellt wurden. Aus dieser Zeit rührt die Instruktion für die Organisationskommission her, welche der Landjägermeister v. Wedell Schön mitgetheilt hatte, und welche die beiden Minister nur für gewisse allgemeine Anordnungen auf eine Einigung unter einander und mit den Ressortministern verwies. Hoym hatte also in Südpreußen völlig freie Hand, und Zerboni war in die für ihn unter allen Umständen gefährliche Lage gerathen, der Untergebene eines Vorgesetzten zu sein, der sich eines direkten Unrechts gegen ihn bewußt war.

Gegen die Verwaltung Schrötters in Neuostpreußen ist niemals ein Vorwurf erhoben worden, wohl aber giebt es Spuren genug davon, daß bei den Kriegs- und Domänenkammern zu Plock und Bialystok fleißig und redlich gearbeitet worden ist, und daß man dort umfassende Organisationen und große Landesmeliorationen vorbereitet hat, die wohl verdienen würden näher dargestellt zu werden.

Dagegen ist es bekannt, daß die Verwaltung Hoyms in Südpreußen Gelegenheit zu den allerschlimmsten Mißbräuchen gegeben hat. Eine Menge schlechter und zweideutiger Menschen, die sich anderswo nicht halten konnten, strömten in die neuen Provinzen, und vergifteten die Verwaltung von vornherein. Die vom Könige Friedrich Wilhelm II. erlangte Vergünstigung, einen Theil der vorgefundenen Krongüter zu Schenkungen an verdiente Männer zu

verwenden, gab die gesuchte Gelegenheit, den Einfluß des Ministers in Berlin zu sichern, sie gab aber auch Veranlassung zu den abscheulichsten Betrügereien. Zerboni entdeckte einige dieser schlechten Manipulationen, durch welche die Staatskasse um eine Million bevortheilt worden war, ein Vorgang, der ganz unerhört in der preußischen Verwaltung seit der Zeit von Friedrich Wilhelms I. Organisationen gewesen war. Zerboni berichtete darüber an Hoym, und entdeckte ihm den verübten Betrug. Da aber Hoym seine Anzeige zurück-, und als er darauf bestand, ihn mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe verwies, begann Zerboni die Dinge mit anderen Augen zu betrachten, und es ist nur unbegreiflich, wie er nichtsdestoweniger an der vorgefaßten Meinung von der Redlichkeit des Ministers selbst festhalten konnte.

In Schlesien selbst hatte das Willkürregiment Hoyms seine Günstlingswirthschaft und die Konfusion in der Verwaltung starken Unwillen erregt. Die Kunde von dem, was in Südpreußen vorging, und die preußische so hoch geachtete Integrität der Verwaltung im höchsten Grade prostituirte, trieb diese Stimmung auf den Gipfel, und, wie immer und überall, so brachte ein an sich unerheblicher Zwischenfall eine eben so in Preußen unerhörte Katastrophe zu Wege. In Schöns Tagebuche findet sich die Notiz, daß einer der Geheim-Sekretäre ihm „die hiesige Revolutionsgeschichte erzählt“ habe. „Der erste Aufstand ist durch einen Rock des Geheimen Raths Werner ausgekommen, der zweite durch die Barbarei des Kommandanten.“ Nach Varnhagens Erzählung hatte ein junger Offizier einen alten Fischer geprügelt, und diese That die Bürgerschaft in der

Weise empört, daß sie sich zusammenrottete, und die Bestrafung des Thäters verlangte. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die einschreitenden Truppen wurden zurückgedrängt, und der Sturm wendete sich gegen Hoym, der demselben im Palais schutzlos preisgegeben war. Aus dieser gefährlichen Lage soll Hoym durch einen gewandten Referendarius, einen Grafen v. Kameke, befreit worden sein, der es verstand, mit den erzürnten Spießbürgern zu fraternisiren, und sie zu beruhigen, und Varnhagen weiß auch noch eine Geschichte von dem erbärmlichen und perfiden Benehmen Hoyms gegen diesen seinen Retter zu erzählen.

Schon K. A. Menzel hat gegen Varnhagen den Vorwurf erhoben, daß er, zwei der Zeit nach weit aus einander liegende, auch sonst in keinem Zusammenhange stehende Ereignisse zusammengeworfen habe. Dieser Vorwurf ist, wenngleich Varnhagen in der zweiten Ausgabe seiner Schrift denselben vornehm abweist, vollständig begründet. Die Sache verdient deshalb eine Erörterung, weil nur so Schöns Aeußerungen in seinem Tagebuche über dieselbe, und sein Verhältniß zum Grafen Hoym vollständig erklärt werden kann. Dabei mag vorweg darauf verwiesen werden, daß das Urteil Zerboni's, Hans v. Helds und Varnhagens über das erbärmliche Benehmen Hoyms dadurch nicht im Mindesten erschüttert wird. Wir folgen dabei einer ziemlich gleichzeitigen Quelle, welche noch dadurch an Vertrauen gewinnt, daß sie diese Vorfälle in Breslau selbst den Augenzeugen referirte, und es undenkbar erscheint, daß dort Ereignisse des Jahres 1796 in das Jahr 1793 verlegt sein sollten [1]).

[1] Topographische Chronik von Breslau, Graß u. Barth. 1805/8. p. 830.

Es war im April 1793, daß ein eingewanderter Schneidergeselle den damals geltenden Zunftgesetzen zuwider seinen Meister kontraktbrüchig verließ, und bei einem anderen in Arbeit trat. Der Magistrat verhörte den Uebelthäter, und entließ ihn wieder, da er versprach, gehorsam zu sein. Da seine, jederzeit und überall durch ein fein geschärftes Ehrgefühl sich auszeichnenden Kameraden dies aber nicht zugeben wollten, so wiederholte sich dieser Vorgang, und Magistratus steckte schließlich den unruhigen Burschen in's Gefängniß. Aus diesem an sich unbedeutenden Vorgange entwickelte sich eine Schneidergesellenrebellion, die sich dann auf die gesammte löbliche Gesellenschaft ausdehnte, und alle Behörden und die ganze Stadt drei Tage lang in Athem erhielt. Nur die Kretschmer und Brauer hielten sich davon fern mit der plausibeln Entschuldigung, daß, wenn sie auch striken und mitmachen wollten, die rebellirenden Gesellen nichts zu trinken haben würden, was diese auch einsahen und billigten. Zuerst erschienen starke Deputationen, forderten die Freilassung des Verhafteten, und verlangten, als diese verweigert wurde, selbst eingesteckt zu werden. Diesem Petitum wurde so lange bereitwillig deferirt, als Platz im Gefängnisse war. Jedermann sieht ein, daß dies ein ganz unverständiges Verfahren war, und es ist ersichtlich, daß der Polizeidirektor, Geheimrath Werner, dabei mit ganz besonderer Brutalität verfahren ist, so daß er den ganzen Haß und die Wuth eines aufgeregten, verblendeten Haufens auf die Person eines schon anrüchigen und mit Haß beladenen Beamten zog. — Dadurch erklärt und rechtfertigt sich die Aeußerung Schöns, „der Rock des Polizeidirektors habe den ersten Aufstand hervorgerufen.“ In-

zwischen hatte man den Gesellen, der die erste Veranlassung abgegeben hatte, und der ein Ungar war, auf den Schub über die Grenze bringen lassen. Man eröffnete dies den übrigen verhafteten Gesellen, und wollte sie entlassen. Da aber unterdessen die gesammten Gewerke sich mobil gemacht hatten, so weigerten die Verhafteten sich, aus dem Gefängnisse zu gehen, „bevor nicht ihr über die Grenze gebrachter Kamerad zurückgeholt würde, und eine Ehrenerklärung erhielte. Diese Beharrlichkeit setzte den Minister Grafen v. Hoym in solche Furcht, daß er Befehl gab, den Ungar zurückzuholen.“ Der „Vicekönig“ von Schlesien, „das alte Weib, der alles verspricht und nichts hält,“ wie der Geheim-Sekretär Brieger, „der Jedem was um's Maul schmiert,“ wie der Geheim-Rath v. Carmer sagte, prostituirte also die Regierungsgewalt in einer Weise, welche die Ermuthigung der Emeute nur zu erklärlich macht. „Aber freilich,“ sagt unsere Quelle im Jahre 1807, „waren die Zeitumstände gefährlich, der größte Theil der Armee im Felde, Freiheit das Losungswort im Munde des Volkes und Bewußtsein im Herzen der Gewalthaber.“ Nur wird man sagen müssen, daß brutales Auftreten im Beginne, und dann feiges Zurückziehen nicht die Mittel sind, durch welche ein Staatsmann einer Revolte Herr werden kann. Die Folge davon war übrigens die sofortige gewaltsame Befreiung der Verhafteten, und ein Hinauswachsen des Tumults über alle Schranken. Die Truppen wurden allarmirt, besetzten die Straßen, hatten aber den Befehl, „keine Gewalt zu brauchen,“ in welchem Befehl man unschwer die Hand des Ministers erkennen wird. Vor der Wohnung des Letzteren marschirte ein Piquet von 80 Mann unter

dem Befehl eines Majors auf. Man „zäumte dem Major das Pferd ab, und verhöhnte die Soldaten." Selbst „vernünftiges Zureden, die liebreichsten Worte, die glänzendsten Versprechungen," welche der Kommandant, General v. Dolffs, und der Minister an die wüthende und übermüthige Menge verschwendeten, halfen natürlich nichts, „die Zurückberufung des Ungars hatte in den Köpfen zu nachtheilig gewirkt."

Der Versuch, das Rathhaus zu stürmen, wurde abgeschlagen, und hier floß, da ein toller Schneidergeselle geradezu in ein Bajonnet lief, das erste Blut. Nun richtete sich der Sturm persönlich gegen den Polizeidirektor Werner, der nun büßen mußte. Sein Haus in der Schweidnitzer Straße, welches sich durch einen Balkon auszeichnete, wurde erstürmt und verwüstet. Er selbst war nicht zu Hause, seine Kinder wurden nut mit Mühe aus dem Tumult gerettet. Eben so wurde eine Brauerei, welche er in Scheitnig besaß, vollständig demolirt. Man wolle sich erinnern, daß, wie Schiebel Schön erzählt hatte [1]), Dispositionen über Kämmereipertinenzien ihm von Hoym gestattet waren. Und was that Hoym? Als am folgenden Tage, den 30. April 1793 der Aufruhr noch forttobte, ließ er den Geheim-Rath Werner „unter einer starken Bedeckung von Reutern in der größten Geschwindigkeit nach Neiße auf die Festung" bringen. Er konnte nur mit der größten Mühe und unter scharfem Einhauen der Kavallerie zum Thore hinausgeschafft werden. Man sieht, der Graf häufte die Fehler auf einander, und eben diese Fehler waren die Ursache, daß er des

---

[1]) Siehe oben S. 271.

Tumultes gar nicht Herr werden konnte. Er fuhr selbst auf den Ring, „wurde zwar mit einem wiederholten Vivat empfangen, das man dem Könige und ihm ausrief" (also keine Spur einer politischen Beigabe), „aber auch zugleich die Auslieferung des Geheimraths Werner mit Ungestüm von ihm verlangt." Er selbst, der Minister, war also nicht der geringsten persönlichen Gefahr ausgesetzt. Der Ausgang der Sache war, daß der Kommandant endlich mit Kartätschen unter die Menge schießen ließ, und daß 37 Menschen sofort todt auf dem Platze blieben, 41 schwer verwundet wurden, von denen mehrere noch starben, andere amputirt wurden, und Krüppel blieben. Damit endete der erste Akt des Dramas, der sich aus Unverstand und feiger Kopflosigkeit entwickelt hatte.

„Um vier Uhr Nachmittags brachte man endlich den Verwiesenen wieder zurück. Er wurde nach Handwerksbrauch dadurch wieder ehrlich gemacht, daß ihm im Namen des Ministers durch den Kammerreferendar Grafen v. Kameke, die Gesundheit und der Willkommen vor dem Oberamte" (auf dem Salzringe, jetzt Blücherplatz) „im Beysehn seiner Kameraden zugetrunken wurde. Von dem Grafen v. Kameke und dem Adjutanten des Lattorff'schen Regimentes und zwey Altgesellen begleitet, wurde er darauf von Herberge zu Herberge geführt, wo allenthalben der Graf und der Adjutant mit den Gesellen die Gesundheit tranken. Durch das herzgewinnende Betragen dieser beiden Führer, deren Benehmen bei diesem Aufzuge einmüthig gepriesen wird, wurde auch der letzte Funke von Zwietracht und Erbitterung erstickt. Beyde redeten den Gesellen so zu, daß alle die Finger erhoben, und mit einem Eide betheuerten, daß

sie sich von nun an ruhig verhalten wollten. Auch hielten sie Wort.“ Das war die Rolle, welche der Graf v. Rameke, dessen Zungenfertigkeit und gesunde Kehle man immerhin anerkennen mag, gespielt hat. Von einer Rettung der Person des Ministers war keine Rede, und vor allen Dingen hat sich dies Alles 1793 und nicht 1796 zugetragen. Dann wurden die Todten begraben. „Nach dem Begräbniß besuchte der Graf v. Rameke alle Herbergen, bedankte sich, daß die Gesellen ihr Wort gehalten, und trank mit ihnen auf jeder Herberge ein Glas Bier.“ Und der Schluß der großen Schneiderrevolution war: „Der Minister übernahm nicht nur die Begräbniß- und Heilungskosten, sondern vergütete auch jedem Gesellen seine Versäumniß, und bezahlte die Zechen, welche auf den Herbergen gemacht worden waren, welches nebst den Pensionen für die Wittwen und Kinder der Getödteten eine namhafte Summe betrug. Die Verwundeten waren in's Hospital gebracht worden.“

Man mag nun über diese Geschichte urteilen, wie man will, zu einer Strafpredigt Zerbonis gegen Hoym hat sie damals keine Veranlassung gegeben. Diese erfolgte erst bei der zweiten Rebellion, welche am 6. Oktober 1796 erfolgte.

Der Polizeidirektor Werner war beseitigt, an seine Stelle war der Geheimerath Senfft v. Pilsach getreten. Eben so war auch der Graf v. Rameke verschwunden. Er war aus dem Civildienst ausgetreten und Husarenoffizier geworden. Die ganze Geschichte verlief auch bedeutend harmloser. „Einige Deserteurs von der Breslau'schen Garnison sollten sich, wie es verlautete, in dem hohen Schilf

bei Marienau versteckt halten, welches dem Regiment zugleich mit dem Umstande angezeigt wurde, daß sich ein daselbst wohnender Fischer, der darum wüßte, mit ihrer Aufgreifung nicht hätte befassen mögen. Es wurde also ein Offizier mit einem Kommando herausgeschickt, um die Deserteurs aufzugreifen, und den alten siebzigjährigen Fischer zu verhaften." Das war in der Ordnung, aber die Deserteurs fand man nicht, wohl aber den alten Mann, „und der Offizier ließ sich vom Diensteifer so weit hinreißen, daß er unterwegs nicht nur den alten vorlauten Mann mißhandelte, sondern sich auch einige beleidigende Aeußerungen gegen das Breslau'sche Publikum, wovon sich mehrere Spaziergänger auf dem Weidendamme befanden, entfallen ließ. Die zahlreichen Zuschauer, deren das Getümmel immer mehrere herbeyzog, nahmen sich des Fischers an, und um so viel mehr glaubte der Offizier beweisen zu müssen, daß sie nichts drein zu reden hätten. Unterdeß rückte das Kommando eilfertig der Stadt näher, und mit jedem Schritte wuchs der begleitende Haufe stärker an. Von Tausenden begleitet erreichte er endlich nicht ohne besorgliche Gefahr die Hauptwache."

Diesmal nahm sich die Bürgerschaft der Sache an, die sich natürlich bei der Schneiderrevolution vollkommen ruhig verhalten hatte. Man begab sich in hellen Haufen zum Stadtdirektor, und machte geltend, daß der verhaftete Fischer, da Marienau ein Stadtdorf sei, unter die Jurisdiktion des Magistrats gehöre. Herr v. Senfft-Pilsach „hörte die Proteste an." Da nichts weiter geschah, so stellte eine Deputation am anderen Tage den Kommandanten zur Rede, „als er sich eben auf der Wachtparade befand. Es kam zu

einem hitzigen Wortwechsel, welcher sich damit endete, daß die Unteroffiziers mit ihren Stöcken den angewachsenen Haufen aus einander trieben." Das paßt genau zu der citirten Aeußerung Schöns, daß „der zweite Aufstand durch die Barbarei des Kommandanten erregt worden" sei. Der Kommandant wurde übrigens, als er nach Hause ritt, thätlich insultirt, und „der Auflauf wurde nun allgemein." Man schlug Lärm, sperrte die Thore, ließ Truppen aufmarschiren, aber andererseits wieder wurde der Offizier, der den Anlaß zum Skandal gegeben, arretirt, und mit Ostentation zur Hauptwache gebracht, „um das Publikum zu beruhigen." Da Graf Hoym abermals auf einer Fahrt über den Ring seine Beredsamkeit aufbot, und seine Popularität einsetzte, so wäre es wohl gelungen, den Aufruhr ohne Anwendung von Gewalt zu beruhigen, wenn sich nicht ein anderes Element eingemischt hätte. „Janhagel," so wurde Schön erzählt, „hat eigentlich den größten Lärm gemacht. Hier ist eine Matthiasgasse, die gleich der Vorstadt St. Antoine in Paris nur Sansculottes zu Bewohnern haben soll, welche die Kantonsfreiheit Breslaus herzieht, aus denen sich auch das zahlreiche Bettlergesindel ergänzt." Diese mußten nun erst durch militärisches Einschreiten zur Ruhe gebracht werden. Indessen lief die Affaire ziemlich unblutig ab. Auf dem Salzringe mußte zwar scharf gefeuert werden, aber es wurde nur eine Person verwundet, an anderen Orten setzte es scharfe Säbelhiebe, und wieder war es ein Schneidergeselle, der einen Wischer über den Kopf für seine Unverschämtheit erhielt.

Zerboni erfuhr diese Geschichten in Petrikau, und es ist wohl möglich, daß das Benehmen Hoyms bei dem Auf-

stande des Jahres 1793 in seiner Erinnerung aufgetaucht sein mag, obwohl aus den Schriftstücken sich keine Andeutung darauf ergiebt. Eben so kann man es erklärlich finden, daß diese Ereignisse im Zusammenhalt mit der von ihm ermittelten Mißwirthschaft das Blut eines patriotischen und rechtlichen Beamten in Wallung brachte, genug, er schrieb an Hoym einen Brief, der bei Varnhagen abgedruckt ist, den allerdings kein Vorgesetzter von einem Untergebenen hinnehmen konnte. Die Folge davon war ein Kabinetsbefehl aus Potsdam, in dessen Folge Zerboni am 17. November 1796 in der Mitte seiner Familie verhaftet, und als Staatsgefangener nach Glatz abgeführt wurde. Das wäre nun an sich noch nicht so gefährlich gewesen, er konnte im Grunde nur wegen Beleidigung seines Vorgesetzten zu einer empfindlichen Disciplinarstrafe verurteilt werden. Aber Hoym hatte zugleich alle Papiere Zerboni's in Petrikau saisiren lassen, und es ist wohl glaublich, daß er, wie Schön in Breslau erfuhr, nur einen Theil Allerhöchsten Orts vorgelegt, die ihn selbst kompromittirenden unterdrückt hat.

Nun hatte Zerboni im Jahre 1793, als er noch in Glogau lebte, eine Verbindung mit dem bekannten Ignatz Feßler unterhalten, der damals in Karolath bei dem Fürsten von Karolath lebte. Wie es damals Sitte war, tauchte in den Köpfen beider Männer sehr bald der Gedanke auf, einen geheimen Bund zur Verbesserung der kranken Weltzustände zu errichten. Sehr gut macht Varnhagen in der Biographie Hans v. Helds darauf aufmerksam, daß die Stiftung geheimer Bünde zu jener Zeit ebenso ein unabweisliches Bedürfniß gewesen sei, wie es heute die Gründung eines Tage-

blattes, und setzen wir hinzu, in noch neuerer Zeit die Stiftung von Vereinen geworden ist, welche in Folge der fortgeschrittenen Entwickelung frei und öffentlich wirken. Die Ausläufer jener Neigung zu Geheimbünden haben wir noch bis in neuere Zeiten verfolgen können. Zerboni vermittelte den Beitritt des damaligen Ober-Zoll- und Accise-raths Hans v. Held in Posen, und diese drei stifteten feierlich den aus ihnen bestehenden Bund der Evergeten. Diesem Bunde traten dann später noch Zerboni's Bruder und dessen Freunde, der Kapitän v. Leipziger, Kaufmann Kontessa in Hirschberg, Dr. Kausch und einige Andere bei. Aber noch in demselben Jahre wurde der Bund wieder aufgelöst, weil die Mitglieder sich über Verschiedenheiten in ihren Ansichten überhaupt nicht einigen konnten, alle aber die von Feßler befürworteten Ordensgaukeleien nicht billigten. Die Mitglieder lösten ihre Verbindung auf, und dieser Bund hat nur wenige Monate, und nur auf dem Papiere existirt.

Bei der Verhaftung Zerboni's in Petrikau wurden aber Briefe und Schriftstücke, die sich auf diese Episode bezogen, gefunden, und Hoym, den inzwischen das Geschrei, welches sich über Zerboni's Verhaftung erhoben, schon bange gemacht, und der deshalb bei diesem bereits Schritte gethan hatte, um ihm auf gewisse Bedingungen hin wieder die Freilassung zu verschaffen, brach diese Unterhandlungen wieder ab, und ließ die Untersuchung auf hochverrätherische Umtriebe richten, die diesem Evergetenbund als Grundlage dienen sollten. Gerade als Schön seine erste Audienz bei Hoym gehabt hatte, wurde eine andere Nachricht in Breslau bekannt und er erfuhr, als er sich von dort zu dem schon mehrmals genannten Kaufmann Schiebel begab, von diesem „die plötz-

liche Arretirung des Kapitän v. Leipziger, des Doctor Kausch, des Lieutenant Lentner in Glatz und des Kaufmann Kontessa in Hirschberg, die insgesammt mit dem auf Veranlassung des Ministers Hoym wegen Wahrheit bereits in Glatz sitzenden Kriegsrath Zerboni nach Spandau gebracht sind. O, Gewalt! Niemand weiß, was diese Leute sollen gethan haben. Amelang und Eisenberg sollen aus Berlin gejagt sein."

Die Nachricht machte in Breslau ungeheures Aufsehen, und war natürlich Gegenstand allgemeinen Gesprächs. Wenige Tage darauf war Schön in einer Abendgesellschaft beim Kriegsrath Hirsch, „wo gewaltig viel über die Arretirung des Leipziger, Kausch und Konsorten gesprochen wurde. Man vermuthete allgemein, die Sache wäre nichts als ein Streit der Rosenkreuzer in Berlin mit denen Illuminaten in Schlesien. Manso meinte unter anderen, daß die Welt an Achtung für Moralität zugenommen habe, also selbst Skandale, wie die Alten trieben, wo die Tänzerinnen bei denen Römern ihre Kleider fallen ließen, nicht mehr dulde. Nach langem Debattiren wurde der Begriff von Aufklärung dahin bestimmt, daß man eine gewisse Ausbildung des Geistes darunter verstände, die einen zur Erlernung jedes Geschäftes tauglich, und zu richtigen Schlüssen fähig mache. Zerboni, der arretirte Kriegsrath, soll unter seinen Papieren Dokumente, aus denen schändliche Handlungen des Ministers v. Hoym hervorgehen, gehabt haben. Diese sollen von Hoym nicht nach Berlin eingeschickt sein."

So wurde damals — gesprochen.

Die Zerboni-Held'sche Angelegenheit wollen wir hier nicht weiter verfolgen. Man weiß aber, daß die Minister

v. Schrötter und namentlich Struensee und Schulenburg das ganze Regiment Hoyms auf das Schärfste verurteilten, und kein Mittel unversucht ließen, um ihm entgegenzuarbeiten. Die Eifersucht der Ressortminister auf einen vom allgemeinen Verwaltungscentrum fast ganz unabhängigen Provinzialminister mag dabei mitgewirkt haben, jenen Gegensatz zu verschärfen. Man kann aber auch annehmen, daß die Vertreter der Integrität der Staatsverwaltung sich gedrängt gefühlt haben, einem so corrumpirten Gange der Geschäfte nach Kräften entgegenzuwirken. Aber Hoym wußte das auch, und so ist es denn wohl erklärlich, daß er den mit Empfehlungen von Schrötter und auch von Struensee und Heinitz gut ausgerüsteten Assessor v. Schön im ersten Augenblick und in kritischer Lage für einen Abgesandten Jener gehalten haben mag. Daraus ergiebt sich denn, daß der Grund, welcher Schön für die Weigerung Hoyms, ihm Zutritt zur Kammer und zur Registratur zu gestatten, angegeben wurde, nicht der richtige gewesen ist. Als Schön zuerst sich schriftlich beim Minister meldete, war derselbe noch nicht nach Berlin abgereist, es hat also schwerlich einer Intervention des Geheimraths v. Osten bedurft, um Hoym zur Ablehnung des Gesuchs zu bestimmen. Vielmehr wird Osten den Sündenbock für die Weigerung haben abgeben müssen.

Als aber der Minister Graf v. Hoym wohl erkannt hatte, daß der Assessor v. Schön nicht in feindlicher Absicht gekommen war, erhielt Schön von ihm ein offenes Empfehlungsschreiben an alle Schlesier.

In der gerechten Entrüstung über Hoym's Gewaltstreich hatte sich Schön aber hingesetzt, und an seinen Freund Frey in Königsberg, einen Brief desselben beantwortend, geschrie-

ben. Dieses Schreiben Schöns vom 24. Februar[1]) 1797 datirt, gewährt einen vollen Einblick in den geistigen Gehalt des jungen Mannes, außerdem in der parallelen Charakterisirung Hoyms und Schrötters einen eben so klaren Blick in die damalige preußische Verwaltung, wo hart im Raume sich die Sachen stießen, und völlig unvermittelte Gegensätze neben einander hergingen. Er selbst muß diesen Brief für wichtig gehalten haben, denn er notirt in seinem Tagebuche unter dem 26. Februar 1797 ausdrücklich: „nach Tische Briefe an Weiß und Frey abgeschickt. Ersterem schrieb ich, wir wollen gleich beim Minister Anstalten der Reise wegen machen. Frey'n eine Charakteristik des p. Hoym im Gegensatz von Schrötter."

In solchem Umgange, sich überall belehren lassend, brachte Schön die Zeit seines Aufenthaltes in Breslau hin, und er benutzte denselben außerdem noch, um öffentliche Anstalten zu mustern und mit Fabrikanten und Handwerkern ebenfalls zu verkehren. In ersterer Beziehung ist der Besuch erwähnenswerth, den er, von dem Assistenten Racke geleitet, dem Armenhause abstattete, „weil hier eine Wollspinnerei ist. Die Tuch- und Zeugmacher liefern die Wolle, und nehmen Wollengarn oder Wollenzwirn heraus. Letzteres geschieht von denen Zeugmachern, weil hier nur zweischürige Wolle verarbeitet wird." Die Manipulationen der Spinnerei werden hier nicht näher besprochen, das Tagebuch beschreibt dieselben mit großer Ausführlichkeit. Aber Schön begnügte sich mit der technischen Untersuchung

[1]) Beilage IX.

keineswegs, sie war hier vielleicht nicht einmal die Hauptsache. „ich erkundigte mich etwas nach der Einrichtung dieses Arbeitshauses, und erfuhr, daß darin aufgenommen werden: 1. arme Bürger, 2. andere arme Leute, 3. Züchtlinge.“

In Brandenburg sperrte man Invaliden und Vagabonden zusammen, hier wurden gar verarmte Bürger mit Züchtlingen unter einem Dache versammelt. Daß bei den damaligen Verhältnissen von einer Gemeindeverwaltung überall keine Rede war, daran braucht wohl nur erinnert zu werden. Der omnipotente Staat hatte Alles verschlungen.

„Es sind also,“ so fährt das Tagebuch fort, „zwei Klassen, Arme und Züchtlinge. Die Züchtlinge bekommen täglich ein Essen, Morgens 1/2 Pfd. Brod und im Winter Suppe. Fleisch nur an hohen Festtagen pro Person 1 Pfd. Sie müssen täglich fünf Zaspeln spinnen, oder zu 15 Zaspeln kammeln, sonst setzt es Hiebe.“

„Die Armen, welche noch arbeiten können, müssen dasselbe Pensum abarbeiten, und bekommen für jede Zaspel, die sie über 5 täglich spinnen, 1 Kreuzer. Von dem gekammelten den vierten Theil von einem Böhm, 1 Gröschel[1]). Diejenigen, die nicht viel Kräfte haben, mit denen wird es nicht so genau gehalten, sie thun, was sie können. Diese bekommen wöchentlich zweimal Fleisch. Im Winter bekommen sie gleich denen Züchtlingen Morgens Suppe.“

Und nun vergegenwärtige man sich die Summe von Elend und Jammer, welche sich bei dieser Behandlung und Gleichstellung mit bestraften Verbrechern in den Seelen ver-

[1]) 1 Gröschel = 3 Pf. (Dreier).

armter Leute, die bessere Tage gesehen, aufsammeln, und ungehört verhallen mußte in der guten alten Zeit.

Unter dem Geleite des Fabrikenkommissarius Hartmann und dessen Assistenten Racke hat Schön außerdem noch alle Industriezweige gemustert, welche damals in Breslau getrieben wurden, und sein Tagebuch, in welchem er die verschiedensten Fabrikationsmanipulationen ausführlich beschrieben hat, ist angefüllt mit den Resultaten dieser Besuche. Hier nur wenige Bemerkungen darüber.

Von dem Fabrikenkommissarius erfuhr Schön als Kuriosität, daß „Schlabernndorf in Schlesien durchaus habe Safran pflanzen wollen. Er habe deshalb Zwiebeln aus Ungarn verschreiben müssen, der Ertrag wäre aber zu gering gewesen, als daß man damit hätte fortfahren können. Ebenso ist es mit Safflor gegangen. Auch hätte die Wolle von denen Weidenbäumen müssen eingeliefert werden. Diese hat man im Hospital klopfen lassen. Die bei der Arbeit beschäftigt gewesenen Menschen haben aber so schlimme Augen davon bekommen, daß man mit dieser Arbeit hat aufhören müssen.“ Wir wissen nicht, ob jener „Vicekönig“ von Schlesien diese Meliorationen aus eigenem Antriebe unternommen hat, oder ob er höhere Ordres befolgt hat.

Welche, wir würden heute sagen, kindische Projekte damals ventilirt wurden, kann man daraus sehen, daß der Kaufmann Schiebel, der Schön höchst schätzbare Fingerzeige für seine Studien gab, insbesondere auch in der Technologie außerordentlich bewandert war, sich damals mit dem Plane trug, „durch Sonnenrosen, in stark mit Mist gedüngtem Boden erzeugt, die er grün auslaugt, Salpeter zu erlangen. Er glaubt so viel herauszubringen, daß der Morgen einige

zwanzig Thaler tragen soll. Er will Versuche machen, und dann eine Proklamation ergehen lassen. Schiebel meinte, man könne die Sonnenrose so dreifach ausnutzen, erstlich durch die Kerne zu Oel, dann durch grünes Auslaugen zu Salpeter, und endlich die Stengel durch Verbrennen zu Pottasche." Die angestellten Versuche werden wohl kaum gelungen sein, denn Schön, der später bei Dombrowka im Kreise Oppeln in Begleitung des Oberförsters Liebeneiner auch die dortige Pottaschesiederei besichtigte, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „im Walde sah ich Schiebels Ackerfleck, wo er die Sonnenrosen gesteckt hat, an, die Sonnenrosen waren eben aufgegangen," (22. Mai), „ich glaube, daß aus diesen Blumen — ohnerachtet auf jeden Quadratfuß nur ein Kern gesteckt ist — nicht viel werden wird, denn es schien mir das Land roh und nicht das beste zu sein, es hatte zwar braach gelegen, war aber nur gestürzt, und gar nicht einmal geeggt oder gedüngt."

Ebenso eigenthümlich und für die damalige Kenntniß bezeichnend, nimmt sich ein Dispüt aus, den Schön mit Schiebel hatte. „Schiebel wollte meine Theorie des Nordlichtes, daß es nemlich brennende Phosphorluft in reiner Lebensluft sei, nicht gelten lassen. Er behauptete, daß sowohl Nord= als Südlichter sehr hoch stehen, und in dieser Höhe keine Lebensluft mehr sein könne, sondern nur phlogistische Luft. Er nahm an, es sei ein allmäliges Zurückziehen der Lichtstrahlen, und weil man annimmt, daß die Atmosphäre über denen Polen am höchsten sei, sähe man es da am längsten."

Dagegen theilte Schiebel werthvolle Notizen über Breslau'sche Handelsverhältnisse mit, die damals ganz anders ge-

artet waren, als heute. „Er sagte mir, Breslau mache mit Tuchen, rohen und gefärbten (erstere geben $^1/_2$, letztere nur $^1/_4$ Prozent Ausgangszoll), mit Florenz Geschäfte, treibe mit Rußland viel Verkehr mit Tuchen, doch sei dieser Handel sehr unsicher“ (wie heute noch), „denn regulariter das dritte Mal bleibe der Russe die Bezahlung, die schon auf Zeit festgesetzt sei, schuldig, und liefe davon. Die Einkaufskommissionen müßten dagegen gleich pränumerando bezahlt werden. Der Handel mit Italien und dem Reich — hier insbesondere nach Frankfurt — ginge zu Lande. Der Handel mit der Türkei — wohin Schlesien mit leichten Tuchen gute Geschäfte mache, und auch mit den Franzosen wetteifern könnte — ist zu unsicher. Die Griechen, die den Handel treiben, sind zu große Spitzbuben. Der französische Handel mit Konstantinopel erhält sich wegen des dort eingerichteten Konsulats. Sobald nemlich der französische Kaufmann beim Konsulat einen in Konstantinopel geschlossenen Handel deklariret, zahlt er gewisse Prozente an das Konsulat, und dies steht dann del credere. Zahlt sein türkischer Kaufmann nicht justo tempore — der größte Theil des Handels geht auf Zeit — so zahlt das Konsulat, und tritt in die Rechte des französischen Gläubigers, läßt dann die Schuld auf seine Gefahr beitreiben. Das französische Konsulat ist hier eine Art Assekuranz.“ In der heutigen Zeit wird man eine solche Intervention der Konsulate nicht gestatten. Aber zu erwägen wäre doch, ob die nach unsicheren Ländern handelnden Kaufleute nicht im Wege der Selbsthülfe durch Vereinigung ihren Handel nach solchen Ländern vermittelst ähnlicher Bestellung von Mittelspersonen, denen das Geschäft des Beitreibens von Rückständen und der Ver-

folgung unsicherer Kunden lohnend gemacht würde, und die dann bei den Konsulaten die nöthige Unterstützung finden müßten, vor Verlusten schützen, und dann erheblich ausdehnen könnten. Es braucht ja nicht immer direkte Hülfe vom Staat erwartet, und wo die fehlt, gleich muthlos der eingeschlagene Weg verlassen zu werden.

Schiebel führte Schön auch in die „hiesige Türkischgarnfabrik vor dem Ohlauer Thore des Herren Förster; ich fand einen sehr geheimnißvollen, sonst aber klugen Mann, der mir nur das Aeußere zeigte." Wir werden hier auf den Betrieb nicht näher eingehen. Aber eine Einzelheit, die jetzt ganz verschwunden ist, mag erwähnt werden. „Das Baumwollengarn wird Alles in Schlesien durch Menschenhände gesponnen. Das türkische Garn, welches hier gemacht wird, wird auch im Lande verarbeitet. Weil man hier nur kurze macedonische Baumwolle verspinnt," (wo ist die geblieben!) „so läßt sich das hiesige Garn nur zum Einschlagen gebrauchen, zur Kette ist es nicht stark genug. Man nimmt türkisches, das man hier von westindischer, auf Maschinen gesponnener Baumwolle, zwar ebenso stark machen, aber weil die westindische Baumwolle zu theuer, nicht so wohlfeil als das türkische Garn stellen könnte. Die Türken bearbeiten bekanntlich nur levantinische Baumwolle, sie müssen daher — weil sie das Garn sehr stark spinnen — solches nur durch außerordentliche Sorgfalt beim Spinnen, die bei uns nicht bezahlt werden würde, ersetzen. Die Engländer spinnen die lange westindische Baumwolle auf ihren Maschinen, und liefern daher zwar Garne zur Kette, aber theuer. Die macedonische Baumwolle läßt sich schwer auf der Maschine spinnen, allein durch die unter dem 7. Februar 1797

bemerkte verbesserte Krempelmaschine läßt sich die Baumwolle dahin bringen, daß sie auch gesponnen werden kann. Die macedonische Baumwolle kostet hier der Centner 40 Thlr., die beste levantinische aber 50 Thlr., von der westindischen kostet der Centner 70 Thlr."

Diese Bemerkungen eines gewiegten Kaufmannes und Fabrikanten aus jener Zeit illustriren recht deutlich den großen, seitdem eingetretenen Umschwung des Verkehrs. Wenn damals macedonische und levantinische Baumwolle nach Breslau gebracht wurde, um mit englischem Maschinengarn zusammen verwebt zu werden, weil der Türke die Baumwolle und das mit der Hand gewebte Garn billiger dorthin lieferte als der Engländer sein Maschinengarn, so spiegelt sich in dieser Thatsache auch ein Stück des Verfalls der Türkei ab, der heute unser Erstaunen erregt, denn diese Industrie ist vollständig getödtet.

Auf die sonstigen technologischen Erörterungen und Untersuchungen, welche Schön unter der Anleitung Schiebels, des Fabrikenkommissarius Hartmann und des Assistenten Nacke angestellt hat, kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur eines Spazierganges, den er mit Schiebel, Kruttge und Fülleborn unternommen, mag hier noch gedacht werden. Derselbe war nach Lilienthal gerichtet, wo ein Fabrikant Schmidt eine größere Salmiak- und Schwefelsäurefabrik betrieb. Bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, daß die in Lilienthal gewonnene Schwefelsäure, zu deren Fabrikation der Schwefel aus Triest bezogen wurde, im Allgemeinen zu schwach sich erwies, und deshalb mit der in Nordhausen hergestellten Schwefelsäure nicht konkurriren konnte. Man bediente sich in Lilienthal gläserner Gefäße, die man nicht zu

dem für die stärkere Konzentrirung erforderlichen Grade erhitzen konnte. „Ganz dichte irdene Gefäße, die die Glühhitze aushielten, und dabei Schwefelsäure enthalten, soll es hier nicht geben, die Bunzlauer Gefäße sollen noch immer zu porös sein. Gefäße von Wedgewood ließen sich hierbei anwenden, es sind indessen noch nicht Versuche gemacht, obgleich in Schlesien im Ratibor'schen eine Wedgewoodfabrik ist." Die Lilienthaler Fabrik ist später wieder eingegangen.

Hervorragende Belehrung gewährte Schön noch der schon erwähnte Deich-Inspector Promnitz [1]), der in England gewesen war. Der Plan, nach England zu reisen, war schon gefaßt, und kam hier auch durch die Genehmigung, welche der Minister v. Schrötter ertheilte, zur Reife. Um so wichtiger war es für Schön, sich von Männern wie Schiebel und Promnitz wenigstens für die technischen Zwecke der Reise vorläufige Belehrung einholen zu können. Promnitz muß nach der in den Tagebüchern Schöns enthaltenen Schilderung ein technisches Genie gewesen sein. Seine große Modellsammlung hat Schön zu einer eingehenden Schilderung Veranlassung gegeben. Nur wenige Notizen können daraus hervorgehoben werden.

Damals wurde gerade der Klodnitzkanal unter Promnitzens Leitung gebaut. Derselbe „wird 6 Meilen lang gezogen, und wird 500,000 Thlr. kosten. Der Boden ist sandig, die Bruchsteine sind nahe, es werden 15 Schleusen angelegt. Promnitz baut die Schleusen auf englische Manier. Des sehr leichten Bodens wegen muß er zwar einen Rost schlagen, der Boden der Schleuse wird indessen nicht mit

[1]) Siehe oben Seite 270.

Bohlen, sondern mit Bruchsteinen ausgelegt. An die Thüren und einige Pfeiler in denen Seitenwänden kommen nur Quadersteine. Die Schleusen sind so groß, daß ein Gefäß durchkann. Eine solche massive Schleuse kostet hier 18,000 Thlr. Es ist daher eine beträchtliche Ersparniß gegen die sonst gewöhnlichen massiven Schleusen, die 50 bis 70,000 Thlr. kosten. In preußischen Staaten sind noch keine auf diese Art gebaut, die Erfindung ist englisch, dort sind alle von der Art. Man setzt solche Schleusen auf festem Boden ohne Rost, und errichtet so ein solches Werk für 8 bis 10,000 Thlr." Später auf der Reise selbst sah Schön die Bauausführung an Ort und Stelle genau an. Zahlreiche Modelle von Spinnmaschinen erregten Schöns Interesse. Einige hatte er schon in Berlin in dortigen Fabriken gesehen. Promnitz hatte sich viele Mühe gegeben, denselben in Schlesien Eingang zu verschaffen, er sagte Schön, „daß man sich in England der Maschinen zum Wollspinnen allgemein bediene. Selbst eine Baumwollenspinnerei anzulegen, habe er nicht Zeit, besonders, da man ihm keine Unterstützung von Seiten der Kammer geben will, da er nicht fabrikantische, sondern nur mechanische Kenntnisse habe. Man will die Verbreitung dieser Spinnmaschinen nicht befördern, weil man Nachtheile für die Nation dadurch herbeizuführen glaubt. Wie thöricht!!!" Auch bei einem Besuche bei Kruttge, wo Promnitz sich dazu fand, hatte dieser, während sie nach Hause gingen, „sehr über Hoym geklagt, daß er ihm bei Verbreitung der aus England gebrachten Spinnmaschinen hinderlich sei." Die Folge davon war die, daß in Schlesien zur Zeit nur noch mit der Hand gesponnen wurde, und daß die Leinweberei und der Leinwand-

handel den Druck der gewaltigen englischen Maschinenindustrie bereits zu fühlen begann.

Promnitz führte Schön auch in die Eisenniederlage. „Man zeigt da allerlei schöne Sachen, die von Eisen gegossen sind, als Oefen von aller Art, Steinkohlen-Kamine, Gartenwalzen rc. Die hiesigen Eisenwaaren sollen alle dicker und schwerer als die Sächsischen sein, was theils darin seinen Grund hat, daß man beim Gießen noch nicht den größten Grad von Geschicklichkeit anwendet, theils das hiesige Erz sehr dicht und fest sein soll.“ Ebenso geleitete er Schön in die Stückgießerei, in welcher merkwürdig erschien, daß das gegossene und gedrechselte Kanonenrohr senkrecht auf den Bohrer gestellt, und schnell gedreht wurde, während der Bohrer feststand. „In Berlin dreht sich der Bohrer, nicht das Kanon beim Bohren, dies soll bei weitem nicht so gut sein.“

Unter solchen Studien und über der Sammlung zahlreicher statistischer Notizen die gewerbliche Thätigkeit Schlesiens betreffend, war vom Minister v. Schrötter die Ordre, vom 22. April, eingegangen, da die Krankheit Büttners sich so lange hinzöge, die Reise allein fortzusetzen.

Nun ging es an's Abschiednehmen, bei welcher Gelegenheit bei Schiebel mit Alberti aus Waldenburg Bekanntschaft gemacht wurde. Diese Bekanntschaft und Schiebels Konnexion und Empfehlungen waren deshalb so wichtig, weil sie Schön die Herzen und selbst die Bücher der sonst so sehr zurückhaltenden Leinewandfabrikanten und Händler im Riesengebirge öffnete, und ihn bei seinem späteren Besuche in den Stand setzte, tiefer in dieses Gewerbe, welches damals den ganzen Ruhm und die Hauptbranche von Schlesien bildete,

zu blicken, als es sonst selbst den Behörden möglich war. Der Assessor v. Vincke, der in demselben Jahre in Schlesien reiste, und, wie wir sehen werden, mit Schön in Tarnowitz zusammentraf, war nicht so glücklich, und beklagt sich in seinem Tagebuche sehr über die Reserve der Geschäftsmänner im Riesengebirge [1]).

Um den Zusammenhang in der Erzählung zu vermitteln, folgen hier noch einige Notizen aus dem Tagebuche:

Breslau, den 1. Januar 1797. „Vormittags las ich in Zöllner. Aß Mittag unten im Gasthof mit drei Landedelleuten. — Nach Tische las ich weiter, schrieb an Göbel [2]), ging Abends in die Komödie, Achmet und Zenide, ein schlechtes Stück von Iffland, sehen, und nachher in die hiesige Redoute, wo nur Fähnrichs tanzten, auch es sehr leer war."

Den 8. Januar. „Der Kaufmann Schiebel kam zu mir, wir gingen zum Professor Fülleborn. Mittags aß ich bei Stephan's, ich ging dann etwas in der Stadt herum, sah die Spaziergänger retourniren, und bemerkte einen guten Schlag Frauenspersonen, denen die Pelzmütze, woran sich das Auge schwer gewöhnt, recht gut kleidet."

Den 9. Januar besuchte Schön Vormittags „den Maler Tielo und besah da einige Gemälde."

Den 14. Januar. „Nach Tische besuchte mich Schiebel, wir gingen in die hiesige Maler-Akademie, die einen Lehrer, den Bau-Inspektor Hirte, hat."

---

[1]) v. Bodelschwingh, Leben Vincke's, Bd. I, p. 103.

[2]) Aus den Papieren ꝛc., Bd. I, p. 6, Anmerkung.

Den 23. Januar. „Vormittags in Kant's Naturrecht gelesen, ich machte dem Professor Morgenbesser Visite, fand nicht unsern Morgenbesser.“ In der Abendgesellschaft beim Rector Manso traf Schön auch den Bruder „des verewigten Lessing,“ der in Breslau Münz-Director war, ferner Zimmermann, „ein Zahlenkopf ohne Philosophie. — Manso las einige Gedichte vor, die recht gut waren, auch Xenien auf Schlesien.“

Den 29. Januar. „Vormittags ging ich zu Schiebel und von da zu Fülleborn, wo viel über die beiden neuen Schriften, die Schildwache von Rebmann (gegen die Fürsten) und die Berloques als Xenien gesprochen wurde.“

Den 30. Januar. „Nach Tische bei Schiebel mit Fülleborn und Kruttge. Fülleborn ließ Kant's Büste abholen, und hielt eine komisch witzige Rede dabei.“

Den 4. Februar. „Mittags beim K. Assessor v. Stein, wir disputirten viel, recensirten strenge Hoyms Rede in Warschau, die er selbst gemacht haben soll.“

Den 16. Februar. „In der Komödie, wo ich wieder den Offizier traf (aus Westphalen vom Hohenlohe'schen Regiment, den Lieutenant v. Froehse, der sehr gebildet zu sein schien), dieser erzählte mir, Voltaire sagte von Shakespeare, er sei ein Monstre brillant. Ein schöner Gedanke!!!“

Den 19. Februar. „Morgens in Rousseau gelesen, den ganzen Tag zu Hause gelesen und geschrieben.“

Den 2. März. „Abends zu Hause in Green's Journal der Physik gelesen, das ganz vortrefflich ist.“

Den 3. März. „Abends in der Komödie, Julius von

Sassen, von Zschokke. Ein Stück, das deshalb hier gerade herpaßt, weil es für den Illuminatismus (= Vernunft) spricht."

Den 7. März. „Gelesen, Mittags zu Hause. Nach Tische mit Kruttge zuerst in die Sandkirche, ein sehr schönes Gebäude mit 5 Altarstücken von Willmann, dann in den Dom, ein weniger schönes Gebäude. Beide gothisch. Was Zöllner von dem Dom sagt, sah ich alles, außerdem ist noch zu bemerken: in einer Kapelle ein Bild, Maria und Christus nebst noch zwei Jungfrauen von Lucas Kranach, das schön ist."

Den 18. April. „Morgens kam der Bildhauer Mattersberger, der Kant, Schrötter, Wagner, Hippel in Königsberg gemacht hat, zu mir. Er sagte, Raphael wäre der erste Maler und überträfe den Corregio an Zeichnung. In Dresden ist eine Maria mit dem Christuskinde von Raphael, in Wien eine heilige Familie."

Den 19. April. „Morgens, nachdem etwas in Jean Pauls Siebenkäs gelesen, die Spedition der Kant'schen Büsten nach Halle besorgt."

Den 20. April. „Vormittags zum Mechanikus Scholz, bei dem ich mir ein Modell der neuerfundenen Hexelmaschine bestellte, und seinen sechsspitzigen Zirkel sah. — Abends um 9 Uhr mit Schiebel und Gesellschaft im Schweidnitzerkeller. Wir besahen die herrlichen Gewölbe da, den Ort, wo die küssende Jungfrau gestanden. Die Lümmelglocke und der zu bewegende Fuchsschwanz, wenn Jemand flucht oder sich ungebührlich aufführt. Wir mußten hier Zerbster und Warschauer Bier trinken und kleine Würste essen. Es war an diesem Tage hier für 23 Thlr.

Bier ausgetrunken, und dies soll kein ganz guter Debit gewesen sein. Am Sonntage kleiden sich die Aufwärter hier wie Prediger, schwarz mit Koller."

Den 24. April. „Nachmittags etwas gelesen, dann zu Schiebel und mit diesem und Fülleborn nach Scheitnig in den Garten des Fürsten Hohenlohe. Wer nie einen anderen großen Garten sah, für den mag dieser Garten interessant sein, sonst ist er es nicht: Es soll ein englischer Garten sein, ist aber ein solches Mischmasch, daß kein Mensch den eigentlichen Geschmack daraus erkennen kann. Dabei fehlt Wasser, und die Statuen sind so elend von Holz, daß man des Fürsten Leichtfertigkeit am Garten sieht. Laocoon, der sterbende Fechter ist zwar da, aber so schlecht, daß es dem alten Bildhauer leid thun muß, zu einer so schlechten Copie das Original hergegeben zu haben. Der Weg nach Scheitnig, eine lombardische Pappelallee, ist das beste."

Den 4. Mai. „Vormittags in Goethe's Meister gelesen. Mittags beim Graf Rheden."

Den 10. Mai (letzter Tag in Breslau). „Die Preise der Lebensmittel p. p. in Breslau sind folgende:

1 ℔ Rindfleisch als Mittelpreis 2 Böhm,
1 ℔ Kalbfleisch „ „ 2 Böhm,
1 ℔ Schweinefleisch „ „ 7 bis 9 Gröschel,
1 ℔ Licht, gezogene, „ „ 4 bis 5 Böhm,
ein Dreiböhmbrod, gebeutelt, Roggen, wiegt 2 ℔,
eine Semmel, à 1 Gröschel, wiegt 6 Loth,
ein Centner feine Pottasche, Mittelpreis 9 Thlr.,
ein Centner ordinäre Pottasche, „ 8 Thlr.,

ein Stein Röthe, à 24 ℔. schlesisch, ist Mittelpreis 35 Böhm bis 1 Thlr. 8 ggr.,
ein Pfund Seife ist Mittelpreis 4 bis 5 Böhm,
ein Stein Wachs „ „ 10 Thlr."

Während des Aufenthaltes in Breslau und kurz nachher wurden zwei Angelegenheiten geordnet, welche für den weiteren Verfolg und den dauernden Erfolg der Reise von der größten Wichtigkeit geworden sind, und deshalb hier vollständig klar gelegt werden müssen.

Es ist schon erwähnt, daß Schön in Weende bei dem Oberkommissär Westfeld so Vieles von der englischen Landwirthschaft zu hören und zu sehen bekommen hatte, daß der Wunsch, die Reise auch auf dieses Land auszudehnen, in ihm rege werden mußte [1]). Das Tagebuch giebt darüber auch ferner keine nähere Andeutung, aber daß der Gedanke während der Reise gereift war, ergiebt sich daraus, daß er von Spremberg aus am 22. Dezember 1796 einen Brief an den ihm befreundeten Referendarius Weiß in Königsberg schrieb, diesem „darin einen Reiseplan vorlegte." Weiß antwortete am 9. Januar 1797, voll Enthusiasmus auf Schöns Idee sofort eingehend [2]). Schöns Briefe, welche unter den obwaltenden Umständen von großem Werthe sein müßten (und er hat nach den Notizen im Tagebuche sehr ausführlich und häufig mit zahlreichen Freunden in Preußen korrespondirt) liegen leider nicht vor, und dies ist um so

[1]) Siehe oben Seite 128.
[2]) Beilage X, Nr. 1.

mehr zu bedauern, weil in der Korrespondenz einige delikate Punkte erörtert werden mußten, bei denen Schöns Aeußerungen zu seiner Beurteilung von großem Werthe sein würden. In seiner ersten Selbstbiographie [1]) äußert er sich nur kurz darüber: „es wurde ein Arrangement deshalb unter uns getroffen, wobei ich meinen Freund ganz als solchen erkannte.“ Näher deutet Schön, dessen Vermögen von der Reise in Deutschland so erheblich angegriffen wurde, daß er Bedenken trug, die noch weit kostspieligere Reise in England ganz zu bestreiten, diesen Punkt in seiner II. Selbstbiographie an: „mit Heißhunger nahm ich diese Aufforderung“ (scil. „meines nahen Universitäts- und Referendariatsfreundes Weiß“) „an, und das einzige Bedenken wegen der Kostbarkeit der Reise glich der Freund mit dem Freunde aus.“ Das ist in Wahrheit richtig, aber Schön muß dieses Bedenken gleich beim Beginn der Korrespondenz angedeutet haben, denn Weiß ging sofort auf dasselbe ein und beseitigte dasselbe: „Ich habe aber, bester Freund! Dank dem großen Geiste! in der Vertheilung dieser Erdengüter ein so gutes Maß davon erhalten, daß ich die Kosten einer solchen Reise ganz füglich bestreiten kann. Die mehreren Kosten, die Eure Mitreise verursachen werden, müssen unbeträchtlich sein, und wollt Ihr durchaus hiezu konkurriren, so thut es, wie Ihr es für gut findet. Meine Casse soll Euch offen stehen, und ich werde sie nur als unser gemeinsames Eigenthum ansehen.“ Diesen Brief des Freundes Weiß erhielt Schön in Breslau am 17. Januar 1797. „Heute Morgens erhielt ich den Brief von Weiß und seine Aufforderung: mit ihm nach

[1]) Aus den Papieren, Bd. 1, p. 25.

England zu reisen. Das Ding muß überlegt werden." Ganz einverstanden war er mit des Freundes stürmischer und unbestimmter Freigebigkeit nicht. Er antwortete erst am 22. Januar: „ich stellte ihm nochmals die Wichtigkeit dessen vor, das er einging." Weiß antwortete am 2. Februar[1]): „Theurer Freund! Mit Sehnsucht erwartete ich Deinen Brief, mit Freude empfing ich ihn, und mit der innigsten Rührung las ich ihn. Freund! Du bringst Empfindungen in meiner Seele hervor, die sie vorher noch nicht kannte. Seelige Empfindungen! o, daß ihr mich nie verließet! Guter Schön, Deine Güte, Deine Freundschaft kann ich nie vergessen, kann sie nie vergelten." Die Bedenken Schöns beseitigte er durch den Hinweis darauf, daß des Freundes Bemühen, „mir Alles vorzustellen, was mir meinen Entschluß bereuen lassen könnte," völlig verfehlt sei, „allein es ist bei mir alles reiflich überleget, und um über alles, wie Du es willst, ausführlich meine Meinung zu schreiben, so antworte ich nur: daß in Ansehung der Uebernahme der eigentlichen Reisekosten mein Anerbieten wirklich nicht von dem Belange ist, wie Du zu glauben scheinst. Denn die nöthigen Postpferde, ein Nachtquartier und einen Bedienten muß ich ja auch ohne dieß haben, mithin würde mir Deine Gesellschaft auch nicht einen Heller mehr kosten, als ich für mich allein ausgeben würde." Er bot ihm also wiederholt und mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß dies „eine von Dir selbst gemachte und eingeschränkte Erklärung meiner Offerte, die sich auf Deinen vorletzten Brief, worin Deine Vorschläge enthalten sind, gründet," sei, „um deutlich zu reden, nicht

[1]) Beilage X, Nr. 2

allein eine freie Reise, Logis und Bedienung, sondern auch alles andere an, was auf der Reise nöthig ist, und dies aus wahrem aufrichtigem Herzen. Mag Deine Delikatesse dies anzunehmen Dich hindern oder nicht, kurz, ich biete es ohne allen Rückhalt und in der festen Ueberzeugung an, daß ich doch dabei gewinne."

Schön erhielt dies Schreiben am 10. Februar, und war nunmehr offenbar von dem Arrangement befriedigt: „ich erhielt den Weiß'schen Brief mit der Aufforderung zur kostenfreien Reise nach England. Eine freudige Nachricht, wenn der Minister nur den Consens geben wird!" Die Korrespondenz ging aber weiter, und war der Kostenpunkt nunmehr erledigt. Weiß schrieb am 13. März 1797 [1]) in Beantwortung eines Briefes von Schön vom 23. Februar: „in Rücksicht des Materiellen unserer Reise nehme ich jetzt schon Alles als abgemacht an, und werde daher nicht weiter dessen erwähnen."

Aber nun handelte es sich darum, die Erlaubniß des dirigirenden Ministers Reichsfreiherrn v. Schrötter dazu zu erlangen, und es ist, weshalb eben diese Korrespondenz in den Beilagen in extenso mitgetheilt wird, höchst charakteristisch für die damaligen Zustände und für das Verhältniß der untergebenen Beamten zu ihren Vorgesetzten, zu sehen, welche Umwege eingeschlagen, welche Ueberlegungen angestellt wurden, um bei einer so einfachen Sache keiner Abweisung ausgesetzt zu sein, die vor allen Dingen gefürchtet wurde.

Schön hatte in seinem ersten Briefe angedeutet, daß er selbst die Reiseerlaubniß beim Minister erwirken wolle. Er

---

[1]) Beilage X, Nr. 3.

mochte und konnte nach den Antworten, die er bisher von dem Letzteren erhalten hatte, sich zutrauen, daß ihm dies möglich sein werde. Darauf meinte Weiß wieder: „der Himmel gebe hiezu seinen Segen. Nur fürchte ich doch Etwas dafür. Schreibt mir übrigens bald, in welcher Art Ihr den Consens nachsuchen wollet, ob auf eine bestimmte Zeit oder nicht? und ob Ihr damit sogleich oder erst bei unserer Zusammenkunft in Berlin anheben werdet?" So meint er denn, es würde gut sein, den Minister zuerst etwas „von dem Wunsche, in fremde Provinzen," (man bemerke wohl das Epitheton: fremde Provinzen, da doch nur von Provinzen der preußischen Krone in „Sr. Majestät übrigen Staaten" die Rede ist) „zu gehen" merken zu lassen, „jedoch darüber nicht eher als nach dem Examen etwas Bestimmtes bekannt" zu machen. Und fast noch merkwürdiger ist der Grund für diese Vorsicht, „weil sonst der Minister auf die Idee kommen könnte, die Reise anzuordnen, welches mit unserem Plane nicht stimmen dürfte." Dann fällt ihm auch die Sorge ein, daß die Reise Schön in der Karriere Schaden thun könnte. „Ihr würdet nach Erledigung Eurer jetzigen Reise ohnfehlbar sogleich sehr vortheilhaft placiret werden." Die dritte Theilung Polens und die im Gange befindliche Organisation der neu erworbenen Provinzen bot allerdings dazu reichliche Gelegenheit, dagegen wäre zu befürchten, daß dies, „wenn unsere Reise nicht ganz das Glück hätte, dem Minister zu gefallen, unterbleiben dürfte." Dann folgen noch eine Menge Bedenklichkeiten, aber Schöns Bedingungen, die dieser also gleich vorweg gestellt haben muß, acceptirt Weiß ohne Zögern. Er unterwirft sich im Voraus ganz dem Reiseplane des erfahreneren Freundes, er will sich überall

von diesem einführen lassen, er will für einen Bedienten sorgen, will dem Freunde die Bestimmung darüber überlassen, welche Merkwürdigkeiten besichtigt werden sollen, welche nicht. Der Antritt der Reise hängt nun davon ab, wann Weiß das Examen in Berlin machen kann. Aber schon im Februar klagt Weiß darüber, daß es damit entsetzlich langsam gehe. „Wenn es nach meinem Wunsche gegangen wäre, so würden wir (nehmlich ich und Wlömer) füglich Anfangs Juni examiniret sein. Wir haben uns bereits im vorigen Monat bei der Kammer zum Examen gemeldet, und standen in der Meinung, daß die Kammer zuvor das gewöhnliche sogenannte Tentamen verfügen, und sodann nach Hofe referiren würde, alsdann wir spätestens im April Acten zu den Probe Relationen hätten erhalten müssen." Der Grund dieser Verzögerung ist eigenthümlich. Man hatte bei der Kammer die Idee gehabt, das Tentamen zu ersparen, und direkt wegen Zulassung zum Examen berichtet, hoffend, man werde „bei Hofe" an das Tentamen nicht denken. „Dies ist indessen gar nicht zu vermuthen, sondern im Gegentheil sehr zu fürchten, daß diese Sache nach dem jetzigen schneckenmäßigen Geschäftsgange eine unerhörte Zeit liegen bleibt." Diese Besorgniß des staatsrechtskundigen Referendars war vollkommen begründet. Es wurde richtig angeordnet, daß erst das Tentamen abgehalten werden müsse, was denn im Mai glücklich absolvirt wurde, und Ende Juli erhielt Weiß erst die Probearbeiten zugetheilt, so daß denn Schön, als er im September in Berlin eintraf, noch einige Tage auf das Examen seines Freundes warten mußte. Indessen war dieser Umstand unerheblich, da seine Reise durch Schlesien sich auch lange hingezogen hatte,

und ohne Schaden kaum wesentlich hätte verkürzt werden können.

Dagegen war die Sorge wegen der Einwilligung des Ministers in das Reiseprojekt unnöthig gewesen. Schön hatte einen Entwurf seines Gesuchs Weiß zugesendet, dieser dasselbe mit einigen Bemerkungen zurückgeschickt, und Schön zugleich sein eigenes Gesuch zur Kritik vorgelegt [1]). Darauf sendete Schön sein eigenes Gesuch unter dem 18. April an den Minister ab, und das vorliegende Konzept beweist, daß dasselbe sorgfältig ausgefeilt worden war [2]). Zugleich wurde aber für nöthig erachtet, auch den Präsidenten der Königsberger Kammer, Wagner, um seine Erlaubniß und um Befürwortung des Gesuchs anzugehen [3]). Diese Schriftstücke wurden Weiß zur Besorgung und Abgabe zugestellt, und dieser berichtet unter dem 1. Mai sehr ausführlich über die Erledigung des ihm gewordenen diplomatischen Auftrages [4]). Vorsichtig begab Weiß sich mit seinen Dokumenten schon Vormittags zum Herrn Präsidenten, um keinen Verstoß gegen den dienstlichen Instanzenzug zu begehen, „weil ich glaubte, daß Wagner es leicht übel nehmen könnte, wenn man ihm vorbeiginge." Man liest leicht zwischen den Zeilen, wie bange dem Diplomaten war, und in welchem Respekt der alte Präsident bei seinen jungen Untergebenen stand. „Ich entdeckte ihm unser Vorhaben, bat ihn um sein Consentiment, sowie unsere Sache auf das angelegentlichste bey dem Minister zu unterstützen." Aber der Diplomat war

[1]) Beilage X, Nr. 4.
[2]) Beilage X, Nr. 5.
[3]) Beilage X, Nr. 6.
[4]) Beilage X, Nr. 7.

noch lange nicht genügend geschult, es wartete seiner eine Enttäuschung: „Ich fand ihn äußerst kalt, ohne auch nur im geringsten Theilnahme oder Verwunderung zu zeigen, blieb er bei seiner gewöhnlichen Miene und antwortete mir mit dem Euch wohlbekannten Ton: daß er ganz und gar nichts dawider hätte; daß mir der Minister die Erlaubniß geben würde, zweifle er wohl nicht; ob aber Euch? das stünde sehr dahin, er würde indeß Gelegenheit nehmen, mit dem Minister davon zu sprechen." Und nun der Erfolg, aus dem sich ergiebt, daß der Präsident gar nicht dazu gekommen ist, sein Wort geltend zu machen. „Um halb drei Uhr Nachmittags schickte ich unsere Vorstellungen an den Minister. Um 5 Uhr war der Aufwärter bey mir, um mich auf den anderen Tag um 9 Uhr hinzubestellen. Ich ging voll Erwartung hin," und siehe da, der Herr Minister war ganz einverstanden, und alle diplomatische Kunst war rein verschwendet gewesen: Er zog ein klein wenig die rechte Schulter und sagte: „Ich wollte zwar jetzt den Schön versorgen, es soll ihm indeß gar nicht zum Nachtheil gereichen."

Dies leitet zu der anderen Angelegenheit über, welche ziemlich gleichzeitig ihre Erledigung fand. Die Sorge, daß die projektirte Reise nach England seine Karriere hindern werde, und daß ihm daraus Zurücksetzung gegen Andere, welche im Dienste blieben, erwachsen werde, hatte auch Schön selbst getheilt, und sie war natürlich genug. Aber der Minister hatte schon, bevor ihm das Gesuch, wegen der Reise nach England, vorgetragen war, was nach dem Briefe von Weiß am 29. April 1797 geschehen war, unter dem 28. April [1])

[1]) Beilage XI, Nr. 1.

an Schön die Frage gerichtet, ob er als Rath bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Plock oder Bialystock mit 700 Thlr. Gehalt angestellt sein wolle. Daher rührte das von Weiß in seinem Briefe erwähnte Achselzucken und die Aeußerung, daß er eben Schön habe versorgen wollen. Diese Verfügung Schrötters erhielt Schön noch in Breslau am 5. Mai: „Abends fand ich ein Schreiben vom Minister, worin er mich befragt, ob ich nach Bialystock oder Plock will? Eine traurige Nachricht.“ Schön mochte wohl gehofft haben, in Königsberg oder Gumbinnen angestellt zu werden, und war geneigt, eine Intrigue seines bisherigen Reisegefährten zu vermuthen, welchen Verdacht ihm Weiß sehr dringend ausredete. „Mein Herr Reisegefährte hätte also gesiegt.“ Dann bemerkt er am folgenden Tage in seinem Tagebuche: „Es war eine unangenehme Nacht. ich träumte nur von Bialystock.“ Aber er faßte sich bald, und antwortete noch von Breslau aus unter dem 9. Mai [1]): „Ew. Excellenz Befehle zu befolgen, ist als Officiant meine erste Pflicht, wohin Sie befehlen, daß ich gehen soll, werde ich gehen.“ Aber er hatte doch nicht umhin gekonnt, dem Minister vorzuführen, daß er die Reise mit Aufopferung eines Theils seines Vermögens nur unternommen habe, weil er geglaubt, „seinem Vaterlande,“ worunter hier wieder nur die Provinz oder vielmehr, nach damaligem Sprachgebrauche, das Königreich Preußen, im Gegensatze zu „Sr. Majestät anderen Staaten“ verstanden wird, „einst nützlich werden zu können.“ In dieser Voraussetzung habe ihn des Ministers Aeußerung, daß er, was er in der Fremde lerne, zum Nutzen seines „Vater-

[1]) Beilage XI, Nr. 2.

landes" werde anwenden dürfen [1]), nur bestärkt. Auch das Konzept dieses Briefes ist mit außerordentlicher Sorgfalt und Sauberkeit geschrieben, so daß man sieht, wie jedes Wort vorher erwogen war. Den Brief von Weiß vom 1. Mai und Schrötters Verfügung, die Erlaubniß zur Reise betreffend, welche vom 3. Mai datirt war, erhielt Schön in Oels am 12. Mai: „ich erhielt die Genehmigung der englischen Reise vom Minister. Viel Freude [2])." Schrötter erklärte: „der Wunsch, eine Reise nach England zu unternehmen, ist mir ein neuer Beweis von Ihrem Bestreben, Ihre Kenntnisse zu erweitern." Er wünschte nur, daß dieselbe einigermaßen abgekürzt werden könnte, setzte aber schließlich ausdrücklich hinzu: „Uebrigens können Sie versichert seyn, daß Ihre Reise Ihrem Glück auf keine Weise hinderlich seyn, sondern solches vielmehr, wenn sie, wie ich nicht zweifle, für Ihre Kenntnisse mit Nutzen gemacht, befördern wird."

So viel war also klar, daß er fest in der Gunst und in der Achtung seines Vorgesetzten stand, und daß dieser sich davon überzeugt hatte, daß der Staat mehr Gewinn davon haben werde, wenn Schön seine Reise fortsetzte, als wenn er in den Bureaudienst eingeengt wurde. Und Schön sollte davon noch mehr und stärkere Beweise unmittelbar nachher erhalten. Er antwortete zunächst am 19. Mai von Lampersdorf, Kreis Oels, aus [3]), seinen Dank ausdrückend. Sodann suchte er aber dem Minister zu beweisen, daß der Reiseplan, den er ihm vorgelegt hatte, keineswegs eine zu lange Zeit beanspruche, und er legte dabei besonderes Gewicht

[1]) Siehe oben Seite 79.
[2]) Beilage X, Nr. 8.
[3]) Beilage X, Nr. 9.

darauf, daß es durchaus nöthig sei, daß „man die Landessprache und davon vorzüglich das, was auf die Gewerbe Bezug hat, kenne, und daß man mit dem Grade der Kultur der Gewerbe in dem Lande im Voraus genau bekannt ist," wenn man „in kameralistischer Hinsicht mit Nutzen ein Land bereisen" wolle. Damit war der spätere Aufenthalt in Göttingen bereits motivirt und zugleich angedeutet, daß „daher die Reise im Lande selbst vor dem Monat Mai" (des Jahres 1798) „nicht unternommen werden könne." Zugleich erbot er sich, wenn sich durch den erbetenen langen Urlaub die Nothwendigkeit herausstellen sollte, die Arbeiten des ihm anvertrauten Departements unter die übrigen Mitglieder des Kollegiums zu vertheilen, von seinem Gehalte „einem der Assessoren für die Bearbeitung meines Departements bis zu meiner Zurückkunft jährlich 200 Thlr. privatim zu cediren." Hierauf antwortete Schrötter unter dem 19. Juni aus Bialystock ganz kurz, daß es nöthig sein werde, die Reise nach Möglichkeit abzukürzen, daß er aber unterdessen sowohl für Schöns „Placement und wegen der Verwaltung Ihres Postens während Ihrer Abwesenheit das Nötige bestimmen" werde [1]).

Zugleich war auch ein weiterer Brief von Weiß vom 11. Mai eingegangen, in welchem dieser meldete, daß er das Tentamen überstanden habe [2]). „Es war vergangenen Dienstag Nachmittag bei einer Tasse Kaffee im Hause des Lilienthal," eines der Examinatoren abgemacht worden. Man hatte die beiden Referendarien, Weiß und Wlömer,

---

[1]) Beilage X, Nr. 10.
[2]) Beilage X, Nr. 11.

gefragt, namentlich der Regierungsrath Paulsen, etwas „aus der Polizei-Wissenschaft — wiewohl sehr confuse und mitunter auch widersinnig —“ und hatte sie dann „mit Zufriedenheit entlassen.“ Dann hatten Beide sich bei dem Präsidenten Wagner gemeldet, „und ich fand ihn heiterer und überhaupt gnädiger als jemals. Er frug mich nochmals, wie wir unsere Reise eingerichtet hätten,“ und er versprach, dafür zu sorgen, daß die Referendarien sobald als möglich nach Berlin abgehen könnten. Weiß hatte sofort „bei Duncker“ Unterricht im Englischen angenommen. „Schade ist es, daß Du diesen Mann nicht genauer kennen gelernt hast. Sein brillanter Witz und sein angenehmer und interessanter Vortrag verschafft ihm den Zutritt zu allen Gesellschaften, worin er aber sehr delikat ist.“

Dazwischen erging wieder eine Verfügung Schrötters an Schön vom 18. Mai[1]) als Antwort auf das Schreiben vom 9. Mai, in welchem Schön seine Unterwerfung unter des Ministers Befehle trotz der Bedenken, die er ihm gleichzeitig vorgetragen, anzeigte. Dieses Reskript ist wohl der beste Beweis dafür, daß der Minister den Assessor als eine ungewöhnlich begabte, zu ungewöhnlichen Leistungen befähigte Persönlichkeit würdigte. Er führte ihm darin besonders zu Gemüthe, daß er seinen Diensteifer und die erworbenen Kenntnisse geltend zu machen, gerade in die Lage versetzt werden solle. „Vielleicht würden eben diese, sowie die auf Ihrer Reise gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen in einer neuen Provinz von wirksamerem Nutzen seyn, als in einer alten. Wenigstens sind in jener, die ganz neu

---

[1]) Beilage XI, Nr. 3.

organisirt und umgeschaffen wird, nicht die Vorurtheile zu bekämpfen, nicht die Hindernisse zu besiegen, die sich auch den besten Veränderungen in alten Ländern entgegen setzen. Der Erfahrungs-Satz: daß die Kultur nur langsam und stufenweise fortschreite, findet mehr Anwendung auf die intellectuelle und moralische Cultur des Menschen, als auf die physische des Bodens, bey welcher man rasch genug verfahren kann, wenn man Hilfsmittel besitzt, und den Widerspruch verjährter Rechte nicht besorgen darf.“ Offenbar hat Schrötter dieses Reskript selbst konzipirt, und es ist bemerkenswerth, daß der Minister sich mit dem Assessor schriftlich in solche Privatdiskussionen einläßt, die gewöhnlich nicht stattzufinden pflegen.

Vor diesem Reskripte des Ministers war ein Brief von Weiß eingegangen, in welchem dieser über die Aufnahme von Schöns Remonstration gegen seine Anstellung in Neuostpreußen berichtete[1]). Daß die von ihm geäußerten Besorgnisse unbegründet waren, haben wir schon aus dem Reskripte des Ministers gesehen, er stand vielmehr beim Minister noch viel besser angeschrieben, als Weiß wissen wollte, und ihm „der Kriegsrath Deutsch, der hier privatisirt, und auch das Vertrauen des Ministers besitzt,“ gesagt hatte. „Er machte Dir noch viele Elogen, als er hörte, daß ich mit Dir reisen würde, und gratulirte mich außerordentlich.“ Uebrigens ergab dieser Briefwechsel, daß der frühere Reisegefährte Schöns, der Assessor Büttner, tüchtig in Königsberg intriguirt hatte, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Schön in seinem Irrthume, seine Versetzung nach Neuost-

[1]) Beilage X, Nr. 12.

preußen sei eine Folge dieser Büttner'schen Intrigue, noch bestärkt wurde.

Am 14. August benachrichtigte Schrötter ihn, daß er als Kriegs- und Domänenrath bei der neuostpreußischen Kammer zu Bialystock mit 800 Thlr. Gehalt vom 1. Juni an angestellt sei [1]). Diese Verfügung erhielt Schön am 26. August in Goldberg, und es ist für seine Stimmung und für die ganze Situation charakteristisch, wie er sich darüber in seinem Tagebuche äußert: „Die heutige Post sagt mir, daß ich Kriegsrath in Bialystock bin, daß ich meine Kultur aufopfern soll. Forderte mein Vaterland dies: gern! Fordert es aber eine von meinem Kollegen B. angestiftete Kabale, dann Fluch dem S......n!" Dem Minister antwortete er von Liegnitz aus am 31. August dankend [2]). Zugleich meldete er sich bei dem Kammerkollegio, dem er zugetheilt war, offiziell [3]), ausführlicher aber noch speziell bei dem Kammerpräsidenten v. Knobloch, dem er zugleich nähere Kenntniß von seinen Reiseplänen gab [4]). Die Antwort des Präsidenten von Knobloch vom 17. Dezember 1797 [5]) giebt für die Beurteilung des Verhältnisses, in welchem der junge Kriegsrath zu seinem Chef, dem Minister, stand, den Ausschlag. Nach diesem Briefe hat Schrötter bei seiner Anwesenheit in Bialystock, also im Juni 1797, den Assessor Schön gegen den Präsidenten v. Knobloch nicht bloß so herausgestrichen, daß

---

[1]) Beilage XI, Nr. 4.

[2]) Beilage XI, Nr. 5.

[3]) Beilage XI, Nr. 6.

[4]) Beilage XI, Nr. 7.

[5]) Beilage XI, Nr. 8.

dieser an Schön schreibt: „gewiß wünsche ich aufrichtigst dem hiesigen Kollegio und mir Glück zu Euer Hochwohlgebohren Bestimmung für dasselbe," sondern Schrötter hatte auch dem Präsidenten „mehrere Aufsätze kommunicirt, durch welche ich mit Euer Hochwohlgebohren Talenten, Kenntnissen und Geschicklichkeiten näher bekannt geworden bin." Auf Grund dessen kann Herr v. Knobloch „es sich nicht versagen, aufrichtigst zu versichern, daß der Genuß Ihres freundschaftlichen Vertrauens das Glück gar sehr vermehren wird, das mir in Ansehung aller Herren Mitglieder unseres hiesigen Kollegii so vorzüglich schätzbar ist, und daß ich keine Gelegenheit unbenutzt lassen werde, um dieses freundschaftliche Vertrauen auch bey Euer Hochwohlgebohren mir zu erwerben."

Man wird zugestehen müssen, daß der Ton dieser Korrespondenz zwischen dem Minister und dem Assessor, und zwischen dem Präsidenten und dem ihm persönlich unbekannten Assessor ein sehr ungewöhnlicher ist, und klar beweist, mit welcher energischen Betonung der Minister den neuen Kriegsrath seinem Chef empfohlen hatte.

Leise bereitete sich in dieser Zeit auch Schöns privates Schicksal vor. Die letzten Briefe seines Freundes Weiß [1]) enthalten allerlei persönliche Nachrichten. Die wichtigste, schon früher eingegangene, wenn auch in dieser Zeit noch gar nicht beachtete, war die, daß der langjährige Präsident der Kammer zu Marienwerder, v. Korkwitz [2]), den Abschied genommen habe. „Seine Stelle hat Herr v. Auerswald, ein Landedelmann, erhalten." So ward Schön, der etwa drei

---

[1]) Beilage X, Nr. 13 u. 14.

[2]) Beilage X, Nr. 4.

Jahre darauf nach Marienwerder kommandirt wurde, die Gelegenheit gegeben, seine erste Frau kennen zu lernen [1]), und ein Lebensbündniß zu knüpfen, welches im Jahre der fürchterlichen Staatskatastrophe (1807) durch den jähen Tod seiner jungen Frau zerrissen wurde [2]).

In seiner II. Selbstbiographie läßt Schön sich ausführlich darüber aus, daß ihm in dem Umgange mit hochgebildeten Frauen, denen er in Marienwerder näher trat, erst das Gefühlsleben im Gegensatze zu der Gedankenwelt, in welcher er bis dahin hauptsächlich gelebt, aufgegangen sei. Aber damit es nicht scheine, als wenn Schön nur Verstandesmensch, sein Gemüth und Herzensleben ganz unterdrückt gewesen wäre, folgen hier, am Schlusse des Kapitels, die Worte seines Tagebuches, welche er am 20. Januar 1797 niedergeschrieben hat.

„Heute vor 24 Jahren ward ich geboren. Daß es gut war, daß ich geboren wurde, zeigte die Vorsehung dadurch, daß sie mich geboren werden ließ, ob ich mich heute freuen oder trauern soll, daß ich vor 24 Jahren das Licht der Welt erblickte, ist eine Frage, die ich im ersten Fall bejahen, im letzten verneinen muß, wenn ich bedenke, daß ich gute Eltern hatte, eine gute Mutter und gute biedere Freunde habe. Ob ich mich freuen muß, das vergangene Jahr erlebt zu haben, beantwortet sich dadurch, ward ich im vergangenen Jahre besser und klüger? Das erste war leider! nicht, ich bin schlechter geworden. Entfernt von denen Menschen, denen ich in der Regel meine Handlungen zur Censur vor-

[1]) Aus den Papieren p. p., Bd. I, p. 29.

[2]) Aus den Papieren p. p., Bd. I, p. 42.

legte, entfernt von meinen Königsberger Freunden, im beständigen Umgange eines Menschen, der in der Regel weder gut noch böse handelt, weil er zu schwach ist, beides von einander zu unterscheiden, oft eins für das andere nimmt, und auch Beweise von seinen Fähigkeiten zu Handlungen, von denen er im Voraus wußte, daß sie nicht gut waren, gegeben hat, in einer solchen Gesellschaft ist die Veranlassung zum Rückgehen in der Moralität größer, als wenn man nur unter Biederen lebt. Die Disharmonie unter uns mochte mich auch wohl zu Handlungen in unserem wechselseitigen Verhältnisse gebracht haben, die dem kalten Kritiker nicht lobenswerth erscheinen. ich muß an mir selbst arbeiten, diese Scharten wiederum auszuwetzen, und treu meinen Prinzipen zu leben. Ward ich klüger, gelehrter? Beides mußte ich werden. Ersteres mehr als je in einem Jahre sonst, denn die Gelegenheit zur Modifikation meiner Meinungen, zur Erlangung von Menschenkenntniß, hatte ich sonst in keinem Jahr, wo ich nur mit mir bekannten Leuten umging. Gelehrter ward ich in denen Fächern, wo Anschauung das einzige Mittel zur Erlangung von Kenntniß ist, sonst kam ich, weil ich wenig lesen konnte, nicht so weit, als in einem anderen Jahre."

„Lebte ich angenehm? An Gelegenheit hiezu fehlte es nicht. Die größte Freude blieb mir aber in der Regel nur halb. ich hatte Keinen, mit dem ich alles theilen konnte. Einigen Menschen verdanke ich indessen viele frohe Stunden:"

„1. meinem Freunde Schlick, der mir den größten Kummer meines Lebens, den mir B. machte, ertragen half, und mit mir theilte."

„2. Denen guten Leuten in Aken, wo ich durch offene

Mittheilung meiner Gedanken, wieder einmal das Glück der Freundschaft genoß. ich kam in diesem Falle verwaist zu ihnen, sie theilten meine Freude und mein Leid. Dank! vielen Dank diesen guten Leuten hiefür."

„3. Denen Klewitzen in Magdeburg und noch vor diesen meinem Freunde Krause in Halle. Sie wurden mir Freunde, dadurch Theilnehmer an meinem Schicksal und Freude bringend. Habt auch Ihr Dank!"

„Jetzt gewöhnt an ein isolirtes Leben, ist das Uebel, keinen Freund um sich zu haben, mir nicht mehr so empfindlich. ich werde angenehmer leben. ich will heute an meine Mutter, an Schlick und Benneke Geburtstagsbriefe schreiben. Von Schlick will ich erst Antwort abwarten. Den ganzen Tag zu Hause. Abends beim Kaufmann Schiebel."

Achtes Kapitel.

Oberschlesien. Man findet neben einer aufblühenden reichen Industrie, die vom Feuer lebt, Anklänge an das Feuerland.

— — —

Am 11. Mai 1797 verließ Schön Breslau, und fuhr mit Vorspann zunächst nach Militsch, um die Landwirthschaft des Grafen v. Maltzan zu besichtigen. Er kam Abends um 9 Uhr auf einem Wege, dessen zweite Hälfte von dem Dorfe Schawoine aus fast nur durch Wald sich hingezogen hatte, dort an, und „logirte bei Herrn Finger, einem so elenden Gasthofe, wie es alle auf der ganzen Tour waren.“ Hier erfuhr er, daß der Graf am anderen Morgen früh verreisen werde: „meine jetzige Herreise ist also vergeblich.“ Am anderen Morgen unterließ Schön aber nicht, den von dem ehemaligen Minister Grafen v. Maltzan angelegten englischen Garten zu besichtigen. „Der Garten ist groß, hat herrliche Partieen, zeigt von vielem Geschmack des Anlegers. Es fehlt darin nicht an Tempeln, und ist doch nicht überhäuft, hat herrliche Perspektiven, insbesondere der Tempel mit denen jonischen Säulen, hat eine herrliche Aussicht. Der alte deutsche Tempel ist gut, nur scheint mir die Tape-

zierung mit Matten nicht dem Zwecke konform zu sein. Wasser ist hinreichend da, der Garten wird von drei besonderen Gewässern gespeiset."

Es ging weiter nach Oels. Schon in Breslau war, wie wir gesehen haben, Schön auf die Schafzucht im Oels'schen durch den Landjägermeister v. Wedell aufmerksam gemacht worden. In Folge einer Nachfrage bei dem Kreissteuereinnehmer Schäfer in Oels, „der sehr artig und gefällig war," begab sich Schön zunächst nach Stampen, „einem Gute eines Herren v. Tschirschky auf Domsen, das seiner vortrefflichen Schäferei wegen, die bloß schlesisch, ohne eine sonstige Vermischung ist, gesehen zu werden verdient." Das Phänomen, daß man auch ohne spanische Böcke aus der einheimischen Race feinwollige Schafe züchten könne, hat Schön offenbar im höchsten Grade überrascht. Er hatte bis dahin wohl von Fink in Kösitz, vorzugsweise aber dem Landjägermeister v. Wedell davon gehört, war aber offenbar etwas ungläubig geblieben, obgleich v. Wedell schon einschränkend bemerkt hatte, daß diese Schafe den Fehler hätten, wenig Wolle zu tragen[1]. „Die Schafe sind rein schlesisch und von einer so feinen Art, daß der Stein Wolle à 24 Pfd. schlesisch um 18 Thaler schlesisch, d. i. der Thaler zu 24 Böhm" (= 14 rthlr. 12 sgr.) „verkauft wird. Man hat auch 20 Thaler schlesisch" (= 16 rthlr.) „bekommen. Die Schafe waren schon geschoren, ich erhielt indessen anliegende Proben. Mein Freund Fink hat Recht. ich habe die Schafe genau untersucht, und sie um und an den Beinen ganz kahl, und unter dem Bauche wenig bewollt gefunden.

---

[1] Siehe oben S. 282/83.

1300 Stück haben in zwei Schuren im vergangenen Jahre 109 Stein Wolle gegeben, also das Schaf nur pptr. $1^{11}/_{13}$ Pfd."

Ganz ebenso fand Schön die Schäferei in Ludwigsdorf, wohin ihn der Kreissteuereinnehmer begleitete, bei Herren v. Riemberg. Dieser, „ein anscheinend guter, gefälliger Mann, ist kein Wirth von Profession, er kennt Vieles nur obiter." Aber es wiederholte sich, was schon in Stampen beobachtet war: „Die Schafe sind ächt schlesisch und fein-Oels'isch. Die Wolle ist im vorigen Jahre mit 11 rthlr. 8 ggr. pro Stein à 24 Pfd. schlesisch bezahlt worden. Die Schafe sind groß, lang und gut, nur unter dem Bauche halb, an den Lenden, Füßen und denen Theilen des Bauches, wo die Füße angehen, ganz kahl." In zwei Schuren hatten auch hier die Schafe pro Stück fast genau $1^{11}/_{13}$ Pfd. Wolle gegeben.

Wir können diesen Gegenstand hier nicht näher verfolgen. Es soll nur der Punkt bezeichnet werden, wo für den Staatswirth die Existenz einer eigenthümlichen schlesischen Schafrace konstatirt wurde. Aus Ludwigsdorf nach Oels zurückgekehrt, verkehrte Schön mit „Belhagen's," die abermals gekommen waren, ihn zu besuchen; aß Mittag beim Herzog (v. Braunschweig), der „nach Domhardt [1]) und dessen Söhne frug," und war „Abends auf dem Schlosse zum Concert und Cour."

Von Oels aus fuhr dann Schön zum Grafen v. Dyhrn nach Reesewitz, den er in Breslau kennen gelernt, und der ihn dorthin eingeladen hatte. Auf allen diesen Gütern trat dem Reisenden außer der Schafzucht auch der sehr bedeutende

[1]) Aus den Papieren Bd. III, p. 43.

Leinbau und die Frohnarbeit entgegen, und er benutzte die Gelegenheit zu eingehenden Beobachtungen. Es mag hier bemerkt werden, daß in Reesewitz schon damals sächsische veredelte Böcke zur Heerde genommen waren. Die Verfeinerung der Schafe hatte sich hier erst zu zeigen begonnen, dagegen hatten die Reesewitzer Schafe es schon auf 2½ Pfd. Wolle pro Stück gebracht. Noch eklatanter zeigte sich die Einwirkung, welche der Kreuzung der einheimischen Schafe mit spanischen Böcken gefolgt war, in Trambertschau, einem zur Herrschaft Polnisch=Wartenberg (Herzog von Kurland) gehörigen Vorwerke. „Der Herzog von Kurland hat 12 spanische Böcke, welche ihm das Stück 1000 Rthlr. kosten sollen, aus Spanien kommen lassen. Man hat, weil diese Stähre von der Reise etwas räudig geworden, solche in die schlechteste Schäferei hierher gegeben. Der letzte wirkliche Spanier ist vor vier Jahren krepiert. Die Nachkommen waren ein guter Schlag Vieh. Man spürt eine beträchtliche Verfeinerung und Vermehrung der Quantität Wolle. Man hat die eigentlichen Spanier der Krankheit wegen gar nicht geachtet, sie auf Tod und Leben kurirt. Wippig" (der dortige Amtsverwalter, „ein sehr tüchtiger Landwirth") „hat nur noch einige gefunden, und diese gepflegt. Das Resultat war, daß der Stein Wolle jetzt um 14 Rthlr. verkauft worden, und das Schaf im Durchschnitt in diesem Jahre auf der vorigen Herbst= und der jetzigen Schur 4 Pfd. gegeben hat. Die Schafe sind indessen ungewaschen geschoren, man kann also höchstens nur 3 Pfd. p. Schaf annehmen."

Vom Grafen v. Dyhrn ging die Reise nach Lampersdorf zum Herrn v. Korkwitz, dem Schön in Breslau durch den Geheimen Rath v. Mützschephal vorgestellt und empfohlen

worden war. Die Wirthschaft wurde zu Pferde und zu Fuß sorgsam gemustert. „Abends in Lampersdorf. Was zuerst das Innere des Hauses betrifft, so lebt in einem alten Rittersitze — das Haus ist antik, mit Wasser umgeben — ein anscheinend braver Mann."

Die Behandlung des Leins wurde hier eingehend studirt, und wir werden später sehen, daß Schön die dargebotene Gelegenheit vollständig auszunutzen verstanden hat. Er war, da man im Fürstenthum Oels, wie er dort erfuhr, durchschnittlich den vierten Theil des Sommerfeldes dem Leinbau widmete, allerdings für diesen Zweck an die richtige Schmiede gekommen, und die hier gemachten Studien fanden dann später im Gebirge bei dem Studium der Leinwandsfabrikation und des Leinwandhandels, damals des stärksten Industriezweiges in Schlesien, ihren richtigen Abschluß. „Der Leinbau ist der Grund, daß in Schlesien keine Rübsaat gebaut wird, um so mehr, da man gegen Magdeburg in der Düngung so sehr zurück ist." Dann fand sich aber auch, daß die Schäferei eine Lampersdorfer Specialität war. „Die Puppe des Korkwitz ist hier die Schäferei. Er hat solche durch Böcke von spanischer Art, die er vom Grafen Breßler aus der Lausitz erhalten, veredelt. Er hat in dieser Gegend zuerst mit der Veredelung begonnen, und weil seine Wolle dadurch etwas im Preise stieg, er auch — in Folge des besseren Fütterns — mehr Wolle als seither bekam, erhielt seine Schäferei einen großen Ruf, den sie meiner Meinung nach nicht ganz verdient, und man holt von ihm Böcke, die er zu einem Louisdor bis zu 10 rthlr. das Stück, $1^1/_2$ Jahr alt, verkauft. Nach diesem Preise müßte Fink's Bock 50 rthlr. gelten. Die Schäferei ist zweischürig, sie war schon geschoren, und

die Wolle zu 12 rthlr. der Stein verkauft.“ Aber zugleich wurde folgende Bemerkung gemacht. „Der Schafstall hat Raufen und Krippen, ist oben mit Brettern bedeckt, worauf wie bei Wohnzimmern noch Estrich geschlagen ist. Man hält die Schafe in Schlesien sehr warm, die Schafställe haben gar keinen Zug, man hortet hier wie in ganz Schlesien nicht, und treibt die Schafe ein, sobald es regnet. Alles Weichligkeiten!“ Das war dem Schön schon damals nicht entgangen, und er hat es seinem Freunde Fink und auch dem Minister v. Schrötter tadelnd berichtet. In dem Berichte vom 11. Juni 1797 an den Letzteren heißt es: „Der Schlesier, der sein Schaf verzärtelt, es im Sommer in zugemachten Ställen hält, vor Regen sichert, also das Schaf ganz seiner Natur entgegen erzieht, muß, um den daraus entstehenden Nachtheil zu verhüten, ein Mittel anwenden, das da macht, daß diese dem Schafe widernatürliche Haltung auf das Vieh keinen nachtheiligen Einfluß habe, er muß beständig Salz geben, und dies auch — da sein Schaf beim kleinsten Ungemach mehr als das des Magdeburgers leidet, und bald üble Folgen zu befürchten sind — stets als Präservativmittel anwenden.“ Sehr günstig hatten sich dagegen die Resultate der Veredelung gezeigt. „Von 100 Schafen sind im vergangenen Jahre auf beiden Schuren 12 Stein geschoren, sagte Korkwitz, nach seinem Manual hatten die 900 Schafe aber nur 97 Stein gegeben, also pro Schaf nur ungefähr $2^1/_3$ Pfd. Vor der Veredelung hat Korkwitz nach seinem Wirthschafsregister von 900 Stück nur 57 Stein geschoren auf beide Schuren. ich rekommandirte ihm den Fink. Daß diese Schafe nicht mehr geben, liegt wohl daran, daß noch zu viel altschlesisches Blut darin

ist. Die Wolle verkauft er immer nach Brieg an einen bestimmten Mann, mit dem er, dem Vermuthen nach, in freundschaftlichem Verhältniß steht. In Breslau würde er wahrscheinlich jetzt, da andere mehr bekommen, auch mehr erhalten."

Noch erschien eine schlesische Sitte bemerkenswerth. „In Lampersdorf hat man die Brechangeln" (die Abgänge des Flachses beim Brechen) „aus der Brechstube um die Obstbäume im Garten gelegt. Dies soll die Wurzeln nicht allein feucht erhalten, sondern durch das Faulen derselben solchen auch Nahrungstheile zuführen." Bei dem starken Leinbau spielte dieses Dungmittel damals eine erheblichere Rolle, als demselben heute zukommt.

Eben so interessant ist eine andere Notiz, welche die stattgehabte Aenderung in den Kulturverhältnissen charakterisirt. „ich beritt mit Korkwitz auch die beste Partie dieses Gutes, den Wald. Er ist für die Größe desselben beträchtlich, und hat neben gutem altem Holze den vortrefflichsten Aufschlag in Laub und Nadelholz. Es ist viel auf den Wald gewendet worden. Der Wald ist in Haue getheilt, die nach dem Abtriebe gleich besäet werden. Es stehen da Birken, Eichen, Fichten, Tannen, Lerchenbäume, Weimuthskiefern ꝛc. Man pflügt das Land nicht zur Holzbesamung, sondern reißt es nur mit einer Hacke auf. Das Holz hat indessen in dieser Gegend nicht sehr großen Werth, was ich nur daraus schließe, daß Niemand die Aeste eines Haues, der niedergeschlagen ist, geschenkt haben will, selten Jemand etwas holt, und ich Vieles verbrennen sah." In diese Verlegenheit möchte nun heutzutage in jener Gegend kein Waldbesitzer gerathen.

Nunmehr brach Schön nach Oberschlesien auf, dessen Grenze er, wie seine Aufzeichnungen ergeben, in einer gewissen Spannung überschritt. Seitab von dem Wege, der von Bernstadt nach Namslau führt, liegt Minkowsky, das Gut des Generals v. Seidlitz, wo er auch begraben liegt. Seidlitz verdient einen Biographen, hat ihn aber noch nicht gefunden. Aber sein edler Charakter und seine hervorragende geistige Begabung ist der Aufmerksamkeit der Nachwelt um so würdiger, weil sie von dem großen Könige und von seinen Zeitgenossen voll gewürdigt wurde. Seidlitz war kein geborener Schlesier, stammte vielmehr aus Kleve, aber Schlesien ist berechtigt, ihn zu seinen edelsten Söhnen zu zählen, weil er sich selbst im Lande heimisch machte, als er das Schwert aus der Hand gelegt hatte.

Der Prorektor Schummel [1]) ist zu seinem Grabe gewallfahrtet und hat ihm einen eigenen Diskurs gewidmet, der schwungvoll genug ausgefallen ist. Schön sagt in seinem Tagebuche (20. Mai 1797): „Minkowsky, das Gut des ehemaligen Generals v. Seidlitz, jetzt einem Baron v. Henneberg zugehörig; im Garten am Wege steht Seidlitzens Monument, das der hochselige König auf Kosten der Erben für 1500 rthlr. hat machen lassen; ich besah es, und unterlasse die Beschreibung, weil es im Taschenkalender in Kupfer gestochen ist.“ Später (1844) fügt Schön noch hinzu: „In Oberschlesien war es mir interessant, noch einige Menschen zu finden, welche Seidlitz nahe gestanden hatten. Nach allem, was ich erfuhr, war Seidlitz vielleicht der größte Geist, der dem Könige nahe war, und aus allen Nachrichten und Er-

---

[1]) Schummel's Reise durch Schlesien, Breslau 1792, Seite 11 ff.

zählungen ergab sich, daß Seidlitz in jedem anderen Verhältnisse, er wäre als Staatsmann, als Geistlicher, als Arzt, als Kaufmann, kurz in jedem außermilitärischen Verhältnisse aufgetreten, als eminenter Mensch dagestanden hätte. — Man kann sogar versucht werden, anzunehmen, daß, wenn er nicht in die militärische Richtung gekommen wäre, weil der Krieg von Verwilderung unzertrennbar ist, und er dieser auch sich großartig hingab, er noch ungleich höher dastehen würde, als es jetzt der Fall ist."

Durch die genannten Städtchen hindurch kam Schön in das Polnische hinein. Hier gab es Wald und Sand und wieder Sand und Wald. „Die Menschen hatten hier schon im Aussehen etwas Feuerländer-Aehnliches, was Reisende behauptet haben; man spricht bloß polnisch, und die Kultur schläft sehr sanft." Schummel sagt, nachdem er schon bis hinter Rosenberg gelangt war [1]), Folgendes: „mit gespannter Erwartung kam ich immer tiefer und tiefer in das so fürchterlich beschriebene Oberschlesien. Nun, dachte ich, werden allmälig die Physiognomieen zum Vorschein kommen, die in Absicht der Häßlichkeit mit den Fratzengesichtern der Feuerländer wetteifern! Nun wirst du einen Grad der Kultur sehen, der noch einige Stufen unter den Kalmücken und Kirgiesen steht." Wir haben es also hier mit einem damals in Breslau gebräuchlichen geflügelten Worte zu thun, welches Schummel mit allem Eifer zu bekämpfen und zu widerlegen sich bemühte, Schön in seinem Tagebuche zu einer scherzhaften Anspielung benutzte. Ueber die Gründe des elenden Zustandes, in welchem das ober-

---

[1]) Schummel's Reise durch Schlesien, Breslau 1792, S. 58.

schlesische Landvolk sich befand, stimmen alle drei Reisende völlig mit einander überein, wenn sie auch darüber von verschiedenen Gesichtspunkten aus urteilen. Sie trafen alle drei auf menschliche Physiognomieen und menschliche Anlagen, und erkannten gar wohl, daß der materielle Druck, der auf dem Völkchen lastete, und die geistige Verdummung, in welcher man dasselbe erhielt, nicht eine besondere in der Race begründete Anlage, natürlich sich auch dem äußeren Ansehen und Auftreten der Menschen aufgeprägt hatte. Schön sagt geradezu: „auf dem rechten Oderufer Schlesiens fand ich dicke Finsterniß, eine Bigotterie bis zum höchsten Stumpfsinn, welche sich auch in den Physiognomieen ausdrückte.“ Wir werden weiterhin einigen Belägen dafür begegnen.

So gelangte Schön in das Städtchen Konstadt, welches seine Aufmerksamkeit in eigenthümlichem Sinne erregte: „ein höchst trauriges Nest, größtentheils nur mit Schindeln gedeckt, in denen Straßen ist man in beständiger Angst, daß die schweinestallartigen Häuser im Augenblicke einstürzen werden.“ Davon weiß nun auch Schummel zu erzählen: „man hatte mir von Konstadt gesagt, ich möchte mich in Acht nehmen, daß mein Pferd nicht mitten auf der Straße ein Bein bräche, und ich selbst möchte meine Nase hüten, damit ich nicht damit an die Dachrinnen stieße.“ Der Ruf von Konstadt stand also damals schon fest. Und Schummel, der sonst so gern mildert und verschönert, ist in diesem Falle davon weit entfernt, er nennt vielmehr mit nicht sehr glücklich gewählter Wendung das Städtchen ein „wahres Anti-Berlin,“ und findet nur für nöthig, hinzuzusetzen, daß er in einer Seitengasse, der er vorbeigeritten sei, weil er sie unmöglich für eine Gasse

habe ansehen können, bei höchst liebenswerthen Leuten einige ihm unvergeßliche Stunden zugebracht habe [1]).

Wer den ungeheuern Aufschwung, den das verrufene Oberschlesien, namentlich auf dem rechten Oderufer, wo die polnisch redende Bevölkerung vorherrscht, in den letzten dreißig Jahren genommen, nicht selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, und den Unterschied von heute gegen die Zustände nicht beurteilen kann, welche noch vor dreißig bis vierzig Jahren dort die Regel bildeten, der wird aus Schön's Beobachtungen sich einen ungefähren Maßstab bilden können. Denn in den Jahren, welche zwischen dieser Reise und etwa dem Jahre 1840 verflossen sind, haben sich wenige Veränderungen bemerklich gemacht. Selbst die ungeheuer angewachsene Industrie befand sich 1840 noch ziemlich auf derselben Stufe, auf welcher Schön sie vorfand. Nur Anfänge eines regeren Lebens waren bis 1840 bemerkbar geworden, und auch nur an einzelnen Stellen. Die Noth, in welche die Eisenindustrie durch eine maßlose Konkurrenz der Engländer damals gerieth, weckte die Industrie aus ihrem trägen Schlafe auf, und bereitete den Umschwung vor, dessen Resultat die Umwandlung einer ganzen großen Landschaft, welche bis dahin todt da gelegen hatte, in ein modernes Industrieland war, welches von dem, der es etwa vierzig Jahre lang nicht gesehen hat, kaum wiedererkannt werden kann.

In Kreuzburg wurde der Assessor v. Schön von dem Oberamtmann Skupin, an den er vorher geschrieben hatte, sofort in Beschlag genommen. Die Stadt gefiel Schön besser als Konstadt: „die Stadt ist klein, hat vor zwei Jahren das Glück gehabt, abzubrennen“ (ein Glücksfall, der in den

[1]) Schummels Reise durch Schlesien, Breslau 1792, p. 42.

nächsten vierzig Jahren die meisten kleinen Städte Oberschlesiens der Reihe nach betraf), „und wird jetzt recht gut massiv aufgebaut.“ Die technisch landwirthschaftlichen Beobachtungen Schön's gehören zunächst noch nicht hierher; auffallend erschien ihm aber, daß die Bauern die Pferde „hier, wie überhaupt diesseit Oels, nicht auf dem Stalle füttern, sondern auf die Weide treiben.“ Ferner erwähnt er, daß hier keine Spur von Veredelung der Schafe mehr zu bemerken war, „die Schafe sind grob schlesisch, der Stein gilt 9 rthlr.“ Der Schäfer war, wie überall in Schlesien, ein Antheilschäfer, er stand auf $^1/_{12}$. Aber „der Schäfer hat außer seinem Einzwölftel noch auf's Hundert 5 oder 6 Stück eigenes Vorvieh und auf's Hundert 6 Scheffel Roggen als Deputat, eine dumme Einrichtung, als ob des Kerls Magen sich nach seiner Heerde richtet.“ — Mit dem Oberamtmann Skupin wurde auch die Eisengrube zu Biadaz besichtigt. „Das in Schächten zu Tage geförderte Erz wird 2 Meilen davon in Bodland auf denen Hütten verarbeitet. Der Hof in Biadaz, dem Oberamtmann Skupin gehörig, ist ein kleines Gütchen von einigen 90 Scheffeln Aussaat in jedem Felde, das er vom Amte Bodland für 1000 rthlr. gekauft hat.“ Ein Fingerzeig für den damaligen Bodenwerth in Oberschlesien, und Kreuzburg gehörte noch nicht zum schlechtesten Theile und zum Innern der Landschaft. „Die Bauern sollen hier Buchweizen in frischem Mist säen, das Zeug soll dann außerordentlich schütten, und das Stroh zum Schaf- und Viehfutter sehr gut sein.“

Ueber das Landarmen- und Arbeitshaus zu Kreuzburg äußert Schön sich nur mit wenigen Worten: „ich besah nachher das hiesige Armenhaus. Ein pompeuses Gebäude, das

Zöllner beschreibt, und wo ich meine Bemerkungen dazu gesetzt habe. Der Inspektor Lindenzweig ist ein gefälliger Mann, der mir Alles zeigte." Der Berliner Propst hat die damalige Einrichtung ausführlich beschrieben, und manche trefliche Bemerkungen gemacht. Er bestätigt aber auch hier, daß verarmte Personen mit unverbesserlichen Korrigenden und zur Besserung eingesteckten Personen zusammen arbeiten mußten, und daß Jeder arbeiten mußte, „so viel ein jeder arbeiten kann; und wer nicht nach Maßgabe seiner Kräfte fleißig ist, wird Anfangs durch Zuredungen ermuntert, und wenn dies fruchtlos ist, durch bloße Speisung mit Wasser und Brot oder auch wohl durch mäßige Züchtigung dazu angehalten; jedoch ist dieser Fall sehr selten [1])." Dann fügt er einen leisen Tadel darüber hinzu: „bei der Arbeit sind aber auch hier beide Geschlechter zusammen, woraus manche unvermeidliche Unordnung entsteht. Indessen ist es des Raumes wegen fast gar nicht zu ändern." Er beschreibt dann auch die Kleidung der Armen und Korrigenden ausführlich, findet aber nichts dabei zu bemerken. Dann aber fügt der Herr Ober-Konsistorialrath eine für die Zeit höchst charakteristische Bemerkung hinzu. Nachdem er auseinandergesetzt hat, daß eine solche Anstalt, welche „einer Anzahl von Menschen Arbeit verschafft," jeder anderen Armenpflege vorzuziehen sei, daß aber gerade die besten Elemente sich zur Aufnahme in eine solche Anstalt deshalb nicht melden, weil sie in derselben „doch immer auf einen Theil ihrer Freiheit Verzicht leisten müssen," meint er schließlich: „in dergleichen Häuser sollte man die Klöster umschaffen, wo

[1]) Zöllner, Briefe, Bd. I, p. 195.

man es nöthig findet, sie aufzuheben. Gerade diese Verwandlung würde zwar auffallend sein, aber darum würde die Menschheit sie nicht weniger segnen[1])." Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob diese Bemerkung eines wohlmeinenden und sehr aufgeklärten protestantischen Geistlichen nicht heute noch einen praktischen Werth hat, und welchen.

Dagegen kann Zöllner sich nicht enthalten, die Vereinigung von Armen und Korrigenden in einer Anstalt zu tadeln, so weit dies zu jener Zeit in einer gedruckten Schrift zulässig sein mochte[2]). „Zwar wünschte ich sehr, daß die mitleidenswerthen Armen ganz von den Vagabunden getrennt seyn, und in einem eigenen Hause wohnen möchten, wo sie weniger in Gefahr wären, in der Idee des Publikums mit jenen in eine Klasse zu kommen, oder auch unvermerkt einer gleichen Behandlung ausgesetzt zu sein. Allein eine solche gänzliche Trennung würde die Kosten erstaunlich vermehren, und es scheint eben nicht, daß hier das Beieinanderseyn beider Klassen bei den schamhaften Armen so viele Bedenklichkeit erregt, wie in dem Arbeitshause zu Berlin, welches trotz seiner jetzigen Einrichtung von einem großen Theile des Publikums immer noch als ein bloßes Strafhaus angesehen wird." Hiernach scheint der Herr Oberkonsistorialrath jenes Vorurteil des Publikums und der Armen für ein unbegründetes und unzulässiges zu halten, dem man der großen Kosten wegen nicht gerecht werden dürfe.

Mit großer Emphase hebt dagegen der Prorektor Schummel[3]) hervor, welchen niederbeugenden Eindruck es

---

[1]) Zöllner, Briefe, Bd. I, p. 203.

[2]) ibidem p. 202.

[3]) Schummel's Reise, p. 45 ff.

auf den Armen machen müsse, wenn er in einer noch so wohlthätigen Anstalt sich seiner Freiheit beraubt sähe. Er polemisirt sehr entschieden gegen die Armenhäuser zu Gunsten einer geordneten Armenpflege, und preißt „die monte di pietà und loghi pii" in Italien. Zugleich läßt er sich von einem Freunde in einer Anmerkung bezüglich dieses Punktes berichtigen, da es den Armen gestattet sei, Sonntags und in den Feierstunden auszugehen. „Aber," fragt dieser Freund, „ist es gut, daß Arme und Vagabunden unter einem Dache leben? Wird der pauvre honteux, der vielleicht eher stürbe als bettelte, nicht auch honteux seyn, sich mit muthwilligen Bettlern in einer Anstalt zu befinden?"

Man sieht, wie wenig sich damals schon die Ansichten geklärt hatten, und wie lange Zeit der Gedanke braucht, um Gemeingut zu werden, und das Leben zu befruchten.

Auf der Fahrt nach Karlsruhe vertiefte Schön sich nun in die ungeheuern Waldkomplexe, welche die Gegend zwischen Kreuzburg, Rosenberg, Lubliniß einerseits und Oppeln, Groß-Strehlitz, Gleiwitz andererseits erfüllen, und noch über diese Grenzlinien hinausreichen. In Dombrowka lernte er den Oberförster Liebeneiner, „einen braven Mann," kennen, und fuhr mit ihm nach Karlsruhe, nachdem in Dombrowka eine seinem Freunde Schiebel gehörige Pottaschsiederei und daneben der Fleck besehen war, wo Schiebel die verunglückte Sonnenrosenplantage angelegt hatte, von welcher im siebenten Kapitel bereits die Rede war [1]). „Sobald man aus dem

[1]) Siehe oben S. 322/23.

Walde kurz vor Karlsruhe kommt, sieht man den Ort Karlsruhe, den man weder eine Stadt, noch ein Dorf nennen kann, in einer ganz ebenen Gegend, rund herum in einem Distrikte von 2000 Schritt im Diameter mit Wald eingeschlossen, da liegen. Das Schloß präsentirt sich gut. Die Straßen sind gerade, die Häuser stehen separirt an den Straßen. Einige Häuser sind sehr schlecht, Fachwerk mit Lehm ausgeklebt, alle, selbst die am meisten geputzten, mit Schindeln bedeckt. Die Straße nach Breslau hat ein gelb und schwarzes Geländer, die fünf in der Mitte hängende Laternen hat, welche aber nicht viel leuchten sollen. ich stieg im Gasthofe: die Stadt Meinungen ab, der Gasthof ist groß und gut; besuchte den Sekretär Vietsch, der krank war, und disputirte den Abend über, über die Freiheit des menschlichen Willens mit dem Lieutenant v. Wolzogen, dem Adjutanten des Prinzen."

„Den 23. Mai 1797 Vormittags schrieb ich an meinem Tagebuche, hatte mich beim Hofmarschall melden lassen, und aß Mittag beim Prinzen (von Würtemberg). Der Hofmarschall v. Kessel war so artig, mich abzuholen. v. Kessel ist ein anscheinend gebildeter Mann, wahrscheinlich aber mehr äußerlich, als innerlich. Der Prinz ist eine dicke große Figur, der viel spricht, aber nicht immer so klug spricht. Er schimpfte auf die Accise, und konnte doch nichts substanziiren. Das Schloß sieht besser von außen aus, als es innerhalb ist. Das Ammeublement ist höchst einfach und nicht einmal geschmackvoll. Der Prinz ist ein Mann, der mehr anfängt, als er vollenden kann. Von 32,000 rthlr. Revenues könnte er ordentlich leben, allein jetzt treibt er soviel, daß es öfter sehr an

Gelde fehlen soll.“ Schön blieb einige Tage dort, wurde Abends auch der Prinzessin vorgestellt, „die eine vortreffliche Frau zu sein scheint,“ und wohnte am zweiten Tage auch einer Theatervorstellung bei, „wo die Verleumder von Kotzebue gegeben wurden. Man führte das Stück recht gut auf.“ Die Gartenanlagen fand Schön sehr hübsch, „es sind dort einige sehr gute Partieen, Wasser ist hinlänglich. Am interessantesten ist das Elysium, wo Friedrich II. mit seinen Generals steht, die Schweizerei mit einem schönen Saale, die Aussicht vom Schwedenberge. Es ist sehr Schade, daß jetzt sehr wenig auf diesen Garten gewandt wird, und keine neuen Anlagen, die hier noch gemacht werden könnten, angebracht werden. Der Ziergarten nicht weit vom Schlosse, hat hinten auch einige gute englische Partieen.“

Hier hatte Schön auch den alten Landrath v. Lynker kennen gelernt. Er fuhr nach Dammer, dem Gute desselben. Der Landrath war nicht zu Hause, er hatte aber Alles bestellt. „ich fand eine große Gesellschaft da, und eine alte Frau, die des Landraths. Man war sehr artig, und es kam mir zu Statten, daß ich schon gestern vom Hofe her die Gesellschaft kannte. Der Sohn des Landraths, ein Lieutenant v. Lynker vom Kuirassierregimente v. Holzendorf aus Oppeln, zeigte mir die Schäferei.“ Hier fand Schön eine Heerde von 1200 Stück, „ganz rein schlesisch und fein ölsisch. Die Schafe waren von einem großen und guten Schlage.“ Hier wiederholte sich die Erfahrung aus dem Fürstenthum Oels. „Die Schäferei ist zweischürig, 25 Stück geben im Durchschnitt bei jeder Schur einen Stein Wolle, also das Stück pptr. jährlich ungefähr 2 Pfd. durch die Bank; bei dieser Fütterung ist dies nicht viel. Der Stein

Wolle ist im vergangenen Jahre zu 14 Thaler schlesisch verkauft worden." Dann wurde Abends noch geplaudert, „ich spielte l'hombre mit dem Oberforstmeister v. Burgsdorf und dem Herrn v. Keltsch. Spät Abends fuhr ich nach Karlsruhe zurück." Herr v. Keltsch hatte Schön zu sich nach Günterwitz bei Skarsine eingeladen. Herr v. Burgsdorf hatte ihm der Schäferei wegen den Grafen v. Breßler auf Lauske in der Lausitz empfohlen, und dessen bei Schmiedeberg belegene Herrschaft Kemnitz.

In Karlsmarkt traf Schön sodann den Oberamtmann Pratsch, „keinen Magdeburger Beamten, er mag sonst ein braver Mann sein." Die Wirthschaft auf diesem großen Amte, „es hat sechs Vorwerke, im Ganzen 1000 Scheffel Winteraussaat," wurde sehr eingehend besichtigt. Man hatte „jetzt eine Mergelgrube entdeckt. Jetzt wird das in dreijährigen Dünger kommende Wintergetreide gemergelt, der Mergel dieserhalb auf die Braache gefahren und untergebracht." Mancherlei fiel hier auf, wovon erst später näher gehandelt werden wird. Es wurde über die Faulheit der Frohnarbeiter geklagt, „kärgliche Belohnung ist der Grund; es haben 30 Menschen in ³/₄ Tag nur 80 Schock Wintergetreide gebunden, ein Hofknecht ackert rasch, wenn er 8 bis 9 Gewende in einem halben Tage zur Saat ackert, ein Hauer haut täglich nur pptr. 2 Scheffel Aussaat." Man sieht, wie Schön sich um Alles bekümmert; aber von der Schwäche der Leistungen der Arbeiter sollte er noch andere Proben erhalten, um dann seine volle Entrüstung über die landesverderblichen Zustände in einem späteren Berichte an seinen Minister auszusprechen.

Dann wurde die landübliche schlesische Erntemethode

besprochen. „Das Sommergetreide wird auf den Schwad gehauen, in Strohseile gebunden und, wenn es nicht ganz trocken ist, in Mandeln gesetzt. Das Wintergetreide wird angehauen, gerafft und bundweise zum Trocknen niedergelegt. Ist es dann trocken geworden, so wird es mit Getreideseilen gebunden und eingefahren. Das gefällt mir nicht.“ Fällt übrigens jedem Landwirth auf, der aus Ostpreußen kommt. Endlich kam die Drainage an die Reihe. „ich sah auf dem Vorwerke Kauern eine Ackerfontanelle machen. Man hat einen Graben gezogen bis zum Wasser, warf diesen Graben halb voll mit kleinen Steinen — große wären besser gewesen, man hatte sie aber nicht — bedeckte die Steine mit Moos und schüttete Erde darauf, die geackert wurde. Ueber den Erfolg bin ich begierig, es kann gut sein.“ Es hat noch 50 Jahre gedauert, bevor sich bei uns aus so dürftigem Anfange die ordentliche rationelle Drainage entwickelte. Jedenfalls war die Partie außerordentlich lehrreich.

Auch der Zustand des Gesindes entging nicht der Aufmerksamkeit Schöns. „Das Gesinde ist hier alles Zwangsgesinde. Diese bekommen pro Person in vier Wochen 8 Metzen Roggen, 1½ Metzen Gerste, ¾ Metzen Hirse, auch wöchentlich auf 12 Personen ¾ Quart Butter“ (kaum 1½ Pfd.) „zum Abmachen. Fleisch nur alle hohe Feststage“ (wie die Züchtlinge in den Arbeitshäusern). „Der Knecht jährlich 6 Rthlr. 16 ggr.“ (8½ Thaler schlesisch) „und die Magd jährlich 4 Rthlr. 8 Böhm Lohn. Sonst nichts, weder an Geköch noch sonst etwas. Sie müssen drei Jahre so dienen, dann kommen neue auf die Folter. Dieser Küchenzettel ist im Dienstreglement vorgeschrieben. Wie natürlich herrscht eine große Erbitterung oder Sorglosig-

keit beim Gesinde." Dies Thema ist dann noch weiter und sehr eingehend studirt worden.

Pratsch begleitete seinen Gast, dem er auf die Seele gebunden, ihm, wenn er wieder in Preußen sein werde, zu schreiben, nach Brieg. Der erste Besuch galt dem Stadtdirektor Giese, „ein gefälliges Männchen, nicht ein Hauptkopf, aber auch kein S—kopf, ein Alltagsmensch mit einem raschen Munde." Sie gingen zunächst in der Stadt herum. „Brieg hat 8000 Seelen und ist für eine so kleine Stadt gut gebaut, da es Festung ist, etwas enge. Der Ring ist mit dem Rathhause und Nebengebäuden besetzt." Auch das Rathhaus wurde besichtigt. „Der Saal ist überladen, es ist sehr viel daran gewandt worden. An denen Schränken sind Geschichten aus dem Livius gemalt. Die Kämmerei hat einige 30,000 Rthlr. Revenues, verbraucht aber Alles, und hat dabei noch Schulden. In dem Jahre 1740 hat sie nicht allein keine Schulden, sondern noch 80,000 Rthlr. Capital gehabt. Schlaberndorf hat sie geplündert. Man hat Fabriken anlegen müssen, eine Löffel-, Leder-, Tuchfabrik &c., und diese Fabriken sind mit dem Gelde zum Teufel gegangen. Jetzt muß die Kämmerei noch jährlich 2000 Rthlr. an den Minister Hoym zu seiner Disposition einschicken, wovon sie weiter nichts bekommt."

Zur Vervollständigung seiner Uebersicht über die städtischen Verhältnisse besuchte Schön auch „den Kriegsrath Ludendorf, der hier Steuerrath ist." Die Städte standen damals nicht unter den Landräthen, waren vielmehr von der Verfassung des platten Landes gänzlich eximirt. Hierüber waren Schön schon in Breslau Aufklärungen gegeben worden. Der Kriegsrath Schrötter hatte ihn dahin belehrt: „die Steuer-

24*

räthe haben hier zwar nur 600 Rthlr. Gehalt, aber Diäten bei Rechnungsgeschäften von den Kämmereien und Vorspanngelder, so daß sie sich in der Regel auf 1000 Rthlr. und darüber stehen. Die Inspektionen sind hier sehr groß, der Steuerrath hat 10, 12 bis 15 Städte." Der Steuerrath in Brieg vervollständigte diese Auskunft: „der Steuerrath steht nur einer Speditionsbehörde vor, er soll keine Untersuchung selbst anstellen, kein Gutachten selbst abgeben, sondern sich Alles von denen Magistraten abmachen und einreichen lassen. Nur so kann er auch 16 Städte versehen." Man sieht daraus, daß dies die unnützeste Zwischenbehörde geworden war, die man sich denken kann. Aber man sieht auch, woher es kam, daß durch die Kreirung einer so unnützen Zwischeninstanz der Geschäftsgang in einer Weise verlangsamt werden mußte, welche jede energische und schnelle Aktion unmöglich machte.

Im Zuchthause fand Schön alte leistungsunfähige Spinnmaschinen im Gange, welche nach der Ansicht der Beamten gegen das Spinnen mit der Hand keinen Vortheil gewähren konnten. „Wenn die Person wöchentlich 30 Strähn auf der Maschine spinnt, so soll etwas Vortheil sein, sonst nicht. Die Baumwolle, welche in Locken von der Kammelmaschine kommt, wird auf ordinären großen Rädern auf Spindeln zur Maschine vorgesponnen. Der Kattun von Maschinengarn soll, wenn er appretirt ist, in Rücksicht der Gleichförmigkeit, etwas Vorzug vor dem von anderem Garn haben, doch bezahlen die Kattundrucker dafür nicht mehr. Die Offizianten scheinen etwas gegen die Maschinen eingenommen zu sein."

„Die Offizianten versicherten mir, daß, seitdem die Separation der Geschlechter im Zuchthause vorgenommen

ist, die Epilepsie unter den Weibern sehr herrsche. Vorher ist viel Unzucht getrieben worden. Man hat bemerkt, daß die Weiber viel Selbstbefleckung treiben, und sich dadurch sehr schwächen. Da nun unter diesen Weibern die Epilepsie einmal herrscht, so steckt eine die andere an. Der Hausarzt, ein Hofrath, versicherte mir, daß der Anblick der Epilepsie anstecke. Im Irrenhause werden viele Versuche zur Heilung der Wahnsinnigen gemacht, allein selten glücklich." Es ist nicht ohne Interesse, hiermit zu vergleichen, was sechs Jahre früher der Oberkonsistorialrath Zöllner, auf den sich Schön übrigens auch an dieser Stelle bezüglich der Details beruft, beobachtet hat. „Ein Uebel ist, daß in einem Saale beide Geschlechter beim Spinnen und Weben neben und unter einander sitzen. Dies wird jetzt abgestellt, und zur Abänderung dieses Hauses in diesem Stücke und zu gesünderen Schlafplätzen sind 2000 Rthlr. bestimmt. Gott segne den Mann, der dies bewerkstelligt hat! Trotz aller Aufsicht lernen sie sich auf diese Art kennen, unterreden sich durch Mienen und Zeichen, theilen sich ihre lang ersonnenen Pläne mit, und veranstalten Gelegenheiten zu den gröbsten Ausbrüchen der Sinnlichkeit, denen keine menschliche Scharfsicht vorbeugen kann." Da nun das Kommuniziren der Gefangenen unter einander durch Mienen und Zeichen, der Austausch von Plänen 2c. nicht abgestellt wird', wenn nur die Geschlechter getrennt werden, so handelt es sich bei dem Theologen nur um die unsittlichen Berührungen. Schummel ist gar nicht in Brieg gewesen, und da Schön eben nur die ihm mitgetheilten thatsächlichen Beobachtungen mittheilt, zu

---

[1]) Zöllner, Bd. 1, p. 180.

denen die von dem Geistlichen hoch gepriesene Einrichtung Veranlassung gegeben hat, so dürfte hier keine Veranlassung gegeben sein, weiter auf die Sache einzugehen. Aus solchen Schilderungen mag man abnehmen, welche Masse von Jammer und Elend damals noch in diesen öffentlichen Anstalten zusammengehäuft wurde, und wie groß die seitdem gemachten Fortschritte sich darstellen.

Sowohl in den anderen Fabriken, als auch im Zuchthause wurde nur macedonische Baumwolle versponnen. „Um das Reißen auf denen Spinnmaschinen zu verhindern, welches demohnerachtet noch häufig erfolgt, weicht man die Baumwolle vorher in Seifenwasser, und trocknet sie dann."

Dann ging es nach Karlsruhe zurück. Unterwegs wurde eine besondere Anlage besichtigt. „Louisenthal, früher Charlottenrode genannt, dem Prinzen Eugen von Würtemberg gehörig. Es ist ein Weinberg mit einigen Häusern, den der Oberforstmeister Süßenbach angelegt, und ehemals der Landjägermeister v. Wedell bewohnt hat. Man hat von diesem Weinberge, neben dem sich einige englische Partieen befinden, eine vortreffliche Aussicht. Unmittelbar neben dem Garten sind Königliche Plantagen, die ein Forstsekretär Braun, der dicht am Weinberge wohnt, unter seiner Aufsicht hat. In diesen Plantagen werden ausländische Gewächse aller Art und Obstarten gezogen, und daraus verkauft. Man hat im Jahre 6 bis 800 Rthlr. daraus gelöset. Es scheint nur die Ausführung einer Idee des p. v. Wedell zu sein, der daraus für Bresa seine Zuzucht nimmt, und den alten Braun versorgt. Vortheil kann nicht dabei sein, wenn man bedenkt, was die Leute kosten und die entbehrte Nutzung von dem Acker, der zu den Plantagen genommen ist, beträgt. Unter

denen vielen ausländischen Pflanzen war mir der perennirende Flachs merkwürdig. Seine Brauchbarkeit ist noch nicht ausgemittelt, er soll vier Fuß lang werden. Dieser Weinberg ist zugleich ein Lustort der Einwohner von Brieg. Diese Anlage wird auch der Scheidelwitzer Weinberg genannt." Schön ritt von Karlsruhe den folgenden Tag mit dem Hofrath Vietsch und dem Lieutenant v. Wolzogen nach der Stuterei. Nach Karlsruhe zurückgekehrt war er wieder „in der Comedie und zum Abendessen bei Hofe."

Von Karlsruhe aus wurde ferner in Begleitung des Hofraths Vietsch und des Lieutenants v. Wolzogen die Fahrt nach Königshuld gemacht. Der Weg dahin führt fast nur durch Wald, der von einigen Koloniedörfern unterbrochen wird.

Diese Koloniedörfer können aber einiges Interesse gewähren. Auf dem halben Wege von Karlsruhe nach Oppeln trifft man auf den ebenfalls mitten im Walde belegenen Flecken Kupp. Hier wurde, nachdem man nach der Besitznahme Schlesiens die dichten Wälder einigermaßen besiedelt hatte, ein Rentamt etablirt, und dessen Bezirk von dem Domänenamte Oppeln abgezweigt. Das Amt Proskau wurde dann später das dritte im Kreise Oppeln. Die Kolonieen wurden theils auf alten Vorwerksäckern etablirt, theils auf Lichtungen, die man im Walde gerodet hatte. Sie sind in den Jahren 1772 und 1773 gegründet worden, und man zog Leute aus aller Herren Ländern dahin. Theils hatte man die Absicht, einen Stamm von Holzschlägern heranzuziehen, und richtete zugleich die Bäche, welche die ungeheuren Forsten durchziehen, flößbar ein, um einen Absatz zu gewinnen; theils war man wohl auch der Ansicht, die weite Wüste überhaupt nur zu besiedeln, und deutsche Einwanderer in die

polnisch sprechende Bevölkerung zu verpflanzen. Man hat aber den Fehler begangen, die Kolonieen zu spärlich und an zu schlechten Stellen mit Land zu dotiren, so daß die Kolonisten zu keinem Gedeihen kommen konnten. Die Folge davon und von einer ungenügenden Auswahl der zur Ansiedlung bestimmten Kolonisten war daher in vielen Fällen die, daß die Kolonisten nach einiger Zeit ihren traurigen Besitz wieder aufgaben, und daß schließlich der Hauptsache nach sich eine polnisch redende Bevölkerung dort einnistete, der die Befreiung von Hofarbeit und Unterthänigkeit sonst zusagte, die aber später eine Last für die Verwaltung wurde. Für die Zwecke, welche man speziell verfolgt hatte, waren die recht erheblichen Gründungskosten weggeworfen.

„Königshuld ist erst seit etwa zehn Jahren erbaut, daher regulär in Straßen. Die Häuser massiv, mit Schindeln gedeckt." Eine Empfehlung, welche Schön von Breslau mitbrachte, öffnete die Thüren. Wie sehr man damals überhaupt noch in Geheimnissen steckte, mag man daraus entnehmen, daß in der Cementirstahlhütte dem Reisenden verheimlicht wurde, in welche Substanz das zu Stahl zu cementirende Eisen eingehüllt wurde. Erst als Schön zu erkennen gab, daß er die Theorie kenne, gestanden die Hüttenbeomten, daß dies Kohle sei, natürlich Holzkohle, denn von der Verwendung von Steinkohlen bekam Schön erst weiter in Oberschlesien Proben zu sehen. Eben so auffallend kann erscheinen, daß die alten jetzt längst beseitigten Kastengebläse damals und hier etwas Neues waren, was der Erwähnung und sogar einer ausführlichen Beschreibung werth erachtet wurde, und dabei nennt das Tagebuch Schön's diese Kastengebläse, „die bei vielen Heerden angebracht sind," ausdrück-

lich noch etwas, was „bei denen Hütten merkwürdig," was an die Stelle „der gewöhnlichen Blasebälge" getreten ist. Fünfzig Jahre lang haben diese unbehülflichen, die Luft stoßweise in die Düsen treibenden Kastengebläse die Herrschaft behauptet, bevor sie durch die Röhrengebläse und Windkessel völlig verdrängt wurden, und doch waren sie zu ihrer Zeit ein gewaltiger Fortschritt gegen „die gewöhnlichen Blasebälge." Die Fabrik in Königshuld war erst im Jahre 1788 von einem Konsortium von Breslauer Kaufleuten gegründet worden, denen noch Friedrich d. Gr. den Grund und Boden, der König Friedrich Wilhelm II. noch 70,000 Rthlr. zur Gründung dazu geschenkt hatte. Das Konsortium hatte eine Anzahl westphälischer Eisenarbeiter engagirt, die theils in der Fabrik, theils selbständig für die Fabrik arbeiteten. Sie stellte nemlich ihre Waaren nur bis zu einem gewissen Grade fertig. Die weitere Ausarbeitung für den Detailverkauf wurde den freien unabhängigen Arbeitern überlassen. „Außer denen Hütten und deren Arbeitern leben hier noch viele westphälische Arbeiter, die die Fabrikate derer Hütten weiter verarbeiten. Sie bekommen für einen gewissen Preis von der Fabrik das Material, und liefern die Waaren wieder für einen bestimmten Preis ab. Da gab es Sägemacher, Feinschmiede für Stahlwaaren, als Wagebalken, Meißel &c., ferner Gerätheschmiede für Tischlerwerkzeuge, Hobeleisen &c., ferner Scheerenmacher, Messerschmiede, Gabelschmiede, Bohrschmiede u. s. w. Die Fabrik soll noch nicht viel tragen, die Westphälinger laufen ihr den Rang ab, die Arbeiter klagen auch etwas über die Weißbrüchigkeit des Eisens."

Auch ein Besuch auf Kreuzburgerhütte wurde von Karlsruhe aus gemacht. „Der Weg geht immer im Walde, nur

eine Kolonie traf ich auf dem Wege. In der Kreuzburger Hütte fand ich einen alten stumpfen Hütten-Inspektor, zu dem sich aber bald der Obermeister Paul gesellte, ein Westphälinger, der sehr gescheit in seinem Fache und auch sonst war. Die hier zu verarbeitenden Erze, welche von um die Hütte im Walde wohnenden Kolonisten — die Kolonie heißt Friedrichtsthal — gegraben werden, sind theils Berg-, theils Rasenerze. Man bearbeitet die Berge nicht im Großen, sondern schlägt da Schachte ein, wo man Erz vermuthet, und schlägt anderswo ein, wenn es nicht mehr so reichlich sich findet. Man sieht auf einem solchen Platze viele Schachte neben einander. Es wird Stufen- und wildes Erz zu Tage gebracht." Diese regellose Gräberei hat noch viele Jahre lang vorgehalten, so daß die Eisenerzgruben überhaupt nicht nach Bergrecht, sondern nur nach der allgemeinen Lehm- und Sandgruben-Ordnung beurteilt und behandelt wurden. Ein geordneter Bergbau auf Eisenerze fand noch viele Jahre später überhaupt nicht statt.

„Die Stufenerze werden, wenn sie nicht ganz trocken sind, geröstet, dies geschieht aber nur, um sie trocken zu machen. — Es giebt hier Stufen, die wohl 30 Prozent enthalten, andere enthalten aber wiederum nur 3 bis 4 Prozent. Im Durchschnitt bekommt man von einem Kübel = 3¾ Ctr. Erz aus dem Bergerze 30 bis 33 Pfd., aus dem Wiesenerze 27 bis 28 Pfd. Eisen. Hat das Wiesenerz nicht ganz große Stücke, so wird es unzerschlagen aufgegeben." Diese Betriebsmanier hat sich im Allgemeinen bis zu der großen Krisis der Jahre 1840 bis 1843 unverändert erhalten, bis in jenen Jahren die ungeheure Konkurrenz des englischen Eisens, welches bis Gleiwitz billiger geliefert wurde, als es dort

hergestellt werden konnte, der ganzen Eisenindustrie in Oberschlesien den Anstoß gab, der sie bis zu der heutigen Blüthe hinauftrieb.

Hier wurde nun unter der Leitung des umsichtigen Paul der Hochofenprozeß eingehend studirt. Der dortige Hochofen ging damals 50 bis 60 Wochen in einer Kampagne, und lieferte wöchentlich 150 bis 170 Ctr. Eisen, war also nach heutigem Maßstabe ein winziges Ding. Er konnte daher auch nicht so viel Eisen liefern, als die dort befindlichen Frischfeuer verbrauchten, die Hütte kaufte daher noch Roheisen von Bodland. Dann wurde auch der Frischprozeß genau studirt. „Die Arbeiter werden theils wochenweise, theils nach dem Stücke oder vielmehr nach dem Centner bezahlt. Der auf Wochenlohn arbeitende Mann bekommt im Durchschnitt 1 rthlr. 16 ggr. die Woche. Die Stückarbeiter verdienen noch mehr. Ein Frischmeister kann, wenn die Frischfeuer immer gehen, bis 300 Rthlr. jährlich verdienen."

Von Karlsruhe aus wurde nach Oppeln gefahren. Der Weg geht „immer im Walde und Sande fort" bis Czarnowanz. „Hier ist ein reiches Kloster. Zwei schöne Ställe, massiv mit Ziegeln gedeckt" (dieser Umstand genügte in dieser Gegend, Schön's Aufmerksamkeit zu erregen), „machten, daß ich mir diese Gebäude auch innerhalb ansah. Der Pferdestall war gewölbt, sehr breit, der Kuhstall mit einem Futtergange, die Ställe im Gebäude durch gute Thüren abgesondert." (Das war schon merkwürdig — aber) „der Stall weder ausgedielt noch ausgebrückt, sondern mit Lehm ausgeschlagen."

In Oppeln, „einem möglichen Städtchen,“ wurde in den drei Kronen, „einem sehr mittelmäßigen Gasthofe,“ eingekehrt. „ich ging bald zum Stadtdirektor Dallmer, der mit den Dallmer's in Preußen verwandt ist.“ (Schön's Mutter war eine geborene Dallmer [1]). „Der Herr Vetter war Auditeur gewesen, schien ein guter vielplaudernder Kerl, wenngleich kein großer Geist zu sein.“ Erinnern wir uns, daß der Kommissionsrath Riem in Dresden vorher auch Oberinspektor der schlesischen Bienenplantagen gewesen war. Da Riem damals für eine Autorität in oeconomicis galt, so war es auch natürlich, daß Schön sich in Schlesien nach seinen Schöpfungen umsah. „ich frug nach der Riem'schen Bienenanstalt. Diese hatte ganz aufgehört. Riem hatte die Bienen in dünnen kleinen Körben und Käftchen halten wollen, da sind sie alle erfroren.“ Zu weiterem Aufenthalte in dieser Stadt, in der „keine Fabriken sind,“ konnte es keine Veranlassung geben, die Reise wurde also nach Süden nach Proskau fortgesetzt.

Oppeln hatte damals zwar eine Garnison, aber außer dem Domänenamte keine Behörde. Vor jener Zeit hatte die Oberamtsregierung (Obergericht) und ein Oberkonsistorium hier ihren Sitz gehabt. Beide Behörden waren nach Brieg verlegt worden. Das alte Fürstenthum Oppeln war leer, bis im Jahre 1820 dort eine Regierung ihren Sitz erhielt.

„Proskau, erst seit 1783 Königlich, ist herrlich eingebaut.“ Bis dahin gehörte diese Herrschaft und das benachbarte Chrzelitz dem Grafen Dietrichstein, an den sie 1769 nach dem Aussterben der Grafen v. Proskau gefallen war, und

---

[1]) Aus den Papieren Bd. 1, Anl. p. 6.

von welchem es, da die Familie nicht preußisch werden mochte, Friedrich der Große für 400,000 rthlr. in Gold erwarb. Die zur Zahlung bestimmten Dukaten wurden besonders, und namentlich auch ein sonst nicht gangbarer Dritteldukaten geprägt. Seitdem sind beide Herrschaften zwei große Domänenämter, in denen damals der Amtsrath Leopold gebot. Dieser Amtsrath Leopold, der im Begriffe stand, eine Dynastie von Domänenpächtern zu gründen, denn sein Sohn, der sich Schön ebenfalls präsentirte, hatte das Amt Chrzelitz in Pacht, „ist ein abgeschliffener Mann, hat aber nicht viel Kopf. Der Sohn ist ein junger Mensch, den der Haber — das Geld — etwas zu stechen scheint." Schön blieb mehrere Tage dort, und benutzte den Sonntags Vormittag, „wo Alles heilig war," um „die ökonomischen Aufsätze des Leopold durchzusehen. ich fand, daß dieser Mann ein Prinzipienkabinet ist, der dem Minister die ökonomische Weisheit suppeditirt." Schön mußte Proskau früher verlassen, als er gewollt hatte, weil der Amtsrath auf eine Kommission wegfuhr, „von der er erst in acht Tagen retourniren wird. ich mußte mich also auch packen, obgleich ich gern noch ein paar Tage bei ihm geblieben wäre, um diesen schrecklichen Oekonomen, der den Minister und die Kriegsräthe in Breslau klug machen muß, noch näher kennen zu lernen, und zu erfahren, daß nicht viel, wenigstens im Vergleich gegen einen Magdeburger, dahinter steckt."

Zu bemerken wäre hier noch, daß der Oberkonsistorialrath Zöllner, der übrigens seine Reise in Begleitung des Geheimen Raths v. Carmer gemacht hat, natürlich ein ganz

anderes Urteil fällt [1]). Er war nur „theils wegen der bekannten Fayance-Manufaktur, theils wegen den wirthschaftlichen Verbesserungen" dorthin gereist, „die der hiesige Generalpächter Herr Amtsrath Leopold gemacht hat," und schreibt dann: „der Herr Amtsrath Leopold wird für einen der ersten Landwirthe in Schlesien gehalten. So sehr ich Laye in seiner Kunst bin, so hörte ich doch seinen Gesprächen mit Herren v. Carmer mit dem Vergnügen zu, welches Virtuosität in jeder Kunst gewähren kann." Nach Schön's Angabe muß jener Herr es besonders gut verstanden haben, durch Projekte zu imponiren, und es lassen sich einige Beweise dafür beibringen. So hebt Zöllner hervor, daß der Herr Amtsrath „damit beschäftigt sei, die Stallfutterung einzuführen, und würde damit schon zu Stande seyn, wenn die anhaltende Dürre im vorigen Jahre nicht den Anwachs der Futterkräuter so sehr gehemmt hätte." Die Einführung der Stallfütterung war zu jener Zeit eines der vielen Schlagwörter, deren sich zu allen Zeiten schwache Landwirthe bedient haben, um ihre Wirthschaften herauszustreichen. Schön fand sechs Jahre später die Stallfütterung richtig eingeführt, und der Herr Amtsrath hat jedenfalls durch diesen angeblichen Fortschritt seine Autorität bei der Kammer wesentlich befestigt. Aber er konnte dem scharfblickenden Schön nicht verbergen, daß dieser wirthschaftliche Fortschritt der Hauptsache nach nur Blendwerk war. Das Vieh wurde allerdings auf dem Stalle gefüttert, aber so schwach und ungenügend, daß die Pacht von einer Kuh nur 6 Rthlr. betrug, und der Pächter von vier Kühen nur ein Zuchtkalb lieferte. Die

[1]) Zöllner, Bd. 1, p. 396.

Fütterung auf dem Stalle bestand der Hauptsache nach nur aus wenig Klee und viel Stroh im Sommer, im Herbst wurden Stoppeln und Wiesen behütet und dabei Morgens noch ein Brühfutter von Spreu und Häcksel mit etwas Blattwerk von Kohl und Rüben gereicht. Im Winter gar erhielt der Pächter pro Kuh „ein Bauerfuder Heu, hier zu 6 bis 8 Ctr. gerechnet, und so viel Stroh, als er braucht, und die Spreu.“ Im Ganzen fand Schön das Vieh klein und schwach, und da die Kälber mit dem übrigen Vieh zusammen ausgetrieben und nur ein Hirte gehalten wurde, so „kommen sie öfters schon im zweiten Jahre zu, und wie natürlich bleiben immer schlechte unausgewachsene Kühe.“

Wir können an dieser Stelle auf die technischen Verhältnisse der Landwirthschaft nicht näher eingehen, daher sei hier nur bemerkt, daß Schön im Vergleiche zu dem, was er schon gesehen hatte, kein günstiges Urteil gewinnen konnte, welches die hohen Ansprüche auf Autorität gerechtfertigt hätte. Die Ackerbestellung selbst tadelte er ganz entschieden und mit Recht, auch entsprachen die Erträge nach seiner Meinung der Bodenbeschaffenheit durchaus nicht. Aus Leopolds ökonomischen Aufsätzen machte er sich Auszüge, „ich lasse mir das Uebrige abschreiben. Am Interessantesten war mir die Ausgleichung der Bauern, die vorher in jeder Woche fünf Tage gedient hatten, gegen 8 Rthlr. Dienstgeld. Dabei sind ihnen aber noch so viele Fuhren aufkomplimentirt, daß wider das Sammeln von Schätzen auf einem Bauergute von 2 bis 3 Hufen vorgesorgt ist.“ Wir werden später darauf näher eingehen.

Aber es darf hier nicht übergangen werden, daß der Herr Amtsrath bei dieser Gelegenheit sowohl dem Geheim-

rath v. Carmer, als auch dem Oberkonsistorialrath Zöllner etwas vorgeflunkert hat. Der Letztere [1]) hebt die Wohlthat emphatisch hervor, welche den armen Bauern durch den Dienstrezeß erzeugt worden sei, und ergeht sich in Betrachtungen darüber, daß „je einfältiger der Mensch ist, er desto mehr jede Neuerung scheue," und dies wird dann wieder mit der Bigotterie und damit in Verbindung gebracht, daß der „polnische Schlesier" aus demselben Grunde „den kleinen Rest von Vernunft, den ihm seine Vorurteile noch übrig lassen, im Brandwein ersäuft." Daß aber Schön's Urteil über den Dienstrezeß richtig ist, ergiebt sich einfach daraus, daß die Bauern vor Abschluß des Dienstrezesses drei Tage wöchentlich mit Gespann roboten, und für zwei schon abgelöste Tage 3 Thaler schlesisch bezahlen, auch je zwei Morgen fertig beackern mußten. Diese letztere Leistung blieb ihnen unverändert, es wurde ihnen eine Rente von 8 Rthlr. auferlegt, und außerdem mußten sie sich noch zu zahlreichen Fuhren verpflichten, die zum Theil nur den gewerblichen Anlagen, der Porzellanmanufaktur und der Brauerei gewidmet waren. Zwanzig Klaftern Holz, zwanzig Fuder Heu anfahren, Fischfuhren, alle Baumaterialien anfahren, das Getreide sechs Meilen weit zu Markte fahren, Fourage in die Kantonnirungen verfahren, alle Transportfuhren besorgen, alle Mühlenfuhren, alle Düngerfuhren, Abholen und Fortschaffen der Wirthschaftsbeamten und aller Vorwerkshandwerker mit ihren Sachen, machten im Jahre eine Masse von unentgeltlich zu leistenden Fuhren und Ackerarbeiten aus, welche mit der bisherigen Robot recht gut ausgeglichen

[1]) Zöllner, Bd. 1, p. 401.

werden konnten, dem Amtsrath aber weit bequemer und nützlicher waren. Das Dienstgeld und dann noch wöchentlich ein Handrobottag waren also ziemlich reiner und nicht unbedeutender Profit für das Amt. Zöllner war nicht der Mann, dies Verhältniß zu durchschauen, und daraus kann ihm kein Vorwurf gemacht werden. Schön hatte den Dienstrezeß geprüft und darauf sein Urteil begründet. Der Bauer versteht außerordentlich gut zu rechnen, und daß die Proskauer Bauern sich lange sperrten, ehe sie den Dienstrezeß annahmen, ist nicht ihrer Bigotterie oder dem Branntweinsaufen, sondern ihrem Talente, zu rechnen, zuzuschreiben. Es war nur schlimm, daß auch bei der Kammer Niemand die Flunkerei zu durchschauen vermocht hatte. Aber man wird gut thun, an solche Bevortheilungen zu denken, wenn man sich die fortwühlende Erbitterung und Widersetzlichkeit späterer Zeiten erklären will.

Der Amtsrath Leopold hatte in der ehemals gräflich Dietrichstein'schen Orangerie auch eine Fayencefabrik vorgefunden, welche er „für ein jährliches Quantum von 1000 Rthlr. mit dem Amte in Pacht hat." Diese Fabrik wurde später von der Amtspacht getrennt, und besonders verpachtet. Sie fristete im Ganzen ein kümmerliches Dasein fort, dies besonders, weil ihr kein vorzügliches Material zu Gebot stand. „Der Thon wird in dieser Gegend gegraben, bleibt ein Jahr in einem Gewölbe still liegen, wird dann geschlemmt und verarbeitet. Man vermischt mehrere Arten von Thon, die an verschiedenen Stellen gegraben werden, und setzt zum Steingut noch, um das Steinartige hervorzubringen, reinen weißen Sand und gestoßene Kiesel hinzu." Wir erfahren übrigens von Zöllner, daß das

eigentliche Thonlager, welches zur Anlegung der Fabrik im Jahre 1759 die Veranlassung gab, schon zu seiner Zeit erschöpft war, und man sich damit abquälte, durch Mischung verschiedener Thonarten, die sich in der Nähe fanden, eine ähnliche Masse herzustellen, was aber nur mittelmäßig gelang, und eine Menge kostspieliger Manipulationen nöthig machte, und doch war das Resultat das, daß man „bei dem Allen nicht die gewünschte Feinheit und Leichtigkeit der Waare erzwingen kann [1]).“ In den späteren Jahren holte man nothgedrungen auch Kaolin aus Halle, was natürlich die Produktion so theuer machte, daß bei geringem Absatze nur in nächster Nähe kein großer Nutzen übrig bleiben konnte. Die Pachtsumme war noch nach 50 Jahren dieselbe geblieben. Schön verweist in seinem Tagebuche bezüglich der Fabrik auf Zöllner's Briefe über Schlesien, meint aber, der Verfasser habe „vergessen zu bemerken, daß der eigentliche Entrepreneur der Fabrik, der Amtsrath Leopold davon durchaus nichts versteht, sich auf seine Leute verlassen muß, und doch Geld zusammenscharrt.“ Die Sache war damals noch neu, die Konkurrenz geringer. Uebrigens waren auch bei der Anlage der Brauerei allerlei Fehler der Kopflosigkeit begangen, und man ließ eigensinnig von einer verfehlten Anlage nicht ab. Zöllner bemerkte schon, daß man „unter anderen nicht recht bedacht habe, wie nöthig zum Bierbrauen Wasser sei. Zwar leitete man etwas von einer Anhöhe herbei, aber dies war bei weitem nicht hinlänglich [2]).“

„ich besah nachher noch die Brauerei, sie ist in einem Gartenhause etablirt. Sie ist vielleicht die schönste in den

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 399.

[2]) ibidem p. 400.

preußischen Staaten, denn die Darre, welche ganz wie in Kreuzburg ist, steht in einem zirkelrunden schöngewölbten herrlichen Salon." Der Herr Amtspächter war schon damals im besten Zuge, das prächtige Dietrichstein'sche Schloß zu verwüsten, welches nun endlich eine würdigere Bestimmung erhalten hat. Zöllner meint zwar, daß es nach den übrig gebliebenen Resten um den verwüsteten Schloßgarten nicht Schade gewesen sei, und das mag richtig sein. Daß man aber für eine Orangerie, von welcher Zöllner sagt: „wo ich nicht irre, 600 Bäume," nach Abzug der Verpackungs- und Versendungskosten nur 100 Rthlr. gelöst haben soll, das nimmt sich doch selbst für die damalige Zeit etwas wunderlich aus [1].

„ich muß noch bemerken, daß die Aemter Proskau und Chrzelitz so vortrefflich eingebaut sind, wie ich noch keines sah. Man findet da gewölbte Ställe und die vortrefflichsten Schüttböden. Das Wohnhaus in Proskau ist ein pompeuses Schloß. Schade, daß Leopold es nur etwas verfallen läßt." Es waren dies, oder sind es vielmehr noch, Ueberreste alter Feudalherrlichkeit, aber in diesem Falle die alten Sitze einer sehr vornehmen, reichen und prachtliebenden Familie. Die landwirthschaftliche Akademie in Proskau ist jedenfalls eine würdigere Inhaberin als ein Pächter es sein konnte.

Schön begab sich zunächst mit dem Oberamtmann Leopold junior nach dessen Amte Chrzelitz, welches später durch Heller's Schafzucht so berühmt wurde. Hier fand Schön eine „traurige Wirthschaft." Das Amt hat einen sehr bedeutenden Wiesenstand, große Teichwirthschaft, vermiethete damals für

---

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 401.

2000 Rthlr. jährlich Gräsereien, und vermochte doch nicht seine Braache vollständig zu düngen. „ich stellte diese traurige Wirthschaft dem Beamten vor, allein seine sehr richtige Antwort war: ich habe das Amt nur noch drei Jahre, dann wird es wieder licitirt." Wir werden später noch auf einen ähnlichen Fall stoßen, woraus Schön den Schluß zog, daß in Schlesien die Verwaltung der Domänen nicht so richtigen Grundsätzen folgte, als in Magdeburg, Halberstadt und namentlich in Preußen festgehalten wurden.

Von Chrzelitz aus fuhr Schön nach Krappitz, der Herrschaft des Ministers Grafen v. Haugwitz. „Die Stadt ist höchst traurig, ich stieg im gräflichen Gasthause vor der Stadt ab. Bis auf Rogau hat der Minister v. Haugwitz Alles verpachtet. Krappitz ist seiner vielen Kalksteinbrüche wegen berühmt. ich sah einen Bruch an, wo der Kalk an vielen Stellen nicht einen Fuß tief unter der Dammerde anfing, und mehr als 40 bis 50 Fuß tief gehen soll. Ein Bauer hatte hier diesen Kalkbruch, der 400 Schritte lang und 15 Schritte breit war, für 400 Rthlr. verkauft. Ist der Kalk ausgebrochen, dann kann der Grundeigenthümer das Loch wieder ausfüllen und beackern, was aber der Beschwerlichkeit wegen selten geschieht." Auch Zöllner hebt diesen Industriezweig hervor [1]), und setzt noch hinzu, daß der Kalkstein „rein, fest und besonders in den unteren Lagen von einer solchen Dichtigkeit ist, daß ein Mann in Ottmuth (jenseits der Oder, geradeüber von Krappitz) denselben in Platten schneidet und polirt." Er bemerkt aber zugleich, daß diese „schätzbaren Reichthümer" nicht lohnend ausgebeutet

[1]) Zöllner Bd. I, p. 395.

werden können, weil „doch die Fracht bis Breslau unverhältnißmäßig theuer" sei, und „keine Kähne mit Kaufmannswaaren bis hierher die Oder hinaufkommen, die den Kalkstein als Rückfracht laden könnten." Will man nun den ungeheuern Fortschritt ermessen, der seitdem im Laufe der Zeit gemacht worden ist, so sehe man jetzt diese ganze Gegend an, welche seitdem durch Eisenbahnen und Stromregulirungen mit der Welt in Verbindung gesetzt ist, so daß der überall dort unter der Erde lagernde Kalk gefördert, und bis nach Ostpreußen hin versendet wird, von den Cementfabriken gar nicht zu reden, welche damals der Theuerung des Transportes wegen ganz unmöglich gewesen wären.

In Krappitz waren Fink'sche Böcke zur Veredelung der Wolle verwendet worden. „Die Wolle ist zwar nur für 11 Rthlr. der Stein verkauft worden, es sollen aber von 100 Schafen im Frühjahr 7 und im Herbst 5 Stein Wolle geschoren werden, also $2^1/_2$ Pfd. pro Stück, was man von bloß schlesischen Schafen in dieser Gegend nicht scheeren kann. Das Muttervieh soll sehr grob sein, daher der geringe Preis der Wolle."

Vor Kosel traf Schön „viel Sumpf, der der Befestigung wegen konservirt wird. Kosel ist ein etwas todtes Städtchen, aber so möglich gebaut. ich stieg bei Döblers ab, es war ein nicht pompeuses Quartier, die polnische Schmutzerei fängt hier etwas an, die Stuben sind nicht sehr rein."

Einen Besuch beim Kommandanten, Obersten v. Knebel und beim Kreis-Steuer-Einnehmer, „einem artigen Manne," verfehlte Schön nicht zu machen. „Die Festung wird sehr geheimgehalten, und es wird Niemanden erlaubt, auf dem Wall zu gehen, oder irgend die Werke anzusehen."

Schön lenkte von hier seine Schritte nach Gnadenfeld, „einer Herrenhuter-Kolonie.“ Diese Kolonie „gehört einem Baron v.. Wadeville, der auch hier wohnt. Von denen Herrenhutern bekommt er den Grundzins. ich stieg in dem guten Gasthause ab, ließ mir einen Führer kommen, und besah erstlich das Schwesternhaus, sehr reinlich und gerade so wie in Gnadau [1]), nur die Arbeit bei Weitem nicht so fein; ferner die Kirche, ganz einfach; und endlich das Brüderhaus, worin alle Professionen getrieben werden. Im Schwesternhause wurde Garn aus Lein und Baumwolle gesponnen und verwebt. Man machte auch Leinen- und Baumwollenband. Es wurde Alles ohne neuere Maschinen verfertigt, selbst das Bandmachen erfolgte auf einem einfachen Stuhle, auf welchem nur ein Band vermittelst des Hin- und Zurücksteckens der mit Leinen- und Baumwollengarn bewickelten Spule auf einmal gemacht wurde.“

„Die Kolonie steht ohngefähr 20 Jahre. Seit dieser Zeit ist Alles angebaut. Ein Herr v. Seidlitz, dem dies Gut vorher gehörte, hat aus anderen herrenhutischen Orten in Schlesien zuerst einige Brüder hierher gezogen. Es ist größtentheils Alles massiv gebaut. Es sind nachher Leute aus allen Theilen Deutschlands hierher gekommen. Der Handschuhmacher, der mich herumführte, war aus Neuwied am Rhein.“

Von hier begab sich Schön nach Kosel zurück. Es ist hier wohl am Orte unseren anderen Reisenden, den Prorektor Schummel zu hören, der hier in Kosel durch den Anblick eines Wunders der Wasserbaukunst in Entzücken ver-

[1]) Siehe oben Seite 156.

setzt wurde [1]). „Was mir aber, ganz unabhängig von der Festung, ein großes Vergnügen machte, war die von dem Herren Ober-Deich-Inspektor Neuwertz angelegte Schiffsschleuße. In der That, wenn man jemanden die Aufgabe vorlegte, ein Schiff ganz sanft im Wasser bergauf und bergab zu heben, er sollte sich weidlich den Kopf zerbrechen; und wenn man ihm dann das Schleußen-Manöver machte, sich mit inniger Ehrfurcht vor dem Verstande und der Erfindungskraft des Menschen beugen! Ich selbst hatte, wie es so häufig der Fall bei uns Buchstaben-Menschen ist, noch nie eine Schleuße manövriren sehen." Nun beschreibt er dies Manöver sehr ausführlich, dankbar des „Herren Deich-Inspektors Lange" gedenkend, „der mir diese angenehme Wasser-Fete gab," und ihm zu Liebe das Schiff noch einmal zurückschleusen ließ. Auch diese Freude eines gebildeten Reisenden illustrirt nach unserer Meinung den Unterschied der Zeiten, und die damals beginnende Gährung der Geister, deren staunenswerthe Resultate jetzt Gemeingut geworden sind. Aber eine Bemerkung des trefflichen Reisenden scheint uns nicht unwichtig für die Gegenwart. „Wenn man diese Schleuße," so fährt Schummel fort, „gesehen hat, so ist es dann auch leicht, sich vorzustellen, wie durch die Erbauung des Freiburger Kanals (wenn er anders noch zu Stande kommt) Schiffe zu der beträchtlichen Höhe von ohngefähr 300 Fuß hinaufgehoben und heruntergelassen werden können." Das Projekt, Freiburg in Schlesien und damit das Waldenburger Kohlenrevier durch einen Kanal mit der Oder zu verbinden, ist in neuester Zeit wieder aufgetaucht.

[1]) Schummels Reise, p. 107.

Hiernach ist es offenbar damals schon ventilirt, aber nicht ausgeführt worden. Diese Thatsache dürfte wohl der Aufmerksamkeit werth sein.

Schön fuhr von Kosel über die Oder nach dem Vorwerk Plibischkau. „Hier fand ich den Kondukteur Hertel, der mir den Klodnitz-Kanal, so weit der Bau unter seiner Inspektion steht, zeigte." Der Wagen wurde nach Kandrzin geschickt, „wo der Kondukteur im Schleusenhause wohnt. ich ging mit Hertel zu Fuß längs dem Kanal. Wir besahen die hölzernen Schleusen, deren hier nach Kosel zu 7 gebaut werden, theils des Gefälles, theils der Werke wegen, die am Klodnitzflusse liegen, der an einigen Stellen mit in den Kanal gezogen ist. Dies ist indessen nur selten geschehen, weil die Räumung dieses Flusses vom Holze und die Vertiefung desselben an einigen Stellen mehr Kosten verursacht haben soll, als die Ziehung eines neuen Kanals. Es sind jetzt über 600 Arbeiter beim Kanalbau angestellt. Professionisten, Gräber werden nach dem Stück bezahlt, die bei der Ramme aber tageweise. Man giebt an Tagelohn 4 ggr. Die anstoßenden Kreise müssen wöchentlich eine gewisse Anzahl von Leuten stellen, welche pro Mann auch 4 ggr. täglich bekommen. Diese Leute stellt man bei denen Arbeiten an, wo tagweise bezahlt wird, als beim Rammen, Aufschütten, Abdämmen 2c. Für die erste Schachtruthe bekommen die Verdingarbeiter 3 ggr. Je tiefer man kommt, desto höher steigt der Lohn. Zur Bewältigung des Wassers beim Erbau einer Schleuse ist eine Feuermaschine aufgestellt, die in einer Minute 15 Mal, jedesmal 5 Kubikfuß Wasser hebt, also in einer Minute 75 Kubikfuß Wasser. Der Dampfcylinder hat 20 Zoll im Diameter und der Wassercylinder 12 Zoll. Es

ist eine Maschine mit einem offenen Dampfcylinder. Wenn sie recht stark gehen soll, braucht sie in 24 Stunden 4 Klaftern Kiefernholz." Wir überlassen es den Technikern, diese Leistungen zu beurteilen, und Vergleiche mit den heutigen anzustellen. Damals war dies offenbar ein ganz unerhörter Fortschritt gewesen. „Der Kanal wird fast 7 Meilen lang, soll 500,000 Rthlr. kosten, und dürfte — ohnerachtet schon 5 Jahre gebaut wird — erst in 5 Jahren fertig werden. Die schlesischen Etatsgelderüberschüsse sind sein Fonds, daher wird jährlich nur pprt. ein Quantum von ungefähr 50,000 Rthlr. angewiesen. Eine hölzerne Schleuse kostet hier gegen 18,000, Rthlr. Man muß das Holz kaufen. Der Boden, in welchem der Kanal gegraben wird, ist größtentheils Kiessand, weiterhin leichter Sand. Die Ufer sichert man durch schräges Abstechen."

Der gastfreie Kondukteur bewirthete Schön, der dann durch die großen Wälder weiter fuhr nach Blechhammer. „Alle diese Orte gehören zur Herrschaft Schlawentzütz, der Fürstinn von Sacken zugehörig. In Blechhammer meldete ich mich beim Faktor Korb, der mir Alles zeigte." Die Fabrikation der Bleche, der daraus gefertigten Löffel, von denen das Dutzend damals um 5 ggr. verkauft wurde, die Behandlung der Schwarzbleche rc. wurde eingehend erörtert. Aber eine eigenthümliche Bemerkung Schöns muß hervorgehoben werden, welche ein helles Streiflicht auf die damaligen und noch spätere Zustände in Oberschlesien wirft. „Die Fabrik hat so viele Bestellungen, daß sie nicht hinlänglich Waare liefern kann. Die Arbeiter werden dutzendweise bezahlt, es sind herrschaftliche Unterthanen, daher läßt sich vom Arbeitslohn keine Folge

ziehen.“ D. h. der erbunterthänige Mann wurde auch zur Fabrikarbeit verwendet, und man ist daher berechtigt, eine wenn auch nicht bis in alle Einzelheiten aber im Großen und Ganzen zutreffende Parallele mit den russischen Leibeigenschaftsverhältnissen zu ziehen. Daher kann man sagen, daß Rußland höchstens um 50 Jahre hinter Oberschlesien zurückgeblieben ist. Von diesen Dingen hat der Oberkonsistorialrath Zöllner[1]) nichts bemerkt. Das Schloß und die Parkanlagen in Schlawentzütz beschreibt er dagegen sehr ausführlich. Der ganze Gutskomplex hatte früher dem sächsischen General Jakob v. Flemming gehört, der im Jahre 1656 den Grund zu den Hüttenwerken und Kolonien legte. Von dem Grafen v. Flemming kamen die Güter später an seine Erbtochter, die Fürstin von Sacken, mit welcher der Minister Graf Hoym sich vermählte, und diese trat sie dann ihrem Schwiegersohne dem Prinzen v. Hohenlohe-Ingelfingen ab, dessen Familie sie heute noch besitzt.

Von Blechhammer fuhr Schön über Schlawentzütz, dem „Hauptorte der Sacken'schen Güter, einem Dorfe mit einer Kolonie, die nett gebaut ist,“ und wo er einen sehr primitiven Theerofen bewunderte, den der Kretschmer angelegt hatte, nach „den Frischfeuern von Plavniowitz und eigentlich zum Schleusenhause Nr. 11, wo mein Freund der Deichinspektor Promnitz[2]) hausete. Wir koseten den Abend über, und zur Ruhe.“ Am folgenden Tage „ritt ich mit Promnitz in das Dorf Plavniowitz, wo am Kanal stark gearbeitet wurde. Um zu vermeiden, daß ein Flüßchen, das viel Sand

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 385.

[2]) Siehe oben Seite 270.

mit sich führt, nicht in den Kanal komme, wird es unter der Sohle des Kanals in einem steinernen Gewölbe fortgeleitet. An diesem Gewölbe arbeitete man eben. Man giebt dem Wasser, wo es unter den Kanal geht, Fall, so daß es an der anderen Seite wieder in die Höhe steigt. Die Mauern, welche mit dem Wasser unmittelbar in Berührung kommen, werden mit Cementir-Mörtel gemauert." Auch die Bereitung dieses Mörtels wurde genau ergründet. „In einigen Gegenden hat man auch längs dem Kanale, um dem neben dem Kanale auf denen Wiesen befindlichen Stauwasser, das öfter Sand mit sich führt, das Eindringen in den Kanal zu wehren, Dämme ziehen müssen. Da diese Dämme nur aus Sand bestehen, also das Eindringen des Wassers nicht ganz verhindern würden, so ist in der Mitte in diesen Dämmen circa 2 Fuß breit so hoch als der Damm eine Schicht von jener aus Lette und grobem Kiessande bestehenden Erde eingelegt worden" (die sogenannte und für Fundirungen und Wegebauten in Oberschlesien so gefürchtete Kurschawka), „welche, wenn sie zusammengetrocknet ist, außerordentlich wirken soll."

Schön blieb zwei Tage bei Promnitz, und expedirte von hier einen Bericht an den Minister v. Schrötter über seine bisherigen Erlebnisse und Beobachtungen in Schlesien. In diesem Berichte zieht er eine interessante Parallele zwischen dem guten Theile von Schlesien, den er bis dahin gesehen, und dem Magdeburger Departement.

„Im Vergleich gegen Magdeburg Mangel an Industrie" (scil. in der Landwirthschaft). „Der eigentliche Landarbeiter ist Unterthan, und der so abhängige Mensch handelt vernunftwidrig, wenn er, ohne eine Aussicht auf Besserwerden

oder auch nur auf Wohlsein zu haben, alle seine Kräfte anwendet, und nicht bemüht ist, auch die besten Pläne des Herrn nach seiner Bequemlichkeit zu modifiziren. Daß bloße Subordination unter den Staat und dessen Gesetze für die Industrie Wunder bewirken, bezeuget Magdeburg und diejenigen Dörfer hier, die die Last der Unterthänigkeit nicht in vollem Maße fühlen." Im weiteren Verfolge der Reise kam dies Thema noch zu schärferer Erörterung, hier hatte sich Schön noch auf die besseren Gegenden beschränkt, da er Oberschlesien bis dahin noch nicht in seinem Kerne kennen gelernt hatte. Hier kam aber der Gedankengang in Fluß, der zehn Jahre später den Immediatbericht vom 17. August 1807 diktirte[1]), und die Aufhebung der Erbunterthänigkeit zur unmittelbaren Folge hatte. In Jakobswalde wurde das Messingwerk, die Löffelfabrik und die Drahtzieherei sorgfältig gemustert. „Das Messingwerk hat jetzt nicht viel zu thun. Desto mehr aber die Löffelfabrik, welche nicht genug liefern kann. Jakobswalde ist ein nett gebauter Flecken; es sind bei denen Arbeiten größtentheils Ausländer oder deren Kinder," also nicht erbeigene Unterthanen.

Bei dem Kloster Raudten, welches jetzt Hohenlohe'sch ist, „das bald an und fast ganz im Walde liegt," wurde die Drahthütte besichtigt. Die technischen Manipulationen gehören nicht hierher, aber Schön machte noch andere Beobachtungen. „Der Prälat des Klosters war nicht zu Hause; ich ließ mich daher beim Pater Christoph, der die Aufsicht über die Hütten und die Küche hat, melden. Es sind Cisterzienser, die Reisenden speisen und Gott loben ist ihr

---

[1]) Aus den Papieren, Bd. II, p. 104 ff.

Zweck. ich fand einen artigen Mann. Der Pater gab bald etwas zu trinken, schlechten Ungar; und nun von der Hütte etwas: Der Pater klagte, daß das Kloster diese Fabrik auf Befehl des Ministers Schlabernborf habe anlegen müssen, und sie jetzt mit Schaden betreiben müsse. Letzteres liegt indessen, wie der Pater sagte, nur in der Einrichtung. Man bezahlt die Leute tageweise, und weil kein beständiger Aufseher da ist, faullenzt alles. Dazu kommt, daß nur 12 Menschen nöthig wären, aber 17 angestellt sind. Man will diese überflüssigen Menschen, die sonst keine andere Arbeit kennen, nicht verstoßen, läßt es daher beim Alten. Der Fabrik fehlt es nicht an Absatz, sie kann nicht so viel machen, als verlangt wird. Ohnerachtet jener Fehler soll sie sich doch in einem Durchschnitte von Jahren fast frei arbeiten, so daß sie zwar keinen Profit bringt, aber die Kosten abwirft. Es werden im Durchschnitt 100 Centner Drath jährlich gemacht."

In Gleiwitz kehrte Schön „beim Stadtrichter, Herrn Hitäus ein, und bekam eine gute Stube." Hier kam nun Schön in das Centrum der Königlichen Hüttenwerke hinein, und daraus folgte, daß die Empfehlungen des Ministers von Heinitz, welche er vorzeigte, ihm alle Thüren und Herzen öffnete. Und es gab in Gleiwitz damals allerdings sehr Vieles zu sehen und zu lernen, denn auf den Königlichen Hütten kam schon die neue Zeit zum Durchbruche, und es hat sehr lange gedauert, bis die Privatindustrie ihrer Lehrmeisterin nachfolgte, und noch länger, bevor sie sich ebenbürtig neben die erstere stellen konnte. „Gleiwitz an sich liegt tief, die Gegend um die Stadt ist nicht übel. Es ist eine der besten Städte dieser Gegend, man sieht fast nur massive Häuser, und jetzt wird viel und gut gebaut." Zöll-

ner[1]) hat Gleiwitz nur gestreift. Er bemerkt aber, daß „viele Spuren eines ehemaligen vorzüglichen Wohlstandes, den die Stadt besonders durch ihren starken Hopfenbau und durch Bierbrauen erlangt hat," darbiete. Da diese beiden Nahrungszweige im Jahre 1791 schon sehr gesunken waren, so darf man annehmen, daß die neuere Blüthe der Stadt, der Eisenindustrie entstammend, deren Spuren Schön sechs Jahre später schon auffielen, damals noch sehr neuen Ursprunges war. Dagegen erwähnt Zöllner unter den Merkwürdigkeiten der Stadt der „Ruinen eines alten Gebäudes auf den Feldern des anstoßenden Dorfes Alt-Gleiwitz, welches ein Kloster der Tempelherren gewesen seyn soll." Als Schön Gleiwitz besuchte, waren „die von Zöllner bemerkten rudera des alten Tempelherren-Schlosses ausgebaut, und in einen Schüttboden verwandelt."

„ich ging Morgens auf den 1/4 Stunde von der Stadt belegenen hohen Ofen, den ersten, der auf Steinkohlen eingerichtet wird. Der Faktor Scholz, welcher von Seiten des Bergdepartements nach England geschickt worden war, zeigte mir Alles. Man hat den Ofen anfangs zu schwach gebaut, er sprang. Jetzt war man mit der Verstärkung desselben beschäftigt. Es ist ein ungeheures Werk." Es hat fast 50 Jahre gedauert, bevor die Laurahütte einen größeren Hochofen aufrichtete. Aber der alte Gleiwitzer Ofen würde unter den Heutigen freilich verschwinden. Hier war nun allerlei Neues zu sehen. „Drei Cylinder geben dem Ofen den Wind. Von allen drei Cylindern sammelt sich der Wind in einem Windkasten, und

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 381.

geht dann in den Ofen.“ Dann war die Art des Einbringens der Erze und Kohlen auf die Gicht merkwürdig. „Das oben auf die Gicht zu gebende Erz, Kalk, Kohlen wird von einem Wasserrade hinaufgewunden, es kommt in eisernen Körben hinauf, die so eingerichtet sind, daß der Boden bis auf eine gewisse Weite herunterfällt, und so alles ausschüttet.“ Ferner war die Verkoakung der Kohlen ebenfalls neu, und hatte eigentlich erst die Verwendung der Steinkohle zum Hochofenprozeß u. s. w. möglich gemacht. Nothwendig war aber diese Verwendung geworden, weil man schon damals darüber ernsthafte Bedenken hegte, ob die in den unermeßlichen Wäldern aufgespeicherten Holzvorräthe auch für eine weitere Ausdehnung der Industrie ausreichen würden. „Die Steinkohlen werden, bevor sie in den hohen Ofen kommen, abgeschwefelt, man schüttet sie auf langen Bänken, macht indessen in der Mitte der Bank der Länge nach von denen Kohlen eine kleine Wölbung, damit Luftzug da ist. Dann steckt man die Kohlen an, und läßt sie so lange unbedeckt brennen, als sie noch rauchen. Dann werden sie mit Kohlenstaub bedeckt, und das Feuer erstickt.“

Diese drei Operationen und ihre allmälige Verbreitung über die übrigen Hüttenwerke bildeten recht eigentlich die Summe der damaligen technischen Fortschritte, und es hat sehr lange gedauert, bevor nur diese Gemeingut wurden. Damals waren die alten Luppenfeuer noch nicht durchgängig durch Hochöfen ersetzt, Schön fand noch mehrere in dem zu den Gütern des Grafen Kolonna gehörigen Hüttenwerke zu Tworog, es soll freilich das letzte gewesen sein. Im Jahre 1840 waren diese alten Anstalten verschwunden, aber die hölzernen Kastengebläse ohne Windkessel, die schiefen Ebenen,

auf denen Erz, Zuschlag, Kohlen mit Menschenhänden mühsam hinaufgekarrt werden mußten, die verschwenderische Verwüstung der schönsten Wälder, um Holzkohlen für die zahllosen Feuer zu gewinnen, welche noch nicht zur Verwendung von Koaks oder gar Steinkohlen übergegangen waren, zehrten eigentlich, kann man sagen, an dem Marke des Landes und der Industrie. Erst die in den ersten vierziger Jahren dieses Jahrhunderts sich entwickelnde tolle Konkurrenz des billigen englischen Roheisens, an welche wir schon mehrfach erinnert haben, machte die dermaligen Zustände völlig unhaltbar, und brach dem weiteren Fortschritte Bahn.

Ebenso fand Schön hier, daß man die Steinkohlen auch zum Ziegelbrennen zu verwenden begann, daß man aber noch keine Anstalten zur Gewinnung von Steinkohlentheer getroffen hatte. „Das gegossene Eisen macht man mit Steinkohlentheer schwarz. Dieser wird in England destillirt, hier hat man noch keine Anstalt dazu. Den Theer, der hier ist, hat der Graf Rheden aus England mitgebracht."

„Das Gleiwitzer Gebläse wird durch Wasser getrieben. Geht das Schmelzen des Eisens mit Steinkohlen gut" (ganz sicher war man also noch nicht) „von statten, will man im Beuthen'schen, wo Steinkohlen und Eisen sind, zur Stelle hohe Oefen bauen, und das Gebläse durch eine Feuermaschine regieren lassen."

Man merke! Im Jahre 1797 war man noch ungewiß darüber, ob es sich verlohnen oder zulässig sein werde, von einer lokalen Gunst der Lage, dem Zusammenliegen von Eisenerzen und Steinkohlen, welcher Gunst der Umstände England vorzugsweise die Ueberlegenheit seiner Eisenindustrie

verdankt, Gebrauch zu machen. Erst als dies erprobt war, ließ man die Königshütte entstehen, die nachher der Mittelpunkt des gesammten Berg- und Hüttenbetriebes geworden ist, und sich bis zum Range und der Bedeutung einer Kreisstadt aufgeschwungen hat.

Schön begab sich von Gleiwitz nach Groß-Strehlitz. „ich war im sogenannten Gemeinde-Stadthause, einem möglichen Gasthofe, abgestiegen, welches dem Grafen Kolonna gehört. ich ging bald auf das Schloß, und mußte dort mein Logis nehmen. Die Gräfin, eine alte Frau, spricht deutsch nur schlecht. Der Herr v. Harassowski ist ein Mann, der äußerlich sehr abgeschliffen ist, viel natürlichen Verstand und auch etwas gelernt hat, der aber auch die Fehler eines alten Edelmanns, Stolz auf seinen Adel, Anmaßlichkeit p. p., zu haben scheint. ich lernte dort noch einen Grafen v. Tenczin kennen, der aber bloß Graf war. Zur Ruhe."

Dies war der erste Eindruck, den Schön empfing. Möglicherweise hatte man dem jungen Manne, den man um seiner gewichtigen Empfehlungen willen aufnahm, imponiren wollen, und das gelang in der Regel sehr schlecht bei dem Schön. Aber die Gutsverhältnisse auf dieser Herrschaft, welche später als Besitz des Grafen Renard eine große Berühmtheit erlangt hat, dann auch die Art und Weise, wie ihm die umfassende und weit vorausschauende Verwaltung auseinandergelegt wurde, hat Schön offenbar imponirt, und zu eingehender Beschreibung veranlaßt. Ohne daß dabei auf die technische Seite eingegangen wird, mag daraus Folgendes angeführt werden.

„Der Graf v. Kolonna, dem diese Herrschaft gehört, dessen Mutter ich hier antraf, war nicht zu Hause, sondern in Warschau. Es soll ein origineller Mann sein, viel schwatzend, sehr aufbrausend, nicht dumm, bisweilen hart, auf der anderen Seite wieder gut. So hat er das Dienstlohn um 1/4 erhöht, plagt seine Bauern aber sehr mit Wild, das er sehr heget."

„Der jetzige Graf v. Kolonna erhielt diese Herrschaften im Jahre 1760 als ein minderjähriger Mensch total bankerott. Es waren sogar Zinsen rückständig. Harassowski wurde sein Vormund, und brachte Alles so in Stand, daß der Graf jetzt an 40,000 Thlr. jährlich Revenues haben soll. Es sind zwei Herrschaften neben einander, Groß-Strehlitz und Leschnitz, darin ungeheure Waldungen und sehr beträchtliche Eisenwerke. Bei Groß-Strehlitz allein sind 13 Vorwerke. Auf den Vorwerken, welche ich sah, war der Boden sandig. Ein Vorwerk soll guten Boden haben. Als Harassowski die Bewirthschaftung übernahm, ist nicht der hundertste Theil des Ackers jährlich gedüngt worden, seit Menschengedenken hatten viele Felder keinen Dünger bekommen, im Felde befand sich kein Graben, die Wiesen waren total versauert. Dabei äußerst wenig Wiesen, der Viehstand so schwach, daß auf 3 Vorwerken, auf denen jetzt 150 Kühe stehen, damals nur 30 waren. Mit der Vermehrung des Düngers ist also der Anfang gemacht worden, .und dies wurde in folgender Art bewerkstelligt. Zwei große auf diesen Vorwerken befindliche Teiche wurden abgelassen, und der Schlamm, nachdem er ein Jahr gelagert hatte, wurde zu 30 Fuder auf einen Morgen magdeb. aufs Feld geführt. Dabei wurde zugleich denen Wiesen durch Gräben

Abzug geschafft, Brücher wurden gerodet, ausgetrocknet und in gute Wiesen verwandelt."

Auf die Behandlung und Gewinnung des Düngers wird hier nicht näher eingegangen, aber darauf mag hier noch hingewiesen werden, daß Harassowski keine Arbeit gespart hatte, um den Acker von Steinen zu reinigen, sie ablesen, ausgraben und sprengen ließ, und auch nach dem damaligen Stande der Kenntniß für Entwässerung des sprindigen Ackers durch die Anlegung von Unterdrains oder Fontanellen das Mögliche geleistet hatte. So ist denn der ungeheure Güterkomplex durch die Energie eines Mannes von gesundem Menschenverstande schon in einen Kulturzustand gekommen, der dem Grafen Renard später eine sichere Basis für seine glänzenden Operationen gewähren konnte, indem er die industrielle Seite desselben in den Vordergrund stellte. Für die Schafzucht und das Verhältniß der erbunterthänigen Lassiten war damals noch gar nichts geschehen. Man kann übrigens auch nicht sagen, daß später der Graf Renard nach dieser Richtung hin etwas gethan hätte. Im Gegentheil, bei der Berathung der Regulirungsgesetze im Jahre 1850 hätte seine Intervention leicht verhängnißvoll werden können.

Natürlich erfordert ein so ungeheurer Komplex („die Güter des Grafen Kolonna sollen 24 bis 25 □ Meilen betragen, er kann 8 Meilen weit auf seinem Territorio fahren") ein zahlreiches Beamtenpersonal, und die Generalaufsicht erfordert allein schon einen ganzen Mann. „Auf jedem Vorwerk ist ein Scheunenwärter, der zugleich die Aufsicht über das Feld führt, und ein Schaffer, der die Molkerei besorgt und auf die innere Wirthschaft sieht. Ueber zwei bis drei Vorwerke ist ein sogenannter Amtmann gesetzt, der einen

Schreiber zur Seite hat. Ueber zwei bis drei Amtleute steht ein Oberamtmann, dem noch ein Rentmeister zugeordnet ist, bei dem Alles verrechnet wird.“ Wenn man nun erwägt, daß eigentlich, wenn man genauer rechnet, drei Generationen an dem kunstvollen Gebäude gearbeitet haben, welches der Graf Renard bei seinem Tode hinterließ, so wird man sich eines gewissen Bedauerns darüber, daß auch diese glänzende Schöpfung dem Moloch einer Aktiengesellschaft geopfert werden mußte, nicht erwehren können.

Von Groß-Strehlitz aus besuchte Schön auch: „Das Kloster Annaberg, der heiligen Anna gewidmet, liegt auf der Spitze des Berges, es sind Franziskaner. In einem möglichen Gasthause am Fuße der Bergspitze stieg ich ab, und ging in's Kloster. Im Kloster wurde mir von einem Pater — nur zwei sprachen deutsch — der sogenannte Altaner angewiesen, der mir Alles zeigen sollte. In der Kirche ist so wenig als an derselben selbst etwas Besonderes. Der Katholik findet da zwei wunderthätige Bilder, die ich aber der zahlreichen Andächtigen wegen, welche da beteten, nicht betrachten konnte. Wenn man von denen übrigen Bildern auf diese schließt, muß die Malerei höchst traurig sein. Um die Kirche und das Kloster ist, wie natürlich, da der Annaberg die höchste Spitze in dieser ganzen Gegend ist, eine sehr schöne Aussicht. Man sieht viele Städte und Dörfer, aber am meisten Wälder. Nur nach dem Mährischen Gebirge zu, das sich von hier herrlich präsentirt, und längs diesem sieht man bebautes Land. Im Garten des Klosters ist ein Balkon, auf welchem der König gefrühstückt hat, von welchem man Alles übersieht. Der Annaberg ist bis dicht an das Kloster rundherum mit Wald besetzt, nur nach Groß-Streh-

litz zu nicht. In diesem Walde, insbesondere nach Leschnitz zu, stehen zerstreut 26 Kapellen, die dicht am Kloster anfangen, und bis gegen Leschnitz zu fortgehen. Diese Kapellen zeigen die Leidensgeschichte Christi, sie stehen 40 bis 50 Schritte auseinander, und sind verschieden, einige in schönem Style, andere mit Schnurrpfeifereien, andere in sonderbaren Formen, als wie ein Herz, wie ein Kreuz p. p. gebaut. In jeder dieser Kapellen ist theils durch sehr schlechte Bilder, theils durch auffallend schlechte Statuen ein Leiden Christi ausgedrückt. ich war in 18 solcher Kapellen, die alle massiv gebaut sind."

„Der Grund und Boden des Klosters gehört dem Grafen Gaschin, der diese Kapellen auch vor 49 Jahren hat bauen lassen. Er ist auch mitten unter denen Kapellen in einer besonderen Kapelle begraben, über deren Thür der Graf in Stein ausgehauen steht, sehr gut gearbeitet."

„Die Prozession geht von einer Kapelle zur anderen, dauert daher 6 bis 7 Stunden. Vor jeder Kapelle steht ein Kloz, von welchem herab dem Volke gepredigt wird. Zu Pfingsten sind zu dieser Prozession hier 15,000 Menschen versammelt gewesen. Viele kommen aus dem Oesterreichischen. Bei jeder Prozession ist zugleich Markt von heiligen Sachen, Rosenkränzen p. p., wobei gut nachgetrunken wird —."

Der Oberkonsistorialrath Zöllner[1]) ist nicht auf dem Annaberge gewesen. „Wir hätten einen großen Umweg nehmen müssen, wenn wir diesen Berg hätten ersteigen wollen, und thaten Verzicht darauf; jedoch ungern, denn so

---

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 391.

wenig Vergnügen wir uns von dem Anblick des Gnadenbildes, der Spielereien in den Kapellen und des sogenannten Kalvariberges versprachen, so hätten wir doch gern die Aussicht genossen, die man aus dem Kloster bei heiterem Wetter nach Polen, Ungarn und Mähren zugleich hat.“ Aber dabei theilt er wenigstens eine Bemerkung mit, die einigen Werth hat. „Den Mönchen, die unter der Krakauer Diöces stehen, sagt man hier allgemein nach, daß sie den Vorzug der Intoleranz und Bigotterie allen übrigen Klöstern ihres Ordens streitig machen. Noch vor Kurzem mußte eine Kommission niedergesetzt werden, um die Beschwerde der Protestanten und Juden zu untersuchen: daß die Mönche den Katholiken, welche bei diesen Glaubensgenossen dienen, allen Ablaß zu verweigern gedroht hätten, weswegen die Kläger keine Dienstboten erhalten konnten. Es wird sich zeigen, ob die namhafte Strafe, welche das Kloster hat erlegen müssen, sie toleranter oder wenigstens vorsichtiger machen wird.“

In Malapane fand Schön auf dem Königlichen Hüttenwerke reichliche Gelegenheit, die Hochofenprozesse noch näher zu studiren. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß in Malapane zwei Hochöfen waren, „die sonst ordinär, aber groß“ waren. Diese großen Oefen produzirten, der kleinere 200, der größere 300 Centner Eisen wöchentlich. Dies giebt eine Jahresproduktion von höchstens 10,000 und 15,000 Centner Eisen, und damit zugleich einen guten Maßstab dafür, was man damals groß und klein nannte, und bis zu den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts allgemein als Maßstab für groß und klein angesehen wurde. Der große Ofen hatte bereits ein Cylindergebläse, welches das gleichmäßige Einströmen der Luft in den Ofen regulirte. Der kleinere

Ofen wurde dagegen von einem Kastengebläse bedient, und es war, obgleich noch eine besondere Vorrichtung zur Regulirung des Windes arbeitete, nicht möglich gewesen, einen ganz ununterbrochenen Luftstrom zu erzeugen, obgleich eine wesentliche Verbesserung gegen die alten Gebläse nicht zu verkennen war. In Malapane fand Zöllner[1]) auf seiner Reise den „Hauptsitz der Schlesischen Eisenwerke.“ Es war sechs Jahre später schon von Gleiwitz wesentlich überflügelt und zwar in der richtigen Erkenntniß mit planmäßiger Absicht, daß die Eisenindustrie dahin gehöre, wo die Erze und die Steinkohlen liegen, was bei Malapane nicht der Fall ist, wohin die Erze von Tarnowitz her hingeschleppt wurden, und nur die Wasserkraft und der Holzreichthum zur Gründung der Industrie angereizt hatten. Zur Zeit, als Schön reiste, also sechs Jahre später, hatte der Kampf zwischen der Steinkohle und dem Holze begonnen, war aber noch lange nicht entschieden. Man darf wohl sagen, daß diese Neugründung und die Einführung der neueren Betriebsmethoden, welche damit zusammenhängt, ein persönliches Verdienst und ein Hauptverdienst des Ministers v. Heinitz ist.

„Man brennt hier allenthalben nur Holzkohlen, nur zum Zainhammer in Jedlitze bedient man sich der Steinkohlen in kleinen Stücken ganz ohnabgeschwefelt.“ In Groß-Strehlitz hatte Herr v. Harassowski Schön gesagt, „er lasse aus Torf Kohlen brennen; es werde dazu ein ordentlicher Meiler von Torfziegeln gemacht. Damit es in der Mitte um so besser brenne, setze man in die Mitte etwas Holz, dann verfährt man, wenn der Meiler brennen soll, und

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 217.

brennt, genau so wie sonst beim Kohlenbrennen, nur muß der Torf, der dazu genommen wird, sehr gut sein." Die Frage wegen der Verkoakung des Torfes ist also schon damals ventilirt worden. Aber „der Inspektor in Malapane versicherte mir, daß man dies hier auch versucht habe. Man darf in die Mitte nur etwas Reißig legen, dann einen gewöhnlichen Meiler von Torfziegeln machen, an den Außenseiten den Torf so stellen, daß er den Haufen schließt. Man macht den Haufen nun ohngefähr 6 Fuß hoch; steckt ihn in der Mitte an, und bewirft dann Alles wie gewöhnlich mit Kohlenstaub. Wenn der Torf recht gut ist, soll der Meiler sehr gut brennen. Die Kohlen sollen aber nicht viel Hitze geben. Graf Kolonna, sagte der Inspektor, frischt mit solchen Kohlen, giebt aber eben so viel als sonst andere Kohlen zu, und treibt dies Wesen nur, um es zu treiben."

Der beginnende Kampf zwischen der Stein- und der Holzkohle war aber schon Zöllner aufgefallen [1]). Auf dem Wege von Malapane nach Tarnowitz „hatten wir einen langweiligen und zum Theil sehr beschwerlichen Weg durch einen dichten Wald, der meistentheils aus Kiefern besteht. Alles ist still und öde umher; nur selten begegnete uns ein Bauer, der mit ein paar elenden Pferden, die er mit aller Kraft seiner polnischen Beredtsamkeit kaum im Gange erhalten konnte, auf einem kleinen Wagen Erz nach den Hüttenwerken fuhr." Man wolle sich daran erinnern, daß dies ungefähr die Strecke ist, auf welcher jetzt die rechte Oderuferbahn unermeßliche Lasten dahinschleppt. „Wenn man durch diesen Wald fährt, so begreift man kaum, wie man in

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 221.

Malapane über den drohenden Holzmangel klagen konnte; aber das Gehölz besteht meistentheils aus jungem Aufschlage, der nicht über zehn Jahre alt ist, und noch lange wachsen muß, ehe er zu Kohlen benutzt werden kann." Es war also schon damals hohe Zeit, daß man die Steinkohle zu Hülfe nahm.

Ebenso war der beginnende Holzmangel an anderer Stelle Schummel aufgefallen [1]). „Die vielen und großen Wälder, die mich an den herchnischen Wald des Tacitus erinnerten, werden am längsten den Vorwurf der Barbarey unterhalten haben! Sie fangen gar sehr an lichte zu werden; das Holz wird immer theurer und theurer," (man denke, in den dreißiger Jahren war der Preis der Klafter Kiefernholz bei Rosenberg schon auf einen ganzen Thaler, im Walde, gestiegen!), „und es ist im Voraus abzusehen, daß, wenn die Hochöfen und Frischfeuer, deren im Lubliniß'schen allein über 30 sind, das Holz in ihrer Nachbarschaft aufgezehrt haben werden, daß dann der ausgerodete Boden in neues Ackerland verwandelt werden wird." Das ist nun nicht geschehen, denn es wäre ein spottschlechtes Geschäft gewesen. Aber man hat die Steinkohle gesucht, und fast überall gefunden, und man legt in den Wäldern nicht mehr Pechhütten, Theerschwelereien, Glas- und Eisenhütten an, nur um das Holz zu verwerthen.

Malapane ist durch seine schönen Gußwaaren bekannt genug geworden. Damals war diese Industrie erst im Entstehen. „Der Inspektor sagte mir, da die Formen erst neu gemacht werden müssen, und der Guß in denselben nicht

---

[1]) Schummels Reise, p. 59.

immer gleich gelingt, so bringt die Kunstgießerei jetzt eher Schaden als Nutzen. Die Frischfeuer, bei denen jetzt der größte Profit ist, müssen aushelfen. Wenn die Formen einmal alle da sein, und die Eisenwaare, wie jetzt immer mehr geschieht, allgemeiner gebraucht werden wird, dann kann der Vortheil erst kommen. Das Hüttenamt Malapane soll demohnerachtet deductis deducendis über 20,000 Rthlr. reinen Ertrag geben. Es werden dadurch außer den Fuhrleuten gegen 300 Personen beschäftigt."

„Wenn man etwa," so raisonnirt der Oberkonsistorialrath Zöllner[1]), „bei dem Anblick der erschrecklichen Menge des Gußeisens, welches in dem hohen Ofen erschmolzen wird, auf den Gedanken gekommen wäre, daß es endlich einmal diesem Metall an Absatz fehlen müsse, so sieht man hier, wie unendlich der Gebrauch desselben noch vervielfältigt werden kann; denn hier ist fast Alles von gegossenem Eisen: Thüren, Gitter, allerlei Gestelle, Pfosten, Bodenpflaster und sogar ein großes Wasserrad." Das merkwürdigste war aber, ein eiserner Hammer, der mit Zapfen und Stiel aus einem Stück gegossen war, und ganze sechzehn Centner wog. „Man verspricht sich von dem Gewichte, womit er nach jedem Schlage auf dem Schmiedeeisen ruhen bleibt, den Vortheil, daß das Eisen dadurch noch mehr comprimirt werden soll." Da sah Schön nach sechs Jahren schon ganz andere Dinge. Was aber würde der Mann heute wohl sagen, könnte er die Reise noch einmal mit der Erinnerung an die erste machen!

Schön sprach auch im Vorbeifahren in dem nahe ge-

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 220.

legenen Frischfeuer Kraschеow an, und „sah den großen Hammer, welcher inclusive Stiel 65 Centner wiegt.“ Das war schon eine andere Merkwürdigkeit. „Er wird von vorn gehoben, der Hammer ist ein Kreuz, wie der Ambos, weil von der Seite geschmiedet werden muß. Hammer und Stiel sind nicht aus einem Stück, ersterer ist in letzterem befestigt und verkeilt. Dieser große Hammer, inclusive Stiel ist in England gegossen, man kann jetzt aber auch hier solche verfertigen.“

Von hier ging die Reise nach Gutentag. „Die Stadt ist höchst traurig. ich fuhr gerade aufs Schloß zum Oberamtmann Skupin, der gerade hier war. Das Schloß ist hübsch. Skupin hat diese Herrschaft vom Herzog von Braunschweig-Oels gepachtet. Abends wurde geschwatzt und zur Ruhe.“ Aber hier, sowie in Czasnau, wo der Kammerrath Löwe besucht wurde, hielt Schön sich nicht lange auf, da die Oekonomieen nichts Hervorragendes darboten. Dagegen fand Schön bei Herrn K. R. Löwe, der die Güter erst vor $1^1/_2$ Jahren in ganz verwirthschaftetem Zustande gekauft hatte, nähere Auskunft über das lassitische Verhältniß der Bauern, und die Verleihung des Eigenthums an dieselben, die nicht sehr erfreulich war. Auf diesen Gütern befand sich übrigens auch ein Hochofen, der bei den „ungeheuern Waldungen, die keinen Holzabsatz haben, sehr viel Vortheil bringen soll, obgleich das Erz bis aus Tarnowitz geholt werden muß, wo man gegen ein Grundgeld von $^1/_2$ Sgr. pro Scheffel dasselbe sich selbst aus der Erde bringen und anfahren muß. Es sind auch vier Frischfeuer

da, die das Roheisen verarbeiten. Auf den Centner Stabeisen, der hier mit 3 Rthlr. 16—20 ggr. verkauft wird, soll 2 Rthlr. reiner Verdienst sein."

Von Czasnau aus wurde auch die Thonpfeifenfabrik in Zborowski besucht und besichtigt, „welche den Herren Müllendorf in Breslau gehört. Der Kontroleur, ein gefälliger Mann, zeigte uns Alles."

Hier in Czasnau traf Schön mit zwei Justitiarien zusammen, welche ihm „über die Justiz auf denen adligen Gütern in Schlesien Wunderdinge erzählten. Selten hält sich ein Edelmann einen Justitiarius, er macht Alles mit dem Kantschuh ab. Die Kaufbriefe p. p. macht er oder sein Schreiber ab. Die Regierung revidirt, oder fragt auch nie. Sie duldet es, wenn von Schreibern instruirte und in der ersten Instanz abgeurteilte Sachen in zweiter Instanz an sie kommen, daß dies geschehen ist, sie annullirt nur dies Verfahren, trägt die Geschichte einem anderen auf, und damit Halloh! Letzthin ist auf einem Gute, 2 Meilen von Tost, der Fall gewesen, daß man an vier Menschen nach einander als Justitiarien eines Gutes reskribirt, und da alle vier erklärten, daß sie vor langen Jahren einmal jeder nur eine kurze Zeit Justitiarius gewesen, ist diese Sache einem als Kommissorium aufgetragen. Die Reskripte sollen bei denen so angefangen: „hätten in Erfahrung gebracht, daß er p. p. Justitiarius sei u. s. w. Kein Justitiarius soll einen Kontrakt haben, es ist gar nicht Usance, diese zur Konfirmation einzureichen. Kurz! Barbarei existirt unter dem Mantel der heiligen Gerechtigkeit." Wer die Zustände in Oberschlesien 40 bis 50 Jahre später, als die meisten scharfen Kanten schon wesentlich abgeschliffen waren, noch aus eigener An-

schauung kennt, wird an der Schilderung der Herren Justitiarien nichts Uebertriebenes finden. In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wären die Herren ihre Gerichtsbarkeit sehr gern los geworden. Sie war ihnen zu kostspielig und auch sonst zu unbequem, seitdem jeder Willkürhandlung dabei ein Riegel vorgeschoben war. Und aus dem entgegengesetzten Grunde hat man sich der Aufhebung der gutsherrlichen Polizeigewalt, man möchte sagen, bis zum letzten Blutstropfen widersetzt, so lange sich mit derselben noch ein wenig hantieren ließ. Wäre sie jetzt nicht aufgehoben worden, die Einrichtung der Verwaltungsgerichtshöfe hätte sie den Herren sehr bald verleidet. Man hätte sie ihnen eigentlich noch belassen sollen, damit man das Schauspiel hätte erleben können, die Herren um die Abnahme des onus odiosum petitioniren zu sehen. Es hätte nicht gerade lange gedauert.

Von Czasnau aus begab Schön sich nach Lublinitz, und machte von hier aus einen Ausflug nach dem damals ebenfalls unter preußischer Verwaltung stehenden Czenstochau. „Es liegt auf einem Berge, der allmälig in die Höhe geht, und oben seine Grundmasse, woraus er besteht, Felsen, sehen läßt. Das Kloster ist eine kleine Festung, die ihren Kommandanten hat. — ich ging gleich in die Kirche, sah die wunderthätige schwarze Maria in einem brillanten Kleide, die sehr schöne Kirche, und die Gebäude um die Kirche an." Vieler Weitläufigkeiten wegen konnte Schön nicht „den Schatz" besehen, und mußte sich mit der Besichtigung der Bibliothek: „die ganz vorzüglich schön eingerichtet war, so, wie ich sie noch nie sah," begnügen. „Auf dem Rückwege begegnete ich vielen Karawanen von Menschen aus allen

Gegenden von Schlesien und dem Oesterreichischen, die Alle da wallfahrten, nach Ablaß kommen, und Alle da communiciren."

Zurückgekehrt, machte Schön sich auf den Weg nach Tarnowitz. Bei dieser Gelegenheit wurde in Tworog, das einzige noch in Oberschlesien existirende Luppenfeuer besichtigt. Diese primitive Schmelzmethode hat schon damals dem verbesserten Hochofenprozesse weichen müssen, weil dabei im Verhältnisse zum ausgebrachten Eisen ungeheuer viel Brennmaterial verbraucht wurde, und das Erz nicht vollständig ausgeschmolzen werden konnte. Dies war auch Zöllnern [1]) deutlich geworden, der seine Beobachtungen in Tworog dahin zusammenfaßt, „daß bei dieser Schmelzarbeit die Hitze bei weitem nicht so konzentrirt werden kann als in einem hohen Ofen," und deshalb dieselbe „ungleich mehr Kohlen kostet, und das Ausbringen des Eisens vermindert. Wo daher Kohlen und Eisensteine in einem hohen Preise stehen, und das Kapital zur Erbauung eines hohen Ofens, welches freilich weit in die Tausende geht, entübrigt werden kann, da zieht man die Gewinnung des Eisens mittelst des hohen Ofens den Luppenfeuern vor." In Niederschlesien hatte sich aber jene Methode noch an verschiedenen Orten erhalten, unter anderen auch in Mallmitz. Aber man hatte dort wohl hauptsächlich den Verbrauch von Holz, weniger die Erzeugung von Eisen im Auge [2]).

Alles, was Schön in Tarnowitz sah und beobachtete, muß hier übergangen werden, weil es sich dabei nur um weitere technische Gesichtspunkte handelt.

---

[1]) Zöllner, Bd. I, p. 225.

[2]) ibidem p. 225.

Nur des Zusammentreffens mit Vincke, ist hier zu gedenken, weil, wie der Biograph Vincke's, sich darüber ausspricht[1]), hier „sich freundschaftliche Beziehungen zwischen den jungen aufstrebenden Männern anknüpften, welche erst der Tod unterbrochen hat." Vincke hatte damals gerade sein Assessorexamen gemacht, und war im Fabriken-Departement, dem Ministerium Struensee's angestellt. Mit mehreren Freunden, dem Assessor Wilkens, dem Referendar Hecht, dem schwedischen Hauptmann v. Dannfeld, hatte er sich unmittelbar nach abgelegtem Examen zu einer Reise durch Schlesien aufgemacht, welche zum Theil zu Fuß gemacht wurde. Am 21. Juni 1797 befand sich jene Gesellschaft auf der Friedrichshütte, als Schön von seinem Ausfluge nach Czenstochau über Lubliniz ebenfalls auf der Hütte eintraf, und nun die ganze Gesellschaft unter Leitung des Hüttenschreibers Birnbaum, den Schön als einen „sehr gescheiten Mann" bezeichnet, die Prozedur studirte, mittelst welcher das silberhaltige Blei aus den Erzen gewonnen wurde. Man fuhr dann in Birnbaums Begleitung nach Tarnowitz, wo letzterer auch für Schön noch Quartier besorgte. „Abends," so heißt es in Schöns Tagebuche, „blieb ich mit dem Assessor Wilkens d. J. aus Magdeburg, dem Fabrikenassessor v. Vincke aus Berlin, dem Referendar Hecht aus Berlin und Herrn v. Herda, die ich in der Friedrichshütte getroffen hatte, zusammen." Wahrscheinlich hat Schön, der schon am 23. sein Tagebuch berichtigte, den

---

[1]) Leben des Oberpräsidenten Freiherren von Vincke, nach seinen Tagebüchern bearbeitet von E. v. Bodelschwingh. Berlin 1853. Band I, p. 101.

Namen des Herren v. Dannfeld nur unrichtig gehört, oder vergessen, da der Biograph Vinckes den Namen jedenfalls richtig geschrieben hat. Abgesehen davon aber ist die in jener Biographie gegebene Erzählung nicht ganz richtig. Es ist möglich, daß Schön gesprächsweise an jenem Abende die Absicht kund gegeben hat, „als Kaufmann nach Krakau zu gehen." In Wirklichkeit würde der Versuch, sich in dieser Maske einzuführen, ihm schlecht genug gelungen sein, und Unannehmlichkeiten zugezogen, jedenfalls die Absicht, das Salzwerk von Wieliczka zu sehen, vereitelt haben. Wir werden weiter unten sehen, daß die österreichische Verwaltung die Besichtigung des berühmten Bergwerkes in wunderlicher Eifersucht nur preußischen Beamten versagte. Nun war Schön mit einem Passe versehen, der noch vorhanden ist, auf welchem der Magistrat von Breslau ihn aufführte als „Assessor aus Wien Herren v. Schön, welcher sich einige Zeit hier aufgehalten nebst seinem Bedienten Friedrich Dalchau, von hier aus, alwo (GOTTLOB) annoch frische und gesunde Luft und kein Merkmal einiger Kontagion sich befindet, nacher Krakau, Welizka und Prag der gethanen Ansage nach reiset."

Dieser Paß war bei dem Mißtrauen der österreichischen Behörden gegen preußische Beamte offenbar ungenügend, und offenbar bei der Bezeichnung „Assessor aus Wien" kompromittirend. Der „Krieges- und Steuerrath des 7. Departements in Oberschlesien" v. Belotw in Tarnowitz fertigte ihm also einen anderen Paß aus, in welchem er als „Particulier Herr v. Schön aus Preußisch-Litthauen gebürtig" bezeichnet wurde. Mit diesem Passe nach Krakau zu reisen, war absolut gar kein Wagniß, zweifelhaft war nur, ob die

Erlaubniß ertheilt werden würde, in das Salzbergwerk einzufahren. Wie das vermittelt wurde, werden wir später sehen. Aber es ist ebenfalls nicht richtig, daß Vincke zurückgeblieben ist, weil seine „Begleiter nicht zu bewegen waren, sich anzuschließen.“ Im Gegentheil trennte sich der Referendar Hecht von Vincke und seinen Begleitern, und begleitete Schön nach Krakau und Wieliczka, nachdem er in Tarnowitz auch mit Schön in den Elisabethschacht eingefahren war, was die übrigen Herren auch nicht thaten. Erst in Rybnik trennten Beide sich wieder.

In Tarnowitz herrschte noch einige Aufregung, die aus früherer Zeit herrührte. Am 4. September 1790 war Göthe dort gewesen, und hatte die Bergwerke und Hüttenanlagen besichtigt. Er war von seinem Herzoge in Veranlassung des Reichenbacher Kongresses nach Breslau berufen worden, und hatte die Gelegenheit zu „einer Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka“ benutzt, ist also wohl in Tarnowitz nur flüchtig durchpassirt. In das Stammbuch der Knappschaft hatte er folgende Verse eingeschrieben:

> Fern von gebildeten Leuten, am Ende des Reichs, wer hilft Euch
> Schätze finden, und sie glücklich zu bringen an's Licht?
> Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
> Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Ueber die Interpretation der Anfangsworte, durch welche die gekränkten Tarnowitzer sich von der Zahl der gebildeten Leute ausgeschlossen wähnten, haben sie sich lange nicht beruhigen können, besonders da der landläufige Spott den Anfangsvers bald umwandelte in die Worte: „hier am Ende der Welt, entfernt von gebildeten Leuten [1]).“

---

[1]) Schummels Reise, p. 80.

Auf dem Wege nach Beuthen, wohin Schön ein Bergkadet v. Buch begleitete, wurde die Galmeigrube Dargelitz bei Radzinkau besichtigt, die damals einem Herren v. Giese gehörte. Der Geschworene, den Herr v. Giese unterhalten mußte, führte eine allgemeine bergpolizeiliche Aufsicht, die sich aber, da das Gallmeierz nicht gangweise ansteht, sondern nur nesterweise vorkommt, also auch nicht durch eigentlichen Bergbau, sondern nur in Gruben gewonnen wird, im Ganzen darauf beschränkte, daß er auf vollständigen und reinen Abbau der aufgedeckten Gallmeinester zu halten hatte. Herr v. Giese mußte übrigens dem Grundherrn, Grafen v. Henkel, von jedem verkauften Centner Gallmei 15 sgr. abgeben, und außerdem noch 200 Thlr. an die Staatskasse zahlen. Es wurden damals etwa 8000 Centner zu 1½ Thlr. der Centner jährlich verkauft.

Von Beuthen aus machte Schön eine Seitentour nach Krakau und in das Salzbergwerk von Wieliczka. „Morgens 1 Uhr mit dem Referendar Hecht abgefahren. Auf dieser ganzen Tour, die Sandschollen an der österreichischen Grenze ausgenommen, fand ich keinen schlechten Boden, und im Ganzen, wo nicht mehr, so doch gleiche Kultur im Landbau als in Oberschlesien. Der Bauer sowohl als seine Hütte sehen dürftig aus, allein in der Regel nicht so dürftig, als im Durchschnitt in Oberschlesien. In der Regel dienen die Leute zwei bis vier Tage wöchentlich auf dem Hofe. Schöne Gegenden fand ich sehr viele. Von Krczeczowitz ab fährt man in einer ganz vortrefflichen Gegend, die durch das rechts fortlaufende Gebirge, durch die hervorragenden selten kahlen Felsen und durch die auf's Beste bebauten angenehmen Thäler formirt wird. Die Gasthäuser sind alle mit Juden-

besetzt, deren Haupttugend Reinlichkeit eben nicht ist. Man schien mit der neuen Kaiserlichen Regierung eben nicht recht zufrieden zu sein, ob man gleich keine Gründe dafür angeben konnte. Es ist Alles in statu quo geblieben, nur in Krakau klagte man, daß alle alten Officianten abgesetzt und nur Ausländer angesetzt wären."

„In Krakau stiegen wir im Gasthofe bei dem Herrn Parrisoth am Markte an der Ecke der Floriansgasse ab. Es ist ein großes Hotel, man wird aber schlecht und theuer bedient. Wir durchstrichen Abends noch einen Theil dieser wirklich hübschen Stadt, worüber Zöllner so viel sagt, die aber jetzt seit der österreichischen Besitznehmung über 20,000 Einwohner haben soll. Es sind viele Bürger aus Warschau und anderen südpreußischen Orten hierher emigriret. Dadurch, und durch die mehrere Ordnung ist mehr Leben in die Stadt gekommen, so daß sie sich jährlich verschönert."

Am folgenden Tage besuchte Schön früh „den Rath v. Bartsch, an den ich eine Adresse vom Kriegsrath Klaussen (in Breslau) hatte. Ein artiger Mann, der uns zwar guten Rath gab, aber wegen Wieliczka für uns beim Gouverneur nicht intercediren wollte, weil man ihm hier zur Last lege, er sei preußisch gesinnt. Der Mann hat einen Gasthof."

„Wir gingen zum Abbé Grafen v. Woidzitzky, und überreichten dieser Excellenz eine Adresse von Klaussen. Die Excellenz, welche hier in sehr gutem Rufe steht, war äußerst artig; wir erwähnten Wieliczka, er gab uns gleich ein Billet an den hiesigen Gouverneur, der die Erlaubniß, in Wieliczka einzufahren, ertheilt. Der Graf spricht schlecht deutsch, gut französisch. Hecht parlirte etwas mit ihm. Von da direkt zum Gouverneur. Baron v. Marglick, ein gerader

Mann, empfing uns ohne Komplimente, schrieb gleich eine Ordre, daß man uns die Wieliczkaer Salzwerke soll sehen lassen, gab mir stumm dieses Billet, und freudevoll gingen wir davon. Der Gouverneur ist hier das, was ein dirigirender Minister in Preußen ist, nur daß er noch vor allen Generals geht."

„Mittag aßen wir bei Bartsch. Der Mann war artig, ist nicht dumm, aber nichts extraordinäres. Seine Frau, eine ehemalige Madame le Bon scheint einige Prätensions zu machen." Frau v. Bartsch hieß, als Zöllner im Jahre 1791 Krakau besuchte, Madame le Bon, und Schön ist also nicht in demselben Gasthofe abgestiegen, in welchem Zöllner logirt hatte. Zöllner sagt: „Die Wirthin in dem Gasthofe, den man uns als den besten gerühmt hatte, ist eine Französin, Namens le Bon. Sie hat uns ganz artige Zimmer anweisen lassen, in welchen die Betten, Tische und andere Geräthe sauber und zierlich genug sind." Frau v. Bartsch-le Bon besaß aber nach obiger Notiz ihren Gasthof noch [1]). Was ihre „Praetensions" betrifft, so bemerkte schon Zöllner [2]): „gestern haben wir an der Wirthstafel gegessen .... Madame le Bon trug viel durch ihre französische Gesprächigkeit zur Annehmlichkeit der Unterhaltung bei; ungeachtet ihr vornehmes Wesen mit der Gastwirthin nicht selten sonderbar contrastirte."

Dann wurden die Kirchen besichtigt, auch der Thurm der Marienkirche bestiegen. „Unser Lohnlaquai, Namens Joseph, brachte uns in einen Garten vor dem einen Thore,

---

[1]) Zöllner, Briefe über Schlesien rc. Berlin 1792. Bd. I, p. 272.

[2]) ibidem, p. 350.

wo die ganze schöne Welt von Krakau versammelt war, und wo sich wirklich manch schönes Gesicht sehen ließ. Die Weiber waren alle modern und geschmackvoll gekleidet. Die polnische Tracht kommt bei denen Mannspersonen sehr ab, nur die Alten tragen sich noch polnisch."

„Abends trafen wir in unserem Gasthofe mit dem Kriegsrath v. Tschirschky von der Breslauer Kammer zusammen, der mir schon als ein geschickter Mann gerühmt war. Er hatte auch für Wieliczka vom Gouverneur die Erlaubniß erhalten, weil er, da er die neue preußische Acquisition verwaltet, mit ihm viel zu thun hatte. Sonst wird kein preußischer Offiziant hereingelassen, wir haben Alles Klaussen und zunächst dem Grafen v. Woidzitzky zu danken."

Es ist hier wohl der Ort, darauf zu verweisen, daß dieses Mißtrauen der österreichischen Regierung gegen die preußischen Beamten mit den politischen Konstellationen eng zusammenhing. Als Zöllner im Jahre 1791 Schlesien bereiste, und denselben Abstecher nach Krakau und Wieliczka machte, war Krakau noch nicht in österreichischem Besitze, sondern noch polnisch. Es fragte daher auch Niemand den Reisenden nach einem Passe oder dergleichen Ausweisen. Er bemerkt ferner ausdrücklich bei dem Besuche in Wieliczka, „daß es den Fremden nicht wie unter der vorigen Regierung" (also unter der Regierung Josephs II.) „verweigert wird, die Salzwerke zu besehen." Der Oberbergrath Baron v. Bernier, derselbe, bei welchem Schön sich meldete, fertigte daher auch Zöllner in größter Schnelligkeit und mit ganz besonders gerühmter Liebenswürdigkeit ab, und es darf wohl nur

bemerkt werden, daß „der Obermarkscheider Herr v. Lebzeltern selbst“ den Reisenden auf der Einfahrt begleitete, und den Führer machte[1]). Schön dagegen fand sechs Jahre später, also unter der Regierung des Kaisers Franz nach der dritten Theilung Polens, nicht bloß für nöthig, sich mit einem Passe zu versehen, und seinen Charakter als preußischer Beamter zu verbergen, sondern er hatte es allerlei zufälligen Nebenumständen zu danken, daß man denselben nicht bemerkte, und die Besichtigung des Salzbergwerks überhaupt gestattete. Wenn aber Vincke in seinen Tagebüchern und Briefen von einem „Wagniß“ spricht, welches mit der Reise nach Krakau verbunden sein sollte, so ist das offenbar eine Uebertreibung, welche auf einem Mißverständnisse beruht, und durch die Reise selbst und Hechts Begleitung widerlegt wird. Schön bemerkt in seinem Tagebuche ausdrücklich, wie wir weiter unten sehen werden, daß dem Ein- und Austritt über die Grenze keinerlei Schwierigkeiten entgegengestellt worden sind.

Demnächst wurde in Gemeinschaft mit Herrn v. Tschirschky nach Wieliczka gefahren. „Man passirt die Vorstädte Kasimir, Stradam, die Weichsel, welche hier ein unbedeutender Fluß ist, in einer ganz vorzüglichen, schönen Gegend auf einer guten Chaussee nach Wieliczka. Die Stadt ist traurig. Wir stiegen beim Oberbergrath Baron v. Vernier ab, der auf die Marglik'sche Anweisung und die Klaussen'sche Rekommandation die nöthigen Ordres zum Einfahren gab.“ Den Besuch des Salzbergwerks beschreibt Schön in seinem Tagebuche nur ganz kurz, sich auf Zöllner beziehend. „Ba-

[1]) Zöllner, Briefe über Schlesien ꝛc. Berlin 1792. Bd. I, p. 278.

von Vernier sagte, die Zöllner'sche Beschreibung wäre die richtigste." Dann wurde nach Krakau zurückgefahren, und von dort am folgenden Tage den 27. Juni 1797 die Fahrt nach Pleß angetreten, und zwar über „Magulane, eine ganz himmlische Gegend," dann über „Landskrone, ein sehr hoher Berg, worauf ein Schloß, welches wie die ganze von demselben beherrschte Gegend, bestehend in 36 Dörfern und zwei Städten, der Tochter des Herzogs Karl von Kurland gehört, die jetzt in Dresden lebt," ferner über Seifersdorf, „links geht immer das Vorgebirge des Karpathengebirges fort, ganz himmlische Gegend," dann über Biala, Bielitz. Zwischen den Städten Biala und Bielitz wurde die Grenze zwischen Ostgallizien, „so heißt die letzte Acquisition der Oesterreicher von Polen," überschritten. „Bielitz ist schon schlesisch. In Bielitz war gerade Markt. Die Stadt liegt zwar im Grunde, aber in einer herrlichen Gegend, und hat ein sehr munteres Ansehn. Das Zerbrechen des Spannnagels hatte uns so viel Zeit weggenommen, daß wir hier in einem möglichen Gasthofe am Wege, weil es schon 8 Uhr Abends war, die Nacht bleiben mußten. Von Krakau ab waren wir auf dem sogenannten Kaiser-Wege, einer herrlichen Chaussee, theils von Kalk, theils von Kieselsteinen, gefahren. Die Gegend war fast immer außerordentlich schön, die Weichsel hat hier ein ganz vorzüglich schönes Ufer, man sieht immer das erste Gebirge der Karpathen, und hat gegen Bielitz zu den höchsten Berg dieses Vorgebirges, den sogenannten Dallasch, zur linken Seite. Die Gegend ist sehr angebaut und so kultivirt, daß es öfters gartenmäßig aussieht. Kurz, der Weg ist ganz vortrefflich, und man fährt hier um so angenehmer, da die Postillions alle sehr gut fahren, und in der Regel die Gast-

höfe ziemlich reinlich und so sind, daß man Alles haben kann. Eine halbe Meile vor Bielitz liegt ein Dorf Kamnitz, wo herrliche Viehweiden an den Karpathen sind, und die ganze Nachbarschaft sich versammelt, um die Molkenkur zu gebrauchen. Wir durchstrichen in Bielitz den Markt, und fanden die meisten Waaren aus Troppau, das überhaupt ein sehr industrievoller Ort sein soll. Den 29. Mai 1797 fuhren wir nach Pleß ab. Der Kaiser-Weg hört auf dieser Straße auf, geht nach Troppau = Sedczitz, und da über die Weichsel, welche hier die Grenze zwischen dem österreichischen und preußischen Territorio macht. Man wird nirgends visitirt als hier, wo es geschehen soll, weil es verboten ist, Gold und Silber auszuführen, und von allen Schnittwaaren, die ausgeführt werden, vom Kaisergulden ein Pfennig abgegeben werden soll. Die Pässe, welche wir uns vom Kriegsrath v. Belotw als Partikuliers hatten geben lassen, durften wir nur bei unserer Abreise von Krakau auf die Polizei schicken, wo solche attestirt, und uns ein Erlaubnißzettel zum Auspassiren gegeben wurde, den wir dem Schirrmeister einhändigen mußten." Das Krakau'sche Visum lautete übrigens wörtlich: „vidit p. p. Polizey-Direktion, und reiset derselbe nach Blesse ins Preyßische." Daß die Unterschrift nicht zu entziffern ist, mag nur erwähnt werden. „Hinter Sedczitz an der Weichsel, wo man sich mittelst einer Fähre übersetzen läßt, steht ein Haus, wo noch Ungarwein verkauft wird. Zu guter Letzt tranken ich und Hecht noch eine Flasche, und dann fuhren wir über die Weichsel, welche, so klein und unbedeutend sie hier ist, doch wegen des schnellen Anschwellens sehr gefährlich sein soll, weshalb sie mit kleinen Dämmen eingeschlossen ist. Bei trockener Zeit fährt man durch. Das

Uebersetzen besorgt ein Mann, der auf der preußischen Seite wohnt."

In Pleß wurde zunächst die Krakauer Seitentour vollständig abgeschlossen. Schön hatte seinen Bedienten mit seinem Wagen von Beuthen aus hierher vorausgeschickt. Dagegen hatten die Reisenden in Beuthen „einen ehrlichen alten Tuchmachermeister, Namens Scheumann, als Dollmetscher" mitgenommen. In Pleß war nun „das erste Geschäft, unseren bisherigen treuen Diener und Dollmetscher, den alten Scheumann zu verabschieden. Wir nannten den Kerl scherzweise Ew. Gnaden, wie Jedermann, der nur irgend einen ganzen Rock an hat, im Oesterreichischen genannt wird." Dann folgt im Tagebuche eine Notiz über die Tracht. „In Krakau haben die Weiber ein Laken um den Kopf genommen, dessen Enden als Mantel herunterhängen. In Bielitz haben die Mädchen das Haar in einen Knoten geflochten, und daran rothe und weiße Bänder herunterhängen. In Pleß tragen die Frauenspersonen ein Tuch um den Kopf gebunden wie in Litthauen."

Hier sah man sich sodann etwas näher um. Eine Wachsbleicherei, welche der in Pleß residirende Fürst von Anhalt-Köthen angelegt hatte, erregte Aufmerksamkeit, und wurde studirt. Sie war nicht unerheblich, produzirte jährlich etwa 150 Centner Wachs, und bezog das Rohmaterial zum Theil bis aus der Ukraine. Dann wurde auch die dortige Seidenfabrik der Merkwürdigkeit wegen untersucht. Zu dem Ende „besuchte ich den hiesigen Bürgermeister Koenigen, einen Schönfärber, und zwar einen bloßen Schönfärber. Mit diesem besah ich die vor der Stadt belegene und einigen Aktionärs — der Fürst, der Syndikus, der ehemalige Bürger-

meister, der jetzt der Directeur ist, und der ehemalige Steuerrath, ein Herr v. Reisewitz, sind die Hauptaktionärs — zugehörige Seidenfabrik. Nur die Frau des ehemaligen Bürgermeisters war zu Hause. Man zeigte mir ohngefähr 10 Stück halbseidene Zeuge — Baumwolle und Seide — die hier gemacht waren, und woraus aller Vorrath bestand, ich sah zwei Weberstühle mit Ketten bezogen, von denen die eine schon seit 6, die andere seit 8 Wochen ohnberührt darauf war, 8 andere Stühle sollten auf dem Boden seit einigen Jahren auseinander genommen liegen; ich fand einen Weber, der mit seinem Jungen Leinwand und Drillich webte, ein gelernter Leinweber ist, und noch einen Gesellen hält, der aber auf Urlaub war." Hier lag also offenbar ein bloßer Schwindel vor, und Schön, gewöhnt, der Sache stets auf den Grund zu gehen, ermangelte auch hier nicht, der Sache auf den Grund zu kommen. Für die damaligen Zustände und das vom Staate adoptirte und noch immer eifrig gepflegte Fabrikensystem, vielleicht auch zur Warnung wider manche Bestrebungen, welche sich in der Gegenwart wieder breit zu machen bemühen, ist die Sache interessant genug. Von diesem Leinweber erfuhr nemlich Schön, „daß seit einem Jahre höchstens 20 Stück à 8 Ellen halbseiden Zeug gemacht wären. Das Stück — 8 Ellen sind gerade genug zu einem Weibskleide — kostet, bloß einfach gestreift 9 Thlr., etwas bunter 10 Thlr. Andere als halbseidene Zeuge werden seit Jahren nicht mehr gemacht. Ehemals ist auch Gaze und seidenes Zeug gefertigt worden. Die Berliner Kaufleute geben die schon völlig appretirte und gefärbte Seide, bestimmen das Muster, und bezahlen also nur das Macherlohn. Die Stücke, welche mir die Frau zeigte, sind also, ohn-

erachtet der Geschmacklosigkeit der Muster — nur zur Schau da, wie die Ketten auf den Stühlen, sonst würde das Ding nicht mehr Fabrik heißen. Die Ursache, daß diese Fabrik in der beschriebenen Lage ist, ist kurz folgende. In den Jahren 1780 ꝛc. legte ein gewisser Herr Bouchet mit Rücksicht auf den Absatz der Seidenwaaren nach Polen eine Seidenfabrik an. Man gab ihm 2000 Thlr. Vorschuß. Im Jahre 1790 lief der Kerl mit 500 Thlr. Schulden zum Teufel. Die jetzigen Aktionärs, insbesondere Reisewitz, nahmen die Fabrik an. Sie erhielten vom Könige 500 Thlr. Bonifikation, und vier vom Könige hier erbaute Häuser, für welche sie 500 Thlr. bezahlen, und dafür die Häuser zum Eigenthum behalten sollten, wenn die Fabrik 10 Jahre lang bestünde. Die Häuser sind jetzt noch wenigstens 3000 Thlr. werth. Man erhält jetzt also den Namen Seidenfabrik, um diese Häuser zu schlucken. Zwei davon hat die Fabrik schon vermöbelt, und die Kammer soll indirekt durch die dem Käufer ertheilte Erlaubniß, das erkaufte Haus nur melioriren zu dürfen, bereits den Konsens dazu gegeben haben. Es ist jetzt von den Aktionärs ein Gewebe von Ränken, die die Unwissenheit der Kammer benutzen, und die Häuser schlucken wollen." Es handelt sich hier zwar nur um sehr kleine Zahlen, während wir heute mit sehr großen zu rechnen gewohnt sind, auch handelt man heute nicht mehr mit Staatsgeldern, aber dennoch lassen sich manche Parallelen ziehen, die hier natürlich nicht ihren Platz finden können. Der alte Leopold Krug eifert in seinem Buche über den Nationalreichthum des preußischen Staates mit aller Energie gegen dieses Fabrikensystem und die den Fabrikanten gewährten Staatsunterstützungen. Zu der Masse von Beispielen, welche er im zweiten Bande Seite 689 ff.

aus seinen „Sammlungen“ mittheilt, um einen Begriff davon zu geben, in welchem Maße die Staatsgelder für ganz illusorische Zwecke fortgeworfen wurden, hätte ihm der Assessor v. Schön recht elegante Illustrationen liefern können, und diese Geschichte von Pleß wäre nicht die schlechteste gewesen.

Die Tuchmacherei in Pleß fanden die Reisenden dagegen noch recht bedeutend. Indessen „die Theilung von Polen schadet der Stadt hier sehr viel. Der wichtigste Absatz war vorher ins Krakauische und nach Gallizien. Die Oesterreicher haben jetzt die Einfuhr mit 90 Prozent beschwert. Jetzt geht Alles nach Breslau, etwas nach Wien.“ Als ein Mangel wurde dagegen empfunden: „ein Wollmagazin ist jetzt hier nicht, es ist vom Magistrat und Steuerrath verdestillirt.“

Von Pleß aus ging es nach Sohrau, „eine kleine elende Stadt, die nur dadurch verschönert ist, daß der verstorbene König einige massive Häuser von zwei Etagen hat errichten lassen, welche für einen sehr geringen Preis nachher an Bürger überlassen sind.“

In Rybnik trennten die Reisenden sich wieder. „Hecht fuhr mit Miethspferden ab. Hecht ist ein Mensch von natürlichem Verstande und einiger Gelehrsamkeit in Sprachen und Botanik, anscheinend gut und nicht ohne Kopf.“ Da Hecht zu der Reisegesellschaft Vincke's gehörte, so wird er derselben nachgeeilt sein. Er holte diesen, der sich inzwischen auch von seinen beiden anderen Reisegefährten getrennt hatte, um die niederschlesischen und lausitzischen Tuchfabriken zu mustern, erst in Bunzlau wieder ein, nachdem er „inmittelst das Gebirge als Botaniker durchforscht hatte.“ [1])

[1]) v. Bodelschwingh, Vinckes Leben, Bd. I, p. 104.

Schön suchte dagegen in Rybnik den Oberamtmann Pavel auf, „an dem ich einen gescheiten, artigen Mann kennen lernte.“ Von diesem erfuhr Schön zunächst, „daß die Wirthschaft auf der Herrschaft Pleß ohnerachtet des guten Bodens schlecht sei, man sehr viel herrlichen Boden nur als Weideanger benutze.“ Die Domäne Rybnik, eine ehemalige Minderstandesherrschaft der Grafen v. Wengersky, „welche erst vor 8 oder 10 Jahren vom Könige erkauft ist, hat 19 Vorwerke. Pavel bekam alles deteriorirt, und hat es jetzt dahin gebracht, daß er jährlich den dritten Theil seiner Felder, beinahe die ganze Braache, durchdüngt.“ Die Wirthschaft interessirte Schön, weil sie bewies, wie viel ein energischer Wirth damals zu leisten vermochte. Er fand hier Vieh, welches von Weichselniederungskühen abstammte, und sich durch Milchreichthum auszeichnete. „Pavel hat sehr viel in dies Amt verwendet. Jetzt hat er noch 6 Jahre zu sitzen; da er befürchtet, durch eine Licitation des Amtes dann herausgetrieben zu werden, ist er genöthigt, jetzt nichts mehr auf das Amt zu verwenden, sondern nur herauszuziehen. Das Amt, welches daher, wenn der Mann sicher wäre, daß nach Verlauf von jetzt 6 Jahren es ihm gegen einen Anschlag wieder gelassen würde, ganz in Ordnung käme, und nur durch Deterioration zurückkommen könnte, weil Alles einmal bei Kräften ist, Boden und Vieh, wird jetzt in 6 Jahren ganz in der alten Lage sein, und der neue Pächter muß von Neuem anfangen, etwas hineinzustecken. Pavel versicherte mir, daß, so lange er hier sei, niemand von der Kammer sich um's Amt gekümmert habe, niemand wisse, ob er gut oder schlecht wirthschafte.“ Das in den verschiedenen Provinzen ganz verschiedene Verfahren, welches die

Kammern bezüglich der Verwaltung und Verpachtung der Domänen inne hielten, hat Schön zu eingehenden Erörterungen in seinen Berichten an den Minister v. Schrötter Veranlassung gegeben.

„Dicht neben dem Amtshause steht hier ein großes Königliches Invalidenhaus, welches anfänglich von denen Revenüen dieses Amtes unterhalten werden sollte, womit aber jetzt eine Aenderung getroffen sein soll. Ein Lieutenant Bock, der beim Institute Inspektor ist, führte mich herum. Das Haus ist auf 200 Personen eingerichtet, und ursprünglich für solche Invaliden bestimmt, die keinen Anhang im Lande haben, und solche Krüppel sind, daß sie sich beim Gnadengehalte nichts mehr verdienen können. Wie aber Alles in Schlesien hat man dies Institut, das unter der Kammer steht, nach Willkühr genutzt, und voluntas ministerii ist jetzt das einzige Requisit, um receptionswürdig zu sein. Es waren jetzt nur 76 Personen im Institute, und 28 Personen erhalten außerhalb des Instituts monatlich ein Gnadengehalt von 2 bis 3 Thlr." Auf die Details wollen wir an dieser Stelle nicht näher eingehen, und es sei nur erwähnt, daß „außer dem Inspektor noch ein Direktor — ein alter kassirter Major, ein Graf — ein Hausvater und Nachtwächter da" war. „Jedem leuchtet es bald ein, daß dies Institut nur zur Parade da ist, denn alle diese Invaliden würden ohngleich weniger kosten, wenn man ihnen Geld gäbe, „und sie sich aufhalten ließe, wo sie wollten," meint Schön im Jahre 1797. Es hat aber noch über ein halbes Jahrhundert gedauert, bevor diese Ansicht zur Geltung kam, und das Invalidenhaus aufgehoben wurde. Das Gebäude hat dann längere Zeit zur Unterbringung und Unter-

haltung zahlreicher Waisen gedient, welche das Hungerjahr 1847 und der Hungertyphus in Oberschlesien hülfsbedürftig gemacht hatte.

Von Rybnik aus begab sich Schön nach Ratibor, welches schon auf dem linken Oderufer liegt. Man passirt die Oder auf einer hölzernen Brücke, dann Ostrog, „ein schönes Dorf mit infamem Steinpflaster. Unmittelbar daran Ratibor, eine mögliche Stadt."

„Die Reise auf dem rechten Oderufer," sagt Schön, „konnte schnell gemacht werden, denn die wenigen gut bebauten Gegenden und die Hüttenwerke abgerechnet, war dort eine Eintönigkeit bis zum Ermüden. Mit der Brücke von Ratibor ging eine neue Welt auf. Da verlangte die große Natur eben die Aufmerksamkeit als die Menschen. Die polnische Sprache hört mit einem Male auf, und der Deutsche sieht freier in die Welt [1]."

[1] Aus den Papieren, Bd. IV, p, 374, Anmerkung.

Neuntes Kapitel.

Rückkehr unter civilisirte Menschen. Im Sudetengebirge und der Grafschaft Glatz. Schön findet den Matador der schlesischen Schafzüchter.

Wenn Schön die Bemerkung machte, daß mit der Brücke von Ratibor eine neue Welt aufgehe, und der Deutsche freier in die Welt sehe, weil die polnische Sprache mit einem Male aufhöre, so ist das im Allgemeinen thatsächlich richtig. Um ein vollständiges Bild von Oberschlesien zu gewinnen, muß man sich aber vergegenwärtigen, einmal, daß weiter unterhalb bei Oppeln eine recht beträchtliche Zone polnischer Zunge auf das linke Oderufer hinüberreicht, welche sich von Kosel und Krappitz über die Aemter Proskau und Chrzelitz erstreckt, und noch den Kreis Falkenberg umfaßt. Diese Zone ist heute schon sehr stark mit deutschen Elementen durchsetzt, und halb germanisirt, war aber damals und noch längere Zeit nachher noch stark polnisch. Sodann zieht sich auch in die Kreise Ratibor und Leobschütz eine Zone mährischen Stammes und mährischer Zunge hinein, welche zum Bis-

thum Ollmütz gehört, und in deren Centrum der bischöfliche Delegat in Katscher seinen Sitz hat. Schön war seinerseits, da er diesen Bezirk nur streifte, und sich in demselben nicht aufhielt, zu jenem Ausspruche berechtigt.

„ich nahm beim Coffetier Peter Quartier, wollte Abends um 9 Uhr noch den Stadtdirektor Wenzel sprechen, er schlief aber schon. ich berichtigte mein Tagebuch."

„Morgens" (den 30. Juni 1797) „zum p. Wenzel. ich fand einen sehr hoch sein wollenden Mann, der bei etwas Vernunft doch die Nase hoch trägt. Er hat eine Berlinerin zur Frau, die gescheiter ist." Im Rathhause wurden allerlei unwichtige Antiquitäten besichtigt: „der Dolch, mit welchem der letzte Herzog von Ratibor seinen Bruder erstochen, die Mütze von schwarzem Sammet, in der er enthauptet worden, die letzte Fürstenthumsfahne ꝛc." Dann wurde die Wedgewoodfabrik aufgesucht, welche schon in Breslau Erwähnung gefunden und Aufmerksamkeit erregt hatte [1]). Die Erwartung wurde schwer getäuscht. Es wiederholte sich das Spiel von der Seidenfabrik in Pleß. Man stellte der Hauptsache nach Fayence her, die Wedgewoodfabrikation war ersichtlich Paradestück, um so mehr, da dem Fabrikanten nicht einmal brauchbarer Thon zu Gebote stand. Dieser, „ein Engländer Namens Bohmann, der in Leeds in Yorkshire bei Green & Komp. gelernt hat," hatte die Fabrik vor drei Jahren angelegt, „die aber noch immer im Entstehen ist." Seine Erläuterung, „daß bei jeder Wedgewoodfabrik immer Fayance gemacht werde, weil der Wedgewood nicht jedes Ofenfeuer

---

[1]) Siehe oben Seite 327.

verträgt, sondern im Ofen nur an einigen Stellen soll gebrannt werden können," fand bei Schön natürlich keinen Glauben, für ihn war vielmehr das Schlußresultat Folgendes: „Der Wedgewoodfabrikant hat von der Kammer Vorschuß bekommen, meinem Vermuthen nach wird die Fabrik so lange gehen, als das Königliche Geld dauert, nachher Adieu. Welche Tollheit! eine Luxusfabrik in Ratibor. Kleine Fayancewaaren, auch nicht von Belang, sind bis jetzt der einzige Absatz. Denen schwarzen Wedgewood-Tassen will man zur Last legen, daß das Getränk darin einen unangenehmen Geschmack bekommt. Jetzt sind bei dem Entrepreneur nur drei Handlanger, sonst Niemand."

Dann wurde eine Mezzolanfabrik besehen. „Die Kette ist Lein, wie gewöhnlich präparirt, und der Einschlag nach denen Farben theils Wolle, theils Lein." Indessen hier war etwas Naturwüchsiges. „Die Mezzolanmacherei soll gut gehen."

Ferner die Tuchmacher. „Es sind hier 45 Tuchmacher, die im vergangenen Jahre 1300 Stück Tuch verfertigt haben, bis zu 3 Rthlr. die Elle. Das Tuch zu 3 Rthlr. macht man hier schon aus Schafwolle, die durch spanische Schafe veredelt ist, und kauft den Stein Wolle zu 10 bis 11 Rthlr. Die Ratiborer Tuche sind berühmt. Die Walkerde bekommt man hier aus der Nähe." Auch ein Grab Christi war besichtigt worden: „ein höchst dürftiges Machwerk." Der Pater Laser, der dies vorgeführt hatte, brachte „uns auch zu dem Prior des hiesigen Dominikaner-Nonnenklosters. Ein abgeschmackter Pfaffe hat für sich einige lumpige Schnurrpfeifereien, als ein Bergwerk, in dem die Figuren sich be-

wegen, höchst elend gemacht, und peinigte mich damit, daß ich dies ansehen mußte." Er führte Schön auch in die Kirche, „wo das Grabmal der Stifterin dieses Klosters, der Fürstin Euphemia, sehr geschmacklos, zu sehen ist." Nach Leobschütz.

„Die Gegend wird fruchtbarer. Die Menschen zeigen, daß diesseits der Oder, die ich vor Ratibor passirt habe, ungleich mehr Wohlstand als drüben herrscht."

„Bauerwitz, ein sehr munteres, freundliches Landstädtchen, sehr reinlich, ohngepflastert, ländlich und städtisch sehr angenehm vereint. Die Vorspänner, die ich hier bekam, waren schon deutsch, die Pferde groß und stark, fast im magdeburgischen Schlage. ich fuhr sehr schnell, auf gutem fruchtbarem Lehmboden zwischen Feldern." Hat auch die Freude, wieder unter Deutschen zu sein, ersichtlich einigen Antheil an der Schilderung, so kam der Reisende doch nun gerade in eine der fettesten Gegenden von ganz Schlesien, und so fährt das Tagebuch dann fort: „Von Bauerwitz ab ist die Gegend prächtig. Man ist ganz am Fuße des Gebirges, findet daher einige Anhöhen, sieht nur vortrefflichen Lehmboden, zwar nicht sehr streng, aber fruchtbar. Die Felder, die man übersieht, und welche sehr stark mit Erbsen bestellt sind, sind ungeheuer; Weizen und Gerste standen so vortrefflich, wie ich es nur im Magdeburg'schen sah. Die Dörfer zeigen Wohlstand, die Menschen Muth zu leben. Der eine Vorspänner war ein Knecht bei einem Bauern, und erhielt folgenden Lohn: 18 Rthlr. Geld, 3 Hemden, 2 Ellen Leinwand zu Hosen, eine Metze Leinaussaat, fast täglich zu Mittage Fleisch, zum Frühstück und Vesper einen Käse und Abends noch Suppe von Hirse, Heide, Graupe oder Mehl. Es ist eine Freude, die Menschen anzusehen, insbesondere

wenn man von der polnischen Seite Oberschlesiens kommt. Der Junge, der mit war, bekam dasselbe und 11 Rthlr. Lohn anstatt 18 rthlr.; ein Großknecht soll bis 24 Rthlr. bekommen."

„Leobschütz ist ein möglich gebautes Städtchen." Hier wurde zunächst der Landrath v. Haugwitz aufgesucht. „ich lernte einen Mann kennen, dem der Kopf auf dem rechten Flecke sitzt, dessen Kopf mir indessen noch nicht ganz aufgeräumt schien, dem der natürliche Verstand Zweifel läßt, die der aufgeklärte Kopf nicht für Zweifel erkennt." Schön hat übrigens bei näherem Verkehr mit Herrn v. Haugwitz sein Urteil über ihn modificirt, vielleicht hat der Gegenstand ihrer ersten Unterhaltung dem Letzteren nicht Veranlassung gegeben, sich im richtigen Lichte zu zeigen. Denn Herr v. Haugwitz war in der That zwar Katholik, aber ein sehr aufgeklärter Katholik und ein sehr sorgfältiger Landrath. Schöns Reiseroute trifft hier wieder mit der seines Vorgängers Schummel zusammen, und dieser ist des Lobes über den Landrath voll [1]).

Herr v. Haugwitz geleitete Schön „auf den hiesigen Garnmarkt, der unmittelbar neben dem Zimmer, in welchem ich logirte, in einem Saale gehalten wurde." Von den verschiedenen zum Theil höchst minutiösen Einrichtungen, in welche das staatliche Fabrikensystem die Erzeugung und den Vertrieb der Leinwand eingeschnürt hatte, soll hier nicht näher die Rede sein. Aber der Leser wird im Verlauf der Reiseb ie einzelnen Hauptmomente der ganzen Prozedur von selbst vorgeführt erhalten, und es trifft sich gut, daß der

---

[1]) Schummels Reise, p. 115 ff.

Anfang der Tour gleich zum Anfange des ganzen Prozesses führt.

„Jeder Verkäufer muß hier der Kommission, bestehend aus dem Landrath des Kreises und einem Rathmann der Stadt, seinen Verkauf angeben. Ein Schaumeister untersucht alsdann, ob das Garn gehörig gehaspelt und von gleicher Qualität ist. Was Fehler hat, wird gleich konfiscirt und an die Prediger zur Vertheilung an die Armen geschickt. Die Verkäufer auf dem Markte sind nur Garnsammler" (die selbst schon dafür verantwortlich waren, den Spinnern nur richtig gehaspeltes und sonst fehlerfreies Garn abzunehmen), „der Spinner kann zwar auch direkt kommen, allein es ist selten der Fall. Ist alles eingetragen und revidirt, dann wird das Zeichen zum Anfange des Marktes mittelst einer Glocke gegeben. Eine Viertelstunde lang dürfen nur Weber und Konsumenten kaufen, nach Verlauf dieser Zeit können die Kaufleute kaufen. Im Frühjahre werden an jedem Sonnabende — dann ist nur Garnmarkt — 120, 150 bis 200 Schock Garn verkauft. Heute waren 70 und einige Schock auf dem Markte. Es war alles nur Mittelgarn, wovon das Schock auf dem letzten Markte zu 35½ Rthlr. im Durchschnitte verkauft war. Der eine hier anwesende Garnhändler versicherte mir, daß das Garn vom Spinner bis zum Weber öfters durch vier Hände ginge. Der Spinner verkauft es an den Garnsammler, dieser hier auf dem Markte an den Kaufmann, dieser an den Garnhändler im Gebirge, wo die Weber wohnen, und dieser wieder an kleine Garnhändler auf dem Lande, die es denen Webern überlassen. — Für die Polizeiaufsicht muß der Käufer 1 sgr. und der Verkäufer 1 sgr. entrichten, wovon das Quartier

und die Offiziauten bezahlt werden. ich äußerte, wie natürlich, über diese an sich nicht wohlthätige Staatsaufsicht — sie ist Zwang — meine Verwunderung. Der Landrath gab als Vertheidigungsgründe an: 1. die Sicherheit des Käufers, 2. die Kontrolle der Garnsammler, wodurch der Verkauf der Garne außerhalb Landes verhindert würde. Jeder, der hier Garne kauft, muß sich demnächst durch ein Attest seiner Polizeibehörde legitimiren, daß das erkaufte Garn wirklich in jener preußischen Stadt angekommen sei." Hier haben wir den Schlüssel zu dem Urteile, welches Schön am ersten Tage über den Landrath v. Haugwitz fällte. Seine Vertheidigung dieses wunderbaren Verfahrens hatte dasselbe offenbar beeinflußt. Am folgenden Tage zeigte er sich in ganz anderem Lichte. „Zu Mittag zum Landrath v. Haugwitz. ich hatte einen frohen Mittag. Der Landrath zeigte in seinen Aeußerungen, daß er das außerordentliche Lob, das man ihm im Publikum beilegt, ganz verdient; er sprach wie ein Biedermann, so daß man ein gleiches Handeln von ihm wohl erwarten konnte. Er ist Katholik von Geburt, aber vernünftiger Mensch auch in der Religion." So stimmen denn beide Reisende in ihrem Urteil über einen Mann überein, dessen Andenken wohl die Auffrischung verdient, welche ihm Schöns Reisetagebuch bereitet [1]). „ich schied ungern so bald von Haugwitz, dem man im Publikum die höchste Charge dadurch beilegt, daß man ihn den Bauernlandrath nennt. ich fuhr nach Neustadt ab."

Von Leobschütz aus eine Seitentour nach Troppau und Jägerndorf zu machen, unterließ Schön, „weil es mir theils

[1]) Aus den Papieren pp., Bd. I, p. 23.

aus dem Wege liegt, theils man jetzt als Preuße — auf welche man sehr erbittert ist — viel riskirt.“ Es war richtig, daß die preußischen Truppen im bairischen Erbfolgekriege (Zwetschken- oder Kartoffelkrieg) in der Gegend übel gehaust hatten, und es waren besonders der General v. Stutterheim und sein Regimentsquartiermeister Büttner gewesen, die hier noch in üblem Andenken standen. Friedrich d. Gr. hatte seiner Zeit aus politisch-militärischen Gründen befohlen, das Land rein auszufouragiren, und dieser Befehl war ausgeführt worden. Hatte aber schon der Landrath v. Haugwitz Schön mitgetheilt: „die Troppauer und Jägerndorfer erinnerten sich noch sehr lebhaft der Namen Stutterheim und Büttner. Die Sechspfennigstücke nennt man noch jetzt Stutterheimer;“ so erfuhr Schön in Neustadt noch mehr darüber. Der dortige Zolleinnehmer erzählte ihm, „daß Stutterheim ungeheure Lieferungen hier in denen benachbarten österreichischen Dörfern ausgeschrieben, am Ende nur einen Theil angenommen, und das Uebrige sich habe bezahlen lassen. Dieser Bedrückung wegen hätte er mit dem General Werner, in dem Hause dicht neben meinem Quartier, einen gewaltigen Streit gehabt. In Troppau hat ihm jedes Haus zwei Lichte und eine ungeheure Menge Pferdehaar liefern müssen, welche sein Regimentsquartiermeister nachher hat verkaufen müssen, der überhaupt auch die Geldzahlungen der Lieferungen wegen kontrahirt hat.“ Hiermit stimmt die Aeußerung des Landraths v. Haugwitz, „daß hier noch lange nachher Klosterwachslichte von dort gebrannt worden wären.“ Der Zolleinnehmer in Neustadt versicherte noch, daß man heute „noch schrecklich auf Stutterheim und Büttner fluche. Er bediente sich noch des Ausdrucks: bekämen sie jetzt einen von diesen Beiden, sie hingen ihn auf.“

Schön suchte in Neustadt den Kriegsrath (Steuerrath) Schüler auf, „einen jungen, gefälligen Mann, der vorher Regimentsquartiermeister beim Kalkstein'schen, jetzt Klinkowström'schen Regiment in Brieg gewesen ist.“ Schüler führte Schön „zu Herren Weiß, Entrepreneur einer Tuchfabrik hier.“ Auch diese war eine Schöpfung des Fabriken- und Protektionssystems, welches dem damaligen Staate so ungeheure Kosten ohne erheblichen Nutzen verursachte. „Weiß ist auf Befehl und Kosten des Staats in denen Niederlanden und Frankreich gewesen, um die dortige Tuchfabrikation kennen zu lernen. Ein feiner, artiger Mann, der mir nur als ein Entrepreneur einer so kleinen Fabrik etwas zu groß zu leben scheint. Herr Weiß hatte mir so viel von der Schönheit seines Gartens vorgesprochen, daß ich begierig war, dies Mirakel, das besser als alle berliner Gärten sein soll, zu sehen. ich ging hin, und fand ein kleines Gärtchen, voll Obstbäume ohne Geschmack arrangirt. Einen hölzernen Schuppen nannte er ein Tempe. Einen Dreckhaufen, den ein gesunder Drescher mit einem Male hinsetzt, worauf zehn Rosen standen, einen Rosenberg; acht Birken, eine englische Partie. — Dieser Gang hatte indessen den großen Nutzen für mich, daß ich folgende mündliche Adressen von ihm erhielt.“ Nach Aufzählung derselben fährt das Tagebuch fort: „bei allen Dreien soll es genug sein, wenn ich nur sagen werde: Herr Karl Wilhelm Weiß aus Neustadt in Oberschlesien hätte mich adressirt, und ließe sich schönstens empfehlen.“

Weiß führte Schön „in seine Spinnstuben, wovon ihm der König Miethe und Heizung und auch den Spinnmeister bezahlt, und alle Betteljungen da zum

Erlernen des Spinnens auf großen holländischen Rädern hinschickt. Diese Jungen müssen täglich 3 bis 4 Strähn spinnen und bekommen für's Strähn einen Kreuzer oder zwei Gröschel." Die weitere ausführliche Beschreibung der Manipulationen unterlassen wir, aber da das Weben und Scheeren der Tuche von Handwerkern besorgt wurde, so ist es ersichtlich, daß dies Geschäft bei so starker und wesentlicher Unterstützung von Seiten des Staates wohl gedeihen konnte. Daß es aber nur durch diese Unterstützung, also auf Kosten des Staates bestand, und bestehen konnte, ergab das mit dem Fabrikherrn geführte Gespräch sehr bald. „Der größte Absatz der hiesigen Fabrik geht nach Südpreußen und auf die benachbarten Märkte," also nur ins Inland, welches gegen fremde Konkurrenz abgesperrt war. Dazu kam noch, daß die Fabrik „nur einländische Wolle verarbeitet, man benutzt insbesondere die Wolle von denen Schäfereien, die durch spanische Stähre veredelt sind." Diese inländische Wolle wurde aber durch ein generelles Ausfuhrverbot künstlich im Preise gedrückt. Trotzdem „versicherte mir Herr Weiß, daß Schlesien mit den niederländischen und reichsländischen Fabriken nicht Preis halten, wenigstens sie nicht ausstechen, also auf denen großen auswärtigen Messen nicht viel Glück machen würde." Damit war wohl das Urteil über die ganze Anlage gesprochen, nicht, wie es heute heißt: billig und schlecht, sondern theuer und schlecht. Wenn das Fabriken- und Protektionssystem sicher und vollständig zu diesem Ziele führt, so fragt sich beim Schutzzollsysteme nur, wie weit dasselbe zu demselben führt. Zwischen beiden Systemen ist nach ihrer Wirkung kein spezifischer, nur ein Unterschied des Grades aufzufinden. Aber charakteristisch ist noch einer der

Gründe, welche Herr Weiß dafür anführte: „der niederländische Fabrikant oder der im Reiche führe ein sehr kümmerliches Leben. Er unterhalte sich mit der gemeinsten Speise, lebe ganz im Dunkel ohne allen Aufwand, der kleinste Profit sei ihm also genug. So etwas wäre man im Preußischen nicht gewohnt. Die Kosten der Haushaltung müssen hier herauskommen, und werden auf die Waare geschlagen." Nun verstanden aber die kleinen schlesischen Handwerksmeister mindestens ebenso gut wie die niederländischen und reichsländischen knapp und im Dunkel ohne allen Aufwand zu leben und mit der gemeinsten Speise vorlieb zu nehmen. Der ganze Fabrikenschwindel lief also darauf hinaus, daß ein vornehm sein wollender Herr, der in Frankreich und in den Niederlanden wohl Tuche zu fabriziren, nicht aber ein Geschäft rentabel zu führen gelernt hatte, auf Kosten des Staates und der Konsumenten seine Haushaltungskosten herausschlagen wollte. Nach solchen Erfahrungen hatte der Staatswirth Schön wohl ein Recht, in seinem berühmten Immediatberichte vom 17. August 1807, der den entscheidenden Anstoß zur Aufhebung der Erbunterthänigkeit gab, zu sagen: „daß Preußen durch den Fabrikenzwang gelitten habe [1]."

Die Stadt Neustadt war „im Jahre 1779 von denen Oesterreichern fast ganz eingeschossen. Der König hat gleich auf einmal zum Wiederaufbau 100,000 Rthlr. und nachher noch nach und nach einige 50,000 Rthlr. geschenkt. Der Markt ist gut gebaut." Nachdem Schön noch die Bekanntschaft des Stadtdirektors Schwechten, der 1791 Schummel so gastfrei aufgenommen hatte, gemacht, der „mir schon von

[1]) Aus den Papieren Bd. II, p. 108.

Haugwitz als ein so gescheiter als origineller Mann geschildert war, er soll sehr viel Aehnlichkeit mit Klaudius haben, giebt auch solche curiosa an," ließ er sich, weil nunmehr wieder österreichisches Gebiet zu berühren war, vom Magistrat einen Paß ausstellen. Dieser Paß lautete nun wieder, da man an der österreichischen Grenze nach uralter Praxis alle Badegäste sehr nachsichtig behandelt, auf den „Königlichen Kammerassessor von Schön, der eine Reise zur Brunnenkur nach Hinnewieder bey Freudenthal zu machen gedenket und von hier aus nach Zuckmantel und so weiter zu reisen gesonnen ꝛc." Man sieht, daß die Solidarität der Polizeibehörden verschiedener Staaten damals noch nicht anerkannt wurde. Sie ist erst später in der Reaktionsperiode zum Schutze gegen angebliche politische Umtriebe erfunden und ausgebildet, dann aber in der Wandlung der Zeiten ganz von dieser abgedrängt und auf die Verbrecherwelt beschränkt worden. Daß damit ein wesentlicher Kulturfortschritt gemacht worden, liegt auf der Hand. Damals gaben sich, wie man sieht, die preußischen Behörden gern alle Mühe, den Nachbarn eine kleine Nase zu drehen. Vielleicht haben die Oesterreicher es vice versa nicht anders gemacht. Schön hatte gar nicht die Absicht, das Bad zu besuchen, vielmehr wollte er nur auf dem kürzesten Wege durch die dort ins Preußische vorspringeude Hotzenplotzer Ecke nach Zuckmantel gelangen, und seinen Weg über die Bischofskuppe nehmen. Dies gelang auch gut, denn in dem letzten preußischen Dorfe Arnoldsdorf ließ Schön seine Vorspänner gegen ein Trinkgeld warten, miethete sich ein Pferd, um den beschwerlichen Weg auf den Berg schneller zurücklegen zu können, und kletterte unter dem Geleite eines wegekundigen Führers auf die Bischofskuppe hinauf. Die

Freude darüber, sich wieder in den Bergen zu befinden, spricht deutlich aus jeder Zeile des Tagebuches. „Die sich präsentirende Gegend ist himmlisch, es war leider dunkles Wetter. Der Distrikt, den ich übersehen konnte, war aber noch außerordentlich. Die Städte Zuckmantel dicht unter mir, Neustadt, Leobschütz, Neiße, Johannesberg waren deutlich zu sehen. Man übersieht nach Leobschütz und Neiße zu ein sehr bebautes Land, ins Glätzische und nach Böhmen zu Gebirge, und nach Mähren hin wieder bebaute nicht hohe Bergketten. Der Berg besteht aus Schiefer, der häufig gebrochen, und zum Dachdecken, Pflastern 2c. gebraucht wird. Die österreichische und preußische Grenze geht fast mitten über den Berg, und ist nur durch einen Weg angezeigt. Der Berg ist ganz mit Holz und Strauch bewachsen, oben Laub- unten Nadelholz. Auf der Spitze zeigt man drei von Schiefer gemachte Sitze, die sich anno 1778 die Kroaten gemacht haben, die oben Wache hielten. Den Berg mit dem Bauerngaul hinunter zu reiten, war mir zu gefährlich, ich ging daher." Obwohl Schön sich oben nur eine Viertelstunde aufgehalten hatte, brauchte er doch drei Stunden zu jener Partie. Er belohnte seinen Führer mit 8 ggr., und notirte, daß dieser Mann, ein „Beurlaubter, ob er gleich bergan, da mein Pferd einen guten Schritt hatte, so stark hatte laufen müssen, daß das Hemde ihm auf dem ganzen Leibe naß war, so wollte er mir durchaus einen Theil des Geldes zurückgeben. Die Menschen scheinen hier überhaupt noch nicht zum Geldnehmen abgewitzigt zu sein. Ein Mädchen, das mir, als ich von der Bischofskuppe hinunterging, mein Schnupftuch voll Erdbeeren schüttete, wollte nicht 2 sgr. nehmen, mir einen zurückgeben."

Nun ging es zu Wagen „nach der österreichisch-schlesischen Stadt Zuckmantel“ hinein, „die zu denen breslauischen bischöflichen Gütern Johannisberg gehört. Der Weg bis hierher ist sehr steinigt und schlecht. Zuckmantel scheint ein nettes Städtchen zu sein. In der Stadt wurde ich auf eine artige Weise gefragt, ob ich etwas Zollbares hätte, man sah nicht einmal meinen Paß an, und ließ mich auf meine verneinende Antwort passiren.“ Unterwegs aber hatte Schön von dem Vorspänner werthvolle Aufschlüsse über schlesische Bauernwirthschaften erhalten. Diesmal war der Vorspänner selbst ein Bauerwirth aus dem Dorfe Wiese, welches schon an der Gebirgslehne liegend, weder so guten Boden hat als die Ebene, noch auch so schadenfrei ist wie diese. Die Aussagen des Bauern sind aber eben so verständig wie interessant für die Kenntniß der allgemeinen Lage des Bauernstandes in jener Zeit, und der Hindernisse, welche der Kultur des Bauernlandes entgegentraten. Sie mögen deshalb ausführlich hier einen Platz finden: „er säet im Winterfelde jährlich fast 20 Scheffel Breslauer Maß, meistentheils Roggen, wenig Weizen aus. In's Sommerfeld bringt er Hafer, Erbsen, Lein. Die Braache wird zur Hälfte bestellt mit Gerste, Klee, Kartoffeln. In sechs Jahren kommt der Mistwagen herum. Der Boden dieses Dorfs ist Lehm, etwas lettig, so daß häufiger Regen sehr schadet; das Gebirgswasser stürzt herunter, und reißt viel mit. Demohnerachtet versicherte mir der Bauer hoch und theuer, daß er sehr selten es bis zum dritten Korn im Wintergetreide bringe, daher er und seine Nachbarn, die alle weniger ausstehen, öfters Brodgetreide kaufen, und sich durch Viehzucht noch erhalten müssen. Als Grund gab er die vielen

Hofedienste an. Fast täglich, Jahr aus Jahr ein, müssen die Bauern entweder mit der Hand, oder mit Gespann zu Hofe dienen, die meisten hätten nur drei bis vier Pferde, zu ihrer Bestellung bliebe ihnen daher weder Gespann noch Zeit. Ferner: die Herrschaft hätte das Schafweiderecht auf der Hälfte ihrer Braache, die sie daher durchaus braache liegen lassen müßten. Diese Braache könnten und dürften sie nicht eher stürzen, bis Stoppelweide auf ihren Feldern für das herrschaftliche Vieh da wäre. Dadurch verlören sie sehr viel, sie geben dem Acker zum Wintergetreide wohl Stürzfuhre, Ruhr- und Aufackerungsfuhre, aber alles müßte zu schnell geschehen oder das Säen zu spät." Für den Kenner braucht dieser Schilderung nichts hinzugesetzt zu werden. Nur die Bemerkung möge hier noch gestattet sein, daß die Aussage des Vorspänners nicht bloß völlig zutrifft, sondern auch für zahlreiche, wir möchten sagen, die meisten Bauernfeldmarken in Schlesien zutrifft. Man wird zugestehen müssen, daß für diese Felder erst dann eine rationelle Ackerkultur möglich wurde, als in Folge der erst spät nachfolgenden Agrargesetzgebung die Aufhebung dieser Berechtigungen der Gutsherrschaften erfolgt war, und der Bauer sein Feld so bestellen konnte, wie seine Einsicht es ihm gestattete. Man hat so ungeheuer Viel über die mangelhaften Kulturfortschritte unseres Bauernstandes geredet und geschrieben, ohne zu bedenken, daß der Bauer selbst, wenigstens der deutsche, keine Fortschritte machen konnte, bevor er nicht dieser Fesseln entledigt war, welche ihn, da sie nach dem dreißigjährigen Kriege sehr wesentlich verstärkt und fester angezogen worden waren, in der Kultur zurückbrachten, und in die Unmöglichkeit versetzten, dem allgemeinen

Kulturfortschritt zu folgen. Daß der deutsche Bauernstand sich trotzdem noch so gesund erhielt, wie er in die Reformbewegung eintrat, als seine Ketten gelöst wurden, zeugt weit mehr für die Unverwüstlichkeit der deutschen Natur, als für eine besonders hartnäckige Verschlossenheit wider Neuerungen und bessere Einsicht. Und so kann man auch behaupten, daß von dem Moment an, wo das alte Geschlecht auszusterben begann, die Dörfer und Felder der Bauern ein ganz anderes Ansehen gewonnen haben, und daß jetzt, d. h. seit den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts, da reges Leben herrscht, und die Kultur fröhlich aufblüht, wo früher nur der verdrossene Fröhner sein Leben mühselig dahinschleppen mußte.

Bei dieser Gelegenheit hat Schön auch eine besondere Art Scheffelmaß kennen gelernt, „das gerade noch einmal so groß als ein breslauer Scheffel ist.“ Das ist ganz richtig, denn es gebührte sich für den Bischof auf seinen Gütern und zur Einhebung der ihm zukommenden Naturalabgaben einen weit größeren Scheffel zu haben, als das Laienpublikum. Der „Breslauer-Bischofsscheffel“ hat im Laufe der Zeit viel Streit und Zank mit den Laien verursacht, und schon in sehr früher Zeit zur Umwandlung des Zehnten in eine Geldabgabe, 1/4 Mark von der Hufe, daher Vierdungszins, geführt. Jetzt ist in Folge der Ablösungsgesetze dies Maß im Preußischen wenigstens gänzlich verschwunden; es enthielt aber in der That zwei breslauer Scheffel.

Am folgenden Tage führte die Fahrt über Ziegenhals nach Neiße. In dieser Stadt hat sich Schön nicht lange aufgehalten, jedoch die Zeit gewonnen, mit dem Stadt-

Direktor Staegemann die Festungswerke zu besehen, und sie in seinem Tagebuche besonders zu erwähnen. In allem Anderen verweist Schön wegen Neiße wiederholt auf Zöllner. Er eilte hinaus nach Korkwitz, wo er eine breslauer Bekanntschaft zu erneuern, und wohin der Besitzer, Landrath v. Prittwitz [1]), ihn eingeladen hatte.

„Der Landrath v. Prittwitz empfing mich sehr artig, seine Frau, ein kluges und anscheinend gutes Weib ebenso. ich sah schon diesen Abend eine Häuslichkeit und dabei eine Zufriedenheit, die selten ist. Mann und Frau sowohl als auch die Kinder und Eltern behandeln sich mit einer Delikatesse und einer Zuneigung, die außerordentlich; ich sah selten drei solche kluge Jungens als hier, insbesondere der mittelste, Namens Moritz, ist ein wahres Genie. Dieser Abend wurde nur durch Unterhaltung zugebracht. Morgen soll erst das Nützliche vorkommen." Schön blieb im Prittwitz'schen Hause über Nacht, und blieb sogar vier Tage dort, da Herr v. Prittwitz sowohl in landwirthschaftlicher, als auch in Beziehung auf den Garnhandel ihm ganz ungewöhnlich reiches Material zum Lernen zu Gebote stellen konnte, und ihm in jeder Beziehung hülfreich zur Hand ging.

„Prittwitz ist mehr Landrath als Oekonom, er nimmt sich der Einsaßen seines Kreises außerordentlich an; seine Kultur ist nicht außerordentlich, aber sein Herz scheint gut zu sein." Auf einer gemeinschaftlichen Fahrt erzählte der Landrath Schön: „daß sein Kreis für eine, ein für alle Male bestimmte Summe im Winter täglich 120 Mann zum Aufeisen des Festungsgrabens in Neiße stellen müße, die 6 gute

[1]) Siehe oben Seite 290.

Pfennige höchstens 1 ggr. für 24 Stunden bekämen, ihre Gesundheit bei der Kälte ruinirten, und vom Militär noch barbarisch behandelt würden. Diese Last wäre ungeheuer. Das Aufeisen geschieht, um das Desertiren, das ohnerachtet der sehr großen Festungswerke sehr stark ist, und das Weglaufen in Komplotten zu vermeiden." Es war damals in Preußen ein hartes Regiment, und von einer gleichmäßigen Vertheilung der Landeslasten konnte unter solchen Verhältnissen erst gar nicht die Rede sein.

Trotz der Herzensgüte des Landraths, die Schön wohl mit Recht rühmend hervorhebt, wirthschaftete er unbefangen mit Zwangsgesinde. „Das Gesinde ist hier Zwangsgesinde, und dient so lange der Herr will, die Magd gegen 4 Rthlr. jährlich. Hat eine Magd oder ein Knecht noch nicht zu Hofe gedient, so kann der Herr unter diesem Vorwande sogar das Heirathen für diese Zeit untersagen." So hatte Schön wohl ein Recht zu sagen [1]), daß man in Schlesien selbst bei den am besten gesinnten und gebildetesten Gutsbesitzern die „beiden Provinzialvorurteile nicht berühren" durfte, „daß nemlich Schlesien das schönste Land sei, und daß die Verhältnisse des gemeinen Mannes, daß Erbunterthanen ein Gräuel seien. Ueber den letzten Punkt konnte ich einige für Schlesien ketzerische Meinungen oft nicht zurückhalten, und das veranlaßte Entfernung und Kälte."

Viele Aufschlüsse erhielt Schön hier über den Leinbau und die Flachsbereitung, sowie über den Garnhandel und die Leinwandindustrie. Herr v. Prittwitz, der selbst ein eifriger Flachsbauer war, diktirte ihm einen Aufsatz, den

---

[1]) Aus den Papieren p. p., Bd I, p. 23.

Leinbau im Fürstenthum Neiße betreffend, in die Feder. Er selbst säete bis 20 Scheffel Lein jährlich aus, und hatte im Jahre vorher den von $4^{3}/_{4}$ Scheffel Aussaat gewachsenen Flachs auf dem Halm für 280 Rthlr. verkauft. „Die Käufer haben das Raufen und die weitere Bearbeitung desselben auf ihre Kosten übernommen, so daß der Ertrag ganz ungeheuer ist.“ Es waren aber in dem Jahre vom 1. Juni 1796 bis Ende Mai 1797 auf den wöchentlichen Garnmärkten zu Neiße 15,172 Schock Garn verkauft, und das Schock durchschnittlich mit 40 bis 42 Rthlr. bezahlt worden. Eben so erhielt Schön durch den Landrath von Prittwitz die genauesten Aufschlüsse über die Ordnung auf den Garnmärkten und über alle dahin einschlagenden Verhältnisse, welche dasjenige ergänzten, was er in Leobschütz von Herrn v. Haugwitz schon erfahren hatte. Dies war um so authentischer, da erst vor acht Jahren auf den Antrag des Landraths v. Prittwitz ein Garnmarkt in Neiße eingerichtet worden war. „Die Exportation der ungebleichten Garne war vor der Einrichtung der Garnmärkte sehr beträchtlich. (Die Exportation der gebleichten Garne ist frei). Es war kein bestimmter Tag und Ort, an dem Käufer — die Weber und Kaufleute — und die Verkäufer — Garnsammler und Spinner — sich versammelten. Viele setzten daher, da nicht bemerkt werden konnte, ob ein Garnsammler etwas zu Markt brachte oder nicht, ihre Garne außerhalb Landes ab, was die Grenzwache nicht verhindern konnte. Dieser Debit in's Ausland erhöhete auch den Preis der Garne im Lande. Um dies zu vermeiden, errichtete man auf den Vorschlag des Landraths v. Prittwitz vor acht Jahren Garnmärkte in Neiße und Leobschütz. Vor zwei Jahren war der Preis des Garns sehr hoch, so daß ein

Aufstand unter den Webern entstand. Um den Preis gering zu halten" (man fühlte also das Bedürfniß, die Schraube wieder zurückzudrehen) „setzte man ein Maximum fest, man bestimmte, daß kein Schock Garn über 36 Rthlr. verkauft werden sollte. Dies machte nicht allein viel Murren, sondern machte auch, daß weniger Garn gesponnen wurde, und Mangel an Garn entstand. Im Winter spann der Landmann wohl so fort wie bisher, aber in denen drei übrigen Jahreszeiten beschäftigte man sich auf eine andere Art. Man war also genöthigt, diese Verfügung zu wiederrufen, und that dies noch zu rechter Zeit, so daß die Thätigkeit der Menschen noch auf keinen andern Punkt geleitet wurde." Hier gewinnen wir ein Bild der ganzen Misere und Rathlosigkeit des Protektionssystems, welches, um den einen zu begünstigen, den andern schädigt, und wenn dies bemerkt und geltend gemacht wird, abermals zu anderen eben so einfältigen Hülfsmitteln greifend, zuletzt den gesammten Verkehr in Verwirrung bringt, und von der Bahn der natürlichen Entwickelung ablenkt, und damit zugleich einen Vorgeschmack dessen, was dem Lande bevorsteht, wenn dem Drängen unserer Schutzzöllner nachgegeben werden sollte. Wir kämen sehr geschwind in ähnliche Zustände hinein.

Am 10. Juli 1797 verließ Schön seinen gastfreien Wirth, und nahm seinen Weg über Jauernik und den Krautenwalder Berg nach Landeck. „Jauernik, ein österreichisches Städtchen am Johannisberg, dem Schlosse des Bischofs von Breslau, das herrlich liegt, ist reinlich und um den Markt möglich gebaut. ich bestieg das Schloß, sah die himmlische Aussicht, besah deh zirkelrunden Konzertsaal, der vierzehn Schritt im Durchmesser hat. In einem Anbau

sitzen die Zuhörer.“ — Später (1844) schreibt Schön: „Johannisberg, der Landsitz des Bischofs von Breslau, ist wie alle ähnliche Residenzen eine Satyre auf den Spruch: — mein Reich ist nicht von dieser Welt, und ein Pasquill aufs Christenthum.“

Es ging fort nach Landeck. „Sobald man aus der Stadt kommt, geht das Gebirge an, der Weg ist so steinigt, daß ich stets zu Fuße ging. Der Berg geht allmälig in die Höhe. Man fährt immer zwischen Felsgebirge, und trifft öfters vortreffliche Partieen. Im Gebirgsschlunde läuft ein Bach, in oder neben dem man fährt.“ Hier passirt man auch das Dorf Krautenwalde, von welchem der Berg, auf dessen Rücken die österreichisch-preußische Grenze läuft, den Namen hat. Schummel weiß die Partie weit romantischer und schauerlicher zu beschreiben: „wenn man die Karte des Fürstenthums Grottkau im schlesischen Atlas ansieht, so wird man finden, daß es hinter Johannisberg anfängt, schwarz und finster darauf zu werden. Das bedeutet, wie jeder Schulknabe es weiß, Wald und Gebirge: aber auch selbst der Mann, der nicht gereist ist, wird es sich nimmer vorstellen, wie es sich in den hiesigen Wäldern und Gebirgen reist. Ich hatte nun beinahe schon 60 Meilen zurückgelegt; der Strapatze gewachsen, und gegenwärtig auch gewohnt, war mir bisher noch kein Seufzer entflohen: Aber Krautenwalde fand das Geheimniß, sie mir auszupressen! Der Weg — was sage ich, Weg? Es geht hier keiner als für Fußgänger; die Ribben müssen von Stahl sein, die hier nicht im Wagen zerbrechen rc.“ Es war dem guten Manne auf seinem Rosse Angst geworden, er ging auch zu Fuße, und ließ sein Pferd nachtrotten. Daß ihm dieses bei dieser

Gelegenheit fortlief, und ihn zwang, drei Vierstunden lang dem Deserteur nachzukeuchen, steigerte für ihn die Strapaze „zur Strapatze aller Strapatzen," und entflammte noch in der Erinnerung seine Phantasie zu einer launigen Schilderung, die, wer sich für solche Dinge interessirt, an Ort und Stelle nachlesen mag. Schummels Buch liest sich auch heute noch ganz gut [1]).

Oben auf dem Rücken des Berges „sieht man nun Landeck und einen Theil der Grafschaft Glatz. Eine vortreffliche Aussicht, die im Vergleich gegen den Harz um so merkwürdiger ist, da die Gebirge fast bis auf die Spitze beackert sind, und die Verschiedenheit der Felder, verbunden mit denen Wäldern, einen herrlichen Anblick gewähren." Schön hat damit das Charakteristische der Landschaften im Glätzischen richtig angedeutet. Die überaus starke Bevölkerung dieser Thäler hat den Anbau des Bodens mit Pflug und Hacke auf allen Berglehnen so hoch hinaufgetrieben, als die Natur desselben dies überhaupt zuläßt. Dieser Umstand in Verbindung mit den sanft geschwungenen Linien der Bergzüge, giebt dem Ländchen einen ungemein lachenden nnd reizenden Anstrich, und macht den Sommeraufenthalt in demselben zu einer wirklichen Erholung [2]).

In Landeck traf Schön mit seinen Breslauer Freunden Schiebel, Fülleborn und Promnitz zusammen, und verweilte drei Tage mit ihnen in genußvollem Umgange. In seiner

---

[1]) Schummels Reise, p. 197 ff.

[2]) Vergl. was Zöllner, der von Reichenstein herüber kam, über den Eintritt in die Grafschaft Glatz sagt. Briefe über Schlesien, Bd. I, p. 416.

II. Selbstbiographie bemerkt er über diesen Aufenhalt: „obgleich die ganze Gesellschaft nur den einen Zweck hatte, gesund zu werden, so wurde aller Unterschied der Stände hier geltend gemacht.“ Im Tagebuch heißt es darüber: „Landeck liegt in einer sehr romantischen Gegend, die die vorbeifließende Biele noch um so schöner macht, die über Steine fortrieselt. ich sah im Salon etwas zu tanzen und Pharao spielen, wo nur der hohe Adel sich belustigte, der Ton dieser aristokratischen Coterie schreckt jeden Andern ab, welches jetzt umsomehr stattfindet, da die Fürstinn v. Hohenlohe ihre durchlauchtige Nase auch hineinsteckt. Abends waren wir unter uns.“ Schummel bemerkt nur, daß der größte Theil der aus ganzen 80 Personen bestehenden Badegesellschaft dem Adel angehört habe, übergeht sonst Alles mit Stillschweigen, und hält nur eine lange Predigt über die der Moral nachtheiligen Folgen der Sitte, daß beide Geschlechter gemeinschaftlich baden: „dies Zusammenbringen von Stroh und Feuer, von Stahl und Stein muß nothwendig im Einzelnen zünden!“ meint der ehrsame Pädagoge, ohne auf die Frage einzugehen, auf welcher Seite das Stroh zu suchen wäre.

Die Freunde promenirten und unterhielten sich, nur ein Ausflug, der zu Pferde von Landeck aus nach dem Wölfelsgrunde gemacht wurde, hat offenbar einen sehr tiefen Eindruck auf Schön gemacht, und soll hier besonders erwähnt werden.

„Mit Schiebel, Promnitz und dem Prorektor Woltersdorf nach dem Wölfelsgrunde geritten. Morgens um 8 Uhr weg. Der Weg geht über den Puhuberg nach dem Wölfelsgrunde, wo wir in einer Mühle abstiegen. Der Weg bis

hierher ist nur so zu beschreiben, daß er in Rücksicht der vielen Steine und des steilen Gebirges, das man passirt, nicht befahren werden kann. Die Aussichten, welche man hat, die Gegenden, welche man sieht, lassen sich nicht schildern, denn der Anblick ist ein Vorschmack himmlischer Freuden. Die Heuscheuer sieht man fast immer rechts. Vom Puhu aus sieht man Silberberg, den Zobten und ins flache Land. Im Puhu, wo wir uns Milch geben ließen, aß ich das erste Haferbrod, das ungleich leichter und loser als das von anderem Mehl ist, auch saurer schmeckt. Nachdem wir in der Mühle einige Forellen verzehrt hatten, wurde längs dem Wölfelflusse, ein Flüßchen von etwa 5 bis 8 Schritte breit, der nur über Fels geht, viel Gefälle hat, und in der Regel nicht tief ist, zu dem großen Wasserfall dieses Flusses gegangen. Man hat dem Wege durch Stufen etwas nachgeholfen. Naturschönheiten kann nur der große Dichter andeuten, ich darf nur bemerken, daß der oben beschriebene Fluß hier wenigstens 50 Fuß herunterstürzt. Bald oben ist ein Absatz, der das Ganze noch verschönert, indem da ein neues Wasser hinzu zu kommen scheint. Das Wasser fällt in eine große, ohngefähr 100 Fuß lange und 100 Fuß breite Höhle, die ganz durch ungeheuer hohe Felsen, welche theils mit Buchen, Birken, Fichten und Tannen bewachsen, theils kahl sind, eingeschlossen ist. Das Wasser läuft in einer ganz engen Schlucht, wo die Felsen als Mauern stehen, ab. Viele erklären diesen Wasserfall für das Schönste im ganzen schlesischen Gebirge. Nächst dem Sonnenaufgang vom Brocken sah ich nie so etwas Herzerhebendes. Wer hier gefühllos bleibt, verdient nicht den Namen Mensch. ich bestieg nachher die Stelle, wo der Fluß hinabstürzt. Auch

diese ist himmlisch und wenn gleich nicht so groß, so äußerst romantisch. Man sieht da drei bis vier Wasserfälle unmittelbar vor sich und den großen Sturz hinab. Schade, daß nicht mehr bei dieser großen Naturschönheit von Menschen gethan ist, denn die Wege sind nicht sehr zugänglich. Einzelne Menschen in Schlesien sind gebildet, aber das Ganze ist zurück. Man tanzt lieber in Landeck, als daß man hier Gottes Werke betrachtet, und daraus Reflexionen über Leben und Lebensdauer folgen läßt."

Schiebel und Woltersdorf begleiteten Schön auf einer Seitentour nach Reichenstein. Es führte damals ein fürchterlicher Weg über die Berge, dessen steile steinreiche Schluchten jetzt durch eine in Schlangenwindungen auf- und niedersteigende Chaussee umgangen werden. Den Bau dieser Chaussee, welche jetzt von den nach Landeck gehenden Badegästen in der Regel eingeschlagen wird, verdankt die ganze Gegend dem Umstande, daß die Prinzessin Marianne der Niederlande zu ihrem ererbten Besitze, der Herrschaft Kamenz, noch die hinter Landeck, tief im Gebirge liegende Herrschaft Seitenberg hinzukaufte, zu welcher auch der Puhuberg und ein Theil des Schneeberges gehört. Sie ließ die Chaussee auch noch über Landeck hinaus bis zum Flecken Wilhelmsthal an der österreichischen Grenze verlängern. Auf dieser Strecke ist dieselbe übrigens von Marmor, denn ein dicht an der Straße befindlicher Marmorbruch lieferte das schönste und dort billigste Schüttungsmaterial. „Der Weg ist durchaus so steinigt, daß wir, ohnerachtet wir einen Strohwagen hatten, ganz höllisch gerumpelt wurden, und jeder nicht ganz feste Wagen hätte daraufgehen müssen. Wir konnten in der Regel nur im Schritt fahren, ohnerachtet vier starke Pferde

vor dem Wagen waren." Der Zweck des Ausfluges war, unter Schiebels sachverständiger Leitung das dortige Arsenikwerk kennen zu lernen. Man stieg bei dem Bergassessor Reichardt ab, den Schön schon in Breslau bei Schiebel kennen gelernt hatte, und zwar als „einen klugen Mann, den ich heimsuchen will," und dieser führte seine Gäste dann herum. Die technischen Manipulationen gehören nicht hierher, obgleich Schön mit deren Erforschung sich begnügte, während Schummel und Zöllner zum Theil recht tiefsinnige Betrachtungen über die Gefährlichkeit dieses ganzen Betriebes anstellen. Zöllner meint, man sollte eigentlich nur Verbrecher dazu verwenden, „welche diese Lebensart einer ewigen Gefängniß- oder Todesstrafe vorzögen[1]). Schummel dagegen beschäftigte sich überhaupt nur mit der Giftfrage. „Dieses Gift nur war der einzige große Punkt, um den sich meine Wißbegier drehte[2])." Schummel läßt sich schließlich von den „Sachverständigen" beruhigen. Aber die Thatsachen, daß die in dem Werke beschäftigten Bergarbeiter selten viel über 40 Jahre alt werden, daß der Bach, welcher die Bergwerkswasser abführt, die anstoßenden Wiesen vergiftet, wenn er sie überschwemmt, und endlich, daß im benachbarten Neißethale bis nach Frankenstein hinüber, die Kornblüthe taub bleibt, wenn während der Blüthe der Wind von Reichenstein her weht, sind eben nicht aus der Welt zu bringen, und daß es in den letzten 25 Jahren gelungen ist, den Arsenikerzen und Schlacken in lohnender Weise den Goldgehalt zu entziehen, kann dafür keine Entschädigung bieten.

---

[1]) Zöllner, Briefe ꝛc., Bd. I, p. 415.

[2]) Schummels Reise ꝛc., p. 217.

Aber die Arbeiter können immerhin noch zweckmäßiger geschützt werden, die schädliche Einwirkung des Grubenwassers ist lokal außerordentlich beschränkt, da die anstoßenden Gründe größtentheils in Wald umgewandelt sind, und der Wind weht in der Kornblüthe nur selten aus Süden. Die Stadt Reichenstein selbst liegt auf Kalkfelsen außerordentlich gesund, und erfreut sich des schönsten Trinkwassers, und einer prachtvollen Lage: „man übersieht einen großen Theil des flachen Landes, die Gegend ist himmlisch." Schön setzt aber noch hinzu: „in Reichenstein haben die Alten vor 300 Jahren sehr stark gebaut, nicht allein auf Gold, sondern auch auf Arsenik. Dabei wurde Blei- und Silbererz aus Böhmen hier gut gemacht."

Zurückgekehrt nach Landeck wurde Schön durch den Besuch des Kriegsraths Gentz überrascht, „mit dem der ganze Vormittag verplaudert wurde." Nach einem „spät in Gesellschaft des Fülleborn, Schiebel, Prorektor Woltersdorff und Promnitz" zugebrachten Abende wurde am 15. Juli nach Glatz aufgebrochen, wohin Woltersdorff Schön begleitete.

Der Aufenthalt in Glatz bot Schön an und für sich nicht viel Interessantes für seine Zwecke. „Außer sehr gewöhnlichen Professionisten" befand sich eine Lederfabrik dort; bei näherer Erkundigung ergab sich jedoch, daß nichts Erhebliches mehr fabricirt wurde.

„Der Kommissionsrath und Stadtkämmerer L. erzählte mir viel von Fouqué, der eigenmächtig Leute hat auf die Festung setzen lassen, unter Anderen eine Bürgerfamilie, die auf die Gesundheit der Therese bei einer Hochzeit trank. Die Gesellschaft meinte die Braut die Therese hieß, der Gouverneur die Kaiserin."

„ich besah die Minoritenkirche und das Refectorium, wo der Plafond remarkabel ist. Es ist da ein Engelskopf, der bald wie ein Engels-, bald wie ein Kalbskopf aussieht; ein Fuß, den man von allen Seiten sieht. In der Bibliothek, die schlecht geordnet war, sah ich Bücher von aller Art; der Pater Guardian war ein gescheiter Mann. ich besuchte den Landrath, Kriegsrath v. Reibnitz, und fand einen gebildeten Mann [1]). Der Gouverneur ließ sich heute nicht sprechen, weil er zu viel zuthun zu haben angab, er ließ uns auf morgen Mittag bitten, was wir aber absagen mußten. Wir besahen die Festung. Siehe Zöllner. Oben waren einige polnische Gefangene, der französische Zahnarzt, welcher nach dem Angeben der französischen Prinzen unsern König hat ermorden wollen, sitzt hier. Er bekommt wenig Tageslicht in sein Zimmer, ist mit verbundenen Augen hinaufgebracht, weiß also nicht, wo er sitzt; spricht Niemanden als den Platz-Major, wird alle zwei Stunden angeklingelt. Sonst waren keine merkwürdige Gefangene da."

„ich besuchte den Auditeur Borowsky, der noch immer der alte ist." Abends war Schön mit dem Auditeur Vater, den er durch Woltersdorf vorher kennen gelernt hatte, und Borowsky in seinem Quartier. „Lavater hat dem p. Vater ins Stammbuch geschrieben:

Ohne Du ist kein Ich, wie Dein Du, wird ewig dein Ich sein.

Diese meine Philosophie, Moral-Religion in einer Zeile, macht mich unter unzähligen Leiden zum frohsten aller Sterblichen.

Johann Kasper Lavater."

---

1) Aus den Papieren x, Band I, p. 23.

„Einem Anderen, der mit Vater dagewesen, hat Lavater ins Stammbuch geschrieben:

Erkenne Gott in Gott, den Menschen im Menschen, Dich in dir selbst, so wirst Du Gott und Mensch zugleich sein.“

Die beiden Reisegefährten brachen schon am folgenden Tage nach Wünschelburg auf. In Albendorf, dem berühmten, viel besuchten Wallfahrtsorte, wurden Kirche und Kapellen besichtigt, die Figuren schlecht gefunden. „Der Kalvariberg ist — abgerechnet die darauf stehenden Schnurrpfeifereien — angenehm. Fast bei jeder Kapelle sind Originalantiquitäten, Stücke Kalk, Stein, Sand, albernes Zeug!“ Eigentlich galt die Fahrt nur einer mit Gentz getroffenen Abrede, gemeinsam die Heuscheuer zu besteigen. Da Gentz sich nicht einfand, so wurde die Partie ohne ihn gemacht. Als Schön von der Kletterpartie zurück nach Wünschelburg kam, fand er ein Billet von Gentz vor, der sich auf seiner Lustreise verspätet hatte, und nur durchgefahren war. „Gentz hat zu seiner Lustreise durch Schlesien vom Minister Hoym, ohne sein Bitten, einen Vorspannpaß erhalten.“ Also mußten die armen Bauern auch Spaziergänger befördern.

Von Wünschelburg nach Reinerz wurde bis Rückers gefahren, von dort der Wagen vorausgesendet, und zu Pferde die Glashütte in Friedrichsgrund aufgesucht, und genau untersucht. Dann wurde die Fahrt von Reinerz aus noch weiter fortgesetzt bis Gellenau, einem Gute des Justizraths v. Mutius. „Bald hinter dem Schlosse sahen wir einige neue Häuser, welche die Bleiche der Herren Alberti und Reinhardt war. Erster ist in Waldenburg,“ bei Letzterem wurde abgestiegen. Nun wurde das so wichtige Bleichverfahren eingehend studirt, auch der Anfang mit der Erkennt-

niß der Einkauf- und Absatzverhältnisse gemacht. „Es wurden jährlich auf vier Bleichen 20,000 Schock gebleicht. Die Leinwand wird roh, das Schock zu 8 bis 10 bis 12 Kaisergulden eingekauft. Der Bleicher bekommt pro Schock 16 ggr., muß aber dafür sich alles besorgen, und die Leinwand weiß abliefern. Herr v. Mutius liefert denen Bleichern das Holz, und erhält von diesen pro Schock Leinwand 2 sgr." Hiernach scheint der Grundherr für die Benutzung der Plätze und die sonst ziemlich werthlosen Brennmaterialien eine ansehnliche Revenue bezogen zu haben. „Herr Reinhardt besucht die Leinwandmärkte in denen benachbarten böhmischen Städten zu Nachod und Politz, und kauft dort die feinere Leinwand ein. Die Garne kommen aus dem Neiß'schen und Leobschütz'schen hierher. Der Weber hat pro Schock höchstens 1 Rthlr., woran er 4 bis 5 Tage arbeitet, auch wohl nur 3 Tage." Das waren etwa, abgesehen von den technischen Manipulationen, die Hauptnotizen, welche eingesammelt wurden.

„Gellenau liegt in einer herrlichen Gegend an der Grenze. Wir gingen, nachdem alles gesehen war, nach dem pptr. 1000 Schritte davon entfernten Kudowa, wo der in Schlesien so bekannte Sauerbrunnen ist, das dem Grafen v. Stillfried gehört. Mit Wein und Zucker wurden unzählige Brauserchen gemacht, die mit dem größten Wohlgeschmack hinuntergingen. Herr Reinhardt, Associé von Alberti bei der Bleiche in Gellenau, ein Stadtbürger, ließ es an nichts fehlen, und sein Buchhalter, den er dahin mit sich nahm, war so bereitwillig und gesprächig als —. Wir tranken tapfer. Es sind noch wenig Anstalten für Badegäste in Kudowa gemacht. Als wir von Kudowa zurückkamen wurde

Reinhardts Anerbieten, bei ihm zu Mittage zu bleiben, angenommen, und so gut gegessen als getrunken, gelernt aber nichts." Dann wurde noch die Kirche besehen, „worin eigentlich die Kanzel merkwürdig ist, weil sie aus einem Wallfischrachen besteht. Es sieht abscheulich aus." Schummel sagt von diesem Meisterstück: „wenn der Michel (nicht Angelo), der diese Idee faßte, auch gleich dabei die Geschichte des Jonas vor Augen hatte, so hat er doch auch diese erbärmlich verhunzt! Doch — immer besser eine alberne Kanzel, als eine alberne Predigt [1])." Auch Zöllner hat sich darüber entsetzt. Er meint: „in alten Zeiten hat ein Baumeister die sonderbare Idee gehabt, der Kanzel die Gestalt eines Seeungeheuers zu geben, das seinen entsetzlichen Rachen aufsperrt, aus welchem der Geistliche, wenn er predigt, zwischen den langen breiten Zähnen hervorsieht [2])."

In Reinerz wurde die dortige damals berühmte Papiermühle besucht, „die ganz vorzügliches Papier geliefert hat, und noch große Geschäfte damit macht. Die Lumpensammlung ist auch in Schlesien für jede Papiermühle auf gewisse Kreise bestimmt." Es wurde eben allgemein und in jede Branche hinein mit Privilegien und Monopolen im lieben Vaterlande gewirthschaftet. „Die Vorzüglichkeit des hiesigen Papiers soll durch das Wasser bewirkt werden. Es ist hartes Quellwasser, das dazu benutzt wird. Tritt der Sauerbrunnen über, so verdirbt er das Wasser, das Papier soll von dem Wasser des Sauerbrunnens gelb werden."

Dann wurde auch der größte Tuchhändler dieses Ortes

---

[1]) Schummel, Reise, p. 262.

[2]) Zöllner, Briefe, Bd. I, p. 430.

besucht, „Herr Sandmann. ich sprach mit ihm und dem Stadtkämmerer Frey viel über die hiesige Tuchfabrikation. Dieser Sandmann ist für Reinerz das, was ein Wollmagazin für andere Städte ist. Er hat viel Konnexion in der Schweiz, Bern, Basel, im Reich, in Schwaben, Ravensburg, in Italien, Mantua, Triest 2c. bloß durch seine treue gute Bedienung erhalten. Er giebt denen Tuchmachern Wolle, und nimmt ihre Tuche ab.“ Schön behielt diesen Mann den Abend über bei sich, und examinirte ihn vollständig aus. Dabei wurde dann festgestellt, daß die hiesige Appretur nicht genügend war. „Die Tuche, welche nach Deutschland und der Schweiz gehen, werden in der Regel weiß nur einmal abgeschoren versendet, weil die Käufer mit unserer Appretur durchaus nicht zufrieden sind. Die nach Italien gehen, werden gefärbt, am häufigsten schon in der Wolle, wozu indessen Proben eingeschickt werden müssen.“

Von Reinerz wurde dann der Weg nach Mittel-Steine zum Baron v. Lüttwitz eingeschlagen, „an den ich vom Landrath v. Prittwitz eine Adresse hatte. Der Weg geht über Rückers. Neben Rückers auf einem Felsberge steht ein Blockhaus, das wir besehen wollten. Den Berg bestiegen wir zwar, aber weil wir keinen Paß vom Gouverneur zu Glatz hatten, wurden wir nicht hineingelassen. Wir gingen indeß rundherum, und erfuhren hieraus sowohl als aus dem Gespräch mit den da garnisonirenden 15 Invaliden, die alle zwei Monate abgelöst werden, daß es eine kleine Festung ist, deren Wände von vierfachen Balken erbaut sind, mit einem Graben umzogen. Das Dach wird im Falle einer Belagerung abgenommen, und Sand aufgeschüttet.“

Da der Baron v. Lüttwitz nicht zu Hause war, so wurde

bei seinem Verwalter nur einige Erkundigung über die Wirthschaft eingezogen. Das Rindvieh war in sehr gutem Stande, das Schafvieh aber gering. Indessen hatte Herr v. Lüttwitz einige Stähre vom Grafen v. Magnis angekauft, um seine Heerde empor zu bringen. „Es waren tüchtige Kerls."

In Neurode wurden gründliche Examina angestellt. „Es ist eine wahre Bergstadt, aber schlecht gebaut. Es kam der hiesige Bürgermeister, mit dem ich viel über das hiesige Tuchwesen abhandelte, was besonders zu Papier gebracht wird; ich besah dann den hiesigen Leinwandmarkt, der unter denen Lauben" (?) „des Hauses, in welchem ich wohnte, und der benachbarten Häuser gehalten wird. Es werden bis 200 Stück Leinwand auf jedem Wochenmarkte verkauft. Das Stück hat hier 72 bis 84 Ellen breslauisch, in der Regel das letztere Maß. Man bezahlt ein Stück von 84 Ellen mit 11 bis 12 bis 13 Rthlr. Es wird hier hauptsächlich breite Leinwand zu 2 Ellen breit verkauft, die hier verfertigt wird. Der Leinwandmarkt ist nicht eingeschränkt, der Polizeibürgermeister und der Syndikus sind nur dabei, um etwaige Unordnung zu verhindern. Die Leinwandhändler sitzen vor denen Häusern auf großen hölzernen Stühlen, die Weber treten heran, und handeln dann. Um 1/2 11 Uhr Vormittags wird zum Anfange des Marktes ein Zeichen mit der Glocke gegeben, dann treten die Weber schaarenweise um die Stühle der Kaufleute herum, und präsentiren ihre Stücke. Sind Verkäufer und Käufer Handels eins, so macht der Kaufmann sein Zeichen auf das Stück Leinwand, und schreibt den Preis dabei, dann ist der Handel geschlossen. In einer halben Stunde war der Markt vorbei, wo 120 Stück — es war ein schlechter Markt — verkauft waren. Die Käufer

sind theils Leinwandhändler aus dem Gebirge, theils Kommissionäre derselben aus der hiesigen Gegend, theils Händler, die hier in kleinen Städten, auch wohl auf dem Lande herum, wohnen. Letzteres ist zwar gegen die preußische Einrichtung, die Leute sind aber ex gratia — dem gewöhnlichen Reitpferd — konzessionirt. Wenn der Markt vorbei ist, giebt jeder Kaufmann an, wie viel er gekauft hat. Ist dieser Markt zu Ende, dann geht der Garnmarkt unter Direktion des Polizeibürgermeisters wie in Neiße und Leobschütz an, nur daß nichts bezahlt wird. Dieser Markt ist unbeträchtlich gegen den in Neiße und Leobschütz. Die hiesigen Garne sind stärker, es kommt viel Garn aus Oberschlesien hierher. Aus Böhmen kommt viel feine Leinwand auf den Markt. Die Böhmen haben viel Kettengarn, aber an Einschlaggarn (dem stärkeren) soll es ihnen fehlen; daher geht aus denen Grenzdörfern, die den Absatz ihrer Garne bequemer im Böhmischen als im Preußischen haben, viel Garn nach Böhmen." Hier sehen wir die ersten Spuren eines Verkehrs, durch welchen die benachbarten Länder ihre gegenseitigen Bedürfnisse und Fertigkeiten auszugleichen strebten, ein Verkehr, der heute noch besteht, und sich noch immer nicht aus den Fesseln althergebrachter künstelnder Handelspolitik losmachen kann, vielleicht gar im Augenblicke mehr bedroht ist, als früher. Im Riesengebirge wurde dann diese Kenntniß vervollständigt.

„Neurode ist eine Mediatstadt des hier wohnenden Grafen v. Stillfried, der beim Abzuge eines Bürgers, wie von Unterthanen Abzugsgelder fordert."

Von Neurode wurde am folgenden Tage aufgebrochen. Das Tagebuch Schöns besagt über die nun eingeschlagene Tour Folgendes: „Den 21. Juli 1797 morgens geschrieben, dann nach Eckersdorf zum Grafen Magnis gefahren. Der Weg geht anfangs zwischen Feldern, es ist bergigt, der Weg Chaussee, rother Lehm mit wenig Sand. Das Dorf Buchau rechts vorbei, bergigt wie die ganze Grafschaft Glatz, und in denen Thälern Wiesen. Schlegel, ein dem Grafen v. Pilati, in österreichischen Diensten, gehöriges Dorf. Hier ist eine Salpetersiederei, ich fand bloß die Frau des Sieders zu Hause." Trotzdem nahm Schön sich die Zeit, die Manipulationen der Salpetersiederei, die ziemlich einfach waren, genau zu besichtigen. „Die Salpetererde wird theils aus Kellern in den Häusern gegraben, wozu die Salpeter-Sieder, jedoch ohne den geringsten Schaden zu machen, berechtigt sind, theils von Wänden genommen, die besonders neben der Hütte dazu aufgerichtet sind." Hier möge noch die Notiz Platz finden, daß der ungeläuterte Salpeter, der aus der ersten Krystallisation hervorgeht, mit 35 Rthlr. der Centner verkauft wurde. Der einer weiteren Läuterung unterworfene und ganz gereinigte Salpeter galt 45 Rthlr.

Dann ging es „zwischen Felder, dann Wald, dann einige Kohlhäuser, eine neue Kolonie neben den Steinkohlengruben" (jetzt Kolonie Leppelt) „im Walde, zwischen Felder nach Eckersdorf, das ganz im Thale liegt." Hier suchte Schön den Matador der Schlesischen Schafzucht, den Grafen Magnis auf, dessen Ruf damals schon fest begründet war. Kurz vorher war der Assessor v. Vincke, mit welchem Schön, wie oben berichtet wurde, in Tarnowitz zusammengetroffen war, ebenfalls bei dem Grafen in Begleitung seines Reisegefährten,

des späteren Geh. Oberfinanzraths Wilkens gewesen, und hatte sich in den ersten Tagen des Monats Juli mehrere Tage dort aufgehalten. In einem Briefe an seine Eltern vom 5. Juli 1797 nennt Vincke[1]) den Grafen v. Magnis „den größten Schafwirth in Deutschland." Wir werden weiter unten sehen, in wie weit diese Bezeichnung richtig war, wollen aber hier vorweg darauf verweisen, daß Vincke damals die Schafzucht Fink's in Köfitz bei Dessau noch nicht kannte, und welche Umstände die Veranlassung dazu gaben, daß er im folgenden Jahre, während Schön schon in England war, im Auftrage des Ministers v. Struensee nach Köfitz gehen mußte.

Schön fährt in seinem Tagebuche fort: „ich fand an dem Grafen v. Magnis einen Mann, der öfters seine Gedanken, die guten Hausverstand zeigen, schöner einkleiden will, als er kann; wir sprachen viel über seine Schafzucht, gingen darauf in den Schafstall." Die Resultate seiner Beobachtungen hat Schön in einem noch am 21. Juli 1797 in Eckersdorf abgefaßten Aufsatze niedergelegt, den er mittelst Berichts vom 4. August 1797 von Waldenburg aus dem Minister v. Schrötter nebst einem Auszuge aus seinem Tagebuche, des Grafen Rindviehzucht betreffend, überreichte. Schrötter erklärte ihm in seiner Antwort vom 10. September ej. a., daß er „für die mitgetheilten interessanten Nachrichten über die Schäferey auf den Gütern des Grafen v. Magnis recht sehr verbunden" sei. Er hat dann später in Berlin seine Nachrichten mit Vincke's Beobachtungen verglichen, und beide scheinen sich dort näher mit einander verständigt zu haben.

[1]) v. Bodelschwingh, Vinckes Leben, Bd. I, p. 102.

Zunächst mögen hier einige Einzelheiten Platz finden, die zur Reisebeschreibung gehören: „Die Wohnung des Grafen ist pompeuse, seine Frau, eine Tochter des Generals v. Götzen aus Glatz, eine kluge Dame, die aber sehr nach dem Stammbaum sieht.“ Es scheint fast, daß der Freiherr v. Vincke mit seinem alten Stammbaume dem Grafen und seiner Gemahlin besonders imponirt hat: er entstammte einer Familie, wie Graf Magnis sich in einem Briefe vom 13. August 1798 an ihn ausdrückt [1]), „die den gesetzmäßig anerkannten Stempel des Adels, welcher die Seele ihrer Vorfahren seit Jahrhunderten eingeprägt, beständig bis auf ihre in unseren Tagen grünenden Sprossen rein und unverfälscht erhalten zu haben sich rühmen kann.“ Wir brauchen aber wohl kaum hinzuzufügen, daß wir mit dieser Reminiscenz nur den Grafen charakterisiren wollen.

„ich traf,“ so fährt Schön in seinem Tagebuche fort, „Draeke aus Breslau und den Kondukteur Moser aus Berlin hier, die Steine zum Monument des hochseligen Königs“ (Friedrich II.), „das in Berlin gesetzt werden soll, suchten. Dabei erfuhr ich, daß hier viel Syenit und im Kalkstein viel Dendriten sind. Von beiden erhielt ich etwas.“ Wir wollen hier noch die Bemerkung anknüpfen, daß bei Albendorf und Rathen Porphyre anstehen, welche zu wiederholten Malen die Aufmerksamkeit auch Friedrich Wilhelms IV. auf sich gezogen haben.

„Zu Mittage hatten die beiden Köche des Grafen etwas Gutes zugerichtet, dabei trank man auch tapfer. Nachmittag fuhr ich mit dem hiesigen katholischen Pfarrer nach

---

[1]) v. Bodelschwingh, Vinckes Leben, Bd. I, p. 103.

Tuntschendorf, zwei Meilen von Eckersdorf, wo der Graf seine Stähre stehen hat. Der Weg geht über Mittel-Steine, wo der Graf auch ein Vorwerk hat, und Scharfeneck, das dem Grafen v. Götzen — dem Schwager des p. Magnis, einem nur konventionellen, nicht großen Geiste, gehört. Wir besahen dort die Stähre, und fuhren nach Eckersdorf zurück, wo ich mich bald zur Ruhe begab."

„Den 22. Juli 1797 morgens sah ich noch den Kuhstall an, und fuhr mit dem Grafen auf eines seiner Vorwerke, das eine Viertelmeile von Eckersdorf nach Glatz zu liegt, wo der Graf seine Lämmer stehen hat. ich sah diese und den herrlichen Stall mit Vieh da an; hörte vom Grafen, daß er vor zehn Jahren diese Güter bankerott übernommen, und jetzt eine beträchtliche reine Revenue habe. Dem Rufe nach 50,000 Rthlr., wovon ihm nach Abzug der Interessen 20,000 auch 30,000 Rthlr. ganz rein bleiben können." Nach einer Angabe des damaligen Assessors Wilkens in einem kleinen Aufsatze, der abschriftlich, also von Vincke mitgetheilt, sich unter Schöns Papieren befindet, brachte die Schäferei im Jahre 1797 gegen 24,000 Rthlr. ein, und damit hatte Vincke selbst ein Recht, seinen Eltern zu schreiben: „der Graf Magnis ist bekanntlich der größte Schafwirth in Deutschland; er nutzt ein Schaf im Durchschnitt auf einen Dukaten jährlich [1]."

Nach der Rückkehr von jenem Vorwerke fuhr Schön nach Neurode ab. Die Erfolge, welche Graf Magnis in ganz kurzer Zeit erreicht hatte, machten natürlich das größte Aufsehen, und er hatte auf dem Breslauer Wollmarkte in

[1]) v. Bodelschwingh, Vinckes Leben, Bd. I, p. 102.

demselben Jahre den Versuch gemacht, einen Bock und zwei Mutterschafe meistbietend zu verkaufen. Er erhielt vom Grafen v. Burghaus auf Laasan für den Bock 45 Rthlr. und für jedes Mutterschaf $22^1/_2$ Rthlr. Der Bock wurde gleich geschoren, und gab $9^1/_4$ Pfd. Wolle, für welche Breslauer Tuchmacher pro Pfd. 24 Groschen schlesisch oder 19 ggr. $2^2/_5$ pf. preußisch boten [1]).

Graf Magnis konnte diese Erfolge nur auf ungewöhnlichem Wege erreichen. Bei der Uebernahme der Güter fand er 3000 Schafe vor, jetzt, nach zehn Jahren, war die Heerde 8000 Köpfe stark. „Die schnelle Veredelung," sagt Schön in seinem Aufsatze, „ist allein dadurch bewirkt worden, daß gleich beim Anfange der Verfeinerung alle groben Stähre abgeschafft, und jährlich immer die gröbsten Schafe gebrackt wurden, wobei noch die planmäßige Behandlung vieles beigetragen hat." Das Material zur Züchtung feiner Schafe war ursprünglich durch zwei edle Böcke, Nachkommen ächter Merino's aus der Stansdorfer Stammschäferei beschafft worden, welche ihm aus derselben wohl auf Verwendung des Grafen Hoym unter Vermittelung des Ministers v. Herzberg überlassen waren. Angeregt hierdurch begab sich Graf Magnis auf Reisen nach Oesterreich und Ungarn. „Zu diesen Böcken wurden Böcke und Schafe von spanischer Abkunft aus Ungarn, Oesterreich, Böhmen gekauft. Dies waren Nachkommen von denen Schafen und Böcken, welche die Kaiserin Maria Theresia und der Kaiser Joseph aus Spanien hatten kommen lassen. Die Schäfereien des Grafen v. Hodiz, Fürsten Kauniz und des Herrn v. Geisler zeich-

---

1) v. Reitzschütz, Studien rc., Bd. IV, p. 39.

nen sich im Oesterreichischen in Rücksicht der Feine insbesondere aus. Hierdurch und durch wenige Stähre von Brietz, dem Gute des verstorbenen Ministers Herzberg, geschah die Veredelung." Graf Magnis muß über bedeutende Geldmittel verfügt haben, und forcirte die Sache förmlich. Er hatte in Oesterreich ohne jede Rücksicht für passende Thiere Preise gezahlt, die zu jener Zeit geradezu unerhört waren.

„Zu denen Magnis'schen Gütern," bemerkt Schön, „im Preußischen gehören 47 Vorwerke und 28 Dörfer. Die Herrschaften, welche der Graf v. Magnis noch in Böhmen hat, sind nicht so groß." Dann wird noch die Angabe hinzugefügt: „der Ackerbau ist auf denen Eckersdorf'schen Gütern, weil der Graf sich damit gar nicht abgiebt, sondern alles seinen Verwalters überläßt, gar nicht wichtig. ich frug deshalb auch nicht viel darnach." Die Wirthschaft war geradezu auf die Schaf- und Rindviehzucht eingerichtet, derselben angepaßt und zwar mit großem Verständnisse. „Im Sommer weiden die Heerden auf der Braache, den Stoppeln und an Anbergen, die zur Schafhütung präparirt sind. Die Braachweide ist nicht vorzüglich, und weil vom Braachfelde nur im Durchschnitt ¼ reine Braache bleibt, ist das Hütungsterrain nicht sehr groß. Die Gegend ist gebirgigt und felsigt. Die Spitzen der Berge sind mit Wald bewachsen. Diese separate Hütung liegt zwischen denen Feldern im Thal und dem Walde auf der Spitze des Berges. Vor der Veredelung waren diese Hütungsplätze mit Strauch bewachsen. Um dem Mangel an Weide abzuhelfen, der jährlich vor der Erndte, weil die Braache dann größtentheils gestürzt war, und die separaten Hütungen auch wenig Nahrung gaben, abzuhelfen, wurden diese Hütungsplätze zu einer bloßen

Schafweide eingerichtet. Der Graf ließ diese mit kurzem Strauch größtentheils bewachsenen Anberge, die wenig nützten, nachdem sie gerodet waren, im ersten Jahre nach der Rodung mit Hafer besäen, dann Kartoffeln im Mist darauf setzen, und hierauf wieder Hafer mit Luzerne, Klee, Honiggras, Raygras säen. Der Hafer wurde noch abgehauen, und das Land blieb dann als Schafweide liegen. Die Schafe befinden sich sehr wohl darauf, und aus unnutzbaren Ländereien sind einträgliche gemacht worden."

Während Vincke und Schön in Eckersdorf des Grafen v. Magnis Einrichtungen studirten, und der erstere an den Minister v. Struensee, der andere an den Minister v. Schrötter berichtete, spielten sich in Kösitz bei Fink und in Dieskau beim Kanzler v. Hoffmann einige für die Weiterverbreitung der feinen Schafzucht in Preußen bedeutungsvolle Scenen ab, über welche Fink in einem an Schön gerichteten Briefe vom 26. August 1797 berichtete. Struensee hatte eine Reise nach Dieskau zum Kanzler v. Hoffmann gemacht, und sprach vorher in Kösitz bei Fink vor. „Sr. Excellenz der Herr Staatsminister v. Struensee haben mich zwei bis drei Stunden in Kösitz besucht, und meine Schafzucht besehen. Hochdieselben kamen von Dessau und reiseten nach Dieskau, wohin ich auch eingeladen wurde." Die Folge davon war, daß Struensee von Fink vier Böcke acquirirte, die dieser nebst einem gelernten Schafknechte nach Struensee's Gute Matzdorf senden mußte. Bei den Gesprächen über Schafzucht kamen auch Schöns briefliche Nachrichten über die schlesische Schäferei, worüber er Fink fortlaufend Nachricht gegeben hatte, zur Sprache. „Dem Herrn Kanzler v. Hoffmann," schreibt Fink, „habe ich Ihr letzteres Schrei-

den vorgeleget. Derselbe findet Ihre Anmerkungen sehr richtig, die Sie über die schlesischen Schäfereyen gemacht haben, daß sie zu warm gehalten werden, und daher ein größerer Grad der Sterblichkeit entstehe." Von der Eckersdorfer Schäferei hatte Fink noch keinen Bericht von Schön erhalten, er „erwartete sie noch schmerzlich sehnend." An jener Stelle seines Briefes fährt er fort: „dieser Herr" (von Hoffmann) „freuet sich, daß Ihre Behauptungen mit seinen Gedanken einstimmen. Es ist mir lieb gewesen." Und dann weiter unten: „mein Freund, Herr Kanzler v. Hoffmann, hat seit mehr als ein Jahr sich gratuliret, Er bekomme 2 Böcke vom Herrn Grafen v. Magnis, einen der größten Race, den anderen von mittler Race, — die sollten Dieskau aufhelfen — in Gedanken kam so Dieskau über Kösitz, wie Samson über die Philister. Eben bei Anwesenheit des Ministers v. Struensee Excellenz kamen die Böcke in Dieskau an. Siehe da, weit standen sie den Kösitzer Böcken in der Feinheit nach, welches die ganze hohe Gesellschaft, Herr Kanzler, seine Gemahlin, Schäfer, Schafknechte, Verwalter, einstimmig gestanden." Wir wollen übrigens dabei nicht unbemerkt lassen, daß Graf Magnis in der kurzen Zeit nicht im Stande gewesen war, denjenigen Grad der Feinheit zu erreichen, den er sich vorgesetzt hatte. „Zur höchsten Feine und zum größten Wollreichthum sind außer denen Stähren nur erst die in Eckersdorf stehenden 400 Schafe," die im Jahre 1790 begründete eigentliche Stammheerde, „gekommen," sagt Schön in seinem unabhängig davon geschriebenen Aufsatze. Er hatte sich zunächst darauf gelegt, große Statur und große Wollmasse zu erlangen, und damit hatte er, den feinen aber wollarmen Schafen im Oels-Namslau'schen gegenüber Furore

gemacht, und pekuniär für seine Oekonomie richtig gehandelt. Fink fährt dann weiter fort: „der große Bock hatte hohe Beine, schien stark. Eine Waage gab den Bericht: der große Bock von Graf v. Magnis wog 83½ Pfd., der Köfitzer 96½ Pfd., beyde von gleichem Alter.“ Das war ein Triumph für Fink's altes Herz, dem er gegen seinen jungen Freund freien Lauf ließ. „Verwechselt waren die Böcke nicht, sie trugen einen versiegelten Riemen um dem Halse. Mein gnädiger Freund, Herr Kanzler, hat bey seiner Anwesenheit auf der Schäferey des Herrn Grafen nicht recht gesehen. Gewiß, die Historie machte mir eine freudige Bewirthung. ich gab die Erinnerung: man würde doch nun Köfitz nicht verlassen — nein, so weit wollen wir nicht wieder gehen, 6 Dukaten à Stück, hier 1½ Pistolen — das Verhältniß ist nicht gleich.“

Diese Begegnung hat auf Struensee offenbar einen tiefen Eindruck gemacht, und sein ferneres Verhalten bestimmt. Fink meldet in demselben Briefe Schön, daß der Minister gegen ihn die Absicht ausgesprochen habe, er sei „gewillt, einen Transport Schafe und Böcke aus Spanien kommen zu lassen, wozu ich Hand anlegen, auch hernach die Schafzucht übernehmen soll.“ Fink scheint damit nicht ganz einverstanden gewesen zu sein, die Maßregel für überflüssig gehalten zu haben: „das Ding wäre gantz gut, wenn es nur leicht ginge, und wenn wir nur würklich mit einem Aufwande von 10—12—16,000 Rthlr. gebessert werden.“ Er besteht darauf, daß Sachverständige, welche die Wolle seiner Schafe in Spanien selbst mit der feinsten Segoviawolle zu vergleichen angewiesen würden, nicht im Stande wären, einen Unterschied nachzuweisen. Wenn die in Spanien selbst

erzeugte Wolle, wie der Fabrikant rühme, mehr Zähigkeit habe, so verweist er wohl nicht mit Unrecht darauf: „in Spanien hat man keine Ställe noch Stroh. Immer in freier Luft und Winde. Hier kann man Ställe nicht entbehren.“ Deshalb wirft er die Frage auf: „wird die Wolle in den folgenden Generationen nicht ebenfalls ihre Zähigkeit in Deutschland verlieren?“

Gewiß ist, daß der Minister v. Struensee im April des Jahres 1798 dem Assessor v. Vincke den Auftrag ertheilte, die Schäferei Fink's, der unterdessen nach dem Petersberge bei Halle übersiedelt war, und wegen der Uebernahme der Domäne Subkau bei Dirschau für seinen Schwiegersohn Heyne mit dem Minister v. Schrötter in Unterhandlung stand, in Augenschein zu nehmen, zugleich andere veredelte Schäfereien in Sachsen und im Magdeburg'schen zu bereisen, insbesondere aber über die kurfürstliche Stammschäferei zu Stolpen zuverlässige Erkundigungen einzuziehen. Hierüber lagen schon Schöns vorjährige Berichte an Schrötter vor. Die Absicht Struensee's, eine Stammheerde aus Spanien holen zu lassen, die er 1797 gegen Fink ausgesprochen hatte, ist dann erst im Jahre 1802 durch Vincke zur Ausführung gebracht worden [1]).

In Silberberg traf Schön mit dem vorausgegangenen Prorektor Woltersdorf wieder zusammen. „Silberberg ist eine wahre Bergstadt, man kann auf der Straße bequem den Hals brechen.“ Aber außer den besehenen Merkwürdig-

---

[1]) Vergleiche oben Seite 211.

keiten der Festung, bezüglich deren das Tagebuch auf Zöllner verweist, enthält dasselbe weiter keine Notizen. Es wurde daher von den Bergen hinabgestiegen, und „der Titular-Landrath v. Salis in Peterwitz" aufgesucht. Aber unaufhörlicher Regen hinderte jede nähere Umschau. Hier wurde zuerst, da man dicht bei Frankenstein sich befand, nach dem so wichtigen Frankensteiner weißen Weizen [1]) Nachfrage gehalten, und da erfuhr Schön zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß „dieser nur in drei Dörfern eigentlich aushalte. Die Namen der Dörfer habe ich vergessen. Selbst in Peterwitz artet er in gelben aus." Das letztere war vollkommen richtig, und ist heute noch richtig. Der Frankensteiner weiße Weizen hält überhaupt im Frankensteiner Kreise nirgend aus, sondern ist der Ausartung in längerer oder kürzerer Frist ausgesetzt. Er führt den Namen nicht vom Erzeugungsorte, sondern von dem Marktorte, wo er gehandelt wird, und es kam also darauf an, dem Erzeugungsorte und den Bedingungen der Produktion nachzuforschen. Schön war in Peterwitz gesagt worden, „die Bauern sollen ihn sehr zeitig hauen, und das beschwerliche Dreschen nicht achten, um ihn nur weiß zu haben." Er scheint aber auf die Kraft dieser Manipulation nicht vertraut zu haben.

In Frankenstein, welches Schön „ein munteres Städtchen mit einem gut gebauten Markte und einem artigen Steuereinnehmer" nennt, und welches seitdem in Folge des Brandes vom Jahre 1858 fast ganz neu aufgebaut, und ein Eisenbahnknotenpunkt geworden ist, muß es Schön auch gelungen sein, den Ursprungsort des weißen Weizens zu er-

[1]) Siehe oben Seite 178.

mitteln. Nördlich oder genauer nord-nordöstlich von Frankenstein, welches selbst mit seiner Umgebung zum Thalgebiet des Neißeflusses gehört, erstreckt sich, durch mäßige Höhenzüge von diesem geschieden, das Flußthal des Ohlauflusses hin, in welchem das alte Kloster Heinrichau belegen ist, und in welchem sich auf fettem und reichem Boden dessen alte Besitzungen befinden. In Folge der Klostersäkularisation wurde dieser prächtige Güterkomplex Eigenthum der Prinzessin von Oranien, nachher Königin der Niederlande. Später durch Ankäufe sehr bedeutend in der nächsten Umgegend vergrößert, ist derselbe durch Erbgang an die Großherzogin von Sachsen-Weimar gelangt. Der Ohlaufluß schlängelt sich zwischen sanften Anhöhen dahin, deren Bodenbeschaffenheit ganz verschieden ist. Auf dem rechten, östlichen Ufer lagern allerlei lettige Schichten, welche auch allerlei Mineralien enthalten. Es ist dort Graphit gegraben worden, Braunkohlenlager sind dort gefunden worden, und Schöns Freund, der unermüdliche, unternehmende Schiebel hatte im Jahre 1797 gerade eine Ader Vitriolerz aufgefunden, und auszubeuten begonnen. Alle diese Funde sind aber wenig nachhaltig gewesen, und deuten eben nur an, daß dort ältere Schichten zu Tage kommen, die dem Ackerbau weniger günstig sind, als dem Forst. Auf dem linken, westlichen Ufer dagegen sind die Anhöhen mit einer jüngeren Erdschicht bedeckt, welche in ihrer Güte und Gleichmäßigkeit das Ideal für einen Landwirth nahezu realisiren könnte, und es wiederholt sich auch hier die alte Bemerkung, daß die Mönche und insbesondere die Cisterzienser es meisterhaft verstanden haben, für ihre Gründungen die fettesten Flecke auszusuchen. Diese Hügellehnen enthalten den Boden, auf welchem der so geschätzte weiße Weizen ausdauert, und nicht

ausartet. Ein erheblicher Theil derselben ist noch mit einem alten Buchenwalde besetzt, dessen Grund und Boden die Landschaft zu ihrer Zeit, und zwar in ganz neuerer Zeit durchweg als Weizenboden erster Klasse ansprach, in welchem aber noch riesige alte Stämme sich erhalten haben. Der Verfasser hat selbst auf einer kleinen gerodeten Ecke im Neulande Hafer von 6 Fuß Höhe gesehen. Dies mag nur eine Vorstellung von der Kraft dieses Bodens geben. Zweifelhaft bleibt auch heute noch, welchen Umständen es eigentlich zuzuschreiben ist, daß gerade auf diesem schmalen Striche Landes ein so ausgezeichnetes und hoch geschätztes Gewächs sich konstant erhält, während es schon in der nächsten Umgebung erfahrungsmäßig nach längerer oder kürzerer Frist der Ausartung ausgesetzt ist.

Da es hier nicht am Orte ist, diese Umstände einer gründlichen Erörterung zu unterwerfen, so soll hier nur angedeutet werden, was Schön bei seiner Untersuchung darüber erfuhr. Er begab sich von Frankenstein aus nach Seitendorf, einem dem Kloster Heinrichau gehörigen Dorfe, in welchem das Kloster einen Dominialhof besaß. Dies Dorf gehört noch zum Kreise Frankenstein, und ist in diesem das einzige, welches in die Region des weißen Weizens gehört, die übrigen Feldmarken, welche als die Heimath desselben zu betrachten sind, liegen im Münsterberger Kreise. Der sonst so gesegnete Boden des Kreises Frankenstein („hier ist das gesegnete Schlesien," sagt Schöns Tagebuch) ist kalt, und zeigt diese Eigenschaft schon durch die Farbe des Untergrundes an, während der Boden des Münsterberger Kreises und insbesondere der in Rede stehenden, auf dem linken Ufer der Ohlau belegenen Feldmarken, besonders warm ist, und eine

dunklere Färbung hat. Damit stimmen noch andere Anzeichen. Das nördliche Ende der ganzen Region wird durch die Feldmark des großen und reichen Dorfes Töplitwoda bezeichnet, welches nach der Säkularisation zu den eigentlichen alten Besitzungen des Klosters Heinrichau zugekauft worden ist, damals sich im Besitze der Familie v. Schweinichen befand. Töplitwoda heißt „Warmwasser," und deutet durch seinen Namen die Beschaffenheit des Bodens an. Zugleich ist anzuführen, daß die Feldmarken Seitendorf, Frömsdorf, Krelkau Quellen enthalten, welche niemals zufrieren. Daß also dieser Boden ganz allgemein stärker erwärmt wird als die Nachbarschaft, geht daraus von selbst hervor. Der Schnee schmilzt hier auch früher als im Frankensteiner Kreise, obwohl der letztere keineswegs höher liegt. Dies mag einer der Gründe sein, welche die Kultur eines so edlen Gewächses begünstigen, welches von alter Zeit her bis heute stets, wie auch Schön erfuhr, nur als Saatgut verkauft, weit versendet, und mit 2 bis 3 Mark pro Scheffel über dem höchsten Marktpreise ohne Handel bezahlt wird. Auf diesen Umstand wurde aber Schön damals nicht aufmerksam gemacht.

Schön war in Seitendorf bei dem alten Erbschulzen Hausner abgestiegen, und hatte sich an ihn um Auskunft gewendet. Was er von diesem erfuhr, folgt hier nach dem Tagebuche:

„Dieses Dorf hat zweifachen Boden. Auf der einen Seite des Dorfes ist es Lehm mit wenig Sand gemischt, und ohngefähr 1½ bis 2 Fuß darunter liegt schwarzer Schiefer, im Flötz höchstens ½ Fuß mächtig. Auf der anderen Seite des Dorfes ist der Boden Lehm mit schwarzer

Erde gemischt, und 2 Fuß unter der Oberfläche reiner Lehm. Der Boden ist nicht sehr warm" (darin hatte der alte Schulze Unrecht), „weshalb auch der Lein erst Anfangs Juni gesäet werden kann. Im Weizenbau ist bei beiden Böden kein Unterschied bemerkt. Aller Weizen wird in frischem Mist gesäet, man pflügt dazu viermal, braacht den Mist unter, und wendet der Länge nach mit dem Pfluge. Des Hakens bedient man sich hier nicht. Ist der Acker ganz klar und sehr mürbe, dann wird der Weizen mit der letzten Fuhre untergepflügt, am häufigsten aber mit der letzten Fuhre untergeegget. Man giebt ihm mit der Egge zwei Striche in die Länge und zwei Striche in die Quere, und endlich einen Strich in die Länge. Nach dem jedesmaligen Pflügen wird der Acker der Länge nach abgeegget. Es sind sechsfurchige Beete, welche man der einmaligen Gewohnheit wegen, und da durch das Quereggen der Nachtheil derselben größtentheils vermieden wird, beibehalten hat. Der Acker liegt fast eben, nur kleine Anhöhen, nur in einem Felde ist der Anberg etwas beträchtlich. In das Winterfeld kommt so viel Weizen, daß Roggen nur zur Konsumtion gebaut wird. Man bedient sich zugleich der Kalkdüngung. Den Kalk streut man, nachdem er etwas abgelöscht, und so zerfallen ist, auf den ausgestreuten Mist, und braacht ihn, weil er durch seine auflösende Kraft viel gute Dienste thut, mit unter. Die Mistdüngung ist nur dünn. Vor dem Säen wird der Weizen eingekalkt, d. h. mit Kalk durchgeschaufelt, und mit Mistjauche begossen, so wieder durchgerührt, und dann ausgesäet. Die Aussaat ist wie gewöhnlich auf eine gegebene Fläche. Der Weizen wird mit Sicheln geschnitten, in Gläden getrocknet, aufgebunden und eingefahren. Er soll so wie anderer Weizen schütten.

Ueber die Ausartung dieses weißen Weizens in gelben führte der Schulze an: auf dem hiesigen herrschaftlichen Vorwerke — es gehört dem Kloster zu Heinrichau, wäre seither immer gelber Weizen gesäet, dadurch wäre der weiße Weizen der Bauern, die nur weißen Weizen bauen, mit gelbem verunreinigt, so daß der Samen alle fünf Jahre gelesen werden mußte. Jetzt wird auch auf dem Vorwerke weißer Weizen gesäet werden. Die Bauern haben eine besondere Tenne und Banse für den weißen Weizen, wohin nie anderer Weizen oder anderes Getreide kommt, und auf welcher Tenne nie anderes Getreide, als weißer Weizen gedroschen wird. So ist auch ein besonderer Schüttboden zum weißen Weizen, wohin nie anderes Getreide, kommt. Diese zu beobachtende Sorgfalt — die denen Bauern, die nie anderen als weißen Weizen gebaut haben, zwar keine Mühe macht — schreckt Viele vom Bau des weißen Weizens ab, wozu noch kommt, daß auch selbst mit dem Mist, wenn vorher gelber Weizen gebaut ist, gelber Weizen auf das Feld kommen kann. Der Schulze versicherte ferner, daß die Meinung, als ob man in Seitendorf den Weizen, um ihn weiß zu erhalten, nicht ganz reif auf dem Halme werden lasse, ganz ungegründet sei, welches sich auch durch das Ansehen der ganz ausgewachsenen Körner von selbst widerlegt. Ferner giebt man hier die Meinung, als ob weißer Weizen nach dem Hauen schwerer als der andere Weizen trockene, nicht zu, er soll bei recht warmer Witterung, wenn er des Morgens früh gehauen, öfters Abends schon in Strohseile gebunden und eingefahren werden. Der weiße Weizen von hier wird nach allen Gegenden zur Saat verkauft, der Scheffel gilt 16 ggr., 20 ggr. bis 1 Rthlr. mehr als der

ordinäre Weizen. Fast im ganzen Frankenstein'schen wird nur weißer Weizen gebaut ꝛc."

Schön „aß eine Butterschnitte und trank einen Schnaps bei diesem Bruder Bauern, das gut schmeckte," und setzte seine Tour über Münsterberg weiter fort. Er fand dort „als Steuereinnehmer einen ehemaligen Gardeoffizier, der auch in österreichischen Diensten gewesen war, einen fidelen Mann mit einer österreichischen Frau, die noch fideler ist. Diese gaben mir ein Mittagessen, und ich verließ Münsterberg, das möglich gebaut ist, wo aber ein sehr abgeschmackter steifer Ton herrschen soll." Die Fahrt ging über Kamnich, wo das Schiebel'sche Vitriolwerk besichtigt wurde, nach Prieborn. „ich fand den Königlichen Oberamtmann nicht zu Hause, und da dessen Frau nicht so artig war, mir ein Nachtquartier zu geben, lag ich im elenden schmutzigen Kruge." Die Besichtigung des Prieborner Marmorbruches, „wo hellblauer und weißlicher Marmor gebrochen wird," ergab kein gutes Resultat. „Man konnte mir über nichts rechte Auskunft geben, nur so viel sah ich, daß da noch ungeheuer viel Marmor liegt, und die Bearbeitung nicht auf die wohlfeilste Art geschieht. Man schneidet den Marmor mit der Handsäge, obgleich ein fließendes Wasser dicht dabei ist." Von da kehrte Schön wieder um, und nahm seinen Weg nach Heinrichau, und von dort durch herrliche Felder mit weißem Weizen bestanden, über Altheinrichau nach Töpliwoda. Der Landrath v. Prittwitz hatte ihn an Herrn v. Schweinichen gewiesen, und er hatte so Gelegenheit, die ganze Region des weißen Weizens zu durchstreifen. Er traf Herrn v. Schweinichen nicht zu Hause, und mußte mit dem Verwalter conferiren, der dem Examen entschieden nicht gewachsen

gewesen ist, da er die Fabel wiederholte, daß der weiße Weizen unreif gehauen werde. Der Mann hatte also keine Ahnung davon, daß, wenn man das Getreide auf dem Halme überreif werden läßt, zwar die geringen Körner vollständig reifen, dafür aber die besten und schwersten auf dem Boden liegen bleiben, weil sie bei den Manipulationen ausfallen. Dagegen wurden „die hiesigen in ganz Schlesien wegen ihrer Größe und ihres guten Geschmacks berühmten Erbsen“ bewundert. „Sie sind weiß und groß, sonst dem Ansehen nach nicht von denen gewöhnlichen zu unterscheiden. Auf dem Halm ist ihr Blatt größer, der Stengel und die Schoote stärker. Diese Erbsen sollen eigentlich Garten-Zuckerschooten sein, die hier nur im Felde gesäet werden.“

„Gnadenfrei, eine Herrnhuter-Kolonie, die sich schon von fern ihrer rothen Ziegeldächer wegen gut präsentirt,“ wurde dann zunächst besucht. Die Kolonie Gnadenfrei war damals das Centrum der Herrenhuterei in Schlesien. Die mährischen Brüder hatten im Jahre 1746 von Friedrich d. Gr. die Erlaubniß erhalten, in Neusalz, Buhrau, Röbnitz, Ober-Peilau und Groß-Krausche Gemeinden und Bethäuser zu errichten, und in Folge dieser Erlaubniß kauften sie dem Besitzer des Gutes Ober-Peilau, einem Herrn von Seidlitz, der sich ihrer sehr wesentlich annahm, und dem wir schon in Gnadenfeld bei Kosel begegnet sind [1]), ein Stück Land von seinem Gute ab, legten dort ihren Hauptsitz für Schlesien an, und verbreiteten sich von dort aus weiter. Die gewöhn-

---

[1]) Siehe oben Seite 390.

lichen Herrenhuter-Einrichtungen, schon mehrmals gemustert, boten nichts Absonderliches dar. „Zu meiner Verwunderung erfuhr ich, daß sehr viele adelige Familien hier Häuser haben, und sich mit zu denen Lämmelbrüdern halten. Es ist hier eine Erziehungsanstalt für Mädchen, die für 57 Rthlr. jährlich bis ins 14. Jahr erzogen werden, wenn sie Herrenhuterinnen werden, aber bis zur Verheirathung im Schwesternhause, wo auch viele konditionirte Frauenspersonen sind, bleiben können. Für diese 57 Rthlr. wird ein junges Mädchen in allen weiblichen Künsten unterrichtet, und erhält Essen und Logis. In dem Brüderhause ist der Tisch von 12 sgr. bis 1 Rthlr. die Woche, je nachdem oft Fleisch gereicht wird, oder nicht.“ Seitdem Zöllner einen Besuch in Gnadenfrei abgestattet hatte, waren hiernach die Preise schon etwas gestiegen, die er damals „unbegreiflich“ fand. Für den Tisch betrug im Jahre 1791, „an welchem täglich Fleisch gegeben wird,“ der Preis wöchentlich 13 sgr., an dem geringeren Tische, „auf welchem nur einige Male in der Woche Fleisch kommt, wöchentlich 9 sgr.“ Erklärt wurde dies dem Propste von Berlin damals damit, „daß auch das Arbeits- und Wochenlohn der Arbeiter noch eben so geringe ist, wie es in der Mitte dieses Jahrhunderts war.“ Lange hatte aber dies Verhältniß hiernach nicht mehr vorgehalten, was übrigens nur natürlich erscheinen kann. Des Mädchenpensionats erwähnt Zöllner gar nicht. Es wird also wohl erst in der Zwischenzeit eingerichtet worden sein, und besteht heute noch in unbestrittener und nicht unverdienter Blüthe.

„Wichtiger als Alles dieses war mir aber die Bekanntschaft des Fabrikanten Just, der sich durch seine hanfenen

Schläuche, Feuereimer und Geldsäcke ohne Nath, auch durch das englische Pelzzeug sehr berühmt gemacht hat." Diesem Manne und seiner Fabrikation hat auch Zöllner [1]) große Aufmerksamkeit gewidmet. Schön hat lange und eingehend mit ihm konferirt. Der Mann „ist eigentlich ein Strumpfwirker, er läßt Zwirn, wollene und baumwollene Strümpfe, Kastorstrümpfe, gestrickte Hosen &c. machen," und hatte sich durch Fleiß und eine besondere Erfindungsgabe zu einer Autorität in seinem Fache hinaufgearbeitet, so daß die Kammer ihn mit Kammel- und Spinnmaschinen beschenkte. „ich besah mit Just" dieselben, „erstere ordinär, letztere gerade wie in Brieg von der allerschlechtesten Art. Just läßt sich eine Spinnmaschine auf Wolle bauen, und will auch eine Spinnmaschine mit Cylindern haben, die ihm gute Dienste thun muß. Die hier stehende Spinnmaschine ist noch gar nicht gebraucht. Sie steht, weil Niemand den Anfang machen will."

„Der Assistenzrath Vater war aus Breslau angekommen mit noch einem Justiz-Kommissarius. Mit Letzterem ging ich in die hiesige Herrenhuter Andacht, wo der Pastor Kuhno eine Lebensgeschichte eines Baron v. Rantzau vorlas. Dieser (Rantzau) habe die Blattern gehabt, und Gott habe ihn auf sein brünstiges Gebet, ob er gleich ohne Hoffnung gewesen, geheilet; das Tanzen hätte aufgehört, als der Heiland in seinem Herzen einkehrte &c. Zuvor hatte ich den hiesigen Kirchhof gesehen, wo einer neben dem anderen lag, und jeder einen Leichenstein hatte. Es ist gegen die Religionsprinzipe der Herrenhuter, einen Körper auf den anderen zu legen, um

---

[1]) Zöllner, Briefe, Bd. II, p. 16.

Niemanden im Grabe zu stören. Auf den alten Leichensteinen stand immer: er ging heim; auf denen neuen: er verschied; auf einigen: er ging zu seinem Lämmlein; auf einigen wiederum: er ging aus der Zeit, der jetzige Modeausdruck der Herrenhuter."

In Reichenbach wurde des Interessanten gar Viel gefunden. „ich ging gleich zu Herrn Sadebeck, den ich leider! nicht zu Hause fand. Sein Sohn zeigte mir indessen Alles, und führte mich dann zu Sadebeck's Schwiegersohne, einem Herrn Richter. Letzterer war sehr artig, und gab mir über Alles Auskunft. Ueber dies ein besonderer Aufsatz, sowie über die Stadt Reichenbach. Zu Letzterem nahm ich mir die Materialien aus denen Magistrats-Tabellen, die mir der hiesige Bürgermeister, ein alter tauber Mann, suppeditirte. Vor- und Nachmittags mit dem Fabrikenwesen mit Herrn Richter beschäftigt. Von diesem erfuhr ich auch, daß die jetzigen Baumwolle-Spinner und Weber vorher alle Garnspinner und Leinwandweber gewesen sind. Sadebeck hat die Baumwollen- und Wollenmanufaktur hier angefangen, und da die Leute sich bei der Baumwolle ungleich besser als beim Lein stehen, kann man nicht so viel spinnen und weben lassen, als Baumwolle verlangt wird. Demohnerachtet ist das Gespinnst theuer, weil der einmalige Preis hoch ist." Dieser Kaufmann Sadebeck, den Zöllner [1]) als einen „merkwürdigen Mann" bezeichnet, hatte sich nach des letzteren Bericht, durch seine außerordentliche Industrie und durch weise Speculationen aus der äußersten Dürftigkeit bis zum Besitz eines außerordentlichen Reichthums und zu einer außerordent-

[1]) Zöllner, Bd. II, p. 20.

lichen Nutzbarkeit für seine Mitbürger heraufgearbeitet." Er beschäftigte sich, als Schön Schlesien bereiste, nur mit der Baumwollenindustrie, während er die Wollenmanufaktur seinem Schwiegersohne Richter ganz überlassen hatte. Da die Baumwollenmanufaktur nicht zünftig war, so konnte dieselbe sich auch freier bewegen, und leichter ausbreiten, ein Vorzug vor der in die engsten Fesseln eingeschnürten Leinenindustrie, der für ihr Emporkommen gar nicht ohne Bedeutung war. Nur die Länge der Gewebe unterlag einer Schau, und wurde vom Schauamte, aber ohne Rücksicht auf die Breite und Qualität, durch Befestigung einer Bleimarke bescheinigt. Da Sadebeck's Fabrik lediglich eine Verlagsfabrik war, so kam ihm diese Freiheit in der Bewegung dahin zu Statten, daß er Spinner und Weber auch auf entfernten Dörfern beschäftigen, und seinen Betrieb so weit ausdehnen konnte, als seine Mittel ihm dies gestatteten. „Er läßt," sagt Schön in dem angezogenen Aufsatz, „die Baumwolle in allen benachbarten Fürstenthümern, insbesondere im Strehlen'schen, vieles aber auch im Münsterberg'schen, der Grafschaft Glatz, aber auch in Peilau spinnen. Er hat deshalb in jedem Kreise einen besonderen Vertreter, der Namens seiner Baumwolle ausgiebt, und die Garne empfängt." Die Weberei wurde dann auf den Dörfern Ernsdorf, Langenbielau, Peterswaldau und Peilau besorgt. „Die Kattune, welche bedruckt werden sollen, verkauft Sadebeck gebleicht an die Drucker, besonders nach Breslau. In Landshut läßt er aber auch einiges auf eigene Rechnung drucken. Die Baumwolle wird alle über Wien und Triest bezogen, von Wien insbesondere die macedonische, die dort zur Stelle im Durchschnitt pro Centner 40 Rthlr. kostet. Von Triest kommt

die Smyrna'sche, die schlechter ist. Die Smyrnaer Baumwolle ist lose in Ballen gepackt, die macedonische ist aber im Ballen noch etwa zu 6 Pfd. in kleinen Ballen kreuzweise mit Bast gebunden."

Im Ganzen hatte Sadebeck vom 1. Juni 1796 bis dahin 1797 2400 Stück im Inlande, 6100 Stück nach dem Auslande verkauft, 500 Stühle, von 800 Personen bedient, beschäftigt, 9000 Weben à 72 Ellen anfertigen lassen, an Spinnlohn 48,000 Rthlr., an Webelohn 25,000 Rthlr., für Baumwolle 27,000 Rthlr. bezahlt, Zahlen, an welche die übrigen Fabrikanten nicht entfernt hinanreichten.

„Sein Schwiegersohn Richter beschäftigt sich nur mit wollenen Zeugen, wozu er theils zweischürige Wolle auf den benachbarten Märkten kauft, theils die einschürige aus Polen und Westpreußen nimmt. Juden bringen die letztere hierher." Auch er trieb der Hauptsache nach Verlagsfabrik, und benutzte die Weber und kleinen Fabrikanten. Uebrigens wäre noch anzuführen, daß Schön von Richter eine Probekarte seiner Zeuge empfing, die, sorgfältig zu den anderen Papieren geheftet, noch vorhanden ist, und als Probe des damaligen Kunstfleißes dienen kann.

Durch alle diese Erkundigungen wurde aber nur bestätigt, was Schön schon in Breslau erfahren hatte [1]).

„Gestern sah ich zugleich bei Sadebeck den Saal, wo die Reichenbacher Konvention abgeschlossen worden ist."

„ich fuhr Morgens" (den 28. Juli) „nach dem längsten Dorfe in Schlesien und wohl in Deutschland, Langenbielau, das über eine Meile lang ist, und dem Grafen v. Sandretzky

[1]) Siehe oben Seite 325 26.

gehört. Es theilt sich in zwei Antheile. Der größere von diesen hat vorher zum Dome gehört, und enthält 3000 Einwohner, worunter 49 Bauern. Diese 3000 Menschen sind ganz dienstfrei, von jedem Hause werden 16 ggr., von jedem Einlieger 8 ggr. jährlich bezahlt. Die Leute sind aber unterthänig, sie müssen nicht allein, wenn sie wegziehen, sondern auch wenn sie von einem Antheile zum anderen ziehen 10 Prozent Laudemium zahlen, auch wenn sie außer denen Gütern wegziehen, für den männlichen Kopf 2 Dukaten, für den weiblichen 1 Dukaten zahlen. Die Weber haben in der Regel nichts als ein sehr kleines Gärtchen beim Hause, sehr wenige haben einen so großen Garten, daß sie eine Kuh halten können, denen meisten gehört das Haus eigen. Es sind hier nothwendige Handwerker, als Fleischer, Bäcker in großer Zahl, bei denen so wenig Taxe als bei denen Webern Zunft stattfindet. ich war in sehr vielen Häusern, wo Zeuge, Rasche, leinene Tücher, Kattun gemacht wurden. Der hiesige Gemeinschreiber führte mich herum. In jeder Stube fand ich im Durchschnitt 2 bis 3 Stühle, bei einem auch 7. Für einen Fabrikort sah es noch ziemlich ordentlich aus, und die dem Weber angeborene Liederlichkeit blickte nicht stark hervor." Schummel, der von dem Langenbielauer Grafen sehr protegirt wurde, benutzt den Besuch in Langenbielau zu einem Panegyrikus auf seinen Patron [1]), und damit hat es eine eigene Bewandtniß. Er leitet die starke Bevölkerung des Dorfes von der Geringfügigkeit der grundherrlichen Abgaben und Dienste her, und bis zu einem gewissen Grade mag er darin Recht gehabt haben. Aber den

[1]) Schummels Reise, p. 293ff.

wunden Fleck aller dieser Herrlichkeit bildet immer die Erbunterthänigkeit mit ihren Konsequenzen. Es existiren im Langenbielauer Archive noch die Akten über einen Prozeß, welchen beide Gutsherrschaften, der Graf und das Breslauer Kreuzstift (nicht eigentlich der Dom), mit einander über das Eigenthum an einem Kinde, welches eine präbendatische Unterthanin auf präbendatischem Grunde geboren hatte, nachdem sie von einem gräflichen Unterthan außer der Ehe geschwängert war, und dann mit diesem sich verheirathend in den gräflichen Antheil gezogen war. Diese Prozesse waren nicht selten, sie mußten eine demoralisirende Einwirkung auf die in solcher Sklaverei liegenden Unterthanen ausüben, und sie waren um so häufiger und um so ärgerlicher, da die beiden Antheile nicht lokal getrennt lagen, sondern gräfliche und präbendatische Unterthanen vermengt unter einander wohnten, und gräfliche und präbendatische Grundstücke und Hausstellen vermengt unter einander lagen. Im Sinne der Zeit war es also schon ein Fortschritt gewesen, daß der Vater des zu Schummels und Schöns Zeit regierenden Grafen dem Stift den präbendatischen Antheil abgekauft hatte. Aber daß das Loos der Unterthanen dadurch materiell gebessert wäre, kann man nicht behaupten. Die Prozesse mit der Gutsherrschaft waren und blieben ein alt ererbtes Uebel. Schon Friedrich d. Gr. hatte bei einem Besuche in Langenbielau dem damaligen Grafen, als dieser dem Könige, der das schöne Rindvieh in den Ställen wohlgefällig lobte, versicherte, das Vieh werde auch sorgfältig gestriegelt, drohend gesagt: „das ist Recht, daß Er seine Ochsen striegeln läßt, lasse Er Sich aber nicht wieder beikommen, seine Bauern zu striegeln, ich leide das nicht.“ In der nächsten Genera-

tion passirte dann die empörende Geschichte, welche Schön erzählt [1]). Einer der rohesten Versuche, das Recht des Eigenthums am Leibe des Unterthanen geltend zu machen, wogegen die Fabrikanten im Riesengebirge sich vorsichtig durch starke Geldabgaben an den Gutsherrn schützten, und, was eigentlich schlimmer ist, schützen mußten. Aber wie tief die schlesischen Grundherren damals noch in der Anschauung steckten, daß Leib und Seele des Erbunterthanen ihnen eigenthümlich zugehöre, das ergiebt eine Geschichte, die sich in der dritten Generation in Langenbielau und zwar nach der Aufhebung der Erbunterthänigkeit im Jahre 1816 zugetragen hat. Der Regierungsdirektor Göbel, später auf seinem Gute im Kreuzburger Kreise ansässig, und erst in sehr hohem Alter gestorben, war einst als Knabe von seinem Vater, einem armen Weber in Langenbielau, gutherzigen Verwandten übergeben worden und hatte sich seine Stellung durch rastlosen Fleiß und eminente Geistesgaben erworben. Bei einem Besuche, den er in Reichenbach machte, spazierte er denn auch wohlgemuth nach Langenbielau hinaus, und suchte die noch lebenden alten Eltern in ihrer Hütte auf. Die Freude des Wiedersehens und die Freude der armen Leute über den hochgeehrten Sohn mochten sein Herz weich gestimmt haben, genug, er entschloß sich auch dem Grundherrn seines alten Vaters einen Besuch abzustatten. Nachdem er lange im Vorzimmer hatte antichambriren müssen, war Göbel nicht wenig erstaunt, als ihn der auf dem Sopha lang ausgestreckt liegende Graf beim Eintreten mit den Worten anherrschte: „wie hat Er sich unterstehen können, ohne meine Erlaubniß

---

[1]) Aus den Papieren, Bd. III, p. 370, Anm.

zu studiren!“ Göbel, der auch schon in jüngeren Jahren sich einer besonders schlagfertigen Zunge erfreute, blieb die passende Antwort nicht schuldig, und empfahl sich sofort. Zur Steuer der Wahrheit muß dem freilich hinzugefügt werden, daß der Graf sich am folgenden Tage schriftlich bei Göbel entschuldigte, und die Sache als einen schlechten Scherz darzustellen suchte. Aber selbst, wenn es dies war, beweist die ganze Sache nur, wie tief die Anschauung damals noch in den Köpfen wurzelte.

Schön fuhr nach dem benachbarten Peterswaldau, „das dem Grafen v. Wernigerode gehört. ich wollte hier die Oekonomie sehen, der Oberamtmann Böhse war aber nicht zu Hause. Der Mandatarius Glück — der Erste hier — empfing mich mit vieler Würde, welche hauptsächlich von seiner grünen mit Gold besetzten Weste herzukommen schien. Die Würde behagte mir nicht, ich fuhr nach Reichenbach zurück, und erfuhr nur, daß viele der hiesigen Häusler — die auch alle Weber sind — und Bauern Dienste leisten müssen, der Dienst aber unbeträchtlich ist. Weil die Herrschaft herrenhutisch ist, sollen hier viele Herrenhuter sein, viel Demuth unter dem Volke herrschen. Z. E. der Handschuhmacher in Gnadenfrei wollte nicht mehr als 7½ Rthlr. für ein Paar kurze ordinäre, schafbocklederne Hosen haben, die sonst jeder für 5 Rthlr. macht. Das Dorf Peterswaldau zeigt sonst mehr Wohlstand als Langenbielau, es sieht ordentlich aus. Die Bauern haben sehr gute Pferde.“

Von Reichenbach aus begab sich Schön nach Pfaffendorf „zum Landrath v. Dresky. ich fand einen alten Mann, der vor Allen das Zutrauen des hochseligen Königs“ (Friedrichs II.) „hatte. Es ist ein Mann nicht ohne Kopf, der

wirklich viel weiß. In Handlungssachen würde ich ihm nur nicht folgen. Mit dem Landrath wurde nun viel über den hochseligen König abgehandelt, worunter nur interessant war, daß der Baron v. Stein von hier die Veranlassung zur Gründung der Landschaft war, weil er sich in einem total geflickten Rock und auf einem höchst traurigen Pferde dem Könige präsentirte." Herr v. Dresky gab Schön Gelegenheit, den Leinbau weiter gründlich zu studiren und ebenso die Zubereitung des Flachses, eine gute Vorbereitung zu der nunmehr nahe bevorstehenden Reise in das Centrum der Leinwandfabrikation und des Leinwandhandels. „Von einem Scheffel Aussaat Lein sind öfters 50 bis 60 Kloben Flachs erbaut, in der Regel werden immer 40 Kloben à 8 Pfd. gewonnen. Die Klobe gilt 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 8 ggr." Hiernach kann man sich wohl denken, welche Wichtigkeit diese Industrie damals für Schlesien gehabt hat, und wie wichtig es wäre, wenn der einmal von der Baumwolle, die nicht im Lande erzeugt werden kann, verdrängte Flachs durch eine andere Gespinnstpflanze ersetzt werden könnte, die einheimisch ist. „Der Landrath hatte auch im Garten versucht, auf die Art, wie es in Brabant und bei Valenciennes geschieht, Lein zu bauen. Er hat ihn reihenweise dünn mit der Hand gesäet, und der Länge des Beetes nach Stangen gezogen, woran der Lein lag, so daß er sich nicht lagern, und der Wind ihn gut durchstreichen kann. Dieser Lein — Rigaer Samen — war in der Mitte Juni gesäet, und jetzt schon über 6/4 Ellen lang. Er sah unten gut gelb aus, so daß sich der beste Ertrag und der beste Flachs erwarten ließ." Auch Runkelrüben wurden „zum Viehfutter gebaut, die ganz vortrefflich standen. Es war rajoltes Land, wo man Rüben zu 13 und 14 Pfd. schwer erhalten hat."

Von Schweidnitz aus machte Schön zunächst einen Besuch in Laasan beim Grafen v. Burghaus. „ich fand an den Grafen bald das extraordinäre Wesen, welches ich vermuthete. Wir sprachen viel über Landwirthschaft.“ Es fiel Schön gleich anfangs auf: „daß er“ (der Graf) „seinen Vater Euer Gnaden nannte.“ Der ökonomischen Einrichtung der Güter wurde die Aufmerksamkeit gewidmet, welche sie verdiente. „So komisch, als Burghaus im gemeinen Leben ist, so ist er es auch als Oekonom. Er ist Präsident einer hier existirenden ökonomischen Societät, wo er tolles Zeug angeben muß.“ Es war damals allerdings noch eine Zeit, in welcher die entstehenden landwirthschaftlichen Vereine zunächst sich in allerlei Absonderlichkeiten herumtrieben, und es hat lange gedauert, bis sie unterstützt von gründlicherer Kenntniß, die eigentlich erst mit Thärs Auftreten eine rationelle Basis gewann, den richtigen Weg fanden. Der Graf behauptete, daß der vielschaarige Pflug des Gutsbesitzers v. Arndt auf Zobel von ihm selbst und nicht von Arndt erfunden sei, und hatte daher auch auf dem Kupferstich, den er von seinem Antlitze hatte anfertigen lassen und den er Schön schenkte, den vielschaarigen Pflug als Symbol neben sich anbringen lassen. Diese Prätension interessirte Schön nicht, weshalb er auf die Streitfrage nicht näher einging. Aber das etwas sonderbare Feldersystem, welches zu der mangelhaften Düngung nicht recht paßte, erregte Kopfschütteln, und ebenso die Maßregel, wenn in dem neunjährigen Düngerturnus eine Frucht in der vierten Tracht „nicht mehr recht Kräfte hat, mit Kalk nachzuhelfen.“ Daß ein solches System auf die Länge trotz der herrlichen Beschaffenheit des Bodens nicht starke Körnererträge geben

könne, war Schön wohl klar, wurde auch bestätigt. „Am wichtigsten ist hier indessen die Schäferei, darüber ein besonderer Aufsatz.“

„Das Gut Laasan ist vor einigen Jahren abgebrannt. Jetzt hat es der Graf nach seinem komischen Geschmack aufgebaut. Die Gebäude, welche alle massiv, stehen sehr weit auseinander. Die Scheunen sind 48 Fuß breit, am Giebel fährt man hinein, die Tenne geht der Länge des Gebäudes nach an einer Seite durch das ganze Gebäude. In die Mauern der Scheunen sind an der Seite perpendikulär gehende schmale Einschnitte an beiden Seitenwänden, damit immer Luftzug ist. Oben im Dache der Scheunen ist der Schüttboden auf Magdeburg'sche Art, so daß der Zug über das Getreide streicht. In Peterwitz baut der Graf jetzt eine gleiche Scheune, wo er unter der Banse einen Keller macht. — Die Schweineställe sind massiv im halben Zirkel gebaut, jedes Schwein hat sein besonderes Behältniß. Aus je zwei Behältern geht immer ein hölzerner Schornstein als Luftzug hinaus, was auch im Kuhstall angebracht war. Dabei ist der Hof mit gewölbten und gebogenen Mauern gut eingefaßt. Eine Häckselmühle — worüber der Graf Burghaus durch Krünitz ein ganzes Buch geschrieben hat — soll allen nöthigen Häcksel liefern. Die Häckselmaschine an sich ist theils in jenem Buche beschrieben, theils im Wesentlichen der Ballenstedter gleich. Sie wird, oder soll vielmehr durch eine eben zu errichtende holländische Windmühle, welche auf dem Hause des Wirthschaftsbeamten steht, bewegt werden. Der dort geschnittene Häcksel fällt in eine Röhre und läuft von selbst herunter; ich sah in Peterwitz eine gleiche vom Wasser zu bewegende Häckselmühle. Im

Rade waren zwei Messer, die Stachelwalze sehr groß. Sie schnitt recht gut. Sie kommt von Ballenstedt her."

Dabei war Schön jetzt in eine Gegend gekommen, in welcher freie Eigenthümer nur gering belastet waren, also großer Wohlstand sich hatte ausbilden können. „Die Bauern stehen sich in dieser Gegend sehr gut, sie thun wenig Dienste, öfter gar keine, fahren in ganzen und halbbedeckten Wagen, und haben pompeuse Pferde. Ein Bauerschulze hat sogar seinem Kerl schon Livrey gegeben." Aber die Erbunterthänigkeit warf auch hierher ihre Schatten. „Sie müssen, der Knecht für 13 Thaler schlesisch, die Magd für 4 Thaler schlesisch zu Hofe dienen. Die Magd bekommt noch dabei Lein und etwas Leinwand."

In Schweidnitz „ging ich zum hiesigen Stadtdirektor Schnieber, der in Liegnitz den Bau der Seidenpflanze und die Verarbeitung der Pflanzenseide mit vielem Eifer betrieben hat, aber aufhörte, als er keinen Vortheil daraus entstehen sah." Mit dieser syrischen Seidenpflanze hat man sich damals viel herumgeplagt. „Von einem magdb. Morgen sind 200 Pfd. Seide gewonnen worden. Die Sache ging ein, und war unvortheilhaft, weil ein Mann wie Schnieber, der nicht Kaufmann war, für seine Rechnung arbeiten ließ, und verkaufte, also als nicht Sachverständiger gewaltig hintergangen sein mag." Auch Vincke hat der Sache große Aufmerksamkeit gewidmet, und in seinem Nachlasse befindet sich noch ein Aufsatz über „den Anbau und die Kultur der syrischen Seidenpflanze[1])," und Schön bemerkt, daß „das Fabriken-Kollegium in Berlin die besten Zeugnisse davon ab-

[1]) v. Bodelschwingh, Vinckes Leben, Bd. I, p. 104.

gegeben hat." Nichtsdestoweniger ist die ganze Geschichte eingeschlafen und völlig in Vergessenheit gerathen. „ich habe von Allem Proben, das Parchent zeichnet sich insbesondere aus. Die Ungewohntheit der Arbeiten machte auch, daß sich Viele durchaus nicht dazu verstehen wollten. Die Hüte von Pflanzenseide sollen vorzüglich schön sein. Auf besondere Bestellung machte sie zwar der Hutmacher, sonst aber nicht." Dann übernahm der Stadtkämmerer Neumann, „ein gefälliger Mann," die weitere Geleitung Schöns. Zuerst wurde ein mit Steinkohlen betriebener Ziegelofen untersucht. Die Ziegelei-Industrie scheint damals schon stark betrieben zu sein, denn es gab verschiedene Arten von Oefen, und die Ziegel waren, wie heute noch, ihrer Güte wegen berühmt. Das Tausend galt damals 7½ rthlr. Dabei wurde dann auch dem Grabe des Oberkonsistorialraths Tiede ein Besuch abgestattet. Schweidnitz hat eine reiche Kirchengeschichte, und entsetzliche Schicksale um der Reformation willen erlitten. Die Gnadenkirche vor dem Petersthore, welche der Stadt 1652 vom Kaiser Ferdinand III., „jedoch nur von Holz und Leimen zu bauen" verstattet wurde, hat deshalb auch eine große Rolle gespielt. Der damals neu angelegte Kirchhof war im Laufe eines Jahrhunderts zu einem prachtvollen Kirchhofe ausgebildet worden, „einen der schönsten, die ich je gesehen habe," wie Zöllner ihn rühmt [1]). Unter den alten, majestätischen Linden hatte sich, als Zöllner reiste, der alte langjährige Pastor Primarius Tiede, als Kanzelredner zu seiner Zeit berühmt, sein eigenes Grabmal bereits anlegen lassen. „In einer Ecke des Kirchhofes," so schildert es Zöll-

[1]) Zöllner, Briefe, Bd. II, p. 73.

ner, „steht in einer Nische eine Urne mit einem Genius, der einen Schmetterling lächelnd ansieht.“ Hierhin wallfahrtete auch Schön, der nichts weniger als ein Freigeist im frivolen Sinne des Wortes gewesen ist, und brachte dem Genius des alten Tiede, der inzwischen gestorben war, seine Huldigung dar. „Tiede hat größtentheils zurückgezogen gelebt, durch seine sehr gute Stimme und seinen Anstand, durch sein Losarbeiten auf die menschlichen Empfindungen hat er sehr gerührt, und bei der Gemeinde eine solche Zuneigung gehabt, daß zu seinem Grabe anfangs ordentliche Wallfahrten stattgefunden haben.“

Schweidnitz ist von alter Zeit her, und bis heute, berühmt wegen seiner Handschuhe. Der berühmteste der damaligen Meister wurde daher aufgesucht. „George Christian Rhein“ setzte dem Assessor seine Fabrikationsmethode haarklein auseinander, erregte aber den Verdacht, daß er das eigentliche Geheimniß für sich behalten habe. Ein Paar Handschuhe zu 14 ggr. und eine gedruckte Anweisung, „auf welche Art und Weise die Schweidnitzischen Handschuhe gewaschen werden,“ die noch vorhanden ist, waren die Ausbeute dieses Besuchs, so wie eine Anweisung nach Friedland, „wo die eigentliche Präparation der Leder geschieht.“

Eine Papiermühle bot nichts Absonderliches, wohl aber das Arbeitshaus, „wo alle nichts thuende Leute arbeiten müssen. 9 sgr. kostet wöchentlich ihr Essen, das sie verdienen müssen. Für ein Stück leinen Garn werden 8 sgr. gut gethan.“

Von Schweidnitz wurde demnächst nach Waldenburg, in das Centrum des Leinwandhandels abgereist.

Zehntes Kapitel.

Das Riesengebirge, Grenzverhältnisse und Leinwandindustrie. Schönheiten einer erhabenen Natur.

Der Eintritt in das Riesengebirge, den eigentlichen Sitz der damals so hervorragenden Leinwandindustrie und des ausgedehnten Leinwandhandels von Schlesien erfolgte am 1. August 1797, an welchem Tage, da der Vorspann erst spät ankam, auch nach Schöns Maßstabe spät von Schweidnitz aufgebrochen wurde. Der Weg war schlecht, und wurde in den Bergen immer schlechter. „Nur ein Schlesier, der von seinem Vaterlande Wind macht, kann ihn eine Chaussee nennen.“ Ferner bemerkt Schön: „diese Gegend ist nicht so angebaut, als die Grafschaft Glatz.“ Gerade dies war es, was ihn ebenso wie Zöllner und Schummel beim Anblick der Grafschaft so angenehm berührt hatte, und man kann heute noch sagen, daß die letztere sich wesentlich dadurch vom Riesengebirge unterscheidet. Trotz aller Kultur, welche seitdem unaufhaltsam fortgeschritten ist, macht das Riesengebirge einen ernsteren und düstereren Eindruck, als die heiter und lachend daliegende Grafschaft Glatz mit ihren schön ge-

schwungenen Berglinien. Es ist eben eine andere Art von Schönheit, die dem Beschauer anmuthend entgegentritt.

In Waldenburg suchte Schön zuerst den Kaufmann Alberti auf, der eine weltbekannte Firma führt, und „den ich schon von Breslau aus kenne.“ Da eine Fahrt in den großen Stollen, welcher das Kohlengebirge entwässert, an diesem ersten Tage nicht thunlich war, so wurde der Nachmittag zu einem Ausfluge nach dem nahen Bade Altwasser benutzt, nachdem Schön vorher noch einen Universitätsfreund, den Notarius Sax, besucht hatte, „der hier nächst dem Bürgermeister Töpfer der erste beim Magistrat ist; es war der, mit dem ich in Königsberg studirt habe.“ Abends wurde „unter den Waldenburger Kaufleuten, die eben auch nicht den besten Ton haben, wenigstens nicht fein, beim Bürgermeister Töpfer“ gegessen.

Am folgenden Tage fuhr Alberti mit Schön nach Charlottenbrunn zum dortigen Leinwandmarkte. „Der Leinwandmarkt fängt um 12 Uhr Mittags an. Die Kaufleute sitzen erhaben, jeder Weber präsentirt sein Schock Leinwand, das hier im Durchschnitt zu 7, 7½, 8 rthlr. bezahlt wurde. Der Kaufmann übersieht das Schock Leinwand schleunig, bietet, und wenn der Weber nicht aus allen Kräften protestirt, schreibt er den Preis mit Kreide und ein Zeichen seines Namens darauf. So ist der Markt in höchstens einer halben Stunde vorbei, und im Durchschnitt werden alle Mittwoch wohl 500 Schock abgesetzt. Es waren einige zwanzig Käufer. Die Bezahlung geschieht nachher in der Stube, wenn der Markt vorbei ist. Die Kaufleute sitzen auf Stühlen in einem auf Säulen ruhenden Hause. Alberti versicherte mir, daß gegen ein gewaltsames Beschreiben eines Schocks Leinwand,

wodurch der Weber verhindert würde, mehr zu bekommen, zwanzig Fälle vorkommen, wo andere mehr geben, ohnerachtet das Stück beschrieben ist.“

Hier mag die Bemerkung eingeschaltet werden, daß die Leinwand- und Schleier-Ordnung von Schlesien vom 6. April 1788, deren konfuse Handhabung schon Herr v. Carmer in Breslau eingestanden hatte [1]), ausdrücklich vorschrieb:

„Ferner muß kein Kaufmann die Waaren beschreiben, solche dadurch unverkäuflich an andere machen, und dadurch den Weber bedrücken ꝛc.“

„Von dem gut denkenden größesten Theil der Kaufmannschaft sind Se. Königliche Majestät versichert, daß derselbe seine Pflichten hierunter nicht verkenne.“

Es muß aber doch, da Alberti diesen Skrupel zu beschwichtigen suchte, Schön aufgefallen sein, daß diese Vorschrift nicht ganz genau beachtet wurde.

Zwei andere Punkte wurden erörtert: „ich sprach mit Alberti viel über den Leinwandhandel, er sagte mir, man könne annehmen, daß von Waldenburg die Hälfte der Leinwand für eigene Rechnung nach Hamburg oder auf Kommission von hier nach Hamburg und Spanien, Portugal verschickt würde. Die Irländer sollen viel Schaden thun durch ihre neue Bleiche. Alberti hat damit Versuche angestellt. Das Stück Leinwand ist in acht Tagen — aber nicht wie es sein soll — weiß gewesen, und die Kosten haben schon die gewöhnlichen Bleichungskosten überschritten.“ Hier handelte es sich um eine beginnende Konkurrenz, die immer schwerer auf die schlesische Industrie zu drücken begann, und welche wahrscheinlich im Laufe der Zeit dieselbe

[1]) Vergleiche Seite 277/78.

wenigstens erheblich beschränkt haben würde, wenn auch die französischen Kriege, die Blockade und das Kontinentalsystem sie nicht vollständig vernichtet hätten. Damals freilich betrug Albertis Export nach seinen Angaben noch 23,000 Schock im Jahre.

Dann kam man auf den Verkehr mit Böhmen, der heute wieder eine besondere Wichtigkeit gewonnen hat. Alberti „zeigte mir ein aus Böhmen gekauftes Stück Leinwand von 40 Ellen, das er mit 36 rthlr. bezahlt hat, wovon die Elle gebleicht als Battist 1 rthlr. 4 ggr. kommen kann, dies kommt aber selten vor. Aus Böhmen kommt sehr viel rohe Leinwand hier herein. Garne und Leinwand halten da — weil schlesische Kaufleute häufig da sind — gleiche Preise mit Schlesien. Die Garne, welche von Schlesien ins Oesterreichische gehen wider das Verbot, gehen theils der Bequemlichkeit des Absatzes wegen hin, theils kaufen Händler aus Sachsen sie dort auf, weil die Garne in Sachsen theurer sind, daher auch aus Sagan viel Garn gerade in die Lausitz exportirt werden soll."

Hier mag darauf hingewiesen werden, daß die schon citirte Leinwand- und Schleier-Ordnung folgenden höchst bemerkenswerthen Passus enthält:

„Da inzwischen Höchst denenselben" (d. h. Sr. Majestät dem Könige) „noch hat versichert werden wollen, daß außer jenem bisherigen Uebel einer schlechten Fabrikation noch besonders die heimliche und unterschleifliche Exportation der besten und brauchbarsten rohen Garne, der mehreren Aufnahme der Leinen- und Schleyer-Fabrike die größesten Hindernisse in den Weg legte, daß alle zeither gewählte Mittel solche zu hemmen, weder die Aufsicht der Gräntzbrigaden, noch diejenige der Gräntz-Postirungs-Kommandos, noch der Landdragoner und Polizey-Bereuter, noch die hin und wieder eingeführten Bezettelungen der von Webern und Garnkäufer

auf den Garnmärkten eingekauften Garne, von einigem Erfolg gewesen. So hat dies Sr. Königlichen Majestät allerhöchste landesväterliche Sorgfalt noch besonders bewogen, auf mehr zweckmäßige Mittel vor zu denken, als es die bisherigen gewesen sind, um jener unterschleiflichen Exportation der rohen Garne Einhalt zu thun."

Die Maßregeln, welche man nun in Anwendung brachte, interessiren uns hier nicht, wo es nur darauf ankommt, den Zustand zu schildern, den Schön vorfand. Das Protektionssystem beschränkte sich nicht darauf, alle einzelnen Manipulationen der Industrie bis in die kleinsten Details zu reglementiren, um die Masse der Produktion zu vermehren, und ihre Güte sicher zu stellen. Sie sorgte auch durch das Ausfuhrverbot des Halbfabrikats dafür, oder suchte wenigstens dafür zu sorgen, daß das Halbfabrikat der ferneren Fabrikation im Inlande ausschließlich und somit möglichst billig erhalten bleibe. Der arme Spinner sollte auf den Absatz an den inländischen Fabrikanten beschränkt bleiben.

Eine Illustration liefert aber dazu, was Schön in Landshut von „einem alten Kaufmann Krocker aus Breslau, einem anscheinend sehr gescheiten Manne," der gerade dort mit ihm zusammentraf, erfuhr. „Dieser erzählte mir: daß er das Verbot der Ausfuhr der Garne und so das Phänomen erlebt habe, daß eine kurze Zeit darauf die Garne um 2 bis 4 rthlr. gestiegen, und nicht mehr wohlfeil geworden wären." Das wäre also genau das Gegentheil von dem gewesen, was man „zur mehreren Aufnahme der Leinen- und Schleyer-Fabrike" beabsichtigt hatte. „Dies geschah in folgender Art: Schlesien führte jährlich von Böhmen 40,000 Schock Garne ein, in Schlesien waren große Garn-Handlungshäuser. Die Engländer, die Holländer, die zeither mit Schlesien zu thun hatten, wandten sich jetzt geradezu nach

Böhmen; und zogen noch Garne aus Schlesien mit über die Grenze." Ein sehr belehrendes Exempel für die Wirkungen künstlicher Protektionsmaßregeln. Aber noch schlimmer war die Aufklärung, welche über die Ausfuhr roher Garne nach Böhmen erfolgte. „Garne, die zum Leinwandweben nicht zu brauchen sind," so erzählte Krocker weiter, „können roh ausgeführt werden. Man macht davon in Holland die sogenannten Pommer'schen Spitzen, wo Ungleichheit des Fadens nicht schadet, weil sie ganz platt gedrückt werden, und fast voll sind. Vor drei Jahren sind indessen noch 40,000 Stück solchen Garns exportirt. Dies ist das Garn, das von Kindern und alten Weibern gesponnen ist. Es ist sehr ungleich, und qualifizirt sich für unsere Bleiche nicht, denn bis die dicke Stelle des Fadens weiß wird, ist die feine schon zerfressen."

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu Alberti in Waldenburg zurück. „Die Waldenburger Kaufleute führen ein sehr unruhiges Leben; sie besuchen fast täglich die benachbarten Leinwandmärkte zum Einkauf: Montag in Trautenau in Böhmen, Dienstag ist Markt in Wüste-Waltersdorf, Mittwoch in Charlottenbrunn, Donnerstag in Friedland, Freitag in Landshut, Sonnabend in Schömberg und Waldenburg." Nun wurde der Bleicherei die nöthige Aufmerksamkeit zugewendet. „Noch roh wird die Waare sortirt, zu welcher Gattung sie kommen soll. Der Bleicher bekommt immer ein Sortiment d. h. 200 Schock von einer Art." Aber eine Beschwerde lag in dem Verhältnisse der Bleicher zu den Grundherren: „Die Bleichen gehören in der Regel denen Grundherren." Wir haben ein

Beispiel davon schon in Gellenau gesehen [1]). „Die Kaufleute geben dem Bleichmeister für das Bleichen seine Bezahlung, dieser findet sich mit dem Herrn ab, dem er in der Regel pro Schock etwas Gewisses giebt. Alle Bleichen werden hier mit Steinkohlen betrieben.“

Dann wurde der schiffbare Stollen bei Waldenburg besucht, und Abends mit Alberti in „das Kaufmannskränzchen“ gegangen, am anderen Tage aber nach Fürstenstein gefahren. „Damals wurde dort gerade die sogenannte alte Burg gebaut „auf der Stelle, wo vor 500 Jahren Herzog Bolko eine Burg hatte. Man übersieht von dort den Grund, das Schloß Fürstenstein und eine große Ebene. Die Aussicht ist himmlisch. Ich aß zu Mittag beim Doktor Heinze in Fürstenstein, der und dessen Frau Braunschweiger sind, mit denen daher über ihr Vaterland geplaudert wurde. Gute Leute! Nach Tische sah ich das hiesige Schloß, das für einen Grafen, dessen Frau zwar eine Prinzessin von Anhalt-Köthen-Pleß ist — sehr brillant meublirt war.“

Nach der Rückkehr von Fürstenstein wurde noch schleunig für einen Ball in Altwasser Toilette gemacht, auf welchem Schön die Bekanntschaft des Großkanzlers v. Carmer machte, „der aber schon sehr schwach war. Dieser als Offiziant unsterbliche Mann geht jetzt dahin, aber seine Werke bleiben.“

Alberti hatte sich in der Nähe von Waldenburg eine eigene Bleiche gekauft. Durch den Ankauf unterthänigen Grundes und Bodens wäre er selbst mit seiner Familie unterthänig geworden. „Alberti hat, als er diese Bleiche gekauft, dem Grundherrn, Baron v. Dyhrn, 100 Dukaten

[1]) Siehe oben Seite 461.

Loskaufgeld zahlen müssen, damit keine Unterthänigkeit in Rücksicht seiner stattfinde.“ Noch frappanter war die Wahrnehmung, „daß, weil Waldenburg eine Mediatstadt des Grafen v. Hochberg ist, jeder Kaufmann jährlich 5 rthlr. zahlen mußte, damit er und seine Kinder vom Hofdienste frei bleiben, und kein Unterthänigkeits-Nexus stattfinde. Barbarei!“

Eine Partie nach Adersbach, welche von Friedland aus, wohin Schön sich demnächst begab, gemacht wurde, dürfen wir wohl übergehen, besonders da Schön über das Nähere sich auf Zöllner bezieht. In Friedland wurde zunächst ein Weißgerber besucht, an den der Gevatter Handschuhmacher aus Schweidnitz ihn gewiesen hatte. Dort wurde nun zwar nichts Bemerkenswerthes gefunden, aber in der den Weißgerbern gehörigen Walkmühle fand Schön an einem Zimmermann „ein mechanisches Genie. Er hat einen Kohlhobel“ (Krauthobel) „erfunden, der ähnlich der im Magdeburg'schen gewöhnlichen Kraut- oder Kartoffelmaschine ist.“

In Altwasser wurde dann der Geh. Rath v. Carmer aufgesucht, und mit ihm geplaudert, und von dort nach Landshut abgereist. Die Reise ging im Gebirge fort, bis Landshut auf einer Chaussee, die sehr großen Dörfer enthielten nur hölzerne Häuser. „Die Weber sind der Meinung, sie könnten durchaus nur in hölzernen Häusern wohnen, das Garn würde theils in denen steinernen Häusern feucht, und risse, theils soll die Erschütterung, die das Anschlagen der Webestuhllade im Hause mache, auch ihre Leinwand fester machen. Letzteres ist offenbar Vorurteil, aber vom Landrath v. Dresky sogar dem hochseligen Könige vorgetragen.“

In Landshut wurde ein Kaufmann Böhm aufgesucht, „an den ich von Schiebel eine Adresse hatte. ich fand einen fidelen Mann, der über seine Leinwandgeschäfte gern Auskunft geben wollte.“ Bei Böhm traf Schön mit dem oben schon erwähnten Kaufmann Krocker aus Breslau zusammen, der ihm außerdem noch mittheilte, daß ein volles Drittheil der aus Schlesien exportirten Leinwand böhmische Leinwand sei, und jährlich noch 40,000 Schock Garn von dort bezogen würden, um zu Leinwand verarbeitet zu werden. Dabei werde nach Spanien gar keine feine Leinwand exportirt, mehr nach Portugal, „aber auch nicht ganz fein.“ Dabei würde auch aus Sachsen bunte Leinwand, roth oder blau und weiß gewürfelt ꝛc. bezogen, mit spanischen und französischen Namen belegt, und unter diesen von spanischen und portugiesischen Kaufleuten aus Schlesien bezogen.

Dieser Kaufmann Böhm handelte nur als Kommissionär. „Er dient seinen Kommittenten nur für 2½ Prozent, steht aber auch für die Waare ein, und läßt darum den Ausschuß — wenn er eine Menge beisammen hat — für seine Rechnung zu wohlfeilerem Preise verkaufen.“ Im Allgemeinen erfuhr Schön: „kaum die Hälfte der Leinwand wird auf Spekulation verschickt, und kaum die Hälfte davon auf Spekulation direkt nach Spanien. Von denen Kommissionen kommt auch nur die Hälfte direkt aus Spanien.“ Mit welchen Hindernissen direkter Handel damals der mangelhaften Kommunikationen wegen zu kämpfen hatte, mag man aus folgender Auseinandersetzung Böhms entnehmen. „Der direkte Handel mit Amerika würde sehr vortheilhaft sein. Böhms Prinzipal hat einmal fleckige, also fehlerhafte Leinwand auf den Namen eines Spaniers bis Amerika für seine

Rechnung gehen lassen. Die Unkosten betrugen über 50 Prozent, und dennohneracht tet wurden noch 25 Prozent gewonnen. Man mußte aber 3 Jahre, als so lange die Leinwand reisete, und die Bezahlung ausblieb, auf's Geld warten. Was wäre aber nicht an guter Leinwand gewonnen worden!"

Böhm besaß auch ein Vitriolwerk bei Rohnau, dem ein Besuch abgestattet wurde, bei welcher Gelegenheit mit dem Amtmann der benachbarten Graf Königsdorf'schen Güter über den Betrieb der Landwirthschaft im Gebirge gesprochen wurde, und der sich als ein „gescheiter Oekonom" erwies.

„ich ging in die hiesige," (Landshut, den 8. August) „Kreuzkirche, welche eine von denen Kirchen ist, zu der Karl XII. den Protestanten in Schlesien half. Der Stab, womit dieser Platz abgezeichnet worden, ist hinter der Orgel in der Kirche zu sehen. Neben der Kirche ist die Bibliothek, welche von einem Herrn v. Wallenberg gestiftet, und von einem Kapital noch jährlich vermehrt wird. Es sind darauf einige interessante große Werke, und unter denen Merkwürdigkeiten eine Sammlung alter Handschriften, unter welchen ein eigenhändiger Brief von Luther an einen Kurfürsten von Brandenburg, worin er ihm über die getriebene Alchimisterei die Leviten liest. — Nach Tische fuhr ich nach Grüssau und sah Alles, was Zöllner beschreibt."

Dann ging es fort nach Schmiedeberg. „Die Gegend ist so gebirgig, daß man nur dicht bei denen Dörfern, in welchen man ihrer zerstreuten Bauart wegen immer fährt, etwas Acker findet. Die Gegend ist so himmlisch schön, daß ich diesen Weg nicht beschreiben kann, sondern mich auf Zöllner verlassen muß."

In Schmiedeberg wurden Kommerzienrath Waldkirch, Kaufmann Friederici und Kaufmann Alberti, „ein fideler, junger Kaufmann, der nur hamburgische und spanische Geschäfte macht," aufgesucht. Friederici klagte sehr über die schlechte spanische und portugalische Justiz. Hier in Schmiedeberg war der Sitz der Kreasfabrikation, die nun studirt wurde. Dazu kam noch die Langmeyer'sche Bandfabrik, die großes Interesse erregte. Zum Zielpunkt eines Spazierganges wurde „der Ministerberg" erwählt, „den der Minister Hoym für seine Maitresse, eine Madame Schreiber, angelegt hat, und der jetzt — nach dem Tode der Schreiber — dem Grafen von Maltzan, dem Schwiegersohne des Ministers, gehört. Eine vortreffliche Anlage mit der schönsten Aussicht. Man hat vor sich die Schneekoppe und das Riesengebirge, und übersieht zugleich das Thal, in dem Schmiedeberg und Hirschberg liegen. Sich hier satt zu sehen, ist unmöglich."

Schön fuhr nach Krummhübel, nahm sich einen Führer, und trat die Wanderung nach der Schneekoppe an. Zuerst nach der Hampelbaude, wo Nachtquartier gemacht wurde. „Der Förster aus Brückenberg, der den Schlüssel zur Kapelle oben hat, und an den mir der Jagdjunker und Referendar v. Haugwitz aus Glogau eine Adresse mitgegeben hat, kam Abends zu mir in die Baude. Wir gingen den 13. August um 3 Uhr morgens nach der Koppe ab, kamen oben bald nach 4 Uhr an. Nach ½5 Uhr kam die Sonne, und ich hatte zum zweiten Male das göttliche Schauspiel — das erste Mal auf dem Brocken — die Sonne von einem so hohen Berge aus aufgehen zu sehen. Es war ganz klar und hell, die Majestät war also um so größer. Gottesleugner! wenn Du existirst, komm her, sieh hier die Sonne aufgehen,

und Dein Ungefähr muß dahin. — Es war oben kalt. Wir gingen gegen 6 Uhr über die weiße Wiese nach der böhmischen Wiesenbaude. Hier war es sehr reinlich, ich fand gute Leute, die hier nur von der Viehzucht leben. Sie hatten 29 Stück Vieh im Stalle, wovon ihnen 10 Stück zu eigen gehörten, die anderen waren gepachtetes Vieh, wofür sie den Sommer über 3 bis 4 rthlr. Pacht geben. Sie geben an die Grundherrschaft für die Baude nichts, müssen dieselbe aber selbst im Stande erhalten, für jede Kuh aber jährlich 13 sgr. Weidegeld und für jedes Schlittenfuder Heu, das 2, auf's allerhöchste 2½ Centner groß sein kann, 3 sgr. Das Heu müssen sie sich selbst machen, was sehr beschwerlich ist, weil das Gras so kurz wächst. Im Preußischen zahlen sie noch dabei Landessteuer, die vierteljährlich etwa 2 ggr. beträgt. In der Wiesenbaude sah ich, wie ein Kind durch das Wasser gewiegt wurde, was auch in Krummhübel und in mehreren Gebirgsdörfern so eingerichtet sein soll. Die Vorrichtung ist sehr einfach. In dem Graben, wo das Wasser fließt, ist durch eine Rinne etwas Fall gemacht. Das Wasser fällt auf ein sehr kleines Wasserrad. Dies hat eine Kurbel. Von der Kurbel geht eine Stange in die Höhe, die an einem rechtwinkligen Holze befestigt ist, welches wieder beweglich im Winkel an einer Stange befestigt ist. Von dem anderen Schenkel dieses rechtwinkligen Holzes geht eine Schnur in die Stube, die an der Wiege festgemacht wird, und diese in Bewegung setzt."

„Dicht neben der Baude, deren Wirth im Winter in's Land zieht, und nur einen Hausmann zurückläßt, während die anderen Baudenbewohner alle in ihren Bauden bleiben, ist der weiße Brunnen, der eine sumpfige Gegend macht.

Von da ging ich nach dem kleinen Teiche, dann nach dem großen Teiche, wo wir Steine von ungeheuerer Größe herunterrollten. Von da zu dem Mittags- und denen Dreisteinen (hoch hervorragende Felsen) und von da über Brückenberg und die Schlingelbaude (so heißt der Besitzer) nach Krummhübel. Hier war ich bei einem Laboranten, und fuhr, nachdem ich bei Kahl in Steinseiffen gewesen war, nach Schmiedeberg zurück. Meine Reisegesellschaft bestand aus dem Förster aus Brückenberg, einem artigen Menschen, aus meinem Führer aus Krummhübel, einem Gehülfen des Laboranten, der die Kräuter sammelt, und aus meinem Friedrich. Von der Koppe nahm ich Isländisches Moos und Veilchensteine. — Aber," so setzt das Tagebuch hinzu, „dies sind nur Anmerkungen zu Zöllner, wo der Text und meine Noten Alles ausführlich sagen. — ich wollte Anfangs längs dem Kamm nach Schreiberhau gehen, man widerrieth es mir aber, mich darnach einzurichten, weil es schon so spät im Jahre, also die Witterung zu veränderlich sei. ich kam vom Gebirge herunter, ohne daß Herr Rübezahl mir einen Streich gespielt hätte. Im Koppenbuche fand ich von Blumauer folgende Inschrift:

Der Weg hierher in diese Gegenden,
Ist recht vom Himmel ausersehn,
Die Sünden all' durch Stoßen und durch Rütteln
Dir sämmtlich aus dem Leib zu schütteln,
Und lehret auch selbst die gemächlichsten
Bischöfe gehn, wie die Apostel gehen.
Denn ach! sie zögen nicht sechs Schimmel
Den steilen Pfad. Kurz, Freund! beim Licht besehn,
Ist dies der wahre Weg zum Himmel,
Den nur die Auserwählten gehn."

In Schmiedeberg wurde ein Leinen-Damastweber aufgesucht, von welchem (Dietz) sich Schön über sein Verfahren genau informiren ließ. Denn „nur in Schmiedeberg ist Weberei dieser Art, und dahin aus Sachsen gekommen." Der Damastweber war selbst ein Sachse, und arbeitete für eine Verlagsfabrik.

Dann wurde noch Graf Rheden, den Schön in Breslau schon kennen gelernt hatte [1]), in Buchwalde besucht. Später (1844), sagt Schön über diesen Besuch: „es that wohl, in Buchwalde, im Gebirge, in dem Grafen Rheden a complete gentleman zu finden, so daß unser Verhältniß auf die angenehmste Art gleich gemacht war." Das Tagebuch fährt fort: „Die Einrichtung des Wohnhauses ist sehr geschmackvoll. Sein Vorwerk ist und wird schön eingebaut." Die Einrichtung des Schafstalles und der Scheunen war eigenthümlich, und fiel Schön auf, der eben deshalb nicht einverstanden mit derselben war, weil nach seiner Aeußerung der Harmonie des äußeren Aussehens die ökonomische Zweckmäßigkeit geopfert war. „Das Haus, der ganze Hof liegt in einem englischen Garten — wie Rheden es aber nicht genannt haben will — die Anlagen sind außerordentlich weitläufig." Schöne Ausblicke wurden bewundert. „Das Riesengebirge und in specie die Schneekoppe erhebt Alles. Es ist insbesondere auf Aussichten berechnet, um Mannigfaltigkeit in denen darzustellenden Landschaften hervorzubringen."

„Von der Oekonomie des Grafen sollte ich nichts sehen, weil, wie er sagte, was ich auch glaube, sie in ganzer Unordnung ist. Merkwürdig ist davon nur: 1. sein gutes Vieh.

---

[1]) Siehe oben Seite 333.

Es ist ordinär schlesische Stallfütterung. 2. seine Stähre, er hat 6 von Magnis und 6 von Fink. Erstere sind größer als letztere, und letztere feiner als erstere. Der Graf rühmte sehr die Bayreut'schen Schäfereien von ächten Spaniern. 3. die Brauerei. Es wird ganz auf die englische Art gebraut. Nemlich das Schroot überbrüht, und der Extrakt davon gekocht. Der zweite Aufguß wird indessen schon mit dem Schroot auf rein schlesische Art des Brauens gekocht des Brauers wegen, der sich nicht an das Englische gewöhnen kann. Die Darre soll ganz englisch sein. Der Brauer ist damit auch nicht zufrieden. Das Bier, das ich vom ersten Aufguß trank, ist sehr gut. Der Graf ließ mich erst Abends weg, wir disputirten tapfer."

Dann ging es nach Kupferberg. „Dies ist eine bloße Bergstadt, die dabei einem Dorfe ähnlicher als einer Stadt ist. Der Obergeschworne Holzbecher führte mich nach Rudelstadt, zeigte mir das dortige Kupfer- und Arsenikbergwerk, auch die dazu gehörigen Hütten." Darauf ging es wieder, unterwegs trotz des Regens die Landschaft bewundernd, nach Buchwalde zurück. „mein Vorspänner war aus dem Dorfe Berndorf, welches ganz im Gebirge liegt. Es sind darin 122 Feuerstellen und nur 14 Bauern, das Uebrige alles Leinweber, die kein Land, sondern nur ein Haus haben. Die Bauern säen ppr. 7 Scheffel in jedem Felde aus. Die Weber zahlen pro Stuhl 6 pf. Steuer. Auf 7 Scheffel Aussaat hält der Bauer ein Pferd, das er bei der Arbeit mit einem Ochsen zusammenspannt, welches Angespann man hier sehr häufig sieht. Es wird in diesem Dorfe feine Leinwand, das Schock zu 10 bis 12 rthlrn. gemacht. Das Garn dazu wird auf dem Hirschberger

Markte gekauft. Das oberschlesische Garn ist hier zu grob."

Nach einer längeren Unterhaltung mit dem Grafen Rheden, der Adressen nach England zu geben versprach, fuhr Schön über Erdmannsdorf nach Hirschberg, wo er „nur im Schillerkretscham vor dem Thore nach vieler Mühe unterkommen" konnte. Aber dafür fand er „bei Herrn Menzel, an den ich von Schiebel eine Adresse hatte," seinen Freund Schiebel in Person vor. „ich mußte mit Menzel, Schiebel und denen Weibern auf den Helikon gehen. Diese Anlage beschreibt schon Zöllner. Mittags bei Menzel, nach Tische auf den Kavalierberg, und die dortigen Merkwürdigkeiten angesehen. Zöllner!" Am anderen Tage wurde nach Seydorf gefahren, „und von da auf die Annakapelle gegangen, von wo die Aussicht herrlich ist." Nach Stonsdorf, „wo wir in dieser wahrlich himmlischen Gegend die Anlagen des Grafen Reuß sahen." Diese hatten eigentlich nicht Schöns Beifall, er tadelte die System- und Prinzipienlosigkeit, mit welcher Alles, was sich darbot, benutzt worden sei ohne Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen. „Eine Einsiedelei scheint ganz die Aufmerksamkeit des Grafen auf sich gezogen zu haben, und die Hauptsache, Erhebung und Vervielfältigung der sich darstellenden Landschaften ist ganz verfehlt."

In Hirschberg hielt Schön sich mehrere Tage auf, und studirte unter Leitung seines Freundes Schiebel gründlich die dortige blühende Schleier-Industrie. Unter Schleiern ist eine besondere Art von Leinwand zu verstehen. Der Unterschied wird dahin angegeben, daß bei der Leinwand eine feine Kette mit stärkerem Einschlag verbunden wird; „beim Schleier ist es umgekehrt, wie bei der Leinwand, beim Schleier muß die

Kette stark, der Einschlag aber fein sein." Bei näherer Untersuchung der Fabrikation stellte sich heraus, daß „die Einrichtung des Stuhls bei der Schleierweberei ganz wie bei der Leinwand ist, nur etwas dünner und feiner gearbeitet, und daß der Weber feineres Garn nimmt, und nicht stark mit der Lade schlägt, auch zum Einschlage feineres Garn als zur Kette nimmt." Die feinste Waare wird als Battist verhandelt, diese Waare ging nach Spanien und Italien, etwas gröbere ging ausschließlich nach Italien. „Alle Schleier werden auf dem Stuhl 54 Ellen lang gemacht. Das erste, was der Kaufmann damit nach der Bleiche vornimmt, ist das Zerschneiden eines solchen Webes in 3, gewöhnlich 4 Stücke. Es gehen aber auf 54 Ellen beim Bleichen in der Regel 2 Ellen ein, so daß jedes Stück gerade 13 Ellen lang wird." Die stärkeren Schleier wurden auch bedruckt.

Schön wendete sich an verschiedene Fabrikanten, besuchte auch den Kriegs- und Domänenrath v. Bessel, der nach Hirschberg als Direktor des Kommerz-Kollegiums von der Glogauer Kammer deputirt war. „ich fand einen Mann, der eben nicht die Adam-Smith'schen Grundregeln der Handlungs-Polizei eingesogen hat, nicht einmal mit dem Technischen der Weberei bekannt zu sein schien, sondern sehr für das Befehlen und Regieren in Handlungs-Sachen war."

Zum Verständniß und zur Würdigung dieses Urteils ist es nöthig, an die damalige Verfassung des ganzen Gewerbes und die durch dieselbe bedingte Einwirkung der Regierungsgewalt auf dasselbe zu erinnern.

Die Leinwand- und Schleier-Ordnung für „das souveräne Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz" vom 6. April 1788 rekapitulirte und modifizirte nur ältere Verordnungen,

33*

ist somit keine neue Erfindung. Man handhabte ein altes merkantilistisches System, welches aus der gesammten Handelspolitik hervorgegangen war, die der Staat Friedrichs des Großen überhaupt verfolgt hatte. Das System hatte den Zweck, „den Nahrungsstand sowohl des Fabrikanten, als des Kaufmanns mit dem allgemeinen Besten der Fabrike und dieser mit einer richtigen und redlichen Fabrikation" zu befördern" und nahm daher eine ganz spezielle Aufsicht der Beamten auf den Gang und die einzelnen Theilen der Fabrikation und des Handels an. Diese Einrichtung setzte nun allerdings eine genaue Bekanntschaft mit den technischen Manipulationen der Fabrikation und des Handels von Seiten der Beamten voraus, welche mit dieser Beaufsichtigung betraut waren, und daher tadelt Schön mit Recht den Mangel derselben, welchen er bei dem Direktor des Kommerz-Kollegiums zu Hirschberg bemerkte. Die nothwendige, wohl nur allmälig ausgebildete Folge dieser Aufsicht war die Zerlegung der Industrie in gewisse Berechtigungen, welche streng von einander gesondert, und gesondert gehalten werden mußten, wenn man eine Aufsicht handhaben, und eine Garantie übernehmen wollte. Für die praktische Realisation socialdemokratischer Ideale ist daher eine Masse von Fingerzeigen in dieser Gesetzgebung enthalten. Man kann aber mit demselben Rechte sagen, einerseits, daß diese Ideale nichts Neues sind und Ben Akiba's bekannter Spruch: es ist Alles schon dagewesen, sich hier abermals bewährt, andererseits, daß wie die allgemeinen Weltverbesserungspläne der gebildeten Klassen im Fortgange der Entwickelung zu den wandernden Handwerksburschen zu jener Zeit hinabsanken, so jetzt die Pläne des absoluten Staates für „die Aufnahme der Kommerzien"



in die Köpfe der niederen Demokratie hinabgestiegen sind, und zu ähnlichen Resultaten, d. h. zur Vernichtung der wirthschaftlichen Freiheit führen müssen, sobald man dazu kommen sollte, sie praktisch zu gestalten.

Auf dem Felde der Leinwand-Industrie unterschied nun das Fabrikensystem folgende Stadien: 1. den Handel mit Flachs, dem Rohmaterial, 2. das Spinnen, die Verfertigung des ersten Halbfabrikats, 3. das Garnsammeln, den Vertrieb des ersten Halbfabrikats, 4. die Weberei, die Herstellung des rohen Fabrikats, 5. die Sammlung der rohen Leinwand, den Vertrieb des rohen Fabrikats, 6. die Bleicherei, die Zurichtung des Fabrikats für den Handel, 7. den Handel mit dem fertigen Fabrikat, die Kaufmannschaft.

Alle diese einzelnen Stadien der Industrie waren in feste Regeln gezwängt, und an die Ertheilung einer besonderen staatlichen Konzession gebunden, letzteres mit Ausnahme der Spinner, denn die Spinnerei war der Hauptsache nach eine Nebenbeschäftigung der ländlichen Bevölkerung. Der Handel mit Flachs nach dem Auslande war verboten, und unter dem Worte Ausland verstand man Alles, was jenseits der Grenze von Schlesien lag. Das Produkt eines ausgedehnten Anbaus von Lein, der in den Landwirthschaften damals eine Rolle spielte, welche vielleicht die heutige Rolle der Runkelrübe weit übertrifft, sollte nur der Industrie in Schlesien zu Gute kommen, und dies Produkt eines rege und in ausgedehntem Maße betriebenen Zweiges der Landwirthschaft durfte nicht den ihm bequemsten Absatzort aufsuchen, sondern mußte aus den entferntesten Winkeln der Provinz dorthin dirigirt werden, wo das Centrum der Industrie sich einmal befand. Der konzessionirte Flachshändler,

und nur dieser, durfte den Flachs im Lande aufkaufen, und an die Spinner vertheilen, und diese Konzessionen eben so, wie für die übrigen Hantierungen wurden nur für einen bestimmten Bezirk ertheilt, so daß innerhalb gewisser Grenzen der Flachsbauer und der Spinner einem Monopol gegenüberstand, gegen dessen Macht er nicht aufzukommen vermochte. Der Flachshändler war zwar verpflichtet, den Flachs nur nach Gewicht zu verkaufen, und richtiges Gewicht zu gewähren. Es war ihm naiver Weise befohlen, „vorzüglich aller Betrügereien und Bevortheilungen der Spinner sich zu enthalten," aber es wird keiner Auseinandersetzung bedürfen, warum solche Befehle und Verbote naiv genannt werden müssen.

Die Spinner konnte man nicht an besondere Konzessionen binden, da das Spinnen mit der Hand sich über das ganze Land verbreitete, eine Beschäftigung war, ohne welche der zur äußersten Armuth hinabgedrückte frohnpflichtige und erbunterthänige kleinere Landmann gar nicht bestehen konnte, und man auch das Bedürfniß hatte, die Zahl der Spinner unter allen Umständen nicht zu verringern, da die Maschine damals noch nicht die etwa fehlenden Hände zu ersetzen vermochte. Aber der Spinner wurde verpflichtet, daß er „sein Gespinnst zum Stück mit 12 Zaspeln, jede Zaspel zu 20 Gebind und jedes Gebind auf 20 Faden ohne alle Verkürzung und über eine gehörig geaichte Weiffe richtig abweiffe." Konfiskation des unrichtigen und unvollständigen Gespinnstes und Ausstellung „durch 2 bis 3 Sonntage hinter einander, jedesmal eine Stunde an der Kirchthür im Halseisen" bedrohte den unredlichen Spinner, und manches arme alte Weib mag diese Strafe ertragen haben. Zu Aufsehern über die Spinner waren die Garnsammler bestellt.

Diese wurden besonders speziell und zwar wieder für besondere Bezirke konzessionirt. Ihr Gewerbe war ihnen aber ausdrücklich „in den Dörfern, wo Weber wohnen," verboten. Die Spinner hatten also zwei Arten von Monopolinhabern sich gegenüber, an welche sie gebunden waren, da nur die allerwenigsten im Stande sein konnten, die wenigen im Lande vorhandenen Garnmärkte zu besuchen, und dort direkt mit den großen Käufern zu verkehren. Schon hieraus ergiebt sich eine Ausschließung jeder gesunden Konkurrenz, welche eine gewaltsame Einschnürung des Verkehrs in künstliche Schranken zur Folge haben mußte. Der Garnsammler durfte übrigens die gesammelten Garne nur an Weber oder auf den Garnmärkten an andere Garnsammler verkaufen, welche die Waare weiter an den Fabrikationsort vertrieben, auch durfte der Garnsammler nicht mehr als 12 Schock Garn einkaufen. Hatte er diese Zahl beisammen, so mußte er verkaufen, und durfte nicht auf eine Konjunktur warten. Die Ausfuhr der Garne über die Grenze war verboten, der Garnsammler durfte sie nicht bloß selbst nicht besorgen, er war auch verpflichtet, darüber zu wachen, daß es nicht von Anderen geschehe, und auf „diejenigen, welche eine verbotene Exportation betreiben, fleißig invigiliren, und solche dem nächsten Magistrat denunziren."

Dazu kam denn noch die Kontrole der Weber, denen Länge und Breite der Gewebe genau vorgeschrieben war, und welche zu noch fernerer Sicherung angehalten wurden, „keine andere Blätter zu gebrauchen, als solche, welche mit dem Polizeysiegel einer der Kommerzialstädte besiegelt sind." Die fünf Kommerzialstädte waren Hirschberg, Schmiedeberg, Greiffenberg, Landshut und Waldenburg, und die sogenannten

Blattbinder mußten die von ihnen gefertigten Blätter mit den der Breite der Leinwand entsprechenden Zeichen versehen der Polizei vorlegen, und von dieser aichen lassen. Sie wurden auch darauf eidlich verpflichtet, die Blätter, damit die Leinwand durchaus gleichmäßig ausfalle, auch ganz gleichmäßig einzurichten. Der Gebrauch und Verkauf anderer Blätter wurde verboten, ebenso der Verkauf von Blättern über die Grenze. Der Weber wurde für den Fall, daß seine Waare diesen Bestimmungen nicht entsprechen sollte, mit Unbrauchbarmachung seiner Waare, und eventuell auch mit Ausstellung im Halseisen bedroht, auch verpflichtet, seine Waare vor dem Verkauf den Schauämtern zur Prüfung vorzulegen, und eine vorschriftsmäßig gelegte und gepackte, und mit dem Zeichen des Schauamtes versehene Waare zu verkaufen. Der Einkauf fertiger Waare war den Webern gleichfalls verboten, sie durften aber andere Weber für sich um Lohn arbeiten lassen, durften das Garn einkaufen, wo sie wollten, mußten aber ihre Waare nur „blos in den Städten an die daselbst wohnenden Leinen-Negozianten oder auf den Wochen- und Jahrmärkten oder an die besonders konzessionirten Leinwandsammler" verkaufen. Bei Strafe des Halseisens war aber den Webern der Einkauf von Garnen zum Wiederverkauf und die Ausfuhr von Garnen über die Grenze, auch der Ankauf unrichtig geweifter Garne verboten.

Diese Aufzählung eines Theils der Vorschriften, welchen die Industrie unterworfen war, wird hinreichen, um ein ungefähres Bild von den Schwierigkeiten zu gewähren, mit denen die Entwickelung derselben zu kämpfen hatte, und welche zahllose Fälle es gab, in denen eine Einmischung der

Behörden in den Gang der Industrie erforderlich war. Man wird nun auch leichter verstehen, warum junge, weitstrebende Beamte, wie Schön und Vincke waren, so eifrig darauf ausgingen, Einblick in den komplizirten Gang der Industrie zu gewinnen, für welche eine solche Reglementirung für erforderlich gehalten wurde. Wenn man aber erwägt, daß für die eindringende Baumwollen-Industrie eine ähnliche Reglementirung gar nicht versucht wurde, so wird man zugleich erkennen, daß das Schicksal der Leinen-Industrie eigentlich schon damals besiegelt war, und daß der Sturz des ganzen künstlichen Gebäudes auch dann hätte erfolgen müssen, wenn auch die französischen Kriege nicht den Verlust des Absatzes nach Spanien und Portugal gewaltsam herbeigeführt hätten.

Schön brachte mehrere Tage in Hirschberg zu in eifriger Verhandlung mit Schiebel und mehreren Fabrikanten, unter anderen auch mit dem Senator Geyer, den er in Breslau kennen gelernt hatte [1]). Er besuchte auch „den Stadtdirektor Schönau. ich fand einen alten anscheinend jovialen Mann, dem man die Freundschaft, die er mit denen Musen geschlossen, am Gesichte ansieht.“

Hiermit hat es folgende Bewandniß: Westlich von Hirschberg erhebt sich der Hausberg, und hinter demselben ein anderer Berg, an welchem der Herr Stadtdirektor seiner Zeit eine gewisse Aehnlichkeit mit dem altgriechischen Musenberge entdeckt, und ihn deshalb mit dem Namen Helikon beehrt hatte. „Die Stelle von Thespiä“ vertritt Hirschberg.

---

[1]) Siehe oben Seite 278.

Statt des Thermassus fließt hier der Bober; und die Hippokrene und Aganippe werden durch den Bäckerbrunnen gegen Westen und durch den Merkel- (verdorben von Mirakel-) Brunnen gegen Osten vertreten. Der Berg selbst ist, gleich dem Helikon, auf der einen Seite mit Waldbäumen und mit Gebüsch, auf der anderen mit Feldfrüchten bewachsen. In dem sogenannten Musensitze ist ein Tisch angebracht mit neun Sesseln, und jeder Muse ist ein eigener Bezirk gewidmet [1])." Diese Anlagen hatte Schönau selbst gemacht, und auf diese poetischen Träumereien bezieht sich Schöns Aeußerung, der gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes in Hirschberg mit Schiebel, „Menzel und denen Weibern auf den Helikon gehen" mußte. Die Aussicht schildern aber er und Zöllner übereinstimmend als entzückend, so daß die Entzückungen des würdigen Stadthauptes wohl gerechtfertigt erscheinen.

Nachdem Schiebel wieder abgereist war, erschien in Hirschberg, auf einer Reise durch das Riesengebirge begriffen, ein spezieller Landsmann Schöns, „Graf v. Gröben auf Schwansfeld mit seinem Gesellschafter, Herrn Matuschefsky, und seinem Schwager, einem verabschiedeten Rittmeister v. Auerswald auf Bauditten bei Preußisch-Mark in Ostpreußen."

Dies Zusammentreffen ist deshalb von einigem Interesse, weil Schön und Graf Gröben auf der Fortsetzung der Reise in Schlesien nunmehr eine Zeit lang beisammen blieben, und da Gröben auch nach England gehen wollte.

Von Hirschberg aus wurde zunächst Warmbrunn be-

[1]) Zöllner, Bd. II, p. 261.

sucht, und der Kynast bestiegen und zwar in Gemeinschaft mit den Landsleuten. Das Bad in Warmbrunn fanden sie im Gegensatz zu Landeck „sehr schmutzig." Bei einem Edelsteinschleifer wurden Chrysoprase und Krystalle „sehr wohlfeil" eingekauft, bei einem Glasschneider „nichts Neues gesehen." Dann meldete man sich in Hermsdorf „beim dortigen Kommandanten — so wird der Mann, der die Schlüssel zum benachbarten Kynast hat, genannt." Nachdem der Kynast bestiegen, und alles dort in Augenschein genommen war, ging die Reise nach Schreibershau, wo das Vitriolwerk des Fabrikanten Preller genau besichtigt wurde. „ich fand einen alten artigen Mann, der aber, weil er wußte, daß ich mit Schiebel bekannt bin, gegen mich sehr zurückhaltend war." Die Fabrik bezog die Erze von Rohnau und Kupferberg, „muß sie daher 4 bis 5 Meilen fahren." Sie produzirte Schwefel, Eisenvitriol, Kupfervitriol, Doppelvitriol (Eisen und Kupfer), weißen Vitriol, Nordhäuser-Vitriolöl, Scheidewasser und rothe Farbe. Die verschiedenen Manipulationen, die das Tagebuch sehr genau schildert, werden hier übergangen. „Herr Preller hat fast in allen großen Städten der preußischen Staaten Niederlagen seiner Waaren. Sein Absatz ist bloß im Lande." Aber auch hier wiederholte sich die alte Misère des Protektionssystems, die Fabrik lag an der unrechten Stelle. „Er klagt über die im Jahre 1788 erfolgte Aufhebung des Verbots der Einfuhr des ausländischen Vitriols und über die Anlage neuer Werke, die ihn wahrscheinlich, weil jene das Erz zur Stelle haben," (also an dem richtigen Orte angelegt sind) „in Grund und Boden bauen werden." Dagegen die Kehrseite: „die Färber und andere Fabrikanten, welche den Preller'schen Vitriol

nehmen müssen, wenn sie ausländischen haben wollen, klagen sehr über die Unreinigkeit des Preller'schen Vitriols, der noch immer viel Kupfer und Alaun enthalten soll. Preller gab den Werth seiner in denen verschiedenen Niederlagen befindlichen Waaren auf 20,000 rthlr. an. Er hat das Werk mit Königlichem Gelde angelegt, was man auch an der Größe der Anlage sieht. Es geht ihm, wie allen mit Königlichem Gelde geheizten Treibhaus-Fabriken. Er ist noch 6000 rthlr. dem Oberbergamte schuldig."

Hier trennte sich Auerswald mit seiner Frau von der Gesellschaft, und reiste nach Hause, „anscheinend ein guter Mann." Dann wurde noch der Kochelfall besucht, eine Tour in's Gebirge nach den Schneegruben und dem Elbfall mußte aber des Regenwetters wegen aufgegeben werden. „Leider verliere ich jetzt der Eingeschränktheit meiner Zeit — der englischen Reise — wegen diese Naturschönheit, und muß mich mit dem Zackenfall begnügen." Mit Gröben und Matuschefsky gemeinschaftlich wurde diese kleine Seitentour unternommen, dann noch der Glashändler Seiffert aufgesucht, und einige Bestellungen bei diesem gemacht, und dann auf „einem ganz vermaledeit steinigen Wege" nach der Schreibershauer Glashütte gefahren, wo der ganze Prozeß eingehend studirt wurde. Von dort wanderte die Gesellschaft, der sich in Hirschberg noch ein Weimar'scher Kammerassessor v. Herda angeschlossen hatte, zu Fuß nach Flinsberg. Man hatte den damals bekannten Bergführer Siegmund Zeidel, der die Seitentour in's Gebirge widerrathen hatte, bis Flinsberg mitgenommen. Schön, die Schilderung Zöllners von diesem Manne berichtigend, sagt von ihm, „der komische Kerl habe ihnen viel Spaß gemacht. Zöllner schildert ihn

als so still, er versicherte aber, daß er jetzt viel besser als damals mit Fremden umzugehen wisse.“ Vielleicht verstand der „komische Kerl“ seine Stimmung der Art seiner Kunden gut anzupassen, eine Kunst, die, wer ein solches Gewerbe treibt, eigentlich auch verstehen muß, und doch ehrlich bleiben kann. „Er erzählte uns, daß noch kürzlich eine Frau von Prag her in die Hampelbaude in's Gebirge gekommen sei, um von Rübezahl Geld zu borgen.“

In Flinsberg wurden (es war der 23. August) nur noch wenige Badegäste gefunden. Der Versuch, „vom Brunnen Brauserchen wie in Kudowa zu machen,“ mißlang. „Der Brunnen ist dazu nicht stark genug.“ So wurde denn wieder aufgebrochen, und in Giehren „die dortigen Zinngruben“ besucht, „wo man theils Zinnerz im Quarz, theils Zinnerz und Kobalt im Quarz findet. Das Werk liegt seit 4 bis 5 Jahren, weil die Ausbeute zu gering war, und die Wasser zu mächtig wurden. Es wurde jetzt neben dem Wilhelmsschachte nur Versucharbeit getrieben, und weil man das Erz oben am Tage findet, soll der Bau wieder angehen.“ Zugleich wurde das Blaufarbenwerk in Querbach besichtigt, und die Verhältnisse der Fabrikation, die recht bedeutend war, studirt. „Das Werk gehört dem Grafen Schaffgotsch, und steht nur unter der Polizei- und Zehntaufsicht des Oberbergamts.“

Von Flinsberg aus, wohin von diesem wissenschaftlichen Ausfluge zurückgekehrt wurde, wanderte Schön, nachdem Herr v. Herda sich hier empfohlen hatte, mit Graf Gröben und Matuschefsky nach Meffersdorf zu Herrn v. Gersdorf, dem er von Herrn v. Carmer empfohlen war. Herr v. Gersdorf war ein zu seiner Zeit berühmter Kenner des

Riesengebirges, doch verweist das Tagebuch Schöns bezüglich dieses Gegenstandes auf Zöllner. Dagegen wurde der Landwirthschaft große Aufmerksamkeit gewidmet. Da hier im Gebirge Weizen und Gerste, Erbsen und Lein nicht mehr gebaut werden konnten, so gab es allerdings auch Eigenthümlichkeiten zu beobachten, die sich nicht überall vorfanden. Ebenso eigenthümlich erschien die Brauerei, welche auf englische Art betrieben wurde. Der Brauer spielte anfangs den Geheimnißvollen, rückte aber endlich mit der Sprache heraus, und es könnte neidisch machen, wenn man liest, daß Schön ihm bezeugt, daß er nur von Gerste braute, und viel Hopfen dazu nahm.

Dann wurde gemeinsam mit Gröben und Matuschefsky nach Greiffenberg abgefahren. „Eine beträchtliche Stadt unter den kleinen Städten dieser Gegend, die insbesondere viel feine Leinwand exportirt." Bekanntlich lag Greiffenberg damals hart an der sächsischen Grenze, und dieser Lage hatte die Leinwand- und Schleier-Ordnung von 1788 insofern Rechnung getragen, als sie jedem sächsischen Weber aus dem Lausitz'schen Nachbarort, der ein Stück rohe Leinwand nach Greiffenberg brachte, und hier verkaufte, gestattete, 10 Stück Garn über die Grenze hinaus zu bringen. „Wir gingen zum Kaufmann Prenzel, an den ich von Menzel," (aus Hirschberg) „eine Adresse hatte." Von diesem „gefälligen Manne" wurde mancherlei Erkundigung eingezogen. „Ueber den Leinwandhandel erfuhr ich folgendes: hier werden nur mit feiner Leinwand Geschäfte gemacht, die in Weben zu 72 schlesischen Ellen und halben Weben gearbeitet wird. Man bezahlt ein solches Webe roh mit 60 bis 70 rthlrn. Wenig von diesem wird nur zu 7/4 breiten Bretag-

ner ausgeschnitten. Andere spanische oder italienische Artikel werden hier gar nicht gemacht. Die Weben gehen theils nach Rußland — die Russen holen sie von hier ab — Polen (Warschau), Königsberg, theils nach Hamburg ab. Ein großer Theil wird auch auf denen Messen zu Frankfurt und Leipzig, welche die hiesigen Kaufleute beziehen, verkauft."

„Wir aßen bei Prenzel gut zu Mittag, sahen dann die ganz gewöhnliche protestantische Kirche vor dem Thore auf sächsischem Grund und Boden an." Dann fuhr man weiter nach Löwenberg, kam aus dem Gebirge heraus und logirte in Goldberg, „einer beträchtlichen aber schlecht gebauten Stadt, im Pelikan, dem besten aber immer noch schlechten Gasthofe." Schön wollte sich gern in Goldberg näher umsehen, aber der erste Versuch dazu fiel nicht glücklich aus. „ich wollte den Stadtdirektor v. Ferber besuchen, an den ich eine Adresse von Carmer hatte, fand ihn aber nicht zu Hause. Der Bürgermeister v. Holly wußte nichts, der Prokonsul Böhm wußte etwas mehr, scheint aber nicht viel Kultur zu haben. Die Gesellschaft, in der ich ihn fand, war nicht die gebildetste." Es wurde also, nachdem Schön noch mit der Post seine Ernennung zum Kriegs- und Domänenrath bei der Kammer zu Bialystock empfangen hatte [1]), eine Partie nach dem benachbarten Gröditzberge gemacht. Der alte Thurm, der auf diesem mitten in flacher Gegend isolirt stehenden Felsberge gestanden, war im Jahre 1751 eingestürzt. „Die noch dastehenden Ueberbleibsel sind so schön, wie man sie selten findet. Die Ueberbleibsel des eingestürzten Thurmes sind die herrlichste Ruine. Man kann die Mauern

[1]) Siehe oben Seite 347.

auf einer Treppe ohne Gefahr besteigen, von wo sich der eingestürzte Thurm insbesondere schön darstellt. Von zwei Seiten ist der Berg frei, an zwei Seiten stößt Wald an. Man übersieht von dem Berge das Riesengebirge und einen sehr großen Theil von Niederschlesien." Abends nach Goldberg zurück. Ein Unwohlsein zwang Schön, noch den folgenden Tag in Goldberg zu bleiben. Dann aber wanderte er mit dem Schauinspektor Lamprecht bei den Tuchmachern in Goldberg herum. Die damals sehr erhebliche Tuchfabrikation in Goldberg hat Schön zu einer besonderen Arbeit Veranlassung gegeben. Aus derselben erfahren wir, daß in Goldberg nur schlesische Wolle verarbeitet wurde. „Die hiesigen Tuchmacher kaufen die Wolle auf dem Breslauer Wollmarkte. Ein Wollmagazin ist hier nicht, der reiche Tuchmacher läßt den Armen entweder für sich für Lohn arbeiten, oder überläßt ihm Wolle. Die Wolle bezahlt man pro Stein mit 5 bis 15 rthlrn. Man klagte über die durch spanische Böcke veredelte zweischürige Wolle, diese ist kurz und so kraus, daß, wenn das Tuch geschoren ist, man bald den Faden sieht, auch das Tuch sich nicht gut walken soll. Gegen die einschürige spanische Wolle hat man nichts. Man bedient sich des ohnerachtet sehr der veredelten Wolle und zugleich der aus Oels und Namslau. Von denen hiesigen Tuchen werden die mehresten auf denen Messen zu Frankfurt a./O. und Frankfurt a./M., Leipzig und Braunschweig abgesetzt. Viele gehen auch nach der Schweiz, über Triest nach Italien, und durch Juden — die sie hier zur Stelle kaufen — nach Rußland. Der hiesige Tuchhändler handelt viel mit dem Kapitale des Fabrikanten, denn er bezahlt ihm die Hauptsumme in der Regel erst nach der Messe, also nach

dem Verkauf." Bekanntlich ist dies heute noch einer der Hauptschäden, an denen die Fabrik-Industrie in Deutschland laborirt. „Die mehresten Tuche werden indessen noch an die Kaufleute verkauft, daher werden drei Viertheile der Tuche weiß gearbeitet," und dann erst dem Färber übergeben, während das Färben der Wolle, welche zu den farbig anzufertigenden Tuchen von den Tuchmachern besorgt wurde. „Die Schönfärber machen aus ihrer Kunst viel Geheimniß." Sie nahmen die Tuche vor dem letzten Scheeren in die Farbe, verstanden auch sehr gut, sowohl ächt als unächt zu färben. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß die große Firma Ruffer in Liegnitz aus Goldberg aus einer Tuchmacherfamilie stammt, von wo sie nach Liegnitz übersiedelte, wo wir derselben wieder begegnen werden.

Nachdem noch ein Besuch bei dem Baron v. Hohberg, den Schön bereits in Breslau kennen gelernt hatte, in Prausnitz, „der ehemals Kriegsrath bei der Berlin'schen Kammer war," gemacht, und dessen Landwirthschaft besichtigt war, trennten sich die Reisenden. Graf Gröben und Matuschefsky, „beide anscheinend gute Menschen, nur noch nicht reif zum Reisen," schlugen eine andere Richtung ein, um dann in Hamburg wieder mit Schön zusammenzutreffen. „ich schrieb den ganzen Morgen, weil ich jetzt rasend zu thun habe." So endet das Tagebuch in Goldberg.

Aus der Beschreibung der Landwirthschaft in Prausnitz bleibt erwähnenswerth: „Die Puppe des Hohberg ist sein Gestüt. Er deckt jährlich einige 60 Stuten; hat kleine Pferde, die indessen gut von Knochen sind, viel gelbe, überhaupt eine Menge buntes Zeug. Seine Preise sind im Vergleich gegen die Preußischen ungeheuer. 50 bis 60 Louisdor

sind eine Kleinigkeit für ein Pferd, wo man bei uns höchstens 40 Dukaten bezahlt. Er ist in diesem Betracht in Schlesien Monopolist. Das Gestüt besteht seit anno 1747. Der Pferdestall ist pompeuse, sehr breit gewölbt, mit Säulen, außer denen Pfeilern. Neben dem Pferdestall auf dem Gewölbe liegt das Heu, und über diesem ist der Schüttboden auf Magdeburg'sche Art mit Luftzügen. Hohberg behauptet, daß in Getreide, das über Heu liegt, kein Wurm komme."

Es ging weiter nach Liegnitz. Unterwegs „vor dem Kretscham zur halben Meile brach mir in einem Loch, wo eine Brücke für die Chaussee gemacht werden soll, die Deichsel. ich sprach während dem mit dem beim Chausseebau die Aufsicht habenden Kondukteur. Dieser sagte mir, daß die Chaussee bis Liegnitz verlängert würde. Man planirt hier den Weg bloß nach dem Augenmaß, und fährt die Steine herauf, die man zerschlägt, dann ist sie fertig. Die Steine sind Sandsteine, Kies, den man unmittelbar am Wege findet. Auf eine Meile ist hier der Etat auf 3000 rthlr. gemacht. Der Kondukteur meinte, er werde dies nicht brauchen."

„Liegnitz präsentirt sich sehr gut. ich bin eben auf dem Ringe im Gasthofe zum Rautenkranz abgestiegen, wo ich es reinlich und ordentlich finde. Die Stadt hat viele auf gothische Art gebaute Häuser, kleine Fensterchen ꝛc. Die Garnison ist zur Revue. Nach Tische sprach ich unten den Stadtdirektor Streit, den Stadtdirektor Walter aus Jauer und den Kaufmann Ruffer aus Goldberg. Mit diesen ging ich in die Ruffer'sche Tuchmanufaktur, eine Treibhaus-

pflanze.“ Wir finden hier abermals ein Beispiel dafür, wie man in jener Zeit künstlich und fast mit Gewalt auf Staatskosten und mit Aufopferung von Staatsvermögen zu Gunsten großer Unternehmer eine Industrie hervorzurufen suchte. „Hier ist zu bemerken, daß diese Fabrik mit 10,000 rthlr. Vorschuß und der ohnentgeltlichen Ueberlassung eines großen und schönen Gebäudes, des ehemaligen Jesuiten-Seminariums entstanden ist, auch jetzt beim Bau einer Walke sehr begünstigt wird.“ Wir werden sehen, daß sich daraus einige eigenthümliche Folgen herleiteten. „Es werden insbesondere feine Tuche gemacht. Die Wolle wird größtentheils aus Schlesien, viel ächt spanische, von der das Pfund prima-Sorte mit 1 rthlr. bezahlt ist, auch genommen. Es wird alles fabrikenmäßig betrieben.“ Sodann strich Herr Ruffer sein Fabrikat noch besonders heraus. „Bei dem Walken, sagte Ruffer, wäre es eine Hauptsache, daß das Tuch vor dem Auswaschen in der Walke erst in Wasser und dann in Wasser und Urin geweicht werde. Dies geschehe jetzt in Schlesien noch nirgends, und Ruffer schreibt dem Unterlassen dieser Manipulation das geringere Ansehen der schlesischen Tuche im Vergleich gegen die englischen, französischen und niederländischen zu. Deshalb wird auch die Farbe nie so rein.“ Er wußte noch einen anderen Vorzug seiner Fabrikation anzugeben. „Ruffer bedient sich insbesondere der Kanter'schen Preßspähne.“ Die gewöhnlichen Preßspähne, welche zur Appretur der Tuche angewendet werden, wurden in Breslau angefertigt, und kosteten pro Schock 4 rthlr. bis 4 rthlr. 12 ggr. Die Kanter'schen Preßspähne, welche feiner und glatter waren, kamen aus Königsberg, und kosteten an Ort und Stelle 3 Louisdor für 12

Dutzend, wozu noch 16 ggr. Fracht und Spesen kamen. Sie waren damals noch etwas Neues. Nun war es eigenthümlich, daß Herr Ruffer diese Preßspähne „in Rücksicht ihrer großen Dünne und großen Glätte tadelte. Schweizer haben ihm geschrieben, sein Tuch habe zu viel Glanz, sei wachsleinwandartig, welches bloß eine Folge der Kanter'schen Preßspähne sein soll. Er benutzt sie indessen fort." Abgesehen von dieser Prahlerei, die auf Schön offenbar keinen Eindruck machte, ergab sich aber weiter, wie der Fabrikant zu der außerordentlichen Unterstützung gekommen war, welche man ihm gewährt hatte. „Die Unterstützung hat Ruffer insbesondere einer Spinnmaschine zu danken, die ein Koch hier baute, und der Kammer offerirte. Er nahm sie in seine Fabrik, und läßt sie noch jetzt darin arbeiten, ob er gleich weiß, daß sie nichts taugt." Schade bleibt es nur dabei, daß wir nicht erfahren können, welchen Verdiensten der Liegnitzer Koch es wieder zu danken gehabt hat, daß man ihm seine untaugliche Maschine abnahm, die nun wieder dem Fabrikanten aufgenöthigt wurde. Wir haben oben schon gesehen[1], daß auch der Fabrikant Just in Gnadenfrei von der Kammer mit einer solchen Spinnmaschine beglückt worden war. Dieser steckte freilich nicht so stark im Vorschusse bei der Kammer, und ließ die Maschine stehen. Ruffer war gezwungen, sie in Gebrauch zu nehmen, und zuzusehen, daß diese Maschine mit 15 Spulen ungefähr so viel leistete, wie ein geübter und kräftiger Spinner auf den alten großen Rädern leisten mochte, die in der Fabrik noch im Gebrauch waren. „Hieraus geht her-

---

[1]) Siehe oben Seite 485.

vor, daß die Maschine nichts taugt. Ruffer läßt indessen immer fort auf dieser Maschine, die der Kammer gehört, spinnen, macht sich dadurch beliebt, und bekommt sonst, was er will. Die Spinnmaschinen in Hainau, die der Spinnmaschinenbauer Hoppe aus Berlin gebaut hat, sind gerade von derselben Art — wie Alle, die sie gesehen haben, sagen. Sie stehen auch in einer Fabrik eines Kaufmanns, der darauf so wie Ruffer spinnen läßt, und durch Begünstigungen in seiner Fabrik, die er deshalb erhält, viel Vortheil zieht." So wurde damals an dem Marke des Landes gezehrt, und das Geld des Staates vergeudet.

Nachdem dann der Abend beim Stadtdirektor Streit in angenehmer Gesellschaft hingebracht war, wurde am folgenden Tage unter Führung des Professors Werdermann, den Schön in der Gesellschaft kennen gelernt hatte, die Ritterakademie besichtigt. „Werdermann ist Professor Philosophiae, ist, wenn auch kein großes Licht, so doch kein flacher Kopf. Doch! nicht Ficht'isch den Flachkopf genommen, der dies von Mendelsohn sagt [1]). — Zur Erziehung 14 junger Leute" (in der Ritterakademie) „werden ein Direktor (ein Major), sechs Professoren, zwei Inspektoren, ein Stall-, ein Tanz- und ein Fechtmeister und noch 7 andere Personen, auch 6 Pferde besonders gehalten und salarirt: also um 14 zu erziehen, sind 19 Personen nöthig. Das Gebäude ist schön. Bei der preußischen Besitznahme Schlesiens wurde der Ausbau des Hintergebäudes sistirt, und jetzt erst wird — da der König wegen der beträchtlichen Dispositionsgelder, die er von dieser Stiftung zieht, etwas dazu giebt — von Jahr zu

[1]) Vergleiche Seite 248.

Jahr ausgebauet. Hier sah ich die Lehr- und Wohnstuben der jungen Leute, lernte dabei den Professor der Mathematik Niethardt kennen, der ein sehr geschickter Mann sein soll. — Die Modellkammer dieses Instituts ist gut, man findet da unter anderen, ein vollständiges Cabinet derer schlesischen Steinarten, ein Modell einer Feuermaschine mit einem offenen Cylinder, das 30 rthlr. kostet rc."

Auf dem Wege nach Breslau wurde dann noch in Zobel, zwischen Liegnitz und Neumarkt, Halt gemacht, und die Wirthschaft des Herrn v. Arndt, des „bekannten ökonomischen Schriftstellers" [1]) besichtigt. „ich fand einen Mann mit einem krummen Fuße, der etwas natürlichen Verstand hat, aber sehr unausgebildet ist. Arndt scheint ein bloß praktischer Oekonom in Schlesien Anfangs gewesen zu sein; weil er nun etwas mehr Kopf besaß, als die gewöhnlichen schlesischen Amtleute haben, erwarb er sich etwas, wurde nobilitiret, und agirt jetzt den Edelmann, wobei Manches von seinem früheren Benehmen mit vorkömmt. Arndt ist bekanntlich durch sein Ackersystem berühmt geworden. Er befolgt das ganz, was er in seinem Buche: Arndt-Riemsches Ackersystem, wozu ersterer die Materialien und letzterer den Rock gab, aufgestellt hat." Die Art und Anwendung der verschiedenen Pflüge wurde genau durchgegangen, insbesondere die Theorie der mehrschaarigen Pflüge, deren Erfindung und Verbesserung Arndt im Gegensatze zum Grafen Burghaus auf Laasan [2]) für sich in Anspruch nahm, erörtert. Besonders wird aber die Wegschaffung der Ackerbeete, das Pflügen im Quadrat

---

[1]) Siehe oben Seite 215.

[2]) Siehe oben Seite 494.

und in die Quere als bemerkenswerth hervorgehoben. Indessen, wenn Arndt behauptete, „daß er jetzt, statt vor dieser Bearbeitung von 200 und einigen zwanzig Scheffeln Aussaat 500 Schock zu erndten, er jetzt 1000 bis 1100 Schock einbringe," so faßt Schön sein Endurteil dahin zusammen: „Die Hauptsache mag hierbei wohl in dem starken Bearbeiten des Ackers und dem Walzen des Ackers bei der Sommer- und im Frühjahr bei der Wintersaat, auch in der besseren Düngung bestehen. Die Maschinen dürften hierbei wohl das Wenigste gethan haben."

Der Besuch mußte schleunig abgebrochen werden. „Es kam eine Kompagnie vom Regiment Wartensleben aus Liegnitz, die zur Revue gewesen war, hier an, es entstand Wirrwarr," und Schön war genöthigt, sich zu empfehlen. Schön sagt in seiner II. Selbstbiographie: „Gewohnt in Schlesien eine Menge sich widersprechender Verhältnisse zu finden, trat die Uebermacht der Militärpersonen auch noch grell hervor. Ein gebildeter, anständiger Gutsbesitzer erhielt, als ich einige Stunden bei ihm gewesen war, von einem marschirenden Bataillon Einquartirung, und mit dem Augenblicke, wo der Kommandeur des Bataillons in das herrschaftliche Haus trat, kommandirte er das ganze Hauswesen; er befahl, daß zu Mittage angerichtet werden sollte, er schickte die Gutsleute hin und her, u. s. w. und der Gutsherr lebte dabei dem Prinzipe: Ruhe und Gehorsam sind die erste Bürgerpflicht." Natürlich konnte auch für Schön damals von weiteren Studien nicht die Rede sein, und er mußte sich mit einer Unterredung von wenigen Stunden begnügen, wo so Vieles zu erörtern gewesen wäre. Er langte noch Abends, den 1. September, in Breslau im Rautenkranze an. „ich besuchte noch Abends meinen Freund Kruttge."

Fünf Tage weilte Schön in Breslau im Umgange mit seinen dortigen Freunden. „Wer von mir über diese in Breslau verlebte Tage Rechenschaft verlangt, dem will ich antworten: arbeite nicht allein, besonders wenn du nicht dafür belohnt wirst, und Schwachköpfe mehr als du erlangen, sondern lebe auch. ich habe in diesen Tagen meine ganze Korrespondenz absolvirt."

Die Reise nach Berlin machte Schön gemeinsam mit dem „Kriegsrath v. Winterfeld von der Kurmärk'schen Kammer." Sie reisten zunächst, von der großen Straße abweichend, nach Dyhrenfurt, dem Besitzthum des Ministers Grafen von Hoym, welches jetzt sich im Besitz einer Enkelin desselben befindet, „um diese ministerielle-Anlage noch zu sehen." Indessen die Neugierde wurde nicht recht belohnt. „Der Dyhrenfurter Garten enthält, wenigstens im Vergleich gegen Buchwalde, nicht die geschmackvollsten Anlagen; es ist alles in etwas kleinlichem Geschmack bei wilden Bäumen. Schnurgerade Alleen von großen Bäumen, viereckige Bassins und ein künstlicher Wasserfall, das paßt nicht. Einige wenige Vues sind da, große Aussichten gar nicht."

Die Reise ging auf dem rechten Oderufer weiter bis Kloster Leubus. Dieses berühmte Kloster zu besichtigen, fehlte es den Reisenden an Zeit. „Wir hatten — da die Vorspänner in Dyhrenfurt zu spät gekommen waren, nicht so viel Zeit, die hiesigen Merkwürdigkeiten ansehen zu können, um so weniger, da vermittelst eines Stundenzettels bis Frankfurt der Vorspann im Voraus bestellt war." Deshalb ging die Reise auch ununterbrochen selbst Nachts fort, bis die Universitätsstadt Frankfurt erreicht war. Die Fahrt hatte 36 Stunden gedauert. Hier verließ Winterfeld seinen Reise-

gefährten, und ging sofort weiter nach Berlin. „Winterfeld, so viel ich aus diesem dreitägigen Zusammenleben entnehmen konnte, nur Offiziant, um Litteratur hat er sich wie ein Berliner nicht gekümmert."

In Frankfurt empfing Schön einen Brief von Weiß, „wodurch er mich benachrichtigt, daß er frühestens den 16. h. erst examinirt werden kann, ich will mich daher hier ausarbeiten." Demgemäß wurde am 10. September im Quartier geblieben, und ein Bericht an den Minister v. Schrötter über Oberschlesien bearbeitet. Dann am folgenden Tage wurde Vormittags „die gut gebaute und nicht unbeträchtliche Stadt" besichtigt, nachdem Schön seinen Reisewagen verkauft hatte. Nachmittags wurde der Professor der Kameralwissenschaften Borowsky besucht, „kein großer Kopf, der übrigens auch mit der neueren Litteratur in seinem Fache nicht einmal sehr bewandert war." Allerlei Gespräche über Pflüge und das Drehen der Schafe scheinen Schön keinen großen Respekt vor den Kenntnissen dieses Lehrers der Kameralwissenschaften eingeflößt zu haben, noch weniger vor seiner Urteilskraft, und wir möchten, da Roscher diesen Skribenten in seiner Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland ganz mit Stillschweigen übergeht, annehmen, daß der jugendliche Kriegsrath ziemlich das Richtige getroffen hat. „Borowsky klagte sehr, daß der hiesigen Universität so viel von ihrer Fundation durch Friedrich Wilhelm I. genommen sei. So habe er ihnen die Karthäuserhaide, die jetzt 10,000 rthlr. trägt, genommen, und drei elende Dörfer, die jetzt nicht 1000 rthlr. einbringen, dafür gegeben. Gleichmäßig müßte die hiesige Universität 1000 rthlr. jährlich zur Salarirung des Königlichen Oberstallmeisters zahlen. Daher

käme es, daß die Professoren hier, besonders da nur etwa 200 Studenten sind, schlecht ständen." Man wird diese Klage begründet finden müssen, denn bei solcher Behandlung war man freilich nicht berechtigt, glänzende wissenschaftliche Leistungen zu erwarten. Aber Schön fühlte sich doch eigenthümlich berührt, als Borowsky nach diesem ersten Besuche sofort ihm ein Zeichen besonderer Freundschaft gab. „Heute," so berichtet das Tagebuch unter dem 13. Septbr., „noch im Bette erhielt ich die ganz unerwartete Aufforderung, heute nach Tische beim Professor Borowsky Gevatter zu stehen. Ein besonderer Antrag! den ich aber, ohne dem Manne nicht selbst zu sagen, daß sein Antrag sehr besonders ist, nicht ausschlagen kann. mein: Ja will ich also auch sagen." Eine nähere Beschreibung der Tauffeierlichkeiten enthält das Tagebuch nicht, nur einige Bekanntschaften, welche bei dieser Gelegenheit gemacht wurden, werden erwähnt, aber ohne, daß ein Interesse sich daran knüpfte. Eine Sitzung der Loge, „wo ein Pickenik war," wird hervorgehoben. „ich fand da viele Menschen zusammen. Der Meister vom Stuhl, ein Zollinspektor Seidel, scheint mir einer der rechtgläubigen formellen Maurer zu sein. Bei Tische saß ich neben einem gescheiten Kaufmann, mit dem ich viel über das Stapelrecht der Frankfurter auf Leinsamen disputirte. Er sah mich anfangs nicht für voll in seinem Fache an, endlich kamen wir näher an einander. Aus dem Diskurs abstrahirte ich so viel, daß die Frankfurter doch am Lein etwas Gutes profitiren müßen, sie aber auch nicht direkt, sondern nur aus Stettin verschreiben dürfen, welches wieder einen Vorstapel hat. Der Kaufmann wollte mir beweisen, daß große Unkosten den Preis des Leinsamens so erhöheten, allein seine Gründe waren nicht relevant. Er

nahm z. E. 7 Prozent Assekuranz an, das ist offenbar übertrieben. Er sagte mir noch, daß der größte Theil des Leinsamens von hier nach Böhmen und überhaupt in's Oesterreich'sche ginge.“ Wenn man nun erwägt, welche Ausdehnung damals der Leinbau überhaupt hatte, als die Baumwolle sich erst bemerkbar zu machen begann, noch lange nicht zur Herrschaft gelangt war, eher die Rolle eines Luxusartikels spielte, so wird man ebenso gut und leicht das Interesse begreifen, welches Stettin und Frankfurt an dem Stapelrecht für den Leinsamen haben mußten, der nur aus den russischen Ostseeprovinzen bezogen und gar nicht entbehrt werden konnte, wie man ebenso erkennt, welchen Schaden der Landeskultur eben dieses Stapelrecht durch die unmäßige Vertheuerung des Artikels zufügen mußte.

Von Frankfurt aus begab sich Schön „nach Quilitz zum Kriegsrath v. Prittwitz aus Breslau. Quilitz hat der hochselige König dem General v. Prittwitz geschenkt[1].“ Er traf denselben unterwegs auf der Jagd, und verweilte drei Tage bei ihm, die theils landwirthschaftlichen Exkursionen, theils Jagdvergnügungen gewidmet waren. Von Prittwitz, der in Breslau mitten in dem Hoym'schen Getreibe steckte, erhielt er schätzbare Aufschlüsse über Dinge, die ihm bis dahin nicht ganz klar geworden waren. „Mit Prittwitz wurde ich zufrieden, denn seine Wuth für Recht und Gerechtigkeit verdient wirklich Achtung. Er hat dem Landjägermeister v. Wedell und dem Geheimen Rath v. Osten die Larve abgezogen, und Beiden, sowie der Welt gezeigt, daß sie .... sind.“

„Sonst sind hier noch die vielen Besamungen der Sand-

[1]) Siehe oben Seite 274.

schollen wichtig. Prittwitz hat Roggen sehr dünn säen, und wenn der Frost im Frühjahr aus der Erde ist, Kiehnsamen heraufstreuen lassen. Der Roggen wird nicht geerntet, sondern bleibt stehen, und gibt Schatten." Wieder aber traf Schön auf die leidige Unterthänigkeit. „Prittwitz läßt die auf den Gütern geborenen und auswärtig arbeitenden Leute einholen, und sie müßen ihm für das gewöhnliche Tagelohn von 5 bis 6 ggr. täglich arbeiten, statt daß man einem freien Menschen 8 bis 10 ggr. geben muß." Eben so fühlte er sich unangenehm berührt von dem Treibjagen. „Bei dieser Jagd war mir nur merkwürdig, daß wenigstens 50 Menschen, wovon zwar zwei Drittheile nur Kinder, die Jagdhunde spielen, das Wild herausjagen, und so die Zeit zum Arbeiten verlieren mußten. Hochverrath gegen den Staat, wie die Nation."

Als Schön im Jahre 1799 aus England zurückkehrte, verweilte er wieder in Quilitz bei Herrn v. Prittwitz, und er fällte nach eingehenden Gesprächen über seinen Wirth folgendes Urteil, welches sein Tagebuch aufbewahrt hat: „über den Geheimen Finanzrath v. Prittwitz habe ich meine Meinung dahin berichtigt, daß er ohnstreitig ein Mann voll vom besten Willen und völliger Ehrlichkeit ist. Daß ihm aber Ausbildung des Geistes und wissenschaftliche Kenntnisse im hohen Grade mangeln, er also vielleicht nicht stark genug sein würde, sich über die durch die Erziehung eingesogenen Vorurteile hinwegzusetzen. Er scheint mir indessen zum Minister geboren zu sein." Es ist nicht ohne Interesse, zu beobachten, daß Herr von Prittwitz, wie wir später noch näher im Laufe der ferneren Publikationen aus Schöns Papieren erfahren können, dieses Urteil zu

rechtfertigen Gelegenheit hatte, und man sollte sich in der heutigen Zeit die daraus zu ziehenden Lehren schärfer vor die Augen halten. Preußen war damals schon mit dem Segen der indirekten Besteuerung so vollständig vertraut gemacht worden, daß es eigentlich überflüßig erscheinen sollte, durch neue Experimente diese Lehre, welche die Vergangenheit unentgeltlich darbietet, neu zu begründen. Das System wurde durch die Hardenberg'sche Steuergesetzgebung vom Jahre 1810 dermaßen auf die Spitze getrieben, daß der Umschlag sich vollständig spontan erzeugte. Schön war an der Spitze der litthauischen Regierung zu Gumbinnen mit aller zuläßigen Energie gegen dies System aufgetreten, und es kam so weit, daß unter dem 21. Dezember 1810 die Stände des Heilsberger Kreises, auf die übrigens Schön nicht, wie Dieterici annimmt, einen hindernden Einfluß hätte ausüben können, um Gotteswillen baten, ihnen lieber eine direkte Personalsteuer aufzulegen. Diesen Gedanken hatte Prittwitz, den Hardenberg mit seiner Vertretung im Schooße der Stände des Kreises Lebus beauftragt hatte, bereits früher aufgestellt, und in einem an Hardenberg gerichteten Promemoria näher ausgeführt, nachdem er sich dieserhalb vorher vergebens an den Oberpräsidenten Sack gewendet hatte. In diesem vom 18. Mai 1810 datirten Aufsatze schlug er vor, zwar von einer Einkommensteuer wegen der damit verbundenen gehässigen Vexationen abzusehen, aber eine Kopfsteuer nach Klassen zu erheben, und zu dem Ende die Steuerpflichtigen in zehn Gruppen mit steigenden Sätzen zu belegen. Er ist somit der Urheber der direkten Personalbesteuerung, zunächst der Klassensteuer, gewesen, die erst 9 Jahre später von der Gesetzgebung eingeführt wurde. Ja, er ging gleich von Anfang

noch weiter, und machte den erst mehr als 60 Jahre später realisirten Vorschlag, die untersten Klassen ganz von der Steuer zu befreien, und von den höheren übertragen zu lassen. Seine von Schön ihm schon 11 Jahre früher zugeschriebene Kapazität hat er damit wohl glänzend bewiesen [1]).

Den 7. September (1797) Morgens, früh um 3 Uhr, sagt das Tagebuch, „fuhr der Landrath v. Prittwitz und ich nach Berlin ab." Auf dem Wege nach Berlin wurde das Landarmenhaus in Strausberg besichtigt, „welches auf 200 Invaliden und 400 Arme angelegt ist. Jetzt sind nur 90 Arme und 200 Invaliden da. Ueber die Arbeit, welche wöchentlich verrichtet werden soll, ist ein Etat in der Art gemacht worden, daß der dritte Theil der im Institut befindlichen Armen wöchentlich 9 ggr. pro Person, die anderen aber 6 und $4^1/_2$ ggr. verdienen müßen. Der Invalide arbeitet nur, wenn er will, und bekommt das Stück wollenen Garns mit 9 guten pf. bezahlt. Der Arme bekommt in eben der Art alle Sonnabende das auch bezahlt, was er über seinen Etat spinnt. Die Wolle wird ohngefähr zu 10 Strähn auf großen Rädern versponnen. Die Wolle liefert der Tuchmacher pp. Nach dem Speiseetat kostet die Person täglich 1 ggr. $2^2/_7$ bis $7^7/_9$ pf. Die erste Angabe bezieht sich auf die Armen zweiter Klasse, die zweite auf die Armen erster Klasse und die Invaliden. Das Essen ist sehr gut. Die Person bekommt täglich $1^1/_2$ pfd. Brod, die Invaliden bekommen drei Mal in der Woche Fleisch, die Armen zwei Mal in der Woche nebst hinreichendem Gemüse. Ein Mann kostet, Vagabond

---

[1]) Vergl. Dieterici, zur Geschichte der Steuerreform in Preußen. Berlin, Reimer 1875. Seite 24 ff.

und Invalide durchschnittlich jährlich 32 rthlr., 10 rthlr. verdient jeder jährlich, und 22 rthlr. pro Person schießt das Land zu. Die Invaliden haben die Invalidenuniform, die Vagabonden graue Jacken ohne Auszeichnung. Die Beiträge werden immer gleich erhoben, man sammelt einen Fond, von dem man ein Irrenhaus und eine Land-Charité jetzt anlegen will. Der Fehler des Instituts soll sein, daß die Leute zu gut gehalten werden, also, wenn sie herauskommen, wieder alles anwenden, um nur wieder hineinzukommen. Im Hause wird nur Wolle für Tuchmacher auf großen Rädern gesponnen."

Am Abende wurde Berlin erreicht. „ich stieg im goldenen Hirsch unter den Linden ab."

Eilftes Kapitel.

Schluß der Reise in Deutschland. Göttingen und Hamburg. Vorbereitung auf die Reise nach England.

Am 16. April 1796 hatte Schön, seine Reise in Deutschland antretend, Berlin verlassen, am 17. September 1797 war er dahin zurückgekehrt, nachdem er ganz Mitteldeutschland und Schlesien durchstreift hatte, immer bemüht und beschäftigt, die materiellen Zustände der Landschaften kennen zu lernen, durch welche ihn die verwickelten Kreuz- und Querzüge seiner Tour führten. Er hatte fast 1½ Jahre damit zugebracht, und bereitete sich nunmehr zu einer noch weitergreifenden Reise vor, von welcher er selbst sagt, daß sie „mir in Beziehung auf Staat, Theilung der Gewalten, Staatseinrichtungen, Justiz- und Finanzwesen größtentheils das vor Augen stellte, was die Wissenschaft bis dahin mir gezeigt hatte[1]."

Zunächst aber kam es darauf an, für diese Reise diejenigen Vorbereitungen zu treffen, welche allein dieselbe

[1]) Aus den Papieren, Bd. I, p. 25.

fruchtbringend zu machen geeignet waren, und dann den Freund Weiß, der ihn auf dieser Reise begleiten sollte, noch schnell in die Prolegomena einzuführen, so weit sich dies noch thun ließ. Den Schluß der Reise in Deutschland machte daher eine rasche Wiederholung der Tour durch das Magdeburg'sche, Anhalt'sche u. s. w., und dann ließen beide Freunde sich für längere Zeit in Göttingen nieder, um Studien über England zu machen, und im Gebrauch der englischen Sprache sich zu befestigen.

Weiß war, wie wir aus seinem letzten Briefe, den Schön in Frankfurt empfangen hatte, ersehen[1]), am 31. August in Berlin angekommen, und hatte ein Quartier in der Kronenstraße bezogen. Schön zog zu ihm, „wo mir oben ein Logis gemiethet war. Bis zum 1. Oktober kosten 3 Zimmer 1½ Louisdor." Da Weiß noch nicht examinirt war, also auch der Konsens zur Reise in das Ausland noch nicht eingeholt werden konnte, so mußte man abermals „braach liegen." Den Minister v. Schrötter, dem Schön mündlich rapportirte, fand er „weit sanfter als sonst." Der Geheime Finanzrath Borgstede, „ein junger Mann, der sehr artig war, und mir Hoffnung gab, daß ich in Bialystock nicht sterben würde," mußte aufgesucht werden. Jakob aus Halle war auch in Berlin, und außerdem wurden noch eine Anzahl von Leuten besucht, die allerlei Interesse erregten. So unter anderen Ignatz Feßler, der damals seinen Mark Aurel geschrieben, und damit sich nicht bloß einen Namen gemacht, sondern auch von der über Zerboni und Genossen verhängten Kriminaluntersuchung befreit hatte[2]), „ein inter-

[1]) Beilage X, Nr. 14.

[2]) Varnhagen, Hans v. Held, p. 116.

essantes Gesicht.“ Endlich wurde Schön ungeduldig, und das Tagebuch besagt am 29. September: „Seit so vielen Tagen nichts gelernt, wovon die nächste Ursache der Minister v. Schrötter ist, denn warum setzt er nicht des Weiß Examen an?“

Dieser große Akt fand aber schon am folgenden Tage statt, und lief glücklich ab, und sofort wurde Schrötter auch bestürmt. Schon am nächsten Tage „morgens bei Schrötter, der sehr artig war, und nun an den König unserer Reise wegen schreiben will.“ Von einem Besuche Schön's bei dem neu gewonnenen Freunde Vincke [1]) sagt das Tagebuch: „ein thätiger gescheiter Mensch.“ Sie müssen Beide ihre Beobachtungen theilweise ausgetauscht haben; denn Schön notirt im Tagebuche ferner besonders, Vincke habe ihm „einige Schäfereinachrichten“ gegeben, und es findet sich auch unter den Papieren ein von Schön gefertigter Auszug aus einem Aufsatze des Kaufmanns Kopisch aus Breslau über Leinwandhandel, auf welchem Schön vermerkt hat, daß ihm der Aufsatz von Vincke mitgetheilt worden sei. Endlich am 7. Oktober „ließ uns Schrötter rufen, um uns bekannt zu machen, daß der Königliche Konsens zur englischen Reise da sei. Freude! Wonne! Jubel!“ Sofort wurden Abschiedsvisiten gemacht, auch bei Schrötter, „der sich sehr manierlich aufführte.“ Es wurde gepackt, und schon am 9. Oktober „fuhren wir morgens früh von Berlin ab. Unsere große Reise fing heute an.“ Da dieser Anfang der Reise hauptsächlich wohl den Zweck hatte, den Assessor Weiß mit demjenigen bekannt zu machen, was Schön im vorhergehenden

[1]) Siehe oben Seite 415, und Anmerkung.

Jahre im Magdeburg'schen, Anhalt'schen u. s. w. kennen gelernt hatte, so begann dieselbe zunächst mit einem Ausfluge über Magdeburg, Aken, Dessau, Halle, Leipzig nach Nordhausen. Es ist natürlich, daß für Schön bei dieser Wiederholung einer im Ganzen schon gemachten Tour wenig Neues herauskam. Es wurden alte Bekanntschaften erneuert, alte Freundschaften fester geknüpft. Dieser Theil der Reise giebt daher nur zu wenigen Bemerkungen Veranlassung.

In Potsdam blieben Schön und Weiß drei Tage. Während Letzterer die Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm, blieb Schön meistens zu Hause, mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Nur einige Fabriken besichtigte er gemeinsam mit dem Freunde. Da die Reise mit Extrapost gemacht wurde, so wurde nach Magdeburg die Nacht hindurch weiter gefahren. Es ist aber bemerkenswerth, daß dieser Theil der Fahrt volle 24 Stunden in Anspruch nahm. Vier Tage in Magdeburg wurden ebenso mit Besuchen bei alten Freunden und Bekannten zugebracht, und mit der Einführung des Weiß in die Sehenswürdigkeiten der alten Stadt. Die beiden jüngeren Klewitze spielten dabei eine Hauptrolle. Der Kammerdirektor Klewitz nahm aber einen ganzen Abend in Anspruch. „Dieser kleine Mann mit gutem gesundem Kopfe und gesammelten Kenntnissen, machte mir einen angenehmen Abend, der Garnisonprediger Junker war auch da." Zum Schluß des magdeburger Aufenthaltes wurde Abends beim Kriegsrath Klewitz noch „zu guter letzt gepunscht." Ueber Schönebeck, wo das Salzwerk wiederholt besichtigt wurde, ging es dann nach Aken, und hier bei den alten Freunden, die Schön in so ungewöhnlichem Maße achten und lieben gelernt hatte, blieben die Reisenden volle

zehn Tage. Erst am 29. Oktober wurde nach Dessau gefahren, wohin der Oberamtmann Benneke mit seiner Frau die Freunde begleitete. Ueber die Länge dieses Aufenthaltes an einem Orte bemerkt das Tagebuch: „wir wollten 3 Tage in Aken bleiben, und waren über 10 Tage dort. Es ist schwer, sich von einem Orte schnell zu trennen, wo man weiß, daß man gern gesehen wird, und wo man sich sowohl dieserhalb, als auch des ungenirten Wesens wegen gefällt. In jedem Jahre hat man Tage, wo man bei Ablegung einer Rechenschaft davon nur sagen könnte, nur sagen kann: sie waren angenehm verlebt. Anhaltendes Arbeiten in der folgenden Zeit kann dies allein entschuldigen."

Raumer nahm seinen Besuch „äußerst artig" auf; es wurde mit ihm der Rübenbau genau abgehandelt, auch sonst viel Landwirthschaft getrieben. Fink, der in Köfitz besucht wurde, und bei dem die Freunde den „Kanzler Hoffmann und dessen Frau trafen," mußte Rede stehen über das, was Schön insbesondere vom Grafen Magnis über Schafzucht gehört hatte. Er stimmte dem Grafen wenig bei.

Dann wurde Halle zum dritten Male besucht [1], nach Leipzig ein kurzer Abstecher gemacht, wo Schön mit dem Professor Leonhardi, „ein gerader, schlichter, anscheinend gefälliger Mann," verkehrte, insbesondere aber die sehr merkwürdige Oekonomie auf dem Gute des Grafen v. Lindenau in Machern diesmal genau studirt. Eine außerordentlich schöne Rinderheerde, schweizer Schlages, und ihre Fütterung erregte Schöns Bewunderung, ebenso die dortige damals berühmte Brauerei. Als besondere Merkwürdigkeit fiel eine

[1]) Siehe oben Seite 185.

Heerde chinesischer Schweine in die Augen. „Sie zeichneten sich sehr vor den unsrigen aus, waren kleiner und anders gebaut. Die Schinken von diesen Schweinen sollen delikater als von den unsrigen sein. Diese Schweine sind sehr leicht zu erhalten, und dürfen bei weitem nicht so stark als unsere Schweine gefüttert werden, sonst würden sie vor Fett nicht aufstehen können. Der Graf hat diese Schweine aus England bekommen. Sie machen offenbar mehr Spaß, als Nutzen."

„Die Weinguirlanden an denen Bäumen zogen wieder meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Wein ist an Kirschen- und Pflaumenbäumen gepflanzt, an denen er nach der Aussage des Gärtners nichts schaden soll, und man läßt ihn an einem Draht, der von einem Baume zum anderen gezogen ist, laufen."

Bei dieser Gelegenheit bekam Schön auch die in dem Garten erbaute Burg zu sehen, welche der Graf sonst nur selten öffnen ließ, „welche wirklich mit vielem Geschmack angelegt ist, und wobei der Feldzug am Rhein dem Grafen sehr zu statten gekommen sein mag. Denn in der Burg sind nicht allein viele gemalte Fensterscheiben, sondern auch ein ungeheures Paradeschwert von Gottfried v. Bouillon, was alles aus dem Reiche her sein soll. Die Zimmer sind alle altdeutsch dekorirt."

Da die Witterung, man befand sich im November, jeden weiteren Ausflug und die Umsicht im Freien unmöglich machte, so wurde beschlossen, „den geraden Weg über Nordhausen nach Göttingen zu gehen." Dieser Beschluß wurde ausgeführt. Unterwegs fand in Nordhausen ein Zusammentreffen mit dem alten Amtsrath v. Hagen statt, bei welchem durch Vermittelung desselben die Bekanntschaft eines Käfers

gemacht wurde, der im vergangenen Frühjahr die Blüthen der Winterrübsaat vernichtet hatte. „Es ist dies Uebel ganz neu, hat noch niemals existirt, aber hier schon in einigen Gegenden viel Schaden angerichtet. Dieser Käfer ist ganz verschieden von dem Pfeifer oder der Raupe, welche die Sommerrübsaat verzehrt.“

Auch eine sonderbare staatswirthschaftliche Maßregel kam zur Sprache. Die Branntweinbrennereien in Nordhausen, von alter Zeit her schon berühmt, gingen damals, da ein starker Absatz an die im Felde stehenden Armeen stattfand, außerordentlich stark. Dies mochte der kurfürstlich sächsischen Regierung aus allerlei Gründen nicht gelegen kommen. „ich fand sächsische Dragoner hier, welche die Ausfuhr des Getreides aus Sachsen hierher, weil hier alles verbrannt wird, verhindern sollen. Allein dies thun sie nicht, sondern lassen sich nur von jeder Fuhre eine Abgabe von 4 bis 6 ggr. geben. Man meint hier, der Kurfürst wisse nichts davon. Hübsche Staatsregierung!!!“

Auch die Reichspost lernte man unterwegs kennen. Als die Reisenden ihr Nachtquartier in Duderstadt, „einer traurigen Stadt, in der sehr wenige Häuser massiv sind, fast alles Fachwerk, verräuchert und schmutzig“ ist, verlassen wollten, „kamen endlich die Extrapostpferde. Ein Reichspostillion, gelb und schwarz gekleidet, doch so, daß die Luft an allen Ecken des Rocks freien Durchzug hatte, dem dabei deutlich anzusehen war, daß alle Postillionsröcke der Reichspost nach einem Schnitt in Nürnberg gemacht werden, führte die schwarzen Rosse, die höchst traurig waren, und denen man das Alter an denen grauen Haaren ansehen konnte. Ein etwas verrückter Bauer, der ein Pferd dazu gestellt hatte,

ging, wie auf dem ganzen Wege, nebenher. Höchst langsam verließen wir Duderstadt.“ Dann ging es langsam weiter durch einige Dörfer, „denen man einigen Wohlstand ansieht. Die Stadt Duderstadt — welche eines der verräuchertesten Nester ist, die ich je sah — sticht dagegen sehr ab.“ Man kam bis Klein-Lingen. „Bis hierher hatten wir uns mit unserer heiligen Reichspost geschleppt. Durch das ungeheuere Prügeln des Postillions, und dessen verrückten Gefährten waren wir ohnerachtet des sehr üblen Weges, der, da es stets Lehmboden ist, für die Pferde sehr beschwerlich ist, bis hierher gekommen. Unser Zug war zuletzt sehr abenteuerlich, wir gingen größtentheils alle zu Fuß. Ein Schmied aus Weende, dessen junges Weib ritt, und deren alter Vater das Pferd führte, gesellte sich zu uns. Dabei wurde unmenschlich auf die Pferde geprügelt. Gleich hinter dem Dorfe Klein-Lingen hatte die Kraft unserer Pferde größtentheils ein Ende. Wir berechneten, daß wir, da wir bei jedem Berge einige Male ausruhen mußten, heute mit diesem Angespann ohnmöglich nach Göttingen kommen konnten. Es wurden daher andere Pferde gemiethet, die sehr rasch waren. Wir entließen unseren alten Schwager mit derben Verweisen, und fuhren in einer bergigen Gegend und auf üblem Wege weiter.“ So gelangten die Reisenden durch das Eichsfeld nach Göttingen, und nahmen dort bald „ein Privatquartier beim Magister Ebell.“

Der Aufenthalt in Göttingen war von den beiden Freunden gewählt worden, um sich dort gründlich auf die Reise nach England vorzubereiten. Dazu war hier in jeder

Beziehung der geeignete Platz, weil dort der vielen Engländer wegen, die studirten, am besten Gelegenheit zu finden war, die englische Sprache gebrauchen zu lernen. Fand doch Lichtenberg Veranlassung, eigene Vorlesungen für studirende Engländer zu halten, und dieselben darauf einzurichten, war doch Göttingen der Punkt gewesen, von welchem aus die Kenntniß Adam Smiths nach Deutschland gedrungen war [1]). Ebenso war Göttingen auch der geeignete Platz, um Verbindungen nach England hin anzuknüpfen. Mit Empfehlungen war freilich Schön in ausreichendem Maße versehen. Raumer, Lord Findlater, Richardson, Forster, Graf Rheden und viele andere angesehene und in England bekannte Personen hatten ihn reichlich damit ausgestattet. Es kam also zunächst darauf an, einen tüchtigen Sprachmeister zu engagiren, und dieser wurde bald auf Westfeld's in Weende Empfehlung in Dr. Lentin gefunden.

Nachdem ein noch rasch unternommener Ausflug nach Kassel, auf welchem es sich darum handelte, Weiß mit den dortigen Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen, beendet war, richtete man sich in Göttingen ordentlich für längeren Aufenthalt ein. Schön nahm täglich zwei Stunden Unterricht in der englischen Sprache, und es wurde mit Eifer an die Studien gegangen. Der Wunsch, bei Lichtenberg ein Kollegium über Physik zu hören, führte dazu, daß beide Reisende, der Kriegsrath sowohl, als auch der Kammerassessor sich förmlich immatrikuliren lassen mußten. Am 22. November „gingen wir zum zeitigen Prorektor der Universität, Hofrath Wrisberg, einem Mediziner, weil man

---

[1]) Roscher, p. 599.

uns gesagt hatte, daß wir uns durchaus müßten inskribiren lassen, wir sonst keine Kollegia hören dürften. Wrisberg gab uns also die Matrikel, wofür Weiß 2 rthlr., ich 5 rthlr. 12 ggr. — das halbe Inskriptions-Quantum — bezahlen mußten. Wrisberg zeigte sich uns als ein sehr gefälliger Mann." Zur Ergänzung wurde noch eine Vorlesung des Dr. Lentin über technische Chemie belegt. „So schlecht Lichtenbergs Vortrag ist, so zieht die Wichtigkeit der Sache, welche er lehrt, die Aufmerksamkeit jedes Zuhörers ganz auf sich." Das Kollegienheft, sauber ausgearbeitet und sorgfältig durchkorrigirt, ist unter Schöns Papieren noch vorhanden. Es beweist, mit welchem Eifer er immerfort zu lernen suchte, und wie gründlich er dabei zu Werke ging, eine Tugend, die er sich übrigens bis in das höchste Alter bewahrt hat. Lichtenberg, der, wie Schön selbst anerkennt[1]), seine Vorbereitung auf die Reise nach England leitete, gestattete ihm übrigens Zutritt zu seinem Hause, und er kam dort mit den besten Geistern der Universität in persönliche Berührung. So traf er auch mit Sartorius zusammen, damals der Repräsentant der Staatswissenschaften auf der Göttinger Hochschule. „Ein Hasenfuß," sagt das Tagebuch, „der im Zimmer mit Handschuhen geht, ausländisch deutsch spricht, weil er 1/4 Jahr in Frankreich war." Im Allgemeinen urteilt Schön aber nicht günstig über das damalige Universitätstreiben in Göttingen. Er sagt später (1844): „Buhle, der damals Professor der Philosophie war, klagte darüber, daß er kein Kollegium der Logik und keines der Metaphysik zu Stande bringen könne, der einzelne Student hörte 6, 7 bis 8 Kollegia

---

[1]) Aus den Papieren, Bd. 1, Anl. p. 237.

täglich (Kant sagte mir 3, höchstens 4), alles lernte und lernte; mit Ausnahme von Lichtenberg waren die großen Geister gestorben, und der Schulfleiß und die hannöversche Rangordnung, nach welcher des zweiten Ranges dritter Rang, dem des zweiten Ranges ersten Range sich nur schüchtern näherte, ließ die Studenten nicht einmal dazu kommen, dumme Streiche zu machen." Welch ein Abstand zeigte sich den beiden Ostpreußen gegen das, was ihnen gerade in der engeren Heimath zur Gewohnheit und zur Lebensbedingung geworden war! Wer aber mit dieser Schilderung vergleichen will, was Roscher über das ganze Zeitalter und dessen geistige Richtung urteilt [1]), der wird finden, daß hier ein Augenzeuge bestätigt, was die Wissenschaft aus den Denkmälern der Litteratur sich abstrahiren mußte. Nur wird es zur Erklärung mancher Gegensätze und Erscheinungen der folgenden, die Krisis herbeiführenden Periode dienen, wenn man festhält, daß eben im äußersten Osten von Deutschland der Funken sich lebendig erhalten hatte, an dem ein neues Feuer sich entzündete.

Zu diesem Studium kam noch der fortgesetzte Umgang mit Westfeld in dem benachbarten Weende. „Er leitete," sagt Schön, „unsere landwirthschaftlichen Studien," welche auf die Untersuchung der englischen Landwirthschaft vorbereiten sollten.

Die Weihnachtsferien wurden zu einem Ausfluge nach Rastadt benutzt, wo gerade der Kongreß tagte. Eine Relation über diese Reise ist bereits veröffentlicht [2]). Aus dem Tagebuche sind hier nur einige Bemerkungen nachzutragen.

---

[1]) Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, p. 823.

[2]) Aus den Papieren, Bd. III, p. 112, Anm. 2.

Die Fahrt wurde gemacht, „um dort die beim Friedenskongreß vorkommenden Neuigkeiten aus der ersten Hand zu haben, und die allda versammelten wichtigen Männer aus der Nähe betrachten zu können.“ Vor Antritt der Reise hatte Schön aber noch einen Blick in das Treiben der Gelehrten in Göttingen gethan. „ich war mit Lentin in einem gelehrten Klub, wo die Gelehrten ihre Stärke, aber nur im Essen zeigten.“

Die Fahrt ging mit Extrapost über Kassel, Marburg, wo es an Zeit mangelte, um Jung-Stilling oder Baur zu besuchen, wie beabsichtigt war. Von da nach Gießen. Vor der Stadt in Lollar, „dem ersten darmstädtischen Orte, sahen wir Franzosen. Der Anblick war etwas auffallend, der gute Anstand derselben kontrastirte sehr mit der Unordnung, welche im Vergleich gegen preußische Truppen in der Kleidung stattfindet.“ In Gießen wurde im Posthause abgestiegen, „um zu Mittag zu essen, welches gut und nicht theuer war. Gießen ist durch einen Wall, Graben, und durch einige kleine Außenwerke befestigt. Die Stadt ist nicht so finster und besser gebaut als Marburg. Die Universität ist gar nicht zu bemerken. Wir mußten uns mit unseren Päßen beim Kommandanten melden, der ein Deutscher war, und uns artig und bald abfertigte. Die französischen Truppen werden ganz von denen Bürgern der Stadt verpflegt, wo sie liegen. Die Stabsoffiziere bekommen beträchtliche Geldquanta, die Subalterne und Gemeine werden gänzlich verpflegt, erhalten sogar Schuhe und Stiefel. Am Thore in Gießen mußten wir unsere präsentirten Päße vorzeigen, und fuhren so ab. Von Gießen bis Butzbach waren alle Dörfer mit französischen Soldaten besetzt, wo unsere Päße vorgezeigt werden mußten. Die Dörfer sind gut eingebaut, geklebte

Häuser auf städtische Art, d. h. die Häuser stehen längs der Straße nicht weit von einander." Butzbach wird als ein schlechtes Städtchen geschildert, von wo der Weg über Solms'sches und Mainz'sches Gebiet auf „einem schrecklichen Wege, zum Liegenbleiben" nach Nauheim führte, was wieder Hessen-Kassel'sch war. „Hier ist wieder Chaussee. In Nauheim sind Kassel'sche Salinen, große Gradirwerke. Die Soole wird durch Windmühlen auf die Gradirwerke gebracht." Von da ging es nach der freien Reichsstadt Friedeberg, „auf deren Territorio wieder keine Chaussee ist. Die Stadt ist unbedeutend. Wir mußten dem Kommandanten, einem jungen Husarenoffizier, unsere Päße vorzeigen." Dann wieder „der schändlichste Weg" durch Gräflich-Bassenheim'sches, Deutschherrliches, Frankfurter Gebiet, dann wieder durch Mainz'sches und Kassel'sches Terrain, bis endlich Frankfurt selbst erreicht war. Auf Frankfurter Gebiet erfreute „eine herrliche Basaltchaussee, die insbesondere in der Nähe der Stadt vorzüglich gut ist. Es wird aber auch alle halbe Stunde für vier Pferde 9 Kreuzer Chausseegeld erhoben. Vor Frankfurt fährt man zwischen Weingärten, in denen sehr schöne Gartenhäuser stehen."

Am folgenden Morgen, den 21. Dezember, „berichtigte ich mein Journal. Wir gingen dann den ganzen Vormittag über in der Stadt herum, besahen den Römer, das Rathhaus (wo sonst die goldene Bulle liegt, die jetzt aber nicht hier ist), den Dom, eine ins Kreuz gebaute Kirche, die Judenstadt. Dies ist eine Straße, auf welche die Juden eingeschränkt sind, die also ganz außerordentlich enge gebaut ist. Die Straße wird durch drei Thore geschlossen, abends nach 10 Uhr darf kein Jude mehr heraus. Wir sahen viele Häuser

in Schutt, die Jourdan hatte einschießen lassen, die Mainbrücke, massiv, sehr gut, waren endlich auch in einem Kaffeehause, wo das große Gewühl der Menschen, die da Taback rauchen und Zeitungen lesen, interessant war." Es wurde beschlossen, den Tag in Frankfurt zu bleiben. „Wir gingen noch etwas auf die Wälle der Stadt, sahen die herrliche Gegend nach Mainz zu, die der Main macht." Den Beschluß des Tages machte ein Besuch im Theater, wo Rothkäppchen gegeben wurde. Die Rechnung im „rothen Hause" war aber „nicht klein, weil uns für Mittagessen ohne Wein 2 rthlr. oder 3 flor. Reichsgeld pro Person angesetzt war." Die Chaussee hinter Frankfurt hörte bald auf, man kam durch's Isenburg'sche in's Darmstädt'sche. In dem ersten Darmstädt'schen Dorfe Langen hatten „braune Husaren gelegen, von denen man, wie überhaupt von denen preußischen Truppen sowohl hier als auch in der ganzen Gegend sehr gut sprach. Man nennt die Zeiten glücklich, weil damals viel Geld zirkulirte." So kamen die Reisenden nach Darmstadt. „Von Marburg an sah ich nichts verheert, bloß in Vilbel war das Mainz'sche Schloß von Kustine angesteckt, weil der Beamte geflüchtet, und Niemand zur Reparatur der Brücke oder vielmehr zur Direktion der Reparatur da war. In Darmstadt kehrten wir in der Traube ein, aßen an der offenen Tafel mit vielen Offizieren, die eben aus der Gegend von Tyrol zurückkamen. Sie sollten eingeschifft werden, um in englischem Solde nach Gibraltar und von da nach St. Domingo zu gehen. Die Truppen sind freiwillig gegangen, der hohe englische Sold hat ihnen so behagt, daß sie mit der Kontreordre unzufrieden gewesen sind." Dann wurde das Schloß, der Schloßgarten, „der im englischen Geschmack an-

gelegt, gut, die finstere alte Stadt, die schlecht ist," durchlaufen. „ich ging darauf zum Kriegsrath Schneider [1]), den ich in Merseburg kennen gelernt hatte. Er klagte mir sehr über das Elend, das hier herrsche. Der Landgraf besitzt seit dem April c. nur ein Drittheil seines Landes, alles übrige ist von denen Franzosen besetzt, und von dem noch jetzt besessenen fordern die Franzosen starke Requisitionen. Die Schuldenlast soll ungeheuer sein."

So kamen die Reisenden nun an die Bergstraße. „In Heppenheim sagte der Wirth, der selbst Weinberge hat, folgendes: der hiesige Wein ist kein ächter Rheinwein, die Gegend um Mainz liefert den besten, und dann das linke Rheinufer. Hier werden in mittelmäßigen Jahren von einem Morgen, d. i. 160 Ruthen à 16 Fuß rheinl., 8 Ohm Wein gewonnen. Ein Ohm hat 90 Maß, und wird im Durchschnitt zu 20 fl. verkauft. Der Ertrag wäre zwar sehr groß, allein in 7 bis 10 Jahren kommt nur ein gutes Weinjahr, und dann kostet der Wein viel Arbeit, der Acker dazu muß alle vier Jahre wo möglich mit Kuhdünger gedüngt werden. Bloß die Anberge, die sandig sind, werden mit Wein bestellt, auf ebenem Lande baut man Getreide, das doch im Ganzen hier vortheilhafter sein soll. Der hier gebaute Wein wird hauptsächlich nur im Lande konsumirt, Frankfurt zieht nicht sehr viel. Der Wein wird gleich nach dem Keltern verkauft. ich sah eine Kelter." So wurden wohl manche irrige Vorstellungen berichtigt, und dann nach Mannheim weiter gefahren. „Die Chaussee war sehr ausgefahren, der Weg aber mit Wallnuß-Kastanienbäumen besetzt, die sehr

[1]) Siehe oben Seite 253.

alt sind.“ In Mannheim wurde „im Kurpfälz’schen Hof, dem ersten Gasthofe, Quartier genommen. Wir aßen zu Abend unten mit einem närrischen Kerl, der pfälzischer Kriegsrath war.“

„Den 24. Dezember Vormittags sahen wir erst die 430 Schritte lange Schiffbrücke über den Rhein. Der Rhein ist hier ohngefähr so breit wie die Memel bei Ragnit, er hat hier flache Ufer. Ueber den Neckar, über den auch eine Schiffbrücke führt, waren wir unmittelbar vor Mannheim gefahren. Den Zusammenfluß des Neckars und des Rheins sahen wir von weitem, ebenso die Festungswerke jenseits des Rheins. Die Festungswerke von Mannheim sind beträchtlich. Das Schloß ist groß und schön in seiner Anlage. Der eine Flügel ist beim Bombardement vor zwei Jahren mit mehreren Häusern in der Stadt abgebrannt, es ist unmöblirt. Von der Plattform oben, die wir bestiegen, übersieht man die sehr regulär und gut gebaute Stadt, welche ihre Regelmäßigkeit nach der Zerstörung unter Ludwig XIV. erhalten hat. — Man war äußerst ungehalten über die Oesterreicher. Abgerechnet ihre Grobheit haben sie Requisitionen erlaßen, wie Feinde. Jetzt standen Pfälzer, graue Uniform, sehr schlecht exerzirt, auch nicht extraordinäres Volk, und Reichstruppen hier. Man war in Mannheim mehr mit den Franzosen zufrieden, als mit den Oesterreichern.“ Man fuhr dann Nachmittags ab über Schwetzingen, und mußte in Waghäusel, wo ein Kapuzinerkloster war, „in einem elenden Gasthofe, wo wir auf einer Streu liegen mußten,“ übernachten. „In Waghäusel lobte der Wirth sehr die hiesige — Bruchsal-Speier’sche — Verfassung. Er sagte unter anderen, daß hier ein Bauer, der 6 Morgen Landes hat,

jährlich nur 6 fl. steuere, Kopfgeld werde nicht erhoben, und der Zoll sei niedrig. Dagegen im Pfälz'schen müße jeder Tagelöhner täglich einen Kreuzer steuern." In dieser Gegend sollte nach Angaben des Wirthes „keine Stallfütterung stattfinden, jedes Dorf hat Weideanger, der Klee, der gebaut wird, wird zu Heu gemacht, oder im Sommer an die Pferde verfüttert. — Der türkische Weizen wird insbesondere zur Mastung gebraucht, man läßt ihn dazu schroten, sowohl zur Schweinemast, die davon gut sein soll, als auch zum Pferdefutter. Demnächst wird auch Gries davon gemacht. Endlich läßt man ihn auch beuteln, und backt davon Brod, das aber sehr bröckelig sein soll. Wein wird hier nicht gebaut, aber drei Stunden von hier im Gebirge. Das Welschkorn wird im April einen Schritt von einander gesteckt, dazwischen setzt man Bohnen. Das Malter Welschkorn gilt jetzt 8 fl. 32 Kreuzer. Das Malter Roggen galt vor dem Kriege 4—5 fl., jetzt 8 fl., das Pfd. Fleisch vor dem Kriege 7 bis 8 Kreuzer, jetzt 15 Kreuzer. In Karlsruhe stiegen wir im Posthause ab, und erfuhren gleich zu unserem Erstaunen, daß Buonaparte wahrscheinlich erst in drei Wochen nach Rastadt zurückkomme. Wir resolvirten daher, unseren Aufenthalt in Rastadt abzukürzen." Man sieht, der eigentliche Reisezweck, „wichtige Männer in der Nähe zu betrachten[1]," konnte nicht erreicht werden. (Schön traf mit Napoleon erst 1812 in Gumbinnen zusammen[2]). In Folge dessen wurde den Tag über in Karlsruhe geblieben, und Umschau gehalten, die aber nur geringe Ausbeute ergab. „Allgemein

[1]) Siehe oben Seite 555.

[2]) Aus den Papieren, Bd. I, p. 71 ff.

lobte man die vortreffliche Regierung des Markgrafen, die Abgaben sollen sehr gering sein."

„In Rastadt nahmen wir in der Sonne, einem guten Gasthofe, Quartier. Es wurde von nichts als von Kongreßangelegenheiten gesprochen, welche aber, da sie vorübergehend sind, nicht lohnen notirt zu werden. Die Gesandten leben hier sehr eingezogen. Die Stadt ist todt, man erfährt, weil Buonaparte noch nicht hier ist, und alles sehr geheim betrieben wird, hier weniger als auswärts. Wir gingen nach Tische zu Jacobi, der sehr artig war, und uns rieth, die Reise nach England, aller drohenden Unruhen ohnerachtet, nur fortzusetzen. Abends waren wir in der französischen Comödie. Die Lebhaftigkeit, der Eifer, mit der und dem die Franzosen ihre Rollen spielen, vermißt man bei jedem Deutschen. Abends lernte ich den Hofrath Häberlin als einen gescheiten Mann kennen."

Am anderen Tage „vor Tische besahen wir das schöne Rastädter Schloß von außen, die kleine, nicht übel gebaute Stadt Rastadt; besuchten den Graf Bernsdorff, aßen etwas zu Mittag, und fuhren mit dem eben aus Frankreich kommenden Doctor Horn aus Braunschweig unseren Weg zurück. Wir mußten für uns Drei 22 rthlr. bezahlen. In Karlsruhe wechselten wir bloß Pferde, schickten unsere Neujahrs-Gratulationen an den Minister ab, und fuhren bis Graben, wo wir auf der Post in einem mittelmäßigen Gasthofe übernachteten;" von da ging die Reise weiter nach Mannheim: „Da in die Comödie, und sahen den Spieler von Iffland recht gut gegeben, Beck machte den Spieler, ich versprach mir mehr von diesem Verfasser der Schachmaschine." Von dort aber über den Rhein nach Worms und Oppenheim,

und von da, nachdem das linke Rheinufer also wenigstens gestreift war, wieder über den Rhein zurück nach Frankfurt, wo die Reisenden am 30. Dezember wieder anlangten. Unterwegs entging jedoch Schön nicht, daß „in dieser Gegend viel Hanfleinewand getragen wurde.“ Die Zubereitung des Hanfes schildert Schön dann in seinem Tagebuche ziemlich genau; so wie ihm eine fliegende Brücke beim Passiren des Rheins auffiel, die er auch nicht unterläßt, genau zu beschreiben, und dabei auf die bei Pillnitz zu verweisen.[1]) In Schwetzingen blieb die Zeit, „die hübschen Anlagen, insbesondere die türkische Moschee rc.“ in Augenschein zu nehmen. Auch in Frankfurt war der eintägige Aufenthalt des schlechten Wetters wegen unfruchtbar, und die Rückreise wurde am Neujahrstage angetreten, über Hanau, Friedeberg, Butzbach, Gießen nach Marburg. Hier wurde diesmal der Hofrath Jung-Stilling aufgesucht. „Die persönliche Bekanntschaft mit diesem Manne ist mir sehr interessant, er zeigte sich ganz so, wie er als Schriftsteller erscheint, schwärmerisch, gelehrt und nicht konsequent. Er versicherte, daß er sich seiner alten Schriften schäme, und nur die Grundlegung der Staatswirthschaft als ein Buch von Werth erkenne. Wir gingen letzteres etwas durch, mir scheint das System nicht komplet. Ueber Religion stimmten wir natürlich gar nicht. Sein Hauptprinzip der Staatswirthschaft, das Beste, ist schwankend.“ Jung hat lange Jahre an der Universität zu Marburg (1787 bis 1817) als Lehrer der Kameralwissenschaften gewirkt, und hatte schon vor Schön's Besuche zahlreiche Lehrbücher über einzelne Disciplinen geschrieben. Hier han-

[1]) Siehe oben Seite 206.

delte es sich um sein 1792 erschienenes Buch: „Grundlehre der Staatswirthschaft, ein Elementarbuch für Regentensöhne." Um aber das kurze Urteil Schön's zu rechtfertigen genügt es wohl auf die Zeilen zu verweisen, welche Roscher demselben gewidmet hat.[1]) Am 4. Januar 1798 wurde Kassel erreicht. „Der Vicekanzler Erxleben aus Marburg ging auf die heutige Redoute, ich mit. Es war höchst traurig: eine Dame und sieben Offiziere." Dagegen gefiel am folgenden Abende „eine mechanische Komödie, wo der Seiltänzer und die Geistererscheinungen gut waren." Am Tage waren „das Museum und dessen Naturalien-, Antiken-, Instrumenten- und Kostbarkeitssammlungen" besichtigt worden, auch einige Assessoren besucht, an welche „Vincke Adressen gegeben hatte." Regierungsassessor v. Wille klagte „über das geringe Gehalt der hiesigen Offizianten, die Räthe haben 600 bis 1200 rthlr. Die Kammer hat keine Justiz, dagegen soll der Landgraf auf prompte Justiz halten." Am 6. Januar war man wieder in Göttingen zurück und nahm das alte Leben wieder auf. Vor allen Dingen erstattete Schön gleich am folgenden Tage dem Minister v. Schrötter ausführlichen Bericht über diese Reise, und über die Meinung, welche der Gesandte v. Jakobi über die Weiterreise nach England ausgesprochen hatte.[2]) Die Antwort Schrötter's war schon vom 16. Januar[3]) datirt, und enthielt außer dem Dank für die gemachte Mittheilung noch die Benachrichtigung, daß der Gesandte, der im Augenblicke in Rastadt weilte, amtlich von der be-

---

[1]) Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, p. 552.

[2]) Beilage XII, Nr. 1.

[3]) ibidem, Nr. 2.

absichtigten Reise nach England verständigt, und ersucht worden sei, den chargé d'affaires und den Konsul mit Anweisung zu versehen. Dadurch erhielt auch diese Reise einen halbamtlichen Charakter.

Es muß tüchtig studirt worden sein, denn das Tagebuch hat von dem Göttinger Aufenthalte wenig verzeichnet. Mit Beckmann, der mit Schlözer, Pütter und Martens seiner Zeit in seiner langdauernden Verbindung mit diesen Männern, wie Roscher[1]) urteilt, Göttingen für Staatswissenschaften zur ersten deutschen Universität erhoben hatte, und der deshalb auch zu den Mitbegründern der historischen Richtung der Nationalökonomik gerechnet wird, hat Schön eine nähere Verbindung angeknüpft, und es sind im Tagebuche mehrere Besuche bei ihm verzeichnet. Beckmann „erzählte von seiner vor vielen Jahren unternommenen Reise durch die Niederlande," und demonstrirte ausführlich die Art, wie der dortige Leinbau getrieben werde. Dies paßte gut zu den Versuchen, welche Schön im Sommer vorher beim Landrath v. Dresky in Pfaffendorf gesehen hatte,[2]) nur daß Beckmann's Beschreibung rationeller ausfiel. „Durch den dichten Stand des Flachses gelangt er zu einer außerordentlichen Höhe, und kann sich in dieser, besonders da er auch wegen des dichten Standes sehr dünne Stengel hat, nicht halten. Daher werden, wenn der Lein zu einiger Höhe gelangt ist, dünne Stangen durch die Beete gezogen, an

[1]) Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, p. 582, Anmerkung.

[2]) Siehe oben Seite 493.

denen der Lein sich halten kann. — Dieser so gepflegte Flachs wird nur zu denen feinen Kanten und Spitzen (Brabanter) gebraucht, zu keiner anderen Verarbeitung würde die zum Erziehen dieses Flachses angewendete Mühe belohnt werden." Dagegen stieß Beckmann mit der Behauptung, die preußische Zoche „sei tartarischen Ursprungs, denn eben dieses Instrument sei in der Tartarei ganz gewöhnlich, werde aber auch in einem Theil von China und in Persien gebraucht," eine Behauptung, die thatsächlich auch ganz unrichtig ist, gewaltig an. Bemerkenswerth aus dieser Zeit bleibt noch die Tagebuchnotiz: „Der hiesige Professor der Theologie Eichhorn, darf, seiner Heterodoxie wegen, weder Dogmatik noch Politik lesen."

Bis zum 15. Februar enthält das Tagebuch nur noch technologische und die Notiz, daß man häuslich und fleißig gelebt habe. „Im Hannöver'schen wird am Sonntage kein, in der ganzen Stadt Göttingen nur von einem Bäcker Brod gebacken, und das Chausseegeld doppelt bezahlt." Dann begann das Abschiednehmen. Lichtenberg gab Empfehlungen an Joseph Planta, Sekretär des brittischen Museums in London mit, „Westfeld hat uns mit einer besonderen Anweisung zur Reise nach England unterstützt, und uns durch seinen Rath viel Dienste geleistet." Beide Freunde traten nun die Weiterreise an. „Wir verließen Göttingen, wo wir bloß lernten, und besonders da Westfeld in unserer Nähe war, unsere Zeit nicht besser anwenden konnten. Wir gehen ab, um in Hamburg die beste Zeit zur Ueberschiffung abzuwarten. Ein Lohnfuhrmann wurde gemiethet, der uns für 16 rthlr. nach Hannover fuhr."

Bis zur Stadt Nordheim fand man guten Boden und

eine wohlhabende Bevölkerung in dem „deutschen Chinesenlande," wie Stein die Hannoveraner nannte.[1] Die Dörfer sind gut gebaut, die Gebäude mit Ziegeln gedeckt, die Wohnhäuser gut, und die Leute dem Anscheine nach im Wohlstande." Salzderhelden fiel den Reisenden auf, „das Hannöver'sche Salzwerk mit Gradirwerken, in einer schönen von der Leine gemachten Gegend. Salz ist im Hannöver'schen nicht Regal, nur das fremde Salz giebt eine beträchtliche Abgabe. Der Himten (10 Berliner Metzen) Salz kostet im Königlichen Werk 18 ggr."

Von Eimbeck notirt das Tagebuch eine alte patriarchalische Sitte. „Das Nachbarhalten — ein Picknick der Bewohner einer Straße — wird noch beobachtet. Das gute Bier giebt es nur noch im Frühjahr. Nach der Behauptung eines Leinwand-Schau- oder Legge-Inspektors wird in dieser Stadt für 80,000 rthlr. Leinwand umgesetzt. Der größte Kaufmann hat nur für 30,000 rthlr. umgesetzt. Die Exportation geht nach Hamburg und Bremen, besonders nach ersterem. Die Leinwand wird hier stiegeweise verschickt; eine Stiege ist gleich 20 Hannöver'schen Ellen." Ausführlich ließ Schön sich das Schauwesen erläutern. Man fand, daß auch hier die Bestimmungen ziemlich streng gehandhabt wurden, und die Industrie ungebührlich in Fesseln legte. Aber „der Schaumeister, den wir im Gasthofe trafen, schien äußerst wenig Kenntnisse vom Leinwandhandel zu besitzen, vielleicht ein ehemaliger Bedienter, der hier seine Versorgung erhalten hat."

Man passirte dann Braunschweig'sches und Hildesheim'-

[1]) Aus den Papieren pp., Band III, p. 11.

sches Territorium, „in welchem Preußen die Post hat,“ und von Stadt Elze wurde von der Landstraße abgebogen nach dem eine Stunde davon belegenen Amte Wittenburg, „das Westfeld aus Weende administrirt, um da über die Einführung der englischen Wirthschaft einige Versuche anzustellen.“ Die Wirthschaft wurde, da Westfeld den Verwalter angewiesen hatte, Alles zu zeigen, genau studirt. Indessen fand sich, daß auf dem an sich sehr kleinen Gute nur sehr kleine Versuche gemacht waren, und daß man nicht einmal Auskunft darüber ertheilen konnte, wie die gedrillte Saat ausgefallen war. Man war also im Ganzen auf allerlei englische Ackerinstrumente beschränkt.

Auf dem Gute standen 200 Stück spanische und 200 Stück grobe Landschafe. „Das feine Vieh besteht theils aus spanischen Schafen und Böcken, die der König von England aus Spanien kommen ließ, und hierher schickte, wovon aber nicht mehr viele vorhanden sind, und deren Nachkommen, theils aus spanischen Schafen, die Hardenberg aus Spanien nach Bayreuth kommen ließ, wovon auch nur äußerst wenige noch da sind, und deren Nachkommen, und endlich aus Roussillon'schen Schafen, die auch Hardenberg hat kommen lassen. Die ersteren haben feine Wolle, die zweiten sind größer, und haben sehr feine Wolle, die dritten sind die größten, haben aber ungleich gröbere Wolle, als die beiden vorigen Arten.“

„Mir schien keine rechte Fürsorge bei der Schäferei zu sein. Ein Bock hatte gar grobe Wolle, dieser muß ja alles wieder verderben.“ Im Ganzen fiel der Besuch also nicht recht befriedigend aus. Man sah, daß die Sache keinen Fortgang gewinnen wollte.

Am 17. Februar wurde Hannover erreicht. „Wir

traten in der neuen Schenke ab, ein großer guter Gasthof. Unten an der öffentlichen Tafel gegessen, und da unterschiedene Leute von des ersten Ranges zweitem Range gefunden. Nach Tische etwas die Stadt besehen, welche größtentheils finster und alt gebaut ist, sehr viele Häuser von Fachwerk hat." Man mußte in Hannover liegen bleiben, denn „der Weg war so abscheulich, daß wir den Wagen zerbrachen."

Von den Sehenswürdigkeiten fand nur der Marstall eine ausführlichere Erwähnung. „Der Marstall ist vortrefflich, in dem einen stehen 60 bis 70 Reitpferde, beinahe Alles aus dem Hannöver'schen Gestüte; im anderen 12 Zug Wagenpferde, der Zug von 8, 10, 12, sogar 14 Pferden. Alles ist auf's Prachtvollste eingerichtet. Die Disposition über die Pferde hat bloß der Oberstallmeister und der Vice-Oberstallmeister. Diese dürfen allein damit fahren oder reiten, so viel sie wollen, sonst stehen die Pferde ganz müßig. Wenn dies nicht albern ist, dürfte es wohl nichts in der Welt sein. Das Schloß ist von außen ein altes geschmackloses Gebäude, der Redoutensaal sehr schön. Die Promenade um die Stadt ist sehr gut, und Leibnitzens Monument auf derselben einfach und geschmackvoll."

Auf der Weiterreise, welche durch sandige und moorige Gegend auf einer „Sandchaussee der schlechtesten Art" führte, machten die Reisenden auf der Station Schillershagen „mit zwei Kaufleuten, Sölmann aus Hamburg und Dahlgrün aus Altona, Bekanntschaft, mit denen wir uns nachher zusammen hielten."

Bis Celle „sieht man unterwegs nichts als Heidekraut, kommt nur auf einen Gasthof." In Celle wurde genächtigt,

man war zeitig angekommen, und mochte sich ein wenig umsehen. „Celle hat ein ländliches Ansehen, in der Stadt ist es hell und licht. Das Schloß, in welchem die verwiesene Königin Mathilde von Dänemark gewohnt, hat eine schöne Lage. Die Stadt hat möglich gute Häuser. Außer durch das Ober-Apellationsgericht und die ökonomische Societät ist Celle berühmt wegen seines guten Tones im geselligen Leben. Aus der ganzen Gegend, sogar aus Hamburg giebt man Mädchen zur Erziehung hierher. Man sieht auch beinahe in jedem Hause schöne Kinder."

Auf der Station Bergen waren „im Posthause gute Pferde, aber schlechte Wirthschaft. Wir trafen hier einen Jungen, der vorgab, derjenige zu sein, welcher seinem Vater Kartoffeln nach Mainz bei der Belagerung dieser Stadt aus Magdeburg gebracht hat. Die Geschichte ist bekannt, der Junge schien pfiffig. Der Postmeister hat ihn hier zur Arbeit angenommen. Der Junge ist 15 Jahre alt."

In Wellen wurde im Posthause übernachtet. „Der Weg hierher ist höchst traurig. Der Boden ist Sand, man sieht von Celle ab nichts als Heidekraut, das an äußerst wenig Orten mit Fichten bewachsen ist. Man fährt deshalb, ohne sich viel an den Weg zu kehren. An einigen Orten muß der Unterboden aber besser sein, denn es standen, wenn gleich an sehr wenigen Orten, Eichen. Die ganze Lüneburger Heide ist ein trauriger Fleck Landes. In Soltau sah ich die hiesigen Schafe, Schnucken genannt. Sie zeichnen sich vor denen anderen Schafen dadurch aus, daß sie klein sind, ganz kahle Beine und unter dem Bauch gar keine Wolle haben, alle gehörnt sind, von gräulicher Farbe und grober Wolle. Sie sind weichlich, können keinen Regen vertragen,

es darf mit ihnen auch nicht gehortet werden. Sie leben von Heidekraut, das sie auch mit Heu im Winter bekommen. Sie werfen wie andere Schafe jährlich ein Lamm, ihre Nahrung ist aber bisweilen so schlecht, daß man einen Theil der Lämmer todtstechen, und von zwei Müttern ein Lamm ernähren lassen muß."

Die gewonnenen Reisegefährten erwiesen sich sehr nützlich, man tauschte Gespräch und gegenseitige Gefälligkeiten aus, und gelangte „größtentheils immer noch durch Heide, nur vor Harburg Acker und kleine Berge" dorthin. „Harburg ist ein nettes Städtchen." Dann wurde eingeschifft, und bei gutem Winde auf denen Armen der Elbe und der Elbe selbst nach Altona" gefahren. „Altona präsentirt sich sehr gut, wir stiegen bei Herrn Dahlgrün ab und fuhren nach Hamburg."

Der erste Abend in der alten Hansestadt wurde im Theater zugebracht. „Schröder spielte in: das Blatt hat sich gewendet, den Amtsrath herrlich. Das Parterre liegt hier tiefer als in Berlin, man sieht nur Hauben darauf. Den 24. Februar 1798" trafen auch „Gröben und Matuschefsky" in Hamburg ein. Dann wurden Bekanntschaften angeknüpft. Aber die ersten Versuche waren nicht sehr interessant. Ein Kaufmann Schwalbe, dessen „Hauptverdienst darin zu bestehen schien, daß er eine hübsche Frau hat," erwies sich als „ein alltäglicher Kopf. Der Ton im Hause ist nicht klein und nicht groß. Er soll das letzte sein, wird aber das erste, denn Stadtneuigkeiten von der elendesten Art, Anzug, Pracht u. s. w. waren der Hauptgegenstand des

Gespräches. Abends bei Mönch's Schwieger-Vater Herrn N., hier war eine Gesellschaft von einem alten Mäkler, einem dito Assekuradeur und mehr solche alte Leute, die alle den original Hamburger Ton zu haben schienen, unter sich immer platt sprachen, dabei aber lustig waren, Spaß anbrachten, und so wirklich den Fremden angenehmer unterhielten, als die obige Gesellschaft, wenngleich der Kopf in beiden hätte zu Hause bleiben können."

Dann wurde Büsch aufgesucht, „ein sehr alter Mann, der gerade so spricht, wie er schreibt, d. h. ohne viele Eleganz, etwas abentheuerlich."

Büsch hatte damals wohl wie Garve den Höhepunkt seiner Wirksamkeit bereits hinter sich. Er starb schon zwei Jahre später. Aber durch seine Schriften hat er viel länger gelebt, und sein Andenken wird so bald nicht erlöschen. Seine Lehre vom Geldumlauf, die 1780 erschienen war, und seine Darstellung der Handlungswissenschaft, 1792, waren Schön wohlbekannt, und haben ihm später recht wesentliche Dienste geleistet. Da er ein heftiger Gegner Adam Smith's und der französischen Revolution war, so mußte er Schön ein größeres Interesse einflößen, und er nennt ihn in seiner II. Selbstbiographie ausdrücklich „den Bahnbrecher in der Handelswissenschaft." Damit ist denn auch Büsch's wissenschaftliche Stellung ziemlich konkret bezeichnet, denn Büsch hat im Gegensatze zu den anderen damaligen nationalökonomischen Theoretikern kein neues System aufgestellt, sondern, auf die Sache eingehend, durch praktische Monographien zu wirken gesucht. Die praktischen Staatsmänner mußten ihm daher dankbarer sein als den Theoretikern, und die letzteren, als sie genöthigt wurden, die Praxis in das Auge zu fassen

und zu studiren, eine unbezahlbare Fundgrube in seinen Schriften finden. Bekannt ist die ausgebreitete, erfolgreiche Thätigkeit Büsch's als Leiter der Hamburger Handelsakademie, und er hat dadurch höchst schätzbare und wesentliche Anregungen gegeben, die später für Deutschland reiche Frucht getragen haben. Es braucht hier nur daran erinnert zu werden, daß gerade zu der Zeit, als Schön in Hamburg war, der spätere Gründer der Gothaer Feuerversicherungsbank und der Lebensversicherungsbank, Arnoldi, in Hamburg seine kaufmännischen Lehrjahre absolvirend auch Büsch's Vorträge frequentirte, und daß dieser Mann es war, der dann nach den großen Kriegen das Prinzip der Fachschulen, zunächst der kaufmännischen, in Deutschland einführte, und auch die Gründung der Handelsschule in Gotha veranlaßte, die in sehr bedeutendem Maße dann als Muster diente. Büsch hatte ferner noch eine andere bedeutsame Anregung gegeben. Seine kleine Schrift: „allgemeine Uebersicht des Assekuranzwesens“ erschien 1795. Sie ist für Arnoldi, wo nicht das Samenkorn, aus welchem die Idee hervorwuchs, so jedenfalls der Leitfaden gewesen, an welchem Arnoldi die praktische Gestaltung seiner Idee studirte. Und da ist es merkwürdig zu sehen, daß Büsch im Gegensatze zu den vorhandenen Vorbildern die Form einer Aktiengesellschaft perhorrescirte und entschieden für das Gegenseitigkeitsprinzip eintrat. Dies Prinzip ist aber die Grundlage der Schöpfungen seines Schülers geworden, deren kolossaler Aufschwung den besten Beweis dafür liefert, daß dasselbe den Bedürfnissen des Verkehrs am besten entspricht.[1])

---

[1]) Ernst Wilhelm Arnoldi und seine Schöpfung, die Feuerversicherungs-

Im Allgemeinen meint Schön später (1844) über das Leben und Treiben in Hamburg folgendes Urteil festgestellt zu haben: „Ungeachtet in Hamburg damals großer Reichthum, große Schwelgerei und großer Geldstolz war, so ging, wie dies bei gebildeten Kaufleuten sich entwickeln muß, doch ein geistiger Faden durch die Gesellschaft. Es ward einem wohl, aus dem Hannöver'schen' nach Hamburg zu kommen. In Hamburg lebten damals mehrere interessante Männer, Sieveking war wohl der geistreichste unter ihnen; Klopstock war zwar schon alt, und, obgleich Mitglied des französischen National-Instituts, doch voller Angst der Franzosen wegen, und bis zur Selbstverleugnung entrüstet über sie; aber er war doch noch ein schönes Bild der vergangenen Zeit. Der geistreiche und geistscharfe Reimarus lebte noch. Brothag und Meyer zogen an."

Eine Probe dieser Geselligkeit bekam Schön wenige Tage nach seiner Ankunft beim Geh. Rath Schulz, wo Klopstock, Büsch und Meyer, letzterer Sekretär der patriotischen Gesellschaft, sich zusammenfanden. „Ersterer brillirte im Umgange nicht, im Gegentheil seine Unterhaltung ist sehr alltäglich, er ist Legationsrath. Schulz besitzt nicht die höchste Konsequenz, er eiferte gegen Jakobiner ganz Hoym'sch, will mit Donner und Schwerdt dareinschlagen. Klopstock insbesondere, aber auch Büsch und Meyer stimmten ganz ein, letzterer erholte sich am Ende. Viel Philosophie war bei der ganzen Gesellschaft nicht. Klopstock und Büsch lieferten veralteten, Meyer verschrobenen, Schulz negativen Menschenverstand."

---

bank für Deutschland. Im Auftrage der Bankverwaltung herausgegeben von Dr. Julius Hopf. Gotha 1878.

An demselben Tage wurde Schön „durch Meyer in die patriotische Gesellschaft eingeführt. Es war mir interessant, hier in einer Gesellschaft zu sein, wo Verdienst, es sei auch unter einem Kittel, das Einlaßbillet ist. ich sah verschiedene Professionisten, die mit gleicher Freimüthigkeit sich wie vernünftige Männer betrugen." Diese Bemerkung ist höchst charakteristisch für die Anschauungen der damaligen Zeit. Selbst Schön, der doch vor Kurzem erst in Schlesien über die ständische Absonderung die Geißel geschwungen, Garve's Aversion gegen das Volksleben auffallend gefunden hatte, hält es für bemerkenswerth, zu notiren, daß ein einfacher Handwerker sich in der Gesellschaft gebildeter Leute zu bewegen vermag. Man stand eben an der Schwelle einer ganz neuen Zeit, und Ideen, gesellschaftliche Gewohnheiten und Lebensanschauungen, wie sie uns von Kindesbeinen an geläufig werden, begannen damals erst sich durchzuringen durch eine dicke Kruste von Vorurteilen, und sich Geltung zu verschaffen. Aber Schön beweist auch, daß die praktische Handhabung dessen, was er bis dahin wohl nur theoretisch sich zurecht gelegt hatte, volles Verständniß bei ihm fand. „Meyer paßt nur nicht zum Sekretär, seine Manier ist zu geschroben. Man las etwas aus der letzten Schrift dieser Gesellschaft vor, worin Stellen vorkamen, die bloße Deklamation und so geschroben waren, daß der verdienstvolle Professionist durchaus nichts dabei gedacht haben kann." Man sieht, die praktische Handhabung einer gesunden Idee war noch sehr jung, und rang noch mit den alten Elementen, welche die Gesellschaft beherrschten.

Dann folgten andere Wahrnehmungen. „Von 12 bis 2 Uhr geht die ganze Hamburger schöne Welt auf dem Walle

um die Stadt spazieren. Man hat öfters insbesondere nach Altona zu eine schöne Aussicht." An einem Tage „bestiegen wir den Michaelsthurm auf 500 und einigen 20 Stufen bis in die Kuppel. Die zwischen den Säulen, welche die Kuppel tragen, freie Treppe ist vortrefflich, und überhaupt alles, was zum Besteigen dieses Thurmes dient, gut eingerichtet. Auch die Kirche an sich ist ein schönes Gebäude. Die Chöre stehen auf eisernen Pfeilern; dies macht einen unangenehmen Eindruck, denn die Pfeiler sind zu dünn für die Last, die sie tragen. Vom Thurme übersieht man das ganze verworren gebaute Hamburg, Altona und die herrliche Elbgegend." Auch gesellige Vergnügungen wurden genossen, häufig das Theater besucht, wohin Schröder besonders zog, „er ist größer in der Aktion als der Deklamation, sein Sprachorgan ist nicht das Beste. ich sah von ihm Otto v. Wittelsbach und Macbeth." Schwalbe führte Schön auch als seinen Gast auf einen Ball, „wo es in Rücksicht der Damen sehr brillant war, die Kultur der Hamburger aber sich nicht im vortheilhaftesten Lichte zeigte."

Dann wurden aber auch Studien gemacht, zu denen „ein hier privatisirender Gelehrter v. Heß" Gelegenheit gab. Das Armenwesen von Hamburg wurde studirt, die Armenanstalt, „d. h. das Haus besehen, wo die armen Kinder zur Schule und zum Lernen des Spinnens kommen. Die Kinder sind alle bei anderen Armen untergebracht, die dafür Kostgeld bekommen. Die Kinder, welche hier essen wollen, werden unentgeltlich mit der wohlfeilen Kost gespeiset. Die inneren Einrichtungen im Hause sind ganz ordinär, weil das alte Waisenhaus dazu eingerichtet ist. Zu bemerken ist hierbei: 1. die Garnspinnerei. Die Spinnräder sind ganz ordinär.

Man hat anfangs doppelte gehabt, stehende Rocken, wo zwei Spulen neben einander gingen, und die Fäden aus einem Winkel mit beiden Händen gezogen wurden. Die Kinder — da sie erst spinnen lernten — spannen zu ungleich, daher man dieß abschaffte. Es wird nur ganz ordinärer Flachs gesponnen zu grobem Garn. Die wohlfeile Speisung, vom Grafen Rumfordt in München erfunden, wird auch hier in einem nach seiner Anweisung erbauten Ofen gekocht. Die Speise wird etwas dünner gemacht, als sie beschrieben wird, die Kinder essen sie so lieber. Es aßen einige 60 Kinder gerade hier. ich schmeckte die Speise, sie schmeckt gut und ist kräftig."

Eben so wurde auch der politischen und der Steuerverfassung die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet, „welche für einen so kleinen Staat, als eine Stadt ist, mir sehr gut zu sein scheint." Auch einige detaillirende Bemerkungen fehlen im Tagebuche nicht. „Die freiwillige Steuer, 1/4 Prozent vom ganzen Vermögen, wird jedesmal um Luciä erhoben. Es steht ein mit einer grünen Decke verhüllter Kasten da, wo jeder Bürger nach seinem Gewissen diese Steuer hineinwirft. Weil aber alles Geld in einen Kasten — jede Bürger-Kompagnie hat einen besonderen Kasten — kommt, auch niemand angeben darf, wie viel er giebt, so findet keine Kontrolle statt. Die Ehrlichkeit geht indessen hierbei so weit, und die Ueberzeugung von der zweckmäßigen Verwendung der Gelder ist so groß, daß allen Berechnungen nach nicht mehr jährlich, ja nicht einmal eine so große Einnahme hat vermuthet werden können. Dies ist doch im monarchischen Staat ohnmöglich."

„Außer dieser freiwilligen Steuer werden noch a. die

Grabengelder und b. die Haussteuer bezahlt. Erstere zahlt jeder Bürger. Es ist eine Klassensteuer, wobei jedem überlassen ist, sich zu beschweren, wenn er in eine zu hohe Klasse gesetzt zu sein glaubt. Diese Auflage kommt davon her, daß zu Verfertigung der Wälle jeder graben gehen sollte, und wer nun nicht selbst ging, etwas dafür bezahlte. Alle Auflagen muß die Bürgerschaft bewilligen. Ist die Klassifikation an sich nicht verhältnißmäßig, so ist hierbei etwas Aristokratie, denn nur die Großbürger bewilligen Auflagen, und zwar die Grundbesitzer und die Bürger, welche Aemter bekleiden. Die Haussteuer beträgt jetzt 1/2 Prozent vom letzten Kaufpreise des Hauses."

„Die Bürgerschaft formirt hier Kollegien. Die ganze Stadt ist in Kirchsprengel eingetheilt. Jedes Kirchspiel hat einige Ober-Alten. Unbedeutende Sachen, die doch aber der Rath nicht allein abmachen kann, macht er mit diesen ab. Außer diesen Ober-Alten hat jedes Kirchspiel noch 60 Bürger, mit diesen werden schon wichtigere Sachen abgemacht. Außer diesen Sechzigern noch 180 Bürger. Diese müßen erscheinen bei der Zusammenkunft der Bürgerschaft. Jeder stimmfähige Bürger kann auch dahin kommen, aber jene 180, worunter die Sechziger und die Ober-Alten mit begriffen sind," stimmen allein. „Die Ober-Alten, Sechziger und Hundertachtziger müssen Bürger und verheirathet sein, ein eigenes Haus brauchen sie nicht zu besitzen. Kein Bürger darf in seinem Hause arretirt werden, der Magistrat darf aber das ganze Haus besetzen."

„Censur ist in Hamburg bloß bei denen Zeitungen, sonst aber gar nicht. Bücher werden indeßen verboten."

Auch die Umgegend wurde besucht. „Morgens fuhren

wir, Gröben und Matuschefsky mit Mönch durch Altona nach Neustädtel," (Nienstedten.) „es liegt an der Elbe, sehr angenehm, man übersieht eine große Strecke des Laufs der hier schon breiten Elbe. Der Weg dahin geht fast immer zwischen Gärten und Etablissements der Hamburger Kaufleute. — Ohnweit davon ist Blankenese, ein Holstein'sches Dorf, dessen Einwohner der Occupation der gestrandeten Sachen wegen berühmt sind. Von da fuhren wir nach Eimbeck, und von da nach Höhe, auch ein Lustort der Hamburger mit wenig guten englischen Partien. Längst der Außen-Alster — ein See — an der schöne Gärten und noch schönere Gartenhäuser sind, in die Stadt zurück. Abends im Concert der Madame Lange einer guten Sängerin." — Wandsbeck, „das durch Klaudius berühmte Dorf, einem Grafen von Schimmelmann gehörig, der aber nicht da ist, liegt angenehm, ist städteartig gebaut. Das Schloß ist hübsch, der Garten gut. Es regnete, daher konnte ich Klaudius nicht besuchen." — Altona, welches in Begleitung des Kaufmanns Dahlgrün besichtigt wurde, „ist eine nicht unbeträchtliche, am Berge unmittelbar an der Elbe gut gelegene Stadt. Ein Dreimaster, der zum Sklavenhandel bestimmt war, erregte insbesondere unsere Aufmerksamkeit. Wir gingen bis in das unmittelbar hinter Altona liegende Dorf Ottensen, das eine vortreffliche Aussicht hat."

Insbesondere aber ist der Besuch zu erwähnen, welcher dem Etatsrath Voigt in Flottbeck, den Schön später (1844) „den sogenannten Baron (Bettel) Voigt" nennt, abgestattet wurde, „einem Manne, der seiner Oekonomie wegen berühmt ist. Voigt ist ein Mann, der die größte amerikanische Handlung, ohne sich darum zu bekümmern, treibt, ein Mann,

der jährlich 50 bis 70,000 rthlr. Revenüen haben soll, einen Eifer für Verbeßerungen hat, lange gereiset, gut von Kopf und Kenntnissen ist, der öfters gelehrte Männer um sich hat, und eine gute Bibliothek besitzt. Jetzt hat er einen Herrn Schmeißer, berühmten Chemiker bei sich." Die Flottbecker Landwirthschaft wurde in allen Details revidirt. Es fand sich: „Hauptregel ist, daß nie zwei Getreidesaaten hinter einander kommen. Unter Getreide verstehe ich bloß Roggen — der indeßen hier fast gar nicht gebaut wird — Gerste — wenig gebaut, Hafer — fast gar nicht gebaut, und Weizen, hauptsächlich gebaut. Alles andere sind Grasfrüchte." Also die ersten Ansätze zum Fruchtwechsel. Indessen können wir auf die technischen Details hier nicht eingehen. „Voigt war," so sagt Schön in seiner II. Selbstbiographie ferner, einer von denen, „welcher die guten Geister oft um sich zum festlichen Male versammelte. Voigt war, nachdem er eine zeitlang ein bedeutendes Handelshaus geführt, und mit Büsch wesentlich zur guten Armeneinrichtung im Hamburg mitgewirkt hatte, nach Edinburg auf die Universität gegangen, und hatte dort mit mehreren interessanten Männern Bekanntschaft gemacht. Er gab uns Empfehlungen an Arthur Young, und diese waren, so wie die Empfehlungen von Baron Jakobi an Sir John Macpherson, dem ehemaligen Generalgouverneur von Ostindien, von großem Nutzen."

Die beiden Reisenden hatten lange in Hamburg liegen bleiben müssen. „Endlich traf am 29. März 1798 die Nachricht vom Minister v. Schrötter ein, daß wir abreisen können, was denn auch in denen ersten Tagen der künftigen Woche vor sich gehen soll." Damit war denn die Reise in Deutschland beendet, auf welcher das letzte Halbjahr fast

37*

ausschließlich strengen Studien bei vorwiegend häuslichem Leben gewidmet gewesen war. Selbst der länger als vier Wochen dauernde Aufenthalt in Hamburg war mit unausgesetztem Studiren hingebracht worden.

Zum Schlusse dieser Beiträge geziemt es sich wohl, einen raschen Rückblick auf die staatswirthschaftlichen Resultate dieser Reise zu werfen, die wohl eine speziellere und systematische Ausführung verdienen. Wir stehen an dem Schlußpunkte einer Entwicklung, der eine weitere Steigerung des Systems, auf welchem der damalige preußische Staat begründet war, nicht mehr zulässig, noch weniger möglich erscheinen ließ. Die Ausbeutung der Volkskraft durch bevorrechtete Stände, der Geldmittel des Staates durch zudringliche Projektenmacher, die Beschränkung der Konsumenten zu Gunsten künstlich herangezogener Fabrikanten, waren auf einen Grad gestiegen, welche die ganze Kraft des allmächtigen und Alles umfassenden Staates zur Aufrechterhaltung eines künstlich ersonnenen und nach allen Richtungen hin ausgedehnten Systems in Anspruch nahm. Eine vollständige Versumpfung des Volks- und des Staatslebens mußte die Folge davon sein, und daraus wiederum mußte sich eine scharfe Reaktion der denkenden Geister ergeben.

Man hat sich bisher in viel zu starkem Maße und viel zu ausschließlich mit den verwandten Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur beschäftigt, den geistigen Bewegungen auf dem Gebiete der Staatslehre darüber nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt, und es wäre an der Zeit, um zum vollständigen Verständnisse der Ereignisse zu gelangen, an

deren Schwelle wir uns befinden, daß man dieser geistigen Bewegung in ihrem Einflusse auf das praktische Leben näher nachspürte. Man wird dann finden, daß die französische Invasion in ihren materiellen Einwirkungen auf das Staats- und Volksleben, auf die Staats- und Volkswirthschaft für Deutschland und speziell und vorzugsweise für Preußen geradezu die Rolle der französischen Revolution in Frankreich ersetzt hat. Der Gedanke ist nicht neu, er muß nur an dieser Stelle hervorgehoben werden, um die Stellung zu zeichnen, in welche ein so eminent reformatorischer, nicht revolutionärer Geist, wie der Schöns, durch die Bewegungen der ihn umgebenden geistigen Welt versetzt werden mußte.

Schon in der Vorrede haben wir angedeutet, daß die Betrachtung der Zustände, welche an den verschiedensten Orten im nördlichen Deutschland vorgefunden wurden, die Sammlung der an den verschiedensten Orten gemachten Beobachtungen, in einem systematischen Gesammtbilde zusammengestellt, die Ursachen klar legen würde, welche den Zusammenbruch des alten Staates und der alten Gesellschaft mit Nothwendigkeit herbeiführen mußten, und selbst dann herbeigeführt haben würden, wenn auch nicht ein gewaltsamer Stoß, von außen her geführt, die alte Ordnung rettungslos unter ihren Trümmern begraben, und zum schleunigen und vielfach übereilten, darum nur halbfertig gewordenen Wiederaufbau gezwungen hätte. Eine neue Philosophie hatte die Welt erobert, und es war ein großes Glück für die organische Fortbildung des Menschengeschlechts, daß diese Philosophie der ungemessenen chaotischen Spekulation einen Halt gebot, speziell ein noch größeres Glück für die deutsche Nation, daß diese Philosophie das Gebot der Pflicht und der Selbst-

verleugnung an die Spitze stellte, und für dieses Gebot wenigstens das Gemüth des deutschen Volkes eroberte, und zwar so vollständig, daß ihre Sittenlehre von der Pflichterfüllung ohne Weiteres bis in die untersten Schichten der Gesellschaft eindrang, und damit der Zeitrichtung die Signatur gab. Fortan entwickelte sich ein Kampf zwischen diesem Pflichtgebot und der diplomatischen Pfiffigkeit der alten Gesellschaft, der heute noch nicht ausgetragen ist, da die alte Schlange nach zahllosen Häutungen immer wieder in neuem Gewande die Welt zu bethören sucht. Eine neue Lehre von den Grundlagen des Verkehrs der Güterwelt und seinen Bedingungen wurde verbreitet, und hat in rastloser Arbeit den Standesprivilegien einen Krieg erklärt, der eben so wenig heute schon für beendet gelten darf, da auch auf diesem Felde die alte Schlange in unzähligen Windungen immer wieder dem alten Standpunkte zustrebt. Wenn die von den Engländern ergründete, von Adam Smith in ein unzureichendes System gefaßte Lehre von der Volkswirthschaft in der alten, auf künstlich kombinirte Schrauben gestellten Gesellschaft in Deutschland den völligen Umsturz und die gründliche Umbildung der bestehenden Verhältnisse im Sinne einer erleuchteten Wissenschaft forderte, und nothwendig dazu führen mußte, so war in der die Erfüllung der Pflicht als oberstes Gebot und Endresultat der philosophischen Forschung hinstellenden Philosophie dem deutschen Geiste das unentbehrliche Gegengewicht gegeben, welches gewaltsame Ausbrüche des revolutionären Dranges verhüten konnte und mußte. Denn Deutschland war, wie Roscher [1] so treffend ausführt, gerade

[1] Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, p. 823.

in jenen Jahren zu einer großen Revolution, wenn auch nicht so vollreif wie Frankreich, doch fast reif gewesen. Und es ist überaus merkwürdig, daß „damals gerade fast über alles dasjenige geklagt wurde, was jetzt den Meisten als eine besondere, sei es schlimme, sei es gute Eigenthümlichkeit unserer neuesten Zeit gilt. So z. B. die Ueberschätzung der menschlichen Fortschrittsfähigkeit, eben darum die Meinung, daß mit der Ausbildung des Verstandes schon von selbst auch der Charakter besser werde, die allzu große Milde der Gesetzgebung und öffentlichen Meinung gegen das Unsittliche, die Ueberschätzung der Verfassungsformen mit entschiedener Vorliebe für die einfachen, zumal republikanischen Schablonen, die Ueberschätzung des sogenannten Praktischen, d. h. unmittelbar Nützlichen und Angenehmen, die hochmüthig egoistische Rücksichtslosigkeit der Jugend gegen das Alter, der Durchschnittsmenschen gegen alles durch Stand oder Verdienst Hervorragende und der Einzelnen gegenüber den geselligen Formen, das unablässige Vorwärtstreiben mit seiner furchtbaren Schnelllebigkeit und Schnellvergeßlichkeit.“ Ist dies die Signatur jener Zeit gewesen, von der wir sprechen, so darf uns die Wiederholung jener Erscheinungen in der heutigen Zeit nicht weiter beunruhigen. Die Errungenschaften der Wissenschaft, in den heftigsten Kämpfen erprobt, werden dadurch nicht erschüttert werden, daß die alte Schlange abermals in neuer Gewandung für das alte System eintritt, und ihr Gewand wird dadurch nicht blendender für das Auge, daß sie eine angeblich neue Sprache redet und statt der Protektion einer bevorrechteten Kaste die Beschützung des Arbeiters auf ihre Fahne schreibt. Der Irrthum kehrt immer wieder, so lange dem Eigennutz und dem selbstsüchtigen Interesse nicht

alle Wege versperrt sind, auf denen er sich der Köpfe derer, die von ihm Förderung desselben versprechen, bemächtigen könnte. Da eine solche Absperrung nirgends, am wenigsten aber im freien Staate, möglich ist, so folgt daraus nur die unter Umständen harte Nothwendigkeit, alte Wahrheiten, die unumstößlich begründet zu sein schienen, immer wieder und wieder zu vertheidigen, in der Hoffnung, daß es endlich unmöglich und undenkbar sein werde, sie wieder in Frage zu stellen. Ob diese Hoffnung sich jemals erfüllen wird, steht freilich dahin, da es einmal feststeht, daß die Dummheit unausrottbar ist, und den Eigennutz der Pfiffigen unwiderstehlich anreizt.

Der preußische Staat, wie er damals eingerichtet war, stand dieser geistigen Gährung, die theils schon vollständig in Gang gekommen war, theils sich vorbereitend die ersten anmeldenden Stöße verspüren ließ, vollkommen hülflos gegenüber. Der Staat Friedrichs d. Gr. konnte derselben nur dann Meister werden, wenn er sich ihr hingab, und die davon bedingte Umwandlung an sich selbst vollzog. Heute, da wir die Resultate der Entwicklung vor uns sehen, und zugleich erkennen, daß wir noch mitten in der Umbildung stecken, und an dieselbe unsere besten Kräfte wenden müssen, können wir diese Prophezeiung ex post mit Sicherheit aussprechen. Zu jener Zeit war Niemand im Stande, mit voller Klarheit in die Zukunft zu blicken, die besten Geister erschöpften sich in ohnmächtigem Kampfe gegen einzelne Symptome der sich nähernden Umwälzung, und es bedurfte des welterschütternden Stoßes von 1806, um zum Bewußtsein zu bringen, was die Gedanken Aller gefangen hielt, und sich auf die Lippen drängte. Wenn wir beispielsweise erwägen,

daß selbst Kraus, dessen wissenschaftliche Autorität in der preußischen Verwaltung fast unbedingt anerkannt wurde, und den die höchsten Staatsbeamten, wie namentlich die Minister v. Schrötter und v. Struensee mehr als einmal vorschoben, um die Resultate der Wissenschaft wenigstens in der Praxis zur Sprache zu bringen und zur Diskussion zu stellen, sich in Gutachten, welche man von ihm erstatten ließ, erschöpfend abquälte, um einigen Hauptgrundsätzen einer erleuchteten Theorie wenigstens auf dem neutralen Boden der Staatswirthschaft praktische Geltung zu verschaffen, und daß alle diese Bemühungen resultatlos blieben, weil es an der Energie der Initiative fehlte, die allein im Stande gewesen wäre, Leben in das starre Getriebe zu bringen, so wird man begreifen, daß in gewisser Art der gewaltsame Zusammensturz des Staatsgebäudes eine endliche und wahrhafte Erlösung aus völlig versumpftem Zustande bedeutete. Diese Betrachtung rechtfertigt in schlagender Weise das Wort desselben Ministers v. Struensee, welches Schön aufbewahrt hat [1]): „noch einige Jahre wird die Pastete wohl halten."

Mehr noch! Da der Stoß von außen kam, so ersparte derselbe nicht bloß die sonst unausbleibliche innere Erschütterung, sondern er rief gerade die edleren Triebe des Volkes wach, und leitete die Spannung der Geister nach außen hin ab. Daß dies eine Wohlthat für die Entwicklung des deutschen Geistes gewesen ist, wird wohl allgemein anerkannt, und braucht nicht besonders bewiesen zu werden. Es wurde die Nationalitätsidee damit wach- und in den Kampf gerufen, es wurde die Idee des Liberalismus „mit seiner demokrati-

---

[1]) Aus den Papieren ꝛc., Bd. I, p. 30.

schen Freiheit, Gleichheit, Aufklärung und Centralisation" von dem Banne erlöst, der seine Entfaltung verhinderte und unterdrückte, es wurde endlich eine wohlthätige „Reaktion gegen die revolutionäre Bewegung des zunächst vergangenen Menschenalters" in Fluß gebracht, welche der von der Philosophie an die Spitze gestellten Idee von der Pflichterfüllung Bahn brach in die Seele des Volkes.

Wenn man nun bedenkt, daß die ganze Weiterentwickelung des deutschen Geistes auf diesen drei Faktoren noch heute beruht, und daß wir uns durch das Walten derselben und ihr harmonisches Zusammenwirken gerade von den romanischen Nationen unterscheiden, so wird man um so mehr bedauern müssen, daß schon von vornherein die finstern Mächte wirksam waren, welche den Aufschwung zu hemmen bestrebt waren, und in diesem Streben niemals nachgelassen haben. Man hatte dem Könige Friedrich Wilhelm II. in einer schwachen Stunde eine lettre de cachet wider den Kriegsrath Zerboni zu entreißen vermocht, weil der ehrliche Beamte, in welchem freilich die Gährung der Geister in gewissem Grade zum Ausdruck gelangte, und der gedacht hatte, die unter der Aegide eines gewissenlosen Ministers verübten Betrügereien an den Pranger zu stellen, stumm gemacht werden sollte. Man verstand es, dem Könige Friedrich Wilhelm III. gleich nach seiner Thronbesteigung eben denselben ehrlichen Beamten als einen staatsgefährlichen Hochverräther darzustellen. Der Kunstgriff, das Fortschreiten und die Entwicklung der Idee als eine Gefährdung des Thrones und des Altares darzustellen, wurde schon damals gebraucht, und man erzeugte damit den Schrecken, der damals allerdings nur dazu dienen sollte, das liederliche Regiment eines gewissenlosen Ministers dem Auge

des Königs zu verschleiern, der aber dann später mit mehr Konsequenz und Ausdauer und mit dauerndem Erfolge dazu verwendet wurde, um die in der Zeit des Staats- und Nationalunglücks zu freier Entfaltung ihrer Macht gelangten Ideen zurückzudämmen. Man mißbrauchte damit das berechtigte Selbstgefühl des Herrschers, um eine versumpfende Reaktion einzuleiten, die Jahrzehnte lang mit dumpfer Schwere auf den Geistern gelastet hat, und die dann leider nur durch eine nach innen sich entladende Erschütterung beseitigt werden konnte.

„ich wollte meine Wissenschaft angewendet sehen," meinte der junge Schön, und ging auf Reisen. Aber wo fand er angewendet, was die Wissenschaft lehrte? Im Vaterlande war nichts davon zu finden. Wenn die Wissenschaft lehrte, daß die Arbeit des freien Mannes die wohlfeilste und produktivste sei, so fand er, wohin er kam, überall Zwang und Unfreiheit bis zu persönlicher Sklaverei in den verschiedensten Abstufungen, und selbst wissenschaftlich gebildete Männer ließen darüber nicht mit sich reden. Wenn die Wissenschaft lehrte, daß das Gewerbe frei sein müsse, daß der Verkehr nach unabänderlichen Gesetzen sich selbst regeln, und daß jedes künstliche Eingreifen der Staatsgewalt in das gesetzmäßig sich vollziehende Getriebe des Verkehrs eben jene unabänderlichen Gesetze außer Wirksamkeit, und Willkür und Ausbeutung der gesammten Gesellschaft durch die Wenigen, welche sich der Begünstigung theilhaftig zu machen wußten, an die Stelle der gesetzmäßigen Entwicklung setze, so fand er überall einen willkürlichen Zwang, der sich vermaß, von oben herab die Bewegungen des Verkehrs zu regeln, und die Mittel der Gesammtheit an Einzelne verschwendete, welche zudringlich

genug gewesen waren, sich um die Gewährung dieser Geschenke zu bemühen. Er fand in Folge dessen wohl Projektenmacherei in Blüthe, aber keine selbstständige Regung zur Erweiterung und Ausbildung des Verkehrs auf natürlicher Grundlage, und wo solche Regungen sich zeigten, sah er sie bewacht und gehemmt, so daß es unmöglich war, zu einer rechten Blüthe zu gelangen.

Nur auf dem Gebiete der Landwirthschaft zeigte sich ein bewußtes, durch die leidige Erbunterthänigkeit an voller Entfaltung in denjenigen Gegenden, wo sie noch zu Recht bestand, gehindertes Streben nach Vervollkommnung. Die Einführung landwirthschaftlicher Maschinen zur Erleichterung und zum Ersatze der theuern menschlichen Handarbeit erregte die Aufmerksamkeit. Die Versuche, bessere Wirthschaftsmethoden bei Bestellung der Felder, den Fruchtwechsel und die sorgfältige Behandlung der angebauten Gewächse, vor Allem aber die Zucht und Pflege des Viehs und die Verbesserung der Racen, fand Schön in vollem Gange. Im Magdeburg'schen und Halberstädt'schen waren nur unbedeutende Spuren der Erbunterthänigkeit noch wahrzunehmen, auf den Domänen waren die Frohndienste abgeschafft, und durch Geldrenten ersetzt, die nach rationeller Berechnung festgestellt und mit beiderseitiger Einwilligung entrichtet wurden. Hier fand sich daher eine hochentwickelte Agrikultur, begünstigt durch die Vorzüge der Bodenbeschaffenheit, in voller Entwicklung. Von rationeller Viehzucht waren wenigstens die Anfänge da. Aber das Protektions- und Fabrikensystem warf auch auf diese Keime den erkältenden Schatten. Die Veredelung der Schafzucht fand das schlimmste Hinderniß in dem den Schafzüchter der Willkür begünstigter Fabrikanten preisgebenden Ausfuhr-

verbot für die Wolle. So war überall Hemmung und Reglementirerei, Zwang und Willkür wahrnehmbar, und die Wissenschaft war außer Stande, vor einem Alles beherrschenden, schablonenhaft gehandhabten Systeme durchzudringen, und das Leben zu befruchten.

Es ist nicht anzunehmen, daß Schön durch diese Erwägungen gerade hauptsächlich bestimmt worden ist, sich zur Reise nach England zu entschließen. Wenigstens geben seine Aufzeichnungen dafür keinen Anhalt. Zunächst ist es die Anwendung des Maschinenwesens auf Landwirthschaft und Industrie gewesen, was den Gedanken an die politische Entfaltung der englischen Zustände zu jenem Entschlusse verdichtete, der so folgenreich für Schöns staatsmännische Ausbildung und spätere Stellung geworden ist.

In England sah der Reisende sich einem Gemeinwesen gegenüber, welches auf eigenen Füßen stand, und es ist wohl begreiflich, daß ihm hier, wie er selbst bekennt [1]), ein Licht über die Bedingungen des Staatslebens aufging, und er das, was die Wissenschaft gelehrt hatte, erst dort im Zusammenhange mit dem Staatsleben voll begreifen lernte. Er kam als ein Mann zurück, der das Ziel eines staatsmännischen Lebens erkannt hatte, und die Einsamkeit des Aufenthaltes in Bialystock hat ihm geholfen, die wachgewordenen Gedanken zu sammeln und zu ordnen. So fand dann die Katastrophe von 1806 ihn vorbereitet und ausgebildet, um an dem Werke der Wiederherstellung mit bewußter Klarheit arbeiten zu können, und darum sind diese Reisen von ganz außerordentlicher Bedeutung für die Kulturgeschichte jener Epoche, in

[1]) Aus den Papieren p. p., Band I, p. 25.



welcher sie unternommen wurden, wie für die spätere Wiederaufrichtung des zertrümmerten Staatsgebäudes. Wir vermögen nicht zu beurteilen, in wieweit die Reisen, welche Vincke ziemlich gleichzeitig gemacht hat, um sie mit seinen wissenschaftlichen Studien zu kombiniren, und diese durch jene zu krönen und abzuschließen, auf diesen fast gleichzeitig mit Schön auftretenden und sich ausbildenden Staatsdiener eine gleiche Wirkung ausgeübt haben. Vincke war mehr Partikularist als Schön, und wenn beide gleichmäßig und ausgesprochenermaßen das Hauptziel ihres ganzen Strebens darein setzten, jeder der heimathlichen Provinz zu dienen, so ist der sehr wesentliche praktische Unterschied zwischen beiden der, daß der Schauplatz der reorganisirenden Thätigkeit namentlich in der leider! so kurzen Periode, da der eiserne Zwang der Verhältnisse auch die am widerwilligsten dem Zwange folgenden Geister in der Richtung gebannt hielt, in welcher das Heil gesucht werden mußte, und allein gefunden werden konnte, gerade nach Ostpreußen verlegt wurde, während Westphalen unter die Fremdherrschaft gerieth. In Folge dieser Kombination gelangte Schön zu freiester Entfaltung und Bethätigung seiner Kraft in jener kritischen Zeit, während Vincke gerade während derselben lahm gelegt, und in Unthätigkeit gehalten wurde. Als er wieder auftreten konnte, war die Zeit gekommen, in welcher die erschöpfende Anstrengung wider den auswärtigen Feind die Spannung der Geister löste, und diese letztere der unentbehrlich gewordenen Erschlaffung des Ausruhens Platz machen mußte. Die Reaktion hat diese Stimmung der Nation mit der brutalsten Energie zu benutzen verstanden, und die Fortentwicklung auf dem ihr verhaßten politischen Felde für Jahrzehnte zum

Stillstande zu bringen gewußt. Auf dem wirthschaftlichen Gebiete machte die Zerstörung, welche der Krieg angerichtet hatte, einen vollständigen Neubau nothwendig, und diese Nothwendigkeit allein hat wohl verhindert, daß auch dieses Feld von der Reaktion gehörig angebaut werden konnte. Als man damit begann, war es zu spät geworden. Aber in dieser ganzen Zeit waren Männer wie Schön und Vincke dazu verurteilt, sich auf ein fröhliches Schaffen auf wirthschaftlichem Gebiete zu beschränken. Auf dem politischen Felde mußten sie ihre besten Kräfte in nicht immer erfolgreichem Ringen wider die rückläufige Bewegung verwenden. Daß dieser Widerstand bis zu einer gewissen Grenze hin von Erfolg begleitet, daß die Reaktion nicht im Stande war, diese Grenze zu überschreiten, ist ein Hauptverdienst des Königs Friedrich Wilhelm III.

Die letzten Zurüstungen für die Reise nach England waren bald getroffen, und am 3. April 1798 war Schön mit Weiß, Graf Gröben-Schwansfeld mit Matuschefsky zur Einschiffung bereit. „Um sechs Uhr früh," so bemerkt Schön in seinem Tagebuche, „übergab ich meine Sachen meinem alten Diener Friedrich Dalchow, und beauftragte ihn, mein Bild [1]) meiner Mutter zu bringen. Der arme, ehrliche Kerl, war sehr traurig."

[1]) Siehe das von diesem Bilde entnommene Titelbild.

Beilagen.

Beilage I.

1.

Daß der Herr H. Th. von Schön während seines Aufenthalts auf hiesiger Akademie von Michaelis 1788 bis 1792 nicht nur meine Vorlesungen über die juristische Encyklopädie, die Institutionen, Pandekten, das Natur- Lehn- Kriminal- teutsche Staats- und Privatrecht, das Staatsrecht der übrigen europäischen Reiche und das neue preußische Gesetzbuch mit dem außerordentlichsten Fleiße ununterbrochen besucht, auch in dem Collegio practico sowohl durch schriftliche Aufsätze aller Art, als mündliche Relationen hinlängliche Proben vorzüglicher Talente und gelehrter Kenntnisse gegeben, sondern auch überall sich so betragen habe, daß Er als ein äußerst thätiger, geschickter und rechtschaffener junger Mann die dringendste Empfehlung verdiene — dieß bezeuge ich der Wahrheit gemäß auf die Pflichten meines Amts.

Königsberg, den 27. März 1792.

(L. S.) **Theodor Schmalz,**
Königl. Preuß. Professor der Rechte.

2.

Daß der Studiosus Herr Heinrich Theodor v. Schön aus Schreitlauken während seines Aufenthalts auf hiesiger Akademie sich einer anständigen Führung beflissen, und die Vorlesungen der Institutionen, der Pandekten, des Teutschen Staats- und Privat-, des Kriminal- Lehn-,

Natur- und Preußischen Rechts mit ausgezeichnetem Fleiß besucht hat, bezeugen wir.

Königsberg, den 26. März 1792.

Decanus und Professores der Juristen-Fakultät

(L. S.) Holtzhauer Dr.
p. A. Decanus.

3.

Iuvenem generosum Heinricum Theodorum de Schön, juris cultorem, lectiones, quas semestri praeterito hiberno de oeconomia politica habui, singulari cum assiduitate et attentione frequentasse testor.

Regiomonti die XXVI. Martii 1792.

Kraus
Prof. Phil. pract.

Beilage II.

1.

Seine Königliche Majestät von Preußen p. lassen dem Studioso juris v. Schön auf sein Vorstellen vom 28. m. p. hiermit zur Resolution erteilen:

Daß die Kriegs- und Domänen-Kammer zwar nicht abgeneigt ist, ihn in der angesuchten Art als Referendarius in Vorschlag zu bringen. Da es indessen nach den festgesetzten Vorschriften erforderlich ist, daß er sich zuvor die nötigen ökonomischen Kenntnisse praktisch in einem Domänen-Amte erwerbe, so hat er sich in eines derselben zu begeben, und wird alsdann, wenn er die erfolgte Ausbildung in diesem Fach durch Beibringung eines guten Zeugnisses von dem Domänenbeamten nachgewiesen haben wird, seinem Antrage deferiret werden.

Sign. Königsberg den 11. April 1792.

Königl. Ostpreuß. Krieges- und Domänen-Kammer.
v. Schenk. v. Bork. Stolterfoth.
v. Pudtkamer. Paulsen.

An den Stud. Juris v. Schön.

2.
(Concept.)

Königsberg am 12. Februar 1793.

Aller Durchlauchtigster p. p.

Gemäß der mir unter dem 11. April 1792 höchstgnädigst ertheilten Resolution habe ich mich bemüht, die nothwendigen landwirthschaftlichen Kenntnisse zu erlangen.

ich unterstehe mich jetzt, Ewr. Königliche Majestät um meine Anstellung als Referendarius bei der Ostpreuß. Kriegs- und Domänen-Kammer allerunterthänigst zu bitten, und ersterbe nach Ueberreichung des testimonii vom Amtsrath Peterson in tiefster Unterthänigkeit.

Dies übergab ich Herrn Oberpräsidenten Freiherrn v. Schrötter selbst.

Ewr. Königlichen Majestät
allerunterthänigster Knecht
Theodor v. Schön.

3.

(Copia.)

Königsberg den 21. Februar 1793.

Die Ostpreuß. Krieges- und Domänen-Kammer stattet wegen des Gesuchs des Studiosus juris Heinrich Theodor v. Schön ihren allerunterthänigsten Bericht ab.

Es hat der Studiosus juris Heinrich Theodor v. Schön mittelst der abschriftlich anliegenden Vorstellen vom 28. März a. pr. um eine Referendarien Stelle bey unserem Collegio angesucht; da wir ihn nun auf diesen Antrag angewiesen, sich zuvor die nöthige öconomische-practische Kenntnisse in einem der hiesigen Domänen-Aemter zu erwerben, so hat er diesem genügt, und gemäß abschriftlich hierbeykommenden Attest des Beamten zu Tapiau erwiesen, daß er sich während seines Aufenthalts in dem Amte mit dem größten Fleiß der Oeconomie gewidmet. Die von seinen Lehrern, dem Professor Schmalz und Holtzhauer beygebrachte sehr rühmliche Zeugnisse beweisen, daß er in den Vorlesungen mündliche und schriftliche Proben seines ausgezeichneten Fleißes und Fähigkeiten dargelegt, und auch als ein äußerst thätiger, geschickter und rechtschaffener junger Mann die größte Empfehlung verdient. Da er uns von dieser Seite auch bekannt geworden, so tragen wir kein Bedenken, das Gesuch des Supplikanten zu unterstützen, und Ewr. Königliche Majestät allerunterthänigst zu bitten, es huldreichst zu erlauben, daß wir denselben über seine juristische und ökonomische Kenntnisse prüfen, und ihn sodann als Referendarius bey unserem Collegio in Vorschlag bringen dürfen p. p.

Zum Departement des Herren Wirklichen Geheimen Etats- Kriegs- und Dirigirenden Ministre

Freiherren v. Werder Excellence.

4.

(Copia.)

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm p. p. Auf Euern Bericht vom 21. m. pr. wollen Wir hiermit Allergnädigst genehmigen, daß Ihr den Studiosum juris v. Schön, welcher um eine Referendarien-Stelle bey Euerm Collegio gebeten hat, examiniren, und wenn er im Examen bestanden, als Referendarius bey Uns in Vorschlag bringen könnt. Die mit eingesandte Zeugniße erfolgen übrigens hiebey zurück. Sind p.

Gegeben Berlin den 19. Martii 1793.

Blumenthal. Heinitz. Werder.

An die Ostpreuß. Kammer.

5.

Se. Königl. Majestät von Preußen p. Unser Allergnädigster Herr laßen dem Candidato juris v. Schön hiedurch bekandt machen, daß denen Kriegs- und Domänen-Räthen Jacobi und Büttner 2te dato aufgetragen worden, Ihm Acten zur Anfertigung einer Probe-Relation zuzustellen, und demnächst zu examiniren.

Derselbe hat sich daher wegen Behändigung der Acten zur Ausarbeitung der Probe-Relation bei gedachten Commissarien zu melden.

Sign. Königsberg den 4. April 1793.

Königl. Ostpreuß. Kriegs- und Domänen-Kammer.
Wagner. Stolterfoth. Pudtkamer. Paulsen.

An den Candidato Juris v. Schön.

6.

(Copia.)

F. W. Unseren p. p. Da der Candidatus juris v. Schön zu einer Referendarien-Stelle examiniret werden soll; so committiren Wir Euch hiemit, denselben über seine erlangten Kenntnisse sowohl in juridicis als auch in oeconomicis vorschriftsmäßig zu prüfen, jedoch demselben zuvor Acta zur Ausarbeitung einer Probe-Relation zuzustellen, die

er aber nach Inhalt Unserer Allerhöchstvollzogenen Instruction für die Referendarien unter der Aufsicht eines Officianten auf Unserer Kriegs- und Domänen-Kammer anfertigen, dieser aber Acta jedesmahl unter seinen Beschluß nehmen muß, wonächst Wir das Examinations-Protocoll zur weiteren Verfügung gewärtigen. Sind p.

Sign. Königsberg den 4. April 1793.

An die Kriegs- und Domänen-Räthe Jacobi und Büttner junior.

Beilage III.

1.

(Copia.)

Actum Königsberg den 27. April 1793.

In dato wurde dem an die Endes Unterschriebene erlassenen Commissorio zufolge, der Candidatus juris Heinrich Theodor v. Schön, aetatis 20 Jahre, aus Schreitlauken gebürtig, woselbst sein Vater Amtsrath ist, examinirt.

Der erste Examinator prüfte den Candidaten aus denen Materien de Peculiis, Contracten, Privilegien, Praescriptionen. Cautionen p. p. theoretisch und practisch, der 2te Examinator aber gieng die Lehre, wie der Staat verbessert werden könnte, durch alle Branchen ganz umständlich durch, verband dieselbe zugleich mit denen oeconomischen Wissenschaften, dem Commercien-Wesen und andern dahin einschlagenden Wissenschaften. — Candidatus beantwortete alle diese Fragen sehr prompt auch accurat, und bewieß dadurch besondere Fähigkeiten und sich erworbene Kenntniß in Jure und in der Oeconomie, auch reife Beurtheilung, und legte hiedurch das Zeugniß ab, daß er einst, bey fernerm Fleiß, ein besonders geschickter Cameralist werden würde. Was die angefertigte Probe-Relation anbetrifft, welche er aus denen ihm vorgelegten Acten in Sachen des Medizin-Apothequer Knobben contra Wasserfuhr, Anlegung einer Medizin-Apotheque und Gewürz-Krahm in Tapiau betreffend gefertiget hat, so ist dieselbe sehr gut gerathen, indem sie ausgeführet und mit juristischen Gründen unterstützt worden. Der Styl ist natürlich connex und deutlich, und zeiget, daß Candidat im Stande sey, sich im Vortrage deutlich auszudrücken. Bey diesen Umständen müssen wir nun dem Candi-

laten das Zeugniß geben, daß er sich zu einer Referendarien-Stelle gehörig qualificire.

L. u. S.

Jacobi. Büttner junior.

2.

[illegible]

Allerdurchlauchtigster p. p.

Ewr. Königlichen Majestät überreichen wir in tiefster Unterthänigkeit den über das mit dem Candidato juris H. T. v. Schön am 27ten d. abgehaltene Examen aufgenommenen Recess in der Beylage, nebst der von demselben in praesentia des Kammer-Secretär Schütz auf der p. Justiz Deputation angefertigten Probe-Relation in duplo mit dem submissen Anheimstellen, ihn nunmehro, da er im Examen praestantia praestiret hat, bey Hofe als Referendarius der hiesigen Kriegs- und Domänen-Kammer huldreichst in Vorschlag zu bringen. Es ist die tiefste Devotion. p.p.

Königsberg den [illegible]. [illegible] 17[illegible].

Jacobi. Büttner junior.

3.

Concept.

Die [illegible] Kammer [illegible] über den Erfolg des mit dem Candidato juris v. Schön abgehaltenen Examens ad rescriptum vom 19ten März c. Allergnädigstem [illegible].

Allerdurchlauchtigster p. p.

Ewr. Königliche Majestät haben uns mittelst Allergnädigsten Directorial Rescripti vom 19ten März c. aufgeben lassen, den Candidatus Juris Theodor v. Schön, der sich zu einem Referendario bey der hiesigen Kriegs- und Domänen-Kammer gemeldet hat, examiniren zu lassen, und wenn er im Examen bestände, zum Referendario in Vorschlag zu bringen.

Ersteres ist unserem Auftrage gemäß von den Kriegs- und Domänen-Räthen Jacobi und Büttner junior bewürkt worden, weshalb wir das von gedachten Examinations-

Commissarien aufgenommene Examinations-Protocoll abschriftlich und die vom Examinando zuvor angefertigte Probe-Relation in originali hiebey überreichen.

Aus demselben werden Ewr. Königliche Majestät mit mehrerem zu ersehen geruhen, daß gedachter Candidatus v. Schön in dem mit ihm angestellten Examen ausgezeichnete Fähigkeiten und Kenntniße, sowohl in der Rechtsgelehrsamkeit, als auch in den Cameralwissenschaften bewiesen, und alle ihm vorgelegte Fragen prompt und richtig beantwortet hat, wie denn auch die in Gegenwart des Cammer-Secretär Schütz auf der Kammer ausgearbeitete Relation, Beweise seiner reifen Beurtheilungskraft und sich erworbenen Rechtskenntnisse an den Tag legt.

Wir können ihn daher zu der angesuchten Referendarien Stelle bey unserem Collegio, als ein geschicktes Subject, mit allem Recht empfehlen, und bitten allerunterthänigst, ihn in gedachter Qualität Allerhuldreichst zu approbiren. Die wir p. p.

Königsberg den 2. Mai 1793.

An
des Herren Etats-Minister v. Werder Excellenz
Departement.

4.

(Copia.)

Friedrich Wilhelm, König p. p.

Unsern p. Wir finden auf Eueren allerunterthänigsten Bericht vom 2ten huj. nicht das geringste Bedenken dem Candidatus juris v. Schön als Referendarius zu agreiren, da sowohl das mit ihm abgehaltene mündliche Examen, als die hierbey zurückgehende Probe-Relation vorzüglich gut ausgefallen ist.

Wie demnach der von Schön, als Referendarius bey Euerm Collegio hiermit bestätigt wird, so habt Ihr ihn in dieser Qualität zu verpflichten, und ihm alle Gelegenheit zu geben, sich zu einem völlig geschickten Cameralisten zu bilden, wozu er die beste Hoffnung giebt. Sind p.

Berlin den 23. May 1793.

An
die Ostpreußische p. Kammer.

5.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen p. Unseren gnädigen Gruß zuvor. Edler lieber getreuer. Da Ihr mittelst allerhöchsten Directorial Rescripts vom 23ten v. M. zum Referendario bey der Ostpreußischen Krieges- und Domainen-Kammer approbiret worden, so habt Ihr Euch den 18ten d. M. um 9 Uhr Morgens auf gedachter Kammer zu sistiren, um in der angestellten Qualität vereidigt, und zu Euren Dienst Verrichtungen angewiesen zu werden. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Königsberg den 11. Juni 1793.

Königliche Ostpreuß. Krieges- und Domainen-Kammer.

v. Vorf. Jacobi. Paulsen.

An
den Kammer-Referendarius v. Schön

Beilage IV.

1.

(Copia.)

Da ich für nöthig gefunden, die bey Einem Königlichen Hochlöblichen Collegio bereits eingeführte Dienst-Instruktion für die angesetzten Referendarien unter einigen Zusätzen dem Hofe zur Approbation einzusenden, und solche völlig genehmigt zurückgekommen; so ermangele ich nicht, Einem Hochlöblichen Collegio von dieser vollzogenen Instruktion eine beglaubte Abschrift inliegend zu übermachen, um selbige denen Referendarien, die sich hiervon selbst eine Copie nehmen müßen, zur genauen Befolgung vorzulegen.

Königsberg den 23. Mart. 1793.

Schrötter.

Ist die Instruktion br. m. denen sämmtlichen Referendarien ad perlegendum vorzulegen, welche hiervon Abschriften zu nehmen, und daß beides geschehen, unter diesem Schreiben durch ihre Unterschrift zu vermerken haben. Hoc facto gehet solches ad Acta.

Königsberg den 4. April 1793.

Wagner. v. Vorf. Paulsen.

2.

(Copia.)

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm pp.

Da zufolge der für die Kammer-Referendarien unterm 5ten Mart. c. ertheilten Allerhöchsten Instruktion den Referendarien ihre Dienstpflichten umständlich vorgeschrieben

worden, und denselben oblieget sich solche zur genauen Achtung bekannt zu machen, so werdet Ihr hiermit auf den Inhalt dieser Instruction verwiesen, von welcher Ihr Euch eine Abschrift zu nehmen habt. Hiernächst aber müßt Ihr Euch beide zusammen wöchentlich nach der Tour mit dem Collationiren der Relationen, Kammer-Rescripte und Resolutionen beschäftigen, und sodann vom 1ten Januar bis zum 1ten Mart: 1794 in den Registraturen und vom 1ten Mart: bis zum 1ten Juni desselben Jahres in den Calculaturen arbeiten. Uebrigens ist Euch dem von Bolschwing der Kriegs- und Domainen-Rath Büttner dem II., so wie Euch dem von Schön der Kriegs- und Domainen-Rath Donalitius zugeordnet worden, an welche Ihr Euch zu addressiren und von demselben die nöthige Anweisung zu erwarten habt. Sind p.

Gegeben Königsberg den 21. Junii 1793.

Königliche Ostpreuß. Krieges- und Domainen-Kammer.

v. Vork. Heilsberg. Jacobi. Paulsen.

An
die Kammer-Referendarien von Bolschwing und
von Schön.

3.

(Copia.)

Wenn seit einiger Zeit bemerkt worden, daß die bey denen Kriegs- und Domainen-Kammern angesetzte Referendarien theils die zu ihrer Ausbildung und Application sich darbietende Gelegenheiten nicht zu benutzen wissen, theils solche entweder vorsetzlich oder wegen Mangel der erforderlichen Anweisung vernachläßigen; so haben Sr. Königliche Majestät von Preußen p. p. Unser Allergnädigster Herr zu resolviren geruht, für selbige nachstehende Instruction zur genauesten Befolgung emaniren zu lassen:

1.

Zuvörderst wird vorausgesetzt, daß Niemand zum Referendarius angenommen werden soll, der nicht außer den Schul-Wissenschaften in dem mit ihm angestellten Examen in juridicis und oeconomicis nach vorhergängiger Ausarbeitung einer Probe-Relation aus den Acten, die jedoch in

einem der Zimmer der p. Kammer geschehen muß, die erforderliche Kenntniße beweisen. Diese soll er auch bey geschehener Ansetzung durch Lesung guter Kameralbücher, wozu die Kammer-Bibliotheque Gelegenheit an die Hand giebt, mit äußerster Anstrengung zu erweitern suchen. Vorzüglich muß er sich mit auf die Civil-Bau-Kunst, insofern sie nähmlich auf öconomische und Land-Gebäude Bezug hat, mit Fleiß legen, damit er in dieser, einem Kameral-Officianten in Absicht der Aemter und landwirthschaftlichen Bauten und deren Beurtheilung so nöthigen Wissenschaft nicht unerfahren bleibe, und auch nächstdem die Praxis mit der Theorie als unzertrennlich zu verbinden suchen.

Er soll daher bey seiner künftigen großen Examination auch hierin von einem Rath des Ober-Bau-Departements geprüft werden, welches auch schon bey der p. p. Kammer, wenn er sich zum großen Examen meldet, durch den Rath, der dem Bau-Departement vorstehet, geschehen muß.

2.

Sodann wird den Referendarien eingeschärft, daß sie einen stillen und ordentlichen Lebenswandel führen, ihre Dienstverrichtungen nach ihrem geleisteten Eyde ununterbrochen verrichten, und auch darin demselben getreu bleiben müssen, daß sie dem ihnen vorgesetzten Praesidio, Directorio und Räthen den schuldigen Respect und Achtung bezeigen, das, was ihnen von solchen aufgetragen wird, willig thun, und die gegebenen Anweisungen genau befolgen.

3.

Müßen sämmtliche Referendarien sich in den gewöhnlichen Sessionstagen, und zwar vom 1. October bis 1. April um 9 Uhr, vom 1. April bis 1. October um 8 Uhr auf der Kammer einfinden, und im Fall sie durch Krankheit, Reisen oder andere dringliche Umstände hiervon abgehalten werden, solches dem Praesidio oder Directorio schriftlich oder mündlich anzeigen lassen, oder selbst anzeigen, damit das Collegium von der Legalität ihrer Abwesenheit unterrichtet werde, wonächst in dem Tagebuch die An- und Abwesenheit der Referendarien bey den Sessionen, so wie die Ursachen der letzteren von dem de jour habenden Kammer-Secretario genau vermerkt, und am Ende jeder Woche dem Praesidio oder Directorio eine nahmentliche Anzeige von jedem Referendario, der

in der Woche nicht den Sessionen beygewohnt hat, nebst angeblicher Ursache der Abwesenheit übergeben werden muß.

4.

Lieget denen Referendarien ob, denen Vorträgen beyzuwohnen, solche mit Fleiß und Application anzuhören, und sich hiedurch von den Geschäften wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, so wie über die Vorträge selbst und deren Beschlüße nach ihrem geleisteten Eyde ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.

5.

Müssen die Referendarien denjenigen Personen, welche bey der p. Kammer etwas zu suchen haben, mit Bescheidenheit begegnen, ihre Anträge getreulich ad protocollum verschreiben, und bey Aufnahme derselben nicht nur sich einer deutlichen und zusammenhängenden Schreib-Art, so wie einer leserlichen Hand zu befleißigen, sondern auch bey Vernehmung der supplicirenden Personen ihre Fragen zuerst darauf richten, ob und wann selbige ihr Gesuch bereits bey der Kammer angebracht, und in welcher Art sie beschieden worden. In diesem Fall haben Referendarii sofort die dahin einschlagenden Acten bey Aufnahme der Protocolle zu adhibiren, das, was bereits darin verhandelt, dem Supplicanten zu verständigen, und wenn diese ihr Gesuch nochmahls wiederholen, oder zu mehrerer Begründung desselben neue That-Umstände beybringen, sich auf die verhandelte und dem Protokoll beyzufügenden Acten zu beziehen, und Alles getreulich zu protocolliren; hiernächst dem Supplicanten das Protocoll deutlich und langsam vorzulesen, und im Fall sie nichts mehreres anzuführen haben, dasselbe unterschreiben, oder wenn Supplicanten des Schreibens unkundig sind, durch Beyfügung dreyer Kreuzer solches ergänzen zu lassen, und hierüber eine kurze Registratur aufzunehmen.

6.

Haben diejenigen Referendarien, welche nicht besonders zum Protocolliren oder anderen Geschäften deputiret werden, sich mit dem Collationiren der Relationen, Kammer-Rescripten und Resolutionen zu beschäftigen. Zu dem Ende müßen wöchentlich wechselsweise zwey der Referendarien sich dieser Arbeit dergestalt unterziehen, daß sie sämmtliche mundirte

bey dem Reparteur oder Post-Abfertiger befindliche Sachen in dem dazu angewiesenen Zimmer genau collationiren, die darin sich etwa eingeschlichenen Fehler nach den Concepten corrigiren, und die Uebereinstimmung der mundirten Sachen mit diesen durch die Contrasignatur ihrer am Rande des mundi beizufügenden Unterschrift attestiren, auch im Fall die Vormittagsstunden hierzu nicht hinreichend sind, sich in den Nachmittags-Canzeley-Stunden zum Collationiren einfinden, damit der Abgang der mundirten Sachen desto geschwinder befördert werde, und nicht uncollationirt liegen bleiben oder abgehen möge.

Sollte ein oder anderer Referendarius in der auf ihn treffenden Woche durch Krankheit oder andere Umstände hieran behindert werden; so liegt es demselben ob, einen anderen hierzu bey eigener Verantwortung zu substituiren, und sich hierunter dessen Assistence zu erbitten.

7.

Damit auch die Referendarien von der Einrichtung der Registraturen und Calculaturen und den damit verknüpften Geschäften Kenntniße erlangen, und in solchen nicht unerfahren bleiben, so müßen selbige sich auch darin zu routiniren suchen, und wird diesemnach verordnet: daß die Referendarien drey Monathe lang in den Nachmittagsstunden in den Registraturen und Calculaturen arbeiten, und sich mit der Verfassung derselben, so wie mit dem Gang der darin obwaltenden Geschäfte bekannt machen müßen, wozu, und daß denselben zur Erwerbung der Kenntniße die nöthige Anweisung gegeben werde, das Erforderliche an die Registratur und die Domainen-Calculatur erlassen werden wird, und wird das Kammer-Collegium nach Ablauf der geordneten Zeit genaue Erkundigung einziehen, wie dieser oder jener Referendarius sich verhalten, und ob und wie er die ihm gegebene Anleitung zur selbsteigenen Bearbeitung sich eigen gemacht habe.

8.

Um auch den Referendarien Gelegenheit zu verschaffen, sich in Extendirung der Decrete zu üben, und Kenntniße von den Geschäften der Räthe im Collegio und in den Aemtern oder sonstigen Arbeiten zu sammeln, ist resolviret worden, den Räthen nach einer anzufertigenden Repartition

einen Referendarium zuzuordnen, und solchen demselben zur besonderen angelegentlichen Aufsicht zu übergeben. Zu diesem Ende ist das Nöthige an die einzelnen Membra des Collegii zu erlassen, und selbigen aufzutragen, sich des zugeordneten Referendarii in Expedirung der Decrete, jedoch ohne das Secretariat ganz geschäftloß zu machen, zu bedienen, denselben worin er gefehlet zurecht zu weisen, von ihm Actenmäßige Vorträge machen zu lassen, ihn bey vorfallenden Reisen als Protocollführer mitzunehmen; überhaupt auf dessen moralischen Wandel und Application ein sorgfältiges Augenmerk zu richten, und sich gegen ihn als einen strengen Censor und Revisor dergestalt zu verhalten, daß, wenn derselbe in denen ihm übertragenen Geschäften nicht den gehörigen Fleiß und Application bezeiget, die unterlassenen Pflichten dem Ober-Kammer-Praesidio angezeiget werden sollen.

9.

Wie nun Se. Königliche Majestät hoffen, daß die Referendarii sich dieser Instruction gemäß verhalten, und sich im Cameral-Fach geschickt und brauchbar zu machen äußerst bemühet seyn werden, so wird dem Kammer-Praesidio überlassen, demjenigen, welcher sich durch Fleiß und Application auszeichnen wird, ohne Rücksicht auf das Alter seiner Dienstjahre Sachen zum öffentlichen Vortrage zu addressiren, denselben zu besonderen Aufträgen und commissorialischen Untersuchungen zu gebrauchen, und kann einem solchen sodann, wenn er sich zum großen Examen bey der Ober-Examinations-Commission in Berlin geschickt und tüchtig befindet, das erforderliche Testimonium nach vorhergängiger Einziehung des Gutachtens des demselben zugeordneten Raths, und nach einem vorherigen Tentamen, welches durch einen der Kammer-Justitiarien, einen Domainen-Rath, der nicht die Aufsicht über den Examinandum geführt hat, und durch den Rath, der dem Bau-Departement vorstehet, in Gegenwart des Praesidenten oder eines Kammer-Directoris zu veranlassen ist, nach seinen erlangten Fähigkeiten ertheilet werden.

Würde aber das Kammer-Collegium den sich zum großen Examen meldenden Referendarium hiezu nicht qualificirt finden, so soll ihm dasselbe unter allen Umständen

verweigert, und er unter Verwarnung der Verabschiedung zu mehrerem Fleiß angewiesen werden. Urkundlich haben Se. Königliche Majestät diese Instruction mit Höchstdero Insiegel bedrucken lassen.

So geschehen Berlin den 5. Mart. 1793.

(L. S.)

Auf Sr. Königlichen Majestät Allergnädigsten Spezial-Befehl.

v. Blumenthal. v. Heinitz. v. Werder
v. Arnim. v. Voß.

Instruction
für die Referendarien bey den Ostpreuß. Litthauischen und Westpreuß. Krieges- und Domainen-Kammern auch Kammer-Deputation zu Bromberg.

Beilage V.

a. Für das Referendarien-Examen:

1. Stempelbogen für das Petitum vom 28. März 1792	—	rthlr.	3	gr.	13½	pf.
2. pro resolutione vom 11. April 1792	1	„	15	„	—	„
3. Stempelbogen pro petito vom 12. Febr. 1793	—	„	3	„	13½	„
4. pro relatione nach Hofe vom 21. Febr. 1793	2	„	18	„	—	„
5. pro citatione vom 4. April	2	„	30	„	—	„
6. pro rescripto vom 19. März . . .	2	„	3	„	9	„
7. Examinationsgebühren und pro relatione vom 2. Mai	6	„	88	„	9	„
8. pro confirmatione vom 23. Mai . .	6	„	45	„	—	„
9. pro citatione	1	„	15	„	—	„
10. pro juramento 1 ‡‡ oder	3	„	15	„	—	„
11. Douceur	2	„	—	„	—	„
Summa	27	rthlr.	57	gr.	9	pf.

b. für das Tentamen zum großen Examen:

1. Stempel zum Petitum	—	rthlr.	2	gr.	—	pf.
2. pro relatione	1	„	89	„	9	„
3. Für die Kammerverfügung vom 31. Juli 1795	1	„	22	„	9	„
4. Berliner Gebühren für den Bescheid .	2	„	82	„	9	„
5. Für das Schreiben der Ober-Examinations-Kommission	1	„	7	„	—	„
6. Postporto für die Kammerverfügung vom 14. August incl. Acten	3	„	24	„	—	„
7. Gebühren der Litthauischen Kammer .	1	„	45	„	—	„
8. Für's testimonium	1	„	30	„	—	„
9. Examinationsgebühren 20 rthlr. in Golde	22	„	30	„	—	„
10. Für's Examinations-Attest	3	„	52	„	9	„
11. Douceurs	3	„	30	„	—	„
12. Für die Directorial-Resolution . . .	3	„	—	„	—	„
Summa	45	rthlr.	55	gr.	—	pf.
Hierzu obige	27	„	57	„	9	„
Um bis zum Staats-Examen zu gelangen .	73	rthlr.	22	gr.	9	pf.

Unter Groschen sind hier altpreußische Kupfergroschen à 4 Pfennige zu verstehen, von denen 90 auf einen Reichsthaler gingen, deren jeder noch in 18 Pfennige getheilt wurde.

———— c ————

Beilage VI.

1.

(Copia.)

Daß der Kammerreferendarius von Schön, welcher seit dem 18. Juny 1793 in dieser erwehnten Qualitaet bei Unserer Kriegs- und Domainen-Kammer angesetzet worden, in denen ihm, in Allen Arten von Cameral-Sachen aufgetragenen Geschäften einen so ausgezeichnet vorzüglichen Fleiß, als Gründlichkeit bewiesen, und als ein helldenkender Kopf, natürliche Fähigkeiten und erworbene Kenntnisse an den Tag gelegt, und sich eifrig bemühet, sich zum Königlichen Dienst geschickt zu machen und sich in demselben auszubilden, hienächst seine Geistes-Kräfte mit einer untadelhaften Aufführung verbunden, wird ihm auf sein Ansuchen hiemit attestiret.

Sigt. Kgsbg. den 17. October 1795.

(L. S.)

Kgl. Ostpr. Kriegs- u. Dom.-Kammer

Schrötter. Wagner. v. Vorl. Stolterfoth. Pudtkamer. Paulsen. Stolterfoth. Niederstetter. Golz. v. Knobelsdorff.

Attest
für den Kammer-Referendarius v. Schön.

—

2.

Schön an Schrötter.

(Concept.)

Hoch- und Wohlgeborener Reichsfreiherr!
Höchstgebietender HErr wirklicher Geheimer Staats-, Kriegs- und dirigender Minister!
Gnädigster HErr!

Ewr. Excellenz Befehl gemäß verfehle ich nicht, Höchstdenenselben durch Ueberreichung des von der Königl. Ober-

Examinations-Kommission mir ertheilten Testimonii, von meinem Examen, unterthänigst Anzeige zu machen. Ewr. Excellenz hohe Protection und Gnade kann ich allein als den Grund meines guten Zeugnisses ansehen, beide gaben mir Muth bei meinen Arbeiten, und belebten bei mir das Bestreben, meine Kenntnisse zu erweitern. Die so gnädige Verheißung: daß ich das, was ich in meinem Vaterlande nur theoretisch kennen lernen konnte, durch Reisen in andere Provinzen realisiret sehen würde, war — da ich dadurch Gelegenheit erhalte, meine Kenntniße zu erweitern, und mich in jedem Betracht mehr auszubilden — für mich der größte Beweis von Ew. Excellenz Gnade und Wohlwollen. deßen würdig zu werden, mein größtes Bestreben ist und sein muß.

Ewr. Excellenz ertheilten mir den Befehl: nach überstandenem Examen die Verhaltungsbefehle ratione der weiteren Reise von Höchstdenenselben zu erwarten. ich nehme mir daher die Freiheit, Ewr. Excellenz um meine nähere Instruktion jetzt unterthänigst zu bitten. Um die Zeit während meinem Hiersein noch zweckmäßig anzuwenden, werde ich die wichtigsten hiesigen Fabriken in Augenschein nehmen, habe auch bereits die Bekanntschaft des HErrn Geheimen-Rath v. Wolff — des bekannten Schriftstellers über Landwirthschaft — gesucht, und werde mich zur Stelle in Frankenfelde von der ganzen Wirthschafts-Einrichtung au fait zu setzen suchen. Ewr. Excellenz gnädige Anweisung, in Betreff meiner weiteren Reise, sehe ich so ehrfurchtsvoll entgegen, als ich den Zeitpunkt, an welchem ich die Reise zu Erweiterung meiner Kenntniße antreten darf, sehnsuchtsvoll erwarte. Ewr. Excellenz Gnade und hohem Wohlwollen habe ich die Ehre mich auf's unterthänigste zu empfehlen, und meine ohnumschränkte Ehrfurcht zu versichern, mit welcher ich stets zu verharren die Ehre habe, als Ewr. Excellenz ganz unterthänigster treu gehorsamster

Berlin den 7. März 1796.

Schön.

3.

Ewr. Hochwohlgeboren remittire ich das mir unter dem 7. d. M. communicirte Attest der Königl. Ober-Examinations-Kommission, dessen Inhalt meinen Erwartungen entsprochen hat. So zweckmäßig es ist, daß Sie die wichtigsten

Berlinischen Fabriquen kennen zu lernen, und sich von der Einrichtung der Landwirthschaft zu Frankenfelde zu unterrichten suchen; so nöthig wird es, daß Sie Ihre Reise mit Herren p. p. Büttner, so balde es angeht, anzutreten suchen. Daß die Absicht derselben keine andere seyn kann, als Ihre Kenntniße, in Hinsicht auf Oeconomie, auf Landes-Policey und auf Fabriquen und Manufacturen zu erweitern, um einst das, was auf Ihr Vaterland anwendbar ist, auch zum Nuzzen deßelben in Vorschlag zu bringen, ist Ihnen bekannt. Zu diesem Zweck ist es hinlänglich, daß Sie zuerst die Magdeburgische und Halberstädtische Provinzen dann das Dessauische und Sachsen-Coburgische und zulezt Schlesien mit Aufmerksamkeit bereisen, und sich vom Zustande der Landes-Cultur, sowohl in Ansehung der Erzeugung, Vervielfältigung und Vermehrung der Producte, als deren Veredlung so vollständig als möglich unterrichten. Herr Geheimer Finanzen Rath Honig wird Ihnen beiden die besten Addressen auf Magdeburg und Halberstadt geben. Ehe Sie in das Dessauische gehen, erwarte ich Ihre Anzeige, da ich Ihnen dann eine Empfehlung an den HErren v. Raumer senden werde, und eine andere an des HErren Staats-Ministers Grafen v. Hoym Excellenz haben Sie zu erwarten, wenn Ihr Weg Sie nach Schlesien führen wird.

Ich bin von Ihnen beiden überzeugt, daß Sie von dieser Reise den Nuzzen zu erhalten suchen, welchen ich beabsichtige, und alsdann können Sie auch sicher erwarten, daß ich Sie in Lagen sezzen werde, in welchen Sie Ihre Talente und Kenntniße, zum Besten des Landes, geltend machen können.

Von dem Erfolg Ihrer Reise sehe ich öfteren Nachrichten entgegen.

Königsberg den 16. März 1796.

Schrötter.

An den Königlichen Kammer-Referendarius Herrn von Schön zu Berlin.

4.

Seine Königliche Majestät von Preußen p. p. Unser allergnädigster Herr, haben aus dem Atteste der Ober-Examinations-Kommission mit Wohlgefallen ersehen, daß der Ostpreußische Kammer-Referendarius von Schön sich von

der mit ihm vorgenommenen Prüfung gut acquitirt hat, und zu einer Krieges- und Domainen- oder Steuer-Raths-Stelle tüchtig befunden worden.

Wie nun dem Etats- p. Ministre Freyherren von Schrötter davon unterm heutigen dato Nachricht gegeben worden, so ist demselben auch die weitere Bestimmung des p. von Schön und diesfällige Verfügung an die Ostpreußische Kammer überlassen.

Signatum Berlin den 10. Martii 1796.

Auf Sr. Königlichen Majestät allergnädigsten Spezial-Befehl.

An
den Ostpreußischen Kammer-Referendarius von Schön wegen deßelben vor der Ober-Examinations-Commission gut ausgefallener Prüfung.

Preuß. Depart:

5.

(Abschrift.)

Friedrich Wilhelm p. p.

Unseren p. p. Die bey Eurem Collegio angestellt gewesenen Referendarien Leo, Kelch, von Schön und Büttner haben sowohl durch ihre Unserer Ober-Examinations-Commission übergebene Ausarbeitungen als auch bey denen mit ihnen angestellten mündlichen Prüfungen vorzügliche Beweise von ihren Fähigkeiten, und daß es ihnen Ernst gewesen, sich mit denen zum Cameral-Dienst erforderlichen Hülfs-Wissenschaften in nahe Bekanntschaft zu setzen, abgelegt. Zur Bezeigung Unserer Zufriedenheit, und um diesen jungen Männern Gelegenheit zu verschaffen, sich noch des mehreren im Dienst zu routeniren, haben Wir dahero beschlossen, denen bisherigen Referendarien Leo, Kelch, v. Schön und Büttner das Praedicat als Assessores cum voto et sessione beym dortigen Kammer-Collegio in Gnaden beyzulegen.

Wir laßen Euch solches zu Eurer Nachricht und Achtung hiemit bekannt machen, und befehlen Euch, dem Kammer-Praesidio, zugleich nicht nur wegen der Verpflichtung des Leo, Kelch, von Schön und Büttner als Assessores das Nöthige zu veranlaßen, sondern auch für selbige schick-

liche Aemter Departements bey uns in Vorschlag zu bringen. Sind ꝛc.

Berlin den 28. Märtz 1796.

An
die Ostpreußische Kammer.

6.

(Concept.)

Tit.

Gleich nachdem Ew. Excellenz Befehl vom 16. huj. ich zu erhalten die Ehre hatte, habe ich gemeinschaftlich mit dem Referendar Büttner den Herrn Geh. Finanz Rath Honig um Ertheilung derer Adressen nach Magdeburg und Halberstadt gehorsamst gebeten. Der Herr Geh. Finanz-Rath Honig hat uns nicht allein die nöthigen Empfehlungen, sondern auch eine schriftliche Anweisung versprochen, durch welche wir im voraus auf die wichtigsten Fabriken und Landwirthschaften in denen Provinzen Magdeburg und Halberstadt aufmerksam gemacht, und dadurch in den Stand gesetzt werden, gleich beim Eintritt in die Provinz nach einem gewissen Plane die Reise unternehmen zu können. Ew. Excellenz Befehl gemäß werden wir unsere Abreise von hier beschleunigen, und bei Besichtigung derer Fabriken allhier, die wir bis jetzt nicht haben in Augenschein nehmen können alle Eile anwenden, damit wir Anfangs April ohnfehlbar Berlin verlassen. Der Herr Geh. Finanz Rath Utrecht hat uns dadurch, daß er einem Assessor des Fabriken-Collegii den Auftrag gemacht, uns mit den hiesigen Fabriken bekannt zu machen, die vortheilhafteste Gelegenheit verschafft, sowohl in technischer, als staatswirthschaftlicher Hinsicht einige Kenntnisse in diesem Fache zu erwerben. Wir sind ganz der Anweisung des Herrn Assessor Bruhn gefolgt, und haben daher wegen der anderweiten Geschäfte desselben nicht ganze Tage darauf verwenden können. In der anderen Woche aber glauben wir ohnfehlbar damit fertig zu sein, und bei Ew. Excellenz gnädige Entschuldigung um so mehr hoffen zu dürfen, wenn wir erst Anfangs April von hier abreisen, da nichts als die Absicht: keine der hiesigen Fabriken zu übergehen, uns hier aufhält.

Für Ewr. Excellenz so gnädiges Vertrauen, das Höchstdieselben in mich zu setzen geruhen, halte ich mich verpflichtet, Ewr. Excellenz den unterthänigsten Dank abzustatten. Seitdem ich mich denen Wissenschaften widmete, war Ausbildung meiner Geistesfähigkeiten und Erlangung der Kenntniße zwar mein vorzügliches Bestreben; jetzt aber, da Ewr. Excellenz mir die Gnade erzeugen, und mir die beste Gelegenheit geben, meine Kenntniße zu erweitern, würde ich sträflich handeln, wenn ich nicht meine Zeit auf's vortheilhafteste anwendete, und ernstlichst bemüht wäre, Ewr. Excellenz Erwartungen zu entsprechen. Daß ich mein Ziel erreichen werde, bin ich zwar wegen der Begrenzung meiner angeborenen Fähigkeiten zu versichern außer Stande, daß aber Mangel an Bemühung, Eifer und Thätigkeit mich davon nicht abhalten soll, glaube ich Ewr. Excellenz um so mehr auf's unterthänigste versichern zu können, da dies mein Bestreben durch die ohnumschränkteste Ehrfurcht für Höchstdieselben belebt werden wird, mit welcher ich jederzeit die Ehre habe zu verharren als Ewr. Excellenz

ganz unterthänigster treu gehorsamster Diener.

Berlin den 29. März 1796.

Schön.

An des Königl. wirklichen Geheimen Staats- Kriegs- und dirigirenden Ministers HErrn Reichsfreiherrn von Schrötter, Excellenz, in Koenigsberg in Preußen.

7.

(Concept.)

Tit.

Magdeburg den 24. April 1796.

Ewr. Excellenz befahlen mir bei meiner Abreise von Königsberg, von 8 zu 8 Tagen eine Abschrift meines Tagebuchs einzureichen. ich ermangele daher nicht, Höchstdenenselben einen Auszug meines Journals in der Anlage ehrfurchtsvoll zu überreichen, und unterthänigst anzuzeigen, daß ich und der Assessor Büttner vorgestern hier in Magdeburg eingetroffen bin. Wir haben bereits dem Herrn Kammer-Präsidenten v. Puttkammer unsere Aufwartung gemacht, und vorläufig die Anweisung erhalten, nach unserer Retour aus dem Halberstädtischen die Aemter Calbe und Gottesgnade zu besuchen. Wir werden hier uns nur zwei Tage noch aufhalten,

und dann sogleich nach Halberstadt abgehen, damit wir zu der für einen Landwirthen interessantesten Zeit in der hiesigen Provinz sind, und habe die Ehre mit der vollkommensten Ehrfurcht zu verharren als

Ew. Excellenz

T.

An des wirklichen Geheimen Staats-Kriegs- und dirigirenden Minister Herrn Reichsfreiherren v. Schrötter, Excellenz, in Koenigsberg in Preußen.

frei.

Beilage VII.

Klewitz an Schön.

Magdeburg den 3ten August 1796.

Bester Schön. So eben komme ich von meiner Reise zurück, finde 3 Briefe an Sie, und einen an unseren Collegen Büttner vor, und kann nun wohl kein angelegentlicheres Geschäft haben, als Ihnen diese Briefe zu übersenden, und mich Ihrer fortdauernden Freundschaft zu empfehlen.

Daß Sie seit Ihrer Abreise von meiner antiken Geburtsstadt recht viel vergnügte Stunden gehabt haben werden, glaube ich mit Gewißheit voraussetzen zu können. Die Gegend, in welcher Sie jetzt leben, ist schön, die, welche Sie bis jetzt durchreisten, enthält wenigstens mehrere interessante Anlagen, und beydes liefert Ihnen also Stoff genug, sich angenehm und nützlich beschäftigen zu können. Selbst Ihrer satyrischen Laune kann es nicht an Beschäftigung gefehlt haben, wenn Sie das ganze Personale des Schönebeck'schen Salz-Amts kennen lernten, und die Abänderungen besichtigten, welche von demselben während der letzteren 3 Jahre in Ansehung der Salzwirthschaft überhaupt sowohl, als auch vorzüglich in Ansehung des Gradir-Hauses und der Siedehäuser getroffen sind. Hier ergiebt sich das nette Resultat, daß gegen $\frac{150}{m}$ Thaler verbaut wurden, um sehr gut berechnete, und auf mehr als 50jährige Erfahrung gestützte Anlagen zu destruiren. Finden Sie diese Angabe zu stark? Nur drey Thatsachen, welche mir jetzt gerade beyfallen, brauche ich anzuführen, und Sie werden mir beypflichten müssen.

1. Ihnen wird die Geschichte der Gradirhäuser, ihre ursprüngliche einfache Einrichtung, und die Mühe, welche

der Minister v. Waitz [1]) auf ihre Vervollkommnung verwandte, nicht unbekannt sein. Sie wissen also auch, daß diese Anlagen anfangs nur aus einfachen Dornenwänden bestanden, an welche die wenighaltige Soole durch Schaufeln geworfen, und hierdurch die Gradirung bewirkt ward. Dies war aber auffallend unbequem. Man traf daher die Vorrichtung, daß oben auf der Dornenwand eine Rinne angelegt, und in diese die Soole durch Plumpen gehoben ward, ersparte dadurch wenigstens Menschen, und bewirkte eine bessere Gradirung. Ursprünglich hatten die Dornenwände nur 12 Fuß Höhe; diese Einrichtung machte es aber möglich, sie bis auf 20 Fuß zu erhöhen; doch litt man auch wieder mehr durch Schlagregen, welcher in die Wände drang, und sich im Bassain mit der schon gradirten Soole vermischte.

D. HE. p. v. Waitz führte daher die doppelten Dornenwände ein, welchen er bis auf 36 Fuß Höhe gab, trennte die unteren Bassains durch Holz- und Thonwände, und hatte den Vortheil, wenigstens immer auf einer Seite gradiren zu können, wenn auch die andere vom Regen oder feuchten Winde litt. Da er aber fand, daß die Gradirung stärker wird, je beträchtlicher die Höhe der Wand ist, so verstärkte er nicht nur die Höhe der Doppelwand, sondern setzte auch noch eine einfache Dornenwand von etwa 12 Fuß Höhe oben darauf. Das ganze Werk sicherte er durch ein dauerhaftes Wetterdach gegen das Eindringen des Regens und Schnees, und verwahrte die Bassains durch Fallthüren.

Die ganze Vorrichtung war gewiß meisterhaft. Ich habe das Gradirhaus noch in dieser Gestalt gesehen, und bey jedem Mahle, daß ich es wieder besuchte, seine Wirkung von neuem bewundern müssen.

Dem Wohllöbl. Salzamte schien dies nicht so. Es fand, daß die Wetterdächer und Fallthüren die Gradirung aufhielten, nahm solche also ab, und hatte in den ersten 9 Wochen 1794, in welchen gar kein Regen fiel, die Freude, daß die Gradirung würklich rascher vonstatten ging. Etwa in der Mitte Augusts aber fiel ein starker, mehrere Wochen anhaltender Regen ein, welcher nun nicht nur alle Gradirung ganz verhinderte, sondern auch noch überdies die Bassains anfüllte, und auch außerdem die Kalk- und anderen Theile losweichte und herabspülte, welche sich an den Dornen bereits

[1]) Im Jahre 1796 kurhessischer Staatsminister.

angehangen hatten. Alle Pfannen blieben daher fast 10 Wochen lang kalt stehen, und der Verlust war in die Augen springend [1]).

Ein so starker Verlust mußte nun wohl die wohlweisen Herren von der Nothwendigkeit der Regendächer überzeugen. Diese wurden deshalb auch mit beträchtlichen Kosten wiederhergestellt; dagegen aber andere Abänderungen getroffen, welche, wo möglich, noch nachtheiliger waren.

Die Herren schlossen: alle Gradirung wird vom Winde bewirkt, und von der Sonnenhitze verstärkt. Je mehr nun Wind und Wärme durch die Dornenwände spielen kann, desto stärker muß auch die Gradirung von Statten gehen. Zwey Wände verhindern dies Zudringen der Luft. Also ist die zweyte Wand offenbar nicht nur überflüssig, sondern sogar nachtheilig, und muß daher weggenommen werden.

Mit Ausführung ihrer Einfälle sind die Herren gleich bey der Hand. Man nahm also gleich die zweyte Wand weg, stellte die Wand, welche bleiben sollte, in die Mitte des Gebäudes, und hatte nun die Freude, — Dornen zu ersparen. Wie der Effekt jetzt seyn mag, ist mir unbekannt; anfangs wenigstens war er schlecht. Was diese Deterioration des Werks aber für Kosten gemacht haben muß, dies können Sie, bey dem Umfange der Anlage, leicht übersehen.

2. Die Siedehäuser waren, als das Salzwerk der Geh. Räthin v. Gansauge abgenommen ward, in sehr gutem Stande, und die Stellen, worauf sie standen, äußerst bequem. Um nun einen größeren Holzplatz zu erhalten, nahm das Salzamt die Gebäude ein, baute mit ungeheuren Kosten neue auf bisherigen Amtsacker-Stücken, und verdarb hierdurch nicht nur gutes Rockenland, sondern erschwerte auch das Abholen des Salzes und Herbeyschaffen der Soole.

3. Ward auf einer Anhöhe ein Schiffshafen für die Salzgefäße mit beträchtlichen Kosten ausgegraben; dabey aber nicht berechnet, daß schon das Elbbette an der Stelle, wo dessen Mündung sich befindet, beständigen Versandungen

---

[1]) Randbemerkung Schöns: Der Ober-Gradir-Meister Sleebach — welcher NB. für die Abschaffung der Dächer gestimmt hat — lobte die jetzige Einrichtung ohne Dach aus mehreren Gründen. Insbesondere 1. das Dach kann nur oben schützen, gegen Seiten-Wind, Regen hilft es nichts. 2. Die Luft, welche schon Wasser aufgenommen hat, sammelt sich oben unter dem Dach, und diese nimmt nicht mehr Wasser auf, verhindert daher das weitere Gradiren. Er behauptete: Bei einem regnigten Sommer komme er so weit ohne Dach, als mit einem Dach, bei einem guten Sommer viel weiter.

ausgesetzt ist, und von jeher ununterbrochene Baggerungen nothwendig machte.

Dies mag hinreichend seyn, um Ihnen zu beweisen, daß meine obige Behauptung nicht aus der Luft gegriffen war. Vielleicht haben Sie auch alle diese Bemerkungen selbst gemacht; und dann war mein ganzes bisheriges Geschreibsel ohnehin überflüssig. Mir machte es aber die Freude, mich desto länger mit Ihnen unterhalten zu können, und darum mag es stehen. Wird es Ihnen langweilig, so werfen Sie es fort, und lassen es in einem Ofen, auf dem Feuerheerde oder in dem Orte, wo junge Mädchen gewöhnlich ihre Freundschaften schließen, reponiren. Mir ist übrigens nicht bange dafür, daß sich diese meine zierliche Abhandlung, ihres salzigen Inhalts wegen, nicht gut conserviren, und aller Ihrer angewandten Mühe, sie zu vernichten, ohnerachtet, dennoch der spätesten Zukunft aufbehalten werden wird.

Nun noch etwas von meiner kleinen Reise. Am verwichenen Sonnabend fuhr ich mit Extrapost Abends um 5. nach Staßfurth, wo ich ein zierliches Abendbrod einzunehmen und mich demnächst schlafen zu legen geruhte. Am Sonntage um 6 Uhr morgens fuhr ich nach Bernburg, wo ich den Bernburg'schen Geheimen Räthen pp. Audienz gab, mit ihnen speiste, das Schauspiel besuchte, ein Abendbrod einnahm, und mich schlafen legte. Dem Schauspiel-Director Bossard habe ich blos deshalb die für ihn bestimmte goldene Dose nicht geschenkt, weil er sie nicht verdiente.

Den Montag brachte ich in Staßfurth, und den Dienstag in Ilbenstädt zu. Am Mittwoch schenkte ich in aller Frühe der Stadt Magdeburg meine hohe Person wieder, besuchte die Kammer, und beschäftige mich jetzt mit Stilisirung dieser an Euch gerichteten Cabinets-Resolution, unter dem gnädigsten Verhoffen, daß Ihr diese bewiesene Huld zu erkennen, und Euch derselben würdig zu machen suchen werdet.

Ueberhaupt habe ich mich auf dieser Reise völlig davon überzeugt, daß ich entweder der donnernde Herr Jupiter selbst, oder doch wenigstens sein Erbprinz bin. Unter Donner und Blitz kam ich am Sonnabend in Staßfurth an, unter Donner und Blitz Sonntags in Bernburg. Sieben Gewitter habe ich in diesen wenigen Tagen im Wagen, und zwei in der Stube ausgehalten, oder wenn Sie wollen, durch das Rollen meines Wagens und das Schwingen meiner Rechten selbst verursacht. Daß mir aber diese majestätische

Rolle nicht selbst lästig geworden sein sollte, kann ich nicht leugnen. Zweymal ward ich durchnäßt, bis auf das Hemde; und könnte mich etwas davon überzeugen, daß ich nicht Jupiter fulminans sey, so wäre es ein Fieber, welches seit gestern Mittag meine unsterblichen Glieder schüttelt.

Noch muß ich Ihnen etwas melden, welches mir, und vielleicht auch Ihnen unangenehm ist. Ich kann meine Reise nach Rosenburg erst künftigen Sonnabend über 8 Tage antreten, weil mir der Präsident erst dann Urlaub geben zu können versichert, und auch selbst Familien-Umstände eine frühere Abreise von hier nicht recht zulässig machen. Sprechen aber werde ich Sie auf alle Fälle noch; und sollte es in Rothenburg oder an einem anderen Orte seyn.

Unserm Collegen Büttner empfehlen Sie mich herzlich. Gern hätte ich auch ihm geschrieben, aber die Zeit ist zu kurz. Leben Sie wohl und vergessen Sie nie Ihren Freund

Clewitz.

Beilage VIII.

Der Auszug, welchen Schön sich aus der vom Landjägermeister v. Wedell ihm mitgetheilten Instruction der südpreußischen Organisations-Commission gemacht hat,
(vergl. Seite 286.)

lautet folgendermaßen:

„1. Die Minister stehen unmittelbar unter dem Könige.
2. Concertiren mit anderen Ministern in nicht Local-Departements-Verhältnißen.
3. Beide Minister müssen nicht ohne vorhergegangenes Uebereinkommen eine General-Einrichtung machen.
4. Die Verbreitung der deutschen Sprache ist Zweck.
5. Durch die Finanz- und Polizeieinrichtung soll Alles entfernt werden, was denen drei Gewerbzweigen hinderlich ist (Hauptprincip).
6. Princip: Die Ausgabe soll der Einnahme proportionirt sein.
7. Die Commission soll ein Maximum der Staatsbedürfniße bestimmen.
8. Bei der Besteuerung soll man:
   a) so wenig Rubriquen als möglich wählen, die aber allgemein treffen,
   b) keine sich kreuzende Anlagen machen, wo der Ertrag der einen dem der anderen im Wege steht,
   c) solche Rubriquen zur Anlage wählen, wo die alten polnischen (Anlagen) sei es dem Wesen, Namen oder der Erhebungsart nach, zum Grunde gelegt werden können.
9. Classification soll sein, und als directe Steuer soll

nur die alte Offiara von Grund und Boden und Rauchfanggeld bleiben. Bei Grundstücken vor der Hand die Lustration als Basis, nachher Veranschlagung. Forsten nach der Angabe des Ertrages von Seiten des Besitzers.

10. Die Besteuerung subjectiv und objectiv allgemein.
11. Wer Offiara bezahlt und außerdem kein Gewerbe treibt, zahlt nicht Rauchfangsgeld.
12. Rauchfangsgeld soll jeder tragen, und statt Viehsteuer, Nahrungssteuer, Servis eingehoben werden, deshalb Classification stattfinden.
13. Durch die directen Steuern soll soviel erhoben werden, als der Unterthan nur directe abtragen kann. Daher keine einmalige Bestimmung, sondern nur auf gewisse Jahre.
14. Das abzutragende Quantum bestimmt:
15. Keine Hebungs-Bonification soll stattfinden.
16. Die Juden sollen außer diesen beiden Steuern noch Schutzgeld zahlen.
17. In denen Anlagen soll ein wirksames Mittel angewandt werden, daß die Juden sich vermindern.
18. Keine solidarische Verbindlichkeit bei denen Juden.
19. Vorspann- und Fouragesteuer bleibt.
20. Die regulariter reisenden Officianten sollen Vorspanngelder erhalten. Bei Ueberreichung der Etats soll dem Könige die Zahl der gebrauchten Vorspannpferde mit angezeigt werden:
21. Bei Accise- und Zollanlagen soll der Departementsminister erst die Zweckmäßigkeit der Anlage genehmigen. Vom Accise- und Zoll-Departement sollen keine Anlagen gemacht werden,
    a) die mittelbar oder unmittelbar auf die Nothdurft des schon besteuerten Ackerbauers zurückfallen,
    b) keine, welche Bedürfniße oder Gewerbe der ersten Nothwendigkeit treffen,
    c) keine, welche die Anlage oder den Betrieb nützlicher Anlagen erschwert und hauptsächlich keine, die
    d) dem inneren Verkehr von Land zu Stadt oder von Stadt zu Land durch irgend eine Abgabe oder formaliter erschweren oder verhindern kann.
22. Die Ausfuhr soll unter dem Scheine der Begünstigung der Industrie nicht verboten werden. Korn soll in

Nothfällen Ausnahme machen, NB. nach fremden Ländern.

23. Der Einfuhrhandel soll nicht übermäßig besteuert, die Einfuhr aus denen alten Provinzen aber nur nicht bis zum Monopol vor der aus fremden Provinzen begünstigt werden.
24. Die Hauptanlagen des Accise- und Zoll-Departements sollen den Luxus treffen, und ins besondere solche Gegenstände, welche der erforderlichen Vigilanz auf denen Grenzen nicht leicht entgehen können, und folglich keine fiscalischen Maaßregeln im Innern des Landes nöthig machen.
25. Die Impost-Sätze müssen nie das Maaß überschreiten, wo sie zur Contrebande einladen.
26. Die Accise- und Zoll-Gefälle sollen in einer Summe bestimmt sein. Die Hebungsart einfach, und keine zeitverderbende unnütze Weitläufigkeiten.
27. Es soll überlegt werden, ob zu Ersparung der Kosten die Accise nicht wieder mit der Kammer verbunden werden kann.
28. Die Accise hat keine Jurisdiction, die Kammer soll mit Zuziehung eines Sachverständigen aburteilen.
29. Das Bergwerks-Departement steht in gleichem Verhältniß als das Accise-Departement zum Provinzial-Departement, auch so das Forst-Departement.
30. Post-Stempel-Wesen bleibt beim Alten. Beim Stempelwesen soll indessen überlegt werden, ob man nicht statt des Objects das Verhältniß des Subjects zur Basis annehmen soll, wobei das Rauchfangsgeld Basis sein könnte.
31. Forst- und Kammerwesen kommt zusammen.
32. Die besonderen Fonds sollen nicht stattfinden, bei jeder Kammer nur eine Hauptprovinzialcasse, wohin außer denen Revenues Alles fließt, was auch nicht unter der Kammer steht. Diese Generalcasse hat drei Titel:
    1. Einkünfte aus Domänen,
    2. aus directen,
    3. aus indirecten Auflagen.

[illegible]

[illegible]

[illegible] ich liebe Sie [illegible] daß Sie [illegible] die Versetzung aus einem [illegible] in einen gewissen Zustand — das Ende aber Furcht — kann mir Muth zum continuiren dieses Briefes geben. Der Mann von dessen Werth der größte Theil meines Werths abhängt.

schätzt sich gleich einem caput mortuum; (=Eisenkalk und ein Theil der stärksten Schwefelsäure vid. Hagens Chemie 1796 pag. 169), mein chemischer Gehalt ist also genau in der Art bestimmt, daß ich aequale bin, dem von der Schwefelsäure total gereinigten caput mortuum, oder dem leeren todten Eisenkalke. Nun weiß ich woran ich bin, und wer vom Eisenkalke mehr verlangt, als einen Eisenkalktheil, fordert mehr als er darf, daher nur folgendes Geschreibsel: Ob ich gleich seit beinahe einem Jahre in keiner Loge gewesen bin, so ist mir der Zuruf des Meisters: in Ordnung meine Brüder! — wenn nemlich keine Unordnung da ist — noch so deutlich, daß ich in allen Geschäften eine gewisse Ordnung beobachte, und daher zur Punktweisen Beantwortung Ihres Briefes:

1. Ihrer Meinung nach giebt es bei der gegenwärtigen □ Verfassung kein Mittel, eine aus achtbaren Männern bestehende □ für den Zutritt unwürdiger Maurer zu sichern. Sie wollen daher eine ganze andere Verfassung. In Rücksicht des letzteren Punkts, daß nemlich eine Verbesserung der Statuten gut und nöthig ist, bin ich ganz Ihrer Meinung, allein sollte diese Revolution nicht zu Stande kommen, so bleibt in unserer □ noch ein Mittel, auswärtig Aufgenommene abzuhalten, nemlich: man verstatte zwar jedem Fremden den Besuch, nicht aber das Recht der Mitgliedschaft, wenn er sich nicht einige Zeit, sei es 1/2 Jahr lang in Königsberg aufgehalten und über seine Annahme als Mitglied besonders ballotirt worden. Weil kein Fremder bei uns etwas bezahlt, so wird die Discretion jeden abhalten, immer als Gast zu erscheinen, um so mehr, wenn man Anstand nimmt, ihn als Mitglied anzunehmen. Daß so etwas, ohne gegen die jetzigen Grundregeln des Ordens zu handeln möglich ist, zeigt die lange Ausschließung aller Mar. der laten Observanz von unserer □. Ein Mann wie Frey an der Spitze und es geht. Eine gänzliche Absonderung und Errichtung einer neuen □ mit soliden Statuten wäre freilich noch besser. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir von dem Fortgange Ihres Unternehmens Nachricht geben. Bei Gründung einer neuen □ bleibt mir nur allein bedenklich: Welchen Weg soll man einschlagen, den geheimnißvollen oder den offenen? Soll jedes Mitglied gleich bei der ersten Aufnahme den Zweck der Gesellschaft wissen oder nicht? Die Geheimnißkrämerei hat bei der jetzigen Cultur der Welt ein

Ende, der vernünftige Mann will wissen, woran er ist. Soll der Zweck offen dargelegt werden; welchen Zweck soll man angeben? Etwa Verbreitung der Aufklärung? dann muß man nur Gelehrte nehmen; oder Verbreitung der Humanitaet? Dann kommt die Polizei und sagt, wir wären Illuminaten. Oder soll es nur eine Gesellschaft rechtlicher Männer sein, die von ihrer Gesellschaft unter sich profitiren, und keinen Schurken in ihrer Mitte haben wollen; dies wäre das einzige, und dann ist diese Einrichtung aequale einem Kränzchen, einem Klub, der zwar den Vorzug vor allen übrigen Klubs verdienen wird, wegen des die Mitglieder beseelenden wahren point d'honneurs, zwar viel Gutes wirken kann, aber von dem Wesen der Maurerei sich so sehr entfernen muß, als es sich einer geschlossenen Gesellschaft nähert. Hier käme es nur darauf an, Mittel gegen Mißbräuche zu erfinden. ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir Ihren Plan mittheilten.

2. Sie äußern nicht die günstigste Meinung für Fichte. ich bin in das Fichte'sche System zwar nicht eingeweihet, allein das Bestreben dieses Mannes scheint mir sehr achtungswerth zu sein. Der Weg, den er — vielleicht durch seinen Abscheu für Nachbeterei und seinen Hang nach Originalitaet verleitet — wählt, ist freilich sehr unangenehm, allein daß er wenigstens nicht weit von der Landstraße der gesunden Vernunft abgewichen ist, zeigt, daß er in seinem Natur-Recht, obgleich er von höheren Principen ausgeht, in der Hauptlehre mit Kant gleiche Resultate erhält. mir scheint es im Begriff einer Wissenschaft zu liegen, daß jede Wissenschaft ein Hpt-Princip von dem alles ausgeht, haben muß. Kant nimmt keins in der Philosophie an, setzt es wenigstens nicht fest. Fichte sagt: dies überließ er denen Nachkommen. Die wichtigsten neueren Philosophen haben eine gleiche Absicht als Fichte, nur wählen einige andere Wege, und behalten wie Beck die Kant'sche Terminologie bei. Es bleibt immer auffallend, daß Schelling und Fichte zugleich auf eine Idee kommen, daß Mellin und Fichte gleiche Resultate im Natur-Recht zeigen, die der Erz-Vater Kant bestätigte. Dies scheint mir für Fichte zu sprechen. ich kann freilich nur aus Nebenumständen schließen, weil ich nicht Zeit habe, mich mit denen eigentlichen Katzbalgereien zu befassen, aber diese bestimmen mich Fichten, wenngleich für einen Brausekopf, doch für einen herrlichen Kopf zu halten.

3. Die Nachschriften von Kants Anthropologie und physische Geographie sein Sie so gütig mit einer Copialien Nachweisung in Märk'schem Gelde berechnet, an den reformirten Prediger Mellin zu Magdeburg mit der Post zu schicken. Sie werden dadurch mit einem tapfern Kantianer bekannt, und dürfen in Ihrem Briefe sich nur gerade auf mich beziehen. ich werde dann Mellin von hier aus benachrichtigen, daß er die Nachschriften erhalten wird. ich wünsche nur, daß es bald geschehe, denn Mellin vergeht sonst vor Begierde, um so mehr, wenn er eine Erfüllung seines Wunsches hoffen kann. Können Sie Nachschriften von der Logik und Metaphysik erhalten, so können Sie in Magdeburg Seeligkeit verbreiten, wenn Sie bei Mellin anfragen, ob er diese auch haben will.

4. Vielen Dank für die ausführliche Nachricht von Kant, ich habe etwas hieraus Garven mitgetheilt, der insbesondere aus dem Kant'schen Vorsatz: die Hauptsätze seiner Philosophie populair zu bearbeiten, eine Bestätigung der Kant'schen Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Meinung, deren Kant in der Vorrede zu seinem Naturrecht erwähnt, ersah und sich sehr freute. Er verehrt unseren Alten sehr, und bei der nächsten Gelegenheit vergessen Sie nicht, Kanten die größte Hochachtung von Seiten des Garve zu versichern, welches mir schon einigemal aufgetragen ist. Garve ist bekanntlich in einigen Stücken anderer Meinung als Kant, das Lob von Kant war ihm indessen über Alles werth. Suchen Sie Gelegenheit die Garve'sche Empfehlung recht bald anzubringen.

Nun mag ein Gedanke in Ihrem Briefe der Text zu meinem sein. Sie sagen:

> der Phosphor-Schein des Minister Schrötter, denn Licht kann man es nicht nennen 2c. Sie nennen die Schröttersche Behandlung seiner Untergebenen: eine schnöde Behandlung.

Sie wissen ich war nie der Lobredner des Minister Schrötter, und kann es auch nie sein, wenn ich ihn mit dem Ideal eines Ministers vergleiche. ich habe indessen jetzt die übrigen Ministers kennen gelernt, und wenn ich Schröttern mit diesen in Vergleich stelle, so wird, ausgenommen Struensee, sein Phosphorschein, die schönste Glorie, und seine Behandlung der ihm untergebenen Officianten die beste. Hätten wir einen Rath der Alten, einen der 500 und ein Direc-

torium, so würde Struensee allein Minister sein können. Sie werden den Werth unseres Schrötter im Vergleich mit denen anderen preußischen Ministern, ausgenommen Struensee, nicht besser beurteilen können, als wenn ich ihn mit Hoym, dem so hoch gepriesenen Mann vergleiche. Schon die äußeren Manieren zeigen den grellsten Contrast, so gerade Schr. jedem seine Meinung sagt, so verstellt äußert sich H. So wenig S. auf äußere Ceremonien hält, so setzt H. allen Werth darauf. So sehr S. ausgezeichnetes Verdienst ohne Rücksicht des Standes der Connexion, zu belohnen bereit ist, wie die Wagners deutlich zeigen, wie das Avancement des K. D. Büttner, Mirus und Troschel, auch des Geh. Finanz Rath Schulz beweisen; (NB. ich bin keineswegs von denen vorzügl. Qualitäten dieser Männer überzeugt. meiner Meinung nach qualificirt sich keiner zu diesen Posten, aber Schr. glaubte es, und seine Handlung bleibt auf den Grund derselben gesehen lobenswerth, der Mangel der Einsicht ist nur zu beklagen) eben so sehr sieht H. nur auf Geburt und nächstdem auf Connexion. Der verdienstvolle Mann wird gebraucht, gilt aber nichts, wird gelegentlich noch prostituirt, der Graf, der Baron, zuerst und dann der von Höflingen empfohlene gilt alles, wenn er auch zu nichts brauchbar ist. In Schrötters Gesellschaft ist ihm der kluge Bürgerliche mehr werth, als der eingeschränkte Edelmann, bei H. kommen nur Leute von ächtem Adel zur Gnade seiner Unterhaltung. Sch. mag aristocratisch denken, er handelt aber nicht öffentlich so, H. hat in Schlesien eine Verfügung erlassen, daß, wer sich unterstände, die unglückliche französische Revolution zu loben, sogleich arretirt, und an ihn eingeschickt werden soll, daß sogar der Privatmann, der dies nur in seinem Hause duldet, sogleich aufzugreifen wäre. S. hat die Menschen, die ihm dreist die Wahrheit sagten, belohnt, videatur Schimmelfennig, Müller aus Waldau, Wagner in Gumbinnen. H. hat einen Kriegs-Rath Zerboni ohne alle Untersuchung auf Gnade und Ungnade nach Glatz auf die Festung geschickt und seine Stelle besetzt. Der Mann hat nichts gethan, als dem Minister die sehr richtige Behauptung mitgetheilt, daß er, der Minister, ein altes Weib sei. S. fürchtet Niemanden, und läßt nicht seine Officianten mißhandeln, H. macht die H . . . . voll, wenn er mit einem General etwas unternehmen soll, und läßt, ohnerachtet er um den schuldigsten Beistand gebeten wird,

— seine Officianten, die nicht Grafen sind oder Connexion haben, mißhandeln und das himmelschreienste Unrecht begehen, vid. die Beker'sche deutsche Zeitung Monat December 1796. unter Czenstochau. Die Geschichte ist wahr, man möchte darüber aus der Haut fahren. S. würde auf die nachdrücklichste Satisfaction dringen, wenn ein Bauer gemißhandelt wurde, wie einige unserer Räthe zu ihrem Leidwesen erfahren haben. H. legt Vorbitte für den Officier ein, der den Fischer hier halb todtschlug und den letzten Aufstand bewirkte. Das Kriegs-Recht unter Favrat erkannte auf Cassation und Festung. Auf Hoyms dringendes Bitten strich der König die Cassation. S. will den Bauern Eigenthum geben, um ihre Menschen-Rechte mehr zu sichern. H. läßt den Befehl dazu einschlafen, und sieht mit vieler Würde denen Mißhandlungen zu.[1]) Obgleich man in preußischen Staaten nirgends freier seine Meinung über politische Gegenstände äußern hört als in Preußen, denn man weiß von jedem Aufmerksamkeit verdienenden Mann gewiß, ob er Democrat oder Aristocrat ist; weiß man doch Gottlob noch nichts vom unmittelbaren Arretiren. Wäre Br. nicht, würde uns das Jacobiner Jagen ganz unbekannt sein. Hier ist jetzt folgende Geschichte vor: Bei Arretirung des K. R. Zerboni ließ H. zugleich alle seine Papiere in Beschlag nehmen. Er fand, daß dieser Mann in einer geheimen Gesellschaft sei, die das Reich der Vernunft — eigene

---

[1]) Friedrich d. Gr. hatte im Jahre 1770 dem Minister v. Hoym eine geheime Instruktion ertheilt, welche dieser 1806, als er endlich abtreten mußte, zurückgab. In dieser Instruktion hatte der König ausdrücklich befohlen, Hoym solle „suchen, die Leibeigenschaft aufzuheben." Als dann der Minister dem Könige meldete, „es gebe in Schlesien keine eigentliche Leibeigene," die damals konsequent durchgeführte Beschönigung der Leibeigenschaft mit dem wohlklingenden Namen der Erbunterthänigkeit als Beruhigungsmittel für sein Gewissen benutzend, reskribirte der König: „Hoym solle hier und da freie Bauern ansezzen, damit die unfreien aus der Dummheit und Sklaverei gezogen würden." Diesen Befehl hat Hoym niemals befolgt. Die Gründung zahlreicher Wald- und Hüttenkolonien wurde im Interesse und auf die Veranlassung der Forst- und der Bergwerks- und Hüttenverwaltung betrieben. Daß diese Kolonieen, soweit sie nicht zu ausgedehnten Eisenindustrieanlagen heranwuchsen, später eine Plage der Forstverwaltung unter veränderten Zeitumständen wurden, daß ihr volkswirthschaftlicher Werth sehr zweifelhaft ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Von der Ansetzung freier Bauern war gar nicht die Rede, die elenden Kolonisten konnten dem Zwecke des großen Königs nicht dienen, paradirten nur in den Tabellen als nützliche Beförderung „der Peuplirung." cf. Preuß, Friedrich d. Gr., I, p. 199.

Worte der Societät — wieder herstellen wolle. Er wittert also Jacobiner und schickt diese Papiere wahrscheinlich, um so mehr, da die Mitglieder der Gesellschaft aber nicht seine Freunde waren, an das Cabinets Ministerium. Da ergrimmt man im Zorne, sagt dem Könige, diese Leute wollten seinen Staat umstürzen, und dieser erläßt per Estafetten Cabinets-Ordre's, daß sogleich arretirt werden sollten, 1. der Doctor Kausch aus Militsch, ein Haupt-Mitarbeiter der Oberdeutschen Litteratur-Zeitung und Verfasser einer vortrefflichen Schrift über Schlesien, worin er freilich schon das große Verbrechen begangen hat, zu zeigen, daß die Landschaft alle Fabrications-Gewerbe und Städte ruinirt. 2. der Capitain v. Leipziger aus Schweidnitz, ein helldenkender Kopf, der das militairische Magazin herausgiebt. 3. der Kaufmann Contessa aus Hirschberg, auch ein aufgeklärter Mann, der unterschiedene interessante Abhandlungen über das schlesische Fabrications-Wesen geschrieben hat. 4. der Doctor Fessler, der Verfasser des Marc Aurel's und Themistocles. 5. ein Lieut. v. Lentner aus Glatz, auch ein kluger Mensch. Alle diese Subjecte sind als Arrestanten nach Spandau gebracht, und sollen dort von einer Kommission, die der betende Minister Haugwitz dirigiren soll, verhört und — verurteilt werden. Was sagen Sie jetzt zu unserer Preußischen, nemlich Königreich Preußischen Verfassung, leben wir nicht wie im Himmel, statt, daß in anderen Provinzen eine Hölle ist? ich bin sehr neugierig auf das Spectacel, das jetzt in der gelehrten Welt werden wird. Die besten Köpfe von Schlesien zu arretiren, und dann erst zu verhören. Man sagt, es wären mehrere hiesige Gelehrte in dieser Gesellschaft, unter andern auch der Professor Schummel. Offenbar sind alle die Herrn nur Illuminaten. Man will im Publico das Arretiren etwas vernünftig machen, und läßt daher im Publico aussprengen, die Herrn hätten sich ihren Fundamental-Gesetzen nach für die Depositairs der Vernunft gehalten, und jedes Mitglied hätte Mißvergnügen mit der Regierung verbreiten sollen. Allein die Leute sind theils zu klar, als daß man ihnen so etwas zutrauen könnte, theils zu vernünftig, als daß sie nicht einsehen sollten, daß man da kein Feuer anmachen kann, wo keine Nahrung für Feuer ist. Schafft den Grund zur Unzufriedenheit weg, und ihr dürft Alle nichts fürchten. Das ist wieder ein Fressen für

Rebmann, darüber erscheint wieder eine neue Schildwache. Man ist begierig auf den Ausgang.

Grüßen Sie meinen kranken Freund Gehrke, daß er sich die Flußfieber vom Halse schaffen, und mir lieber bald eine Meldungskarte seiner Verlobung schicken, denn wenn er mich gleich sonst zu vergessen scheint, so wird er bei einer so wichtigen Haupt-Action meiner noch eingedenk sein, und auf diese Art bekäme ich denn doch einmal etwas von ihm zu lesen.

Ihrem Herrn Schwager Gordak empfehlen Sie mich, und sagen Sie ihm, ich reisete zugleich für das Gordak'sche Handlungs-Haus, wenn es daher von einem Herrn Schiebel allhier — einem äußerst klugen und vortrefflichen Mann — Anfragen wegen Röthe und Vitriol erhielte, möchte er sich nicht wundern.

Versichern Sie Ihrer Gattin meine Hochachtung, schreiben Sie mir bald wieder, d. h. machen Sie mir bald wieder einen Festtag und leben Sie wohl!

Schön.

Wer ist in Glogaus Stelle ans Stadtgericht gekommen?

Bald hätte ich vergessen die zwar sich schon von selbst verstehende Bitte herzusetzen, nemlich mich dem Kränzchen in corpore aufs beste zu empfehlen. Wenn die Herrn vielleicht ein Stück von Doctor Luthers Bettstelle befehlen, kann ich die Ehre haben damit aufzuwarten.

Meine Lobrede auf Hoym machen Sie nicht specielle bekannt, dem Göbel bitte ich aber alles zu communiciren. Man kann jetzt hier nicht sicher mehr ausgehen, wer mich zu sich bitten läßt, dem lasse ich sagen: ich würde kommen, wenn ich bis dahin nicht arretirt würde.

nur die alte Offiara von Grund und Boden und Rauchfanggeld bleiben. Bei Grundstücken vor der Hand die Lustration als Basis, nachher Veranschlagung. Forsten nach der Angabe des Ertrages von Seiten des Besitzers.

10. Die Besteuerung subjectiv und objectiv allgemein.
11. Wer Offiara bezahlt und außerdem kein Gewerbe treibt, zahlt nicht Rauchfangsgeld.
12. Rauchfangsgeld soll jeder tragen, und statt Viehsteuer, Nahrungssteuer, Servis eingehoben werden, deshalb Classification stattfinden.
13. Durch die directen Steuern soll soviel erhoben werden, als der Unterthan nur directe abtragen kann. Daher keine einmalige Bestimmung, sondern nur auf gewisse Jahre.
14. Das abzutragende Quantum bestimmt:
15. Keine Hebungs-Bonification soll stattfinden.
16. Die Juden sollen außer diesen beiden Steuern noch Schutzgeld zahlen.
17. In denen Anlagen soll ein wirksames Mittel angewandt werden, daß die Juden sich vermindern.
18. Keine solidarische Verbindlichkeit bei denen Juden.
19. Vorspann- und Fouragesteuer bleibt.
20. Die regulariter reisenden Officianten sollen Vorspanngelder erhalten. Bei Ueberreichung der Etats soll dem Könige die Zahl der gebrauchten Vorspannpferde mit angezeigt werden:
21. Bei Accise- und Zollanlagen soll der Departementsminister erst die Zweckmäßigkeit der Anlage genehmigen. Vom Accise- und Zoll-Departement sollen keine Anlagen gemacht werden,
    a) die mittelbar oder unmittelbar auf die Nothdurft des schon besteuerten Ackerbauers zurückfallen,
    b) keine, welche Bedürfniße oder Gewerbe der ersten Nothwendigkeit treffen,
    c) keine, welche die Anlage oder den Betrieb nützlicher Anlagen erschwert und hauptsächlich keine, die
    d) dem inneren Verkehr von Land zu Stadt oder von Stadt zu Land durch irgend eine Abgabe oder formaliter erschweren oder verhindern kann.
22. Die Ausfuhr soll unter dem Scheine der Begünstigung der Industrie nicht verboten werden. Korn soll in

Nothfällen Ausnahme machen, NB. nach fremden Ländern.

23. Der Einfuhrhandel soll nicht übermäßig besteuert, die Einfuhr aus denen alten Provinzen aber nur nicht bis zum Monopol vor der aus fremden Provinzen begünstigt werden.

24. Die Hauptanlagen des Accise- und Zoll-Departements sollen den Luxus treffen, und ins besondere solche Gegenstände, welche der erforderlichen Vigilanz auf denen Grenzen nicht leicht entgehen können, und folglich keine fiscalischen Maaßregeln im Innern des Landes nöthig machen.

25. Die Impost-Sätze müssen nie das Maaß überschreiten, wo sie zur Contrebande einladen.

26. Die Accise- und Zoll-Gefälle sollen in einer Summe bestimmt sein. Die Hebungsart einfach, und keine zeitverderbende unnütze Weitläufigkeiten.

27. Es soll überlegt werden, ob zu Ersparung der Kosten die Accise nicht wieder mit der Kammer verbunden werden kann.

28. Die Accise hat keine Jurisdiction, die Kammer soll mit Zuziehung eines Sachverständigen aburteilen.

29. Das Bergwerks-Departement steht in gleichem Verhältniß als das Accise-Departement zum Provinzial-Departement, auch so das Forst-Departement.

30. Post-Stempel-Wesen bleibt beim Alten. Beim Stempelwesen soll indessen überlegt werden, ob man nicht statt des Objects das Verhältniß des Subjects zur Basis annehmen soll, wobei das Rauchfangsgeld Basis sein könnte.

31. Forst- und Kammerwesen kommt zusammen.

32. Die besonderen Fonds sollen nicht stattfinden, bei jeder Kammer nur eine Hauptprovinzialcasse, wohin außer denen Revenues Alles fließt, was auch nicht unter der Kammer steht. Diese Generalcasse hat drei Titel:
    1. Einkünfte aus Domänen,
    2. aus directen,
    3. aus indirecten Auflagen.

Beilage IX.

Schön an Frey.

Breslau d. 24. Febr. 97.

Mit Furcht, Angst und Zittern fange ich diesen Brief an. Ein Schauder überfällt mich, wenn ich bedenke, wie ich, — der ich seit ein und einem halben Jahre, nur mich mit der rohesten Beschäftigung des Menschen, dem Ackerbau abgab, bloß einseitig in einem Fach, wo ich mit gebildeten Menschen so wenig Berührungs-Punkte finde, mich etwas cultivirte, den litterarischen Menschen ganz braache liegen lassen mußte, — wie ich den Mann unterhalten werde, der ohnerachtet er seit jener Zeit im litterarischen Fache, der Natur seines Wesens nach, fortschritt, ganze Wissenschaften neu studirte, unserem Herr Gott dabei etwas in die Carte guckte, die Fundamente der Erscheinungen ausmittelte, dennoch schreibt, er sei an Ideen arm, an Phantasie bankerott, an Speculations-Geist invalide, der bei den vortrefflichsten Raisonnements und der schönsten Hülle derselben, sich mit einem caput mortuum vergleicht. Eine Todes-Angst bemächtigt sich meiner bei dem jetzigen Vorhaben, wenn ich bei allen diesen Umständen in einem Briefe von Jacob lese: Aber unendlich mehr als Bestellung und Geld „ist mir der Frey'sche Brief werth, aus welchem ich erkenne, daß mich ein edeler Mann hochachtet. ich liebe Sie nun doppelt theurer Schön! da ich sehe, daß Sie wackere Freunde haben." Bloß die Versetzung aus einem ungewissen in einen gewissen Zustand — das Ende aber Furcht — kann mir Muth zum continuiren dieses Briefes geben. Der Mann von dessen Werth der größte Theil meines Werths abhängt,

schätzt sich gleich einem caput mortuum; (=Eisenkalk und ein Theil der stärksten Schwefelsäure vid. Hagens Chemie 1796 pag. 169), mein chemischer Gehalt ist also genau in der Art bestimmt, daß ich aequale bin, dem von der Schwefelsäure total gereinigten caput mortuum, oder dem leeren todten Eisenkalke. Nun weiß ich woran ich bin, und wer vom Eisenkalke mehr verlangt, als einen Eisenkalktheil, fordert mehr als er darf, daher nur folgendes Geschreibsel: Ob ich gleich seit beinahe einem Jahre in keiner Loge gewesen bin, so ist mir der Zuruf des Meisters: in Ordnung meine Brüder! — wenn nemlich keine Unordnung da ist — noch so deutlich, daß ich in allen Geschäften eine gewisse Ordnung beobachte, und daher zur Punktweisen Beantwortung Ihres Briefes:

1. Ihrer Meinung nach giebt es bei der gegenwärtigen □ Verfassung kein Mittel, eine aus achtbaren Männern bestehende □ für den Zutritt unwürdiger Maurer zu sichern. Sie wollen daher eine ganze andere Verfassung. In Rücksicht des letzteren Punkts, daß nemlich eine Verbesserung der Statuten gut und nöthig ist, bin ich ganz Ihrer Meinung, allein sollte diese Revolution nicht zu Stande kommen, so bleibt in unserer □ noch ein Mittel, auswärtig Aufgenommene abzuhalten, nemlich: man verstatte zwar jedem Fremden den Besuch, nicht aber das Recht der Mitgliedschaft, wenn er sich nicht einige Zeit, sei es 1/2 Jahr lang in Königsberg aufgehalten und über seine Annahme als Mitglied besonders ballotirt worden. Weil kein Fremder bei uns etwas bezahlt, so wird die Discretion jeden abhalten, immer als Gast zu erscheinen, um so mehr, wenn man Anstand nimmt, ihn als Mitglied anzunehmen. Daß so etwas, ohne gegen die jetzigen Grundregeln des Ordens zu handeln möglich ist, zeigt die lange Ausschließung aller Mar. der laten Observanz von unserer □. Ein Mann wie Frey an der Spitze und es geht. Eine gänzliche Absonderung und Errichtung einer neuen □ mit soliden Statuten wäre freilich noch besser. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir von dem Fortgange Ihres Unternehmens Nachricht geben. Bei Gründung einer neuen □ bleibt mir nur allein bedenklich: Welchen Weg soll man einschlagen, den geheimnißvollen oder den offenen? Soll jedes Mitglied gleich bei der ersten Aufnahme den Zweck der Gesellschaft wissen oder nicht? Die Geheimnißkrämerei hat bei der jetzigen Cultur der Welt ein

Bedienung, sondern auch alles andere an, was auf der Reise nöthig ist, und dies aus wahrem aufrichtigem Herzen. Mag Deine Delicatesse dies anzunehmen Dich hindern oder nicht, kurz ich biete es ohne allen Rückhalt, und in der festen Ueberzeugung an, daß ich doch dabey gewinne. Um die Sprache der Aufrichtigkeit zu führen, wenn Deine Gesellschaft mir nichts mehr kosten sollte, als die oben genannten eigentlichen Reisekosten ausmachen, die ich doch ohnehin, wenn ich auch allein reisete, tragen müßte, so würde ich sie umsonst haben. Dies kann ich aber nicht verlangen, denn es bleibt immer Aufopferung von Deiner Seite. Ueberdies — vergieb mir diese Erinnerung — kann es Dir nicht gleichgültig sein, Dein Vermögen so ansehnlich zu schwächen. Ich behaupte, daß ein jeder Officiant billig so viel eigenes Vermögen besitzen muß, um bey Vorfällen, wo Cabale oder niedrige Absichten, ihn zu Gewissenslosigkeiten nöthigen wollen, nicht Sclave seines Dienstes zu seyn, und gegen bessere Grundsätze handeln zu müssen. Er muß daher, wenn er nicht ein kümmerliches Leben führen will, so viel haben, daß er auf alle Diensteinkünfte renonciren kann. Dies ist mit einer der wichtigsten Beweggründe, Dich soviel möglich, der ferneren Ausgaben bey der Reise zu überheben. Ich kenne zwar nicht speciell Deine Vermögensverhältnisse; Du wirst indeß, unter allen Umständen, meine Erinnerungen, so wie mein aufrichtiges Anerbieten, wobey ich Dir doch jederzeit eine freye Wahl lassen werde, es anzunehmen oder zu verwerfen, gewiß nicht übel deuten, sondern so ansehen, als ob ein Bruder zu Dir gesprochen hätte. — Du erinnerst Dich vielleicht noch jenes Abends bey Stolterfoth, wo Du Dich wundertest, daß ich meine Einkünfte nicht auf irgend eine Liebhaberey anwandte, sondern ganz ohne solche zu leben schiene. Du kannst Dir jetzt hierauf selbst antworten. Reisen soll meine Liebhaberey seyn, und das „an Freundes Hand, getrost und froh in's beſſ're Land." —

Der Consens des Ministers ist bey der Reise die Hauptsache. Thue, was in Deinen Kräften steht; sollte es Dir abgeschlagen werden, so weiß ich wenigstens so viel gewiß, daß die Hälfte meines Vergnügens, meiner Zufriedenheit dahin ist. Bekannt werde ich nichts ehe machen, als bis ich vom Minister zur Reise nach Berlin Abschied nehme. Ich werde Dir diesen Zeitpunkt zeitig genug anzeigen, und dann kannst Du mit mir zugleich dem Minister unseren

Plan vorlegen. Gegen Deinen Reiseplan hätte ich im Ganzen nichts einzuwenden. Daß wir zuerst nach Engeland gehen, ist um so nöthiger, als der Minister alsdann desto eher einwilligen wird, weil er, wie ich glaube, für Engeland sehr eingenommen ist. Die Reise durch Deutschland könnte aber vielleicht einige Abänderung erleiden. Es kömmt darauf an, ob ich frühe und zwar Anfangs Juni examiniret werde, oder nicht. Geschieht das erstere, so eile ich gleich nach dem Examen nach Carlsbad, weil der Gebrauch dieses Bades meiner Gesundheit sehr zuträglich seyn dürfte. Ich glaube Du würdest es auch nicht ohne Nutzen gebrauchen, und es wäre also vielleicht möglich, daß wir uns da zusammen fänden, und von da die Reise durch Sachsen von Magdeburg bis Göttingen machten. Es ist indeß nicht wahrscheinlich, daß es mit meinem Examen so rasch gehen sollte, und in der heißesten Jahreszeit das Bad zu gebrauchen, ist nicht anzurathen. Wenn es nach meinem Wunsche gegangen wäre, so würden wir (nemlich ich und Wloemer) füglich Anfangs Juni examiniret seyn. Wir haben uns bereits im vorigen Monath bey der Kammer zum Examen gemeldet, und standen in der Meynung, daß die Kammer zuvor das gewöhnliche sogenannte Tentamen verfügen, und sodann nach Hofe referiren würde, alsdann wir spätestens im Aprill Acten zu den Probe-Relationen hätten erhalten müssen, und sodann wären wir Ende May in Berlin gewesen. Jetzt aber will die Kammer uns wider unseren Willen vom Tentamen dispensiret wissen, und hat daher gleich nach Hofe referiret, ohne an das Tentamen zu denken, in der Hoffnung, daß man bey Hofe auch nicht daran denken wird. Dieß ist indeß gar nicht zu vermuthen, sondern im Gegentheil sehr zu fürchten, daß diese Sache, nach dem jetzigen schneckenmäßigen Geschäftsgange eine unerhörte Zeit liegen bleibt, und endlich die Resolution kommt: die Candidaten sind zuvor zu tentiren, und dann können wir nicht vor August examiniret seyn. Unter diesen Umständen würde Dein Plan zur Reise ganz stehen bleiben.

Wenn wir nach Engeland gehen wollen, so ist's freylich nöthig, etwas englisch sprechen zu können, dies wird sich aber schwerlich in 2 Monathen in Göttingen complett lernen lassen. Es wäre daher zu wünschen, wenn man noch im gegenwärtigen Winter, so viel als möglich, daran profitiren könnte. Ich hätte hier die beste Gelegenheit dazu, bey

Inspector Duncker, den ich noch aus dem Stipendien-Hause kenne, und bey dem ich schon einmal angefangen habe, Unterricht in der englischen Sprache zu nehmen, und zwar, da er gerne zwey Scholairen in einer Stunde hat, mit Manitius, der damals auch im Stipendien-Hause war. Ich bin daher schon auf den Gedanken gekommen, dem Land-Magnificus den Vorschlag zu thun, von neuem bei Duncker anzufangen. Ich würde wenigstens einen guten Grund legen, auf den ich in Göttingen dann sicherer fortbauen könnte. Es würde durch diese Operation aber ziemlich wahrscheinlich bekannt werden, daß ich nach Engeland gehen wollte. Nur allein die Verschwiegenheit des Land-Magnificus und des Duncker's würde dafür sicheren. Ich will daher mit Manitius so bald als möglich reden, wobey es sich indeß von selbst versteht, daß von einer würklichen Reise nach Engeland so wenig, als von unserem ganzen Project, sondern nur die jetzt fast allgemein gewordene Liebhaberey zur englischen Sprache vorgeschützt wird. — Im vorigen Briefe habe ich Dir vergessen zu sagen, daß ich verwichene Weynachten bis zum Neujahr in Tapiau bey Peterson zugebracht habe. Hier habe ich die Kartoffelmaschiene gesehen, die sich Peterson nach dem von Dir geschickten Modell hat machen lassen. Sie ist sehr simple, und darum gewiß allgemein verwendbar. — Nun lebe wohl, so bald sich mit mir irgend eine Veränderung zutrifft, schreibe ich gleich; ich erwarte von Dir aber bald wieder einen Brief, und bleibe ewig der Deine

Weiß.

Königsberg den 2. Febr. 1797.

3.

Du wirst vielleicht, bester Freund, schon früher meine Antwort auf Deinen Brief vom 23. Febr. erwartet haben; allein öfteres Hin- und Herdenken über Deinen Plan und vorzüglich das Vernehmen, Dir zugleich mein Vorstellen an den Minister mitzuschicken — wovon endlich doch nichts geworden ist — machte, daß die Beantwortung von einem Tage zum anderen aufgeschoben wurde. Um Dir nun nicht länger warten zu lassen, will ich jetzt allein auf Deinen Brief antworten. In Rücksicht des materiellen unserer Reise, nehme ich jetzt schon Alles als abgemacht an, und

werde daher nicht weiter dessen erwähnen. Was nun aber das Formale, oder unseren diesfälligen Antrag beym Minister betrifft, so sehe ich wohl freylich ein, daß es nothwendig ist, je eher je lieber den Minister mit unserem Vornehmen bekannt zu machen, obgleich es alsdann nicht zu vermeiden ist, daß hier die ganze Stadt davon sogleich spricht, ich von allen Seiten mit Fragen bombardirt, und eines Jeden Urtheil darüber anzuhören genöthiget werde. — Deinen Vorschlag — daß wir uns beyde schriftlich beym Minister melden — nehme ich sehr gerne an. Ich bin völlig überzeugt, daß man beym Minister durch mündliche Vorstellungen oft die beste Sache verderben kann, sowie man eine gute oder schlechte Laune anzutreffen das Glück hat, und daher mag lieber dem Papiere unsere Sache anvertrauet werden. — Von meinem Tentamen ist noch nichts zu hören. Es kann indessen doch nicht lange mehr ausbleiben; die Entscheidung ob das Tentamen statt haben soll oder nicht, kommt daher auf alle Fälle früher, als wir unsere Vorstellung einreichen können; letzteres kann mithin das Tentamen nicht verscheuchen. Im englischen habe ich schon angefangen Stunden zu nehmen. Den Land-Magnificus konnte ich hiezu nicht überreden; ich fieng also allein, und zwar bey Duncker an. Täglich habe ich eine Stunde; ich gebe mir zwar alle mögliche Mühe, doch wird es sehr schwer halten, in der kurzen Zeit auch nur mittelmäßige Fortschritte zu machen. Ein gründlicher Unterricht in den Elementen der Sprache muß aber nothwendig vorhergehen, und diesen kann man bey Duncker gewiß finden. — Hast Du den Aufsatz von Kant über Hippels Autorschaft in der Jenaischen Litteratur-Zeitung gelesen? Wie gefällt Dir das? Nun lebe wohl, ich bleibe ganz der Deinige.

Weiß.

Königsberg den 13. Mart. 1797.

4.

Hier überschicke ich Dir auf Deinen letzten Brief vom 22. dieses mein Vorstellen an den Minister. Es hat mir nicht wenig Mühe gekostet. Schreibe mir Deine Meynung hierüber, und ändere, wo es Dir nicht gut scheint. Das Brouillon des Deinigen erhällst Du, neben dem Reiseplan,

anbey zurück. Ich bemerke hiebey nur dieses: 1) Die Erzählung meines Antrags, ist von Dir, mit zu weniger Rücksicht auf meine Lage als Officiant geschehen. Dein Vorstellen wird wahrscheinlich achtsamer durchgelesen werden, als das meinige, und die erwähnte Stelle könnte leicht einen Eindruck veranlassen, der mir nicht sehr vortheilhaft wäre. Gieb ihr also, nach meiner Meinung, eine gefälligere Gestalt, sprich lieber etwas mehr von den Veranlassungen, die einen Menschen in meiner Lage, zu einer Reise bestimmen können. Vor allen Dingen bitte ich aber das sehr beträchtliche Vermögen wegzustreichen; dies fällt zu sehr auf, und kann leicht zu übermäßigen Vorstellungen Anlaß geben. Nenn es lieber die vortheilhafte Lage, die Kosten eines solchen Unternehmens bestreiten zu können. Im übrigen stimme ich der Meinung des Predigers in der Wüsten ganz bey. Stolterfoth war heute Abend bey mir, ich machte ihn mit allem bekannt. Er nahm an allem vielen Antheil, und wir sprachen recht viel von Dir. — Kr. Rath v. Pfeil ist mit 300 rthlr. Pension entlassen, und der Kamm. Praesid. v. Korckwitz hat den gesuchten Abschied mit 1200 rthlr. Pension erhalten. Seine Stelle hat Hr. v. Auerswald, ein Landedelmann, erhalten. Zu diesen Novis gesellt sich auch dieses, daß nun endlich unser Tentamen hier anbefohlen worden. Von dem Verlauf künftig ein mehreres. Schreibe ja recht bald Deinem Freund

Weiß.

Königsberg den 30. Mart. 1797.

Schön an Schrötter.

5.

(Concept.)

Hoch- und Wohlgeborner Reichs-Freiherr!
Höchstgebietender Herr Geheimer Staats- Kriegs- und dirigirender Minister!
Gnädigster Herr!

Die Erwerbung von Kenntnissen, wodurch ich dem Staat und der Nation vielleicht einst nützlich werden kann, war

zeither der Zweck, worauf sich meine Handlungen bezogen. Durch Euer Excellenz gnädige Fürsorge habe ich vor vielen Gelegenheit gehabt, diesem Zwecke nachzukommen. ich ersehe mit dem Ehrfurchtvollsten Danke hieraus E. E. wohlwollende Absicht, daß ich mich in meinem Fache vervollkommnen möge. ich erkenne diese Gnade ganz, und muß deshalb stets in E. E. meinen Wohlthäter verehren. Um diesem so gnädigen Willen und meiner Bestimmung nicht entgegen zu handeln, glaube ich eine Gelegenheit, die auf meine offizielle Cultur einen so wichtigen Einfluß hat, nicht vorüber lassen zu dürfen, ohne deren Benutzung versucht zu haben. Diese Ueberzeugung giebt mir den Muth, Ew. Excellenz folgendes unterthänigst vorzustellen:

Der ostpreuß. Kammer-Referendarius Weiß, der Euer Excellenz als ein junger Mann bekannt sein wird, welcher alles anwendet, um seine natürlichen Fähigkeiten auszubilden, und seine Kenntnisse insbesondere im Cameral-Wesen zu erweitern — ist Willens: Ew. Excellenz um die Erlaubniß zu bitten, nach überstandenem Examen in Berlin eine Reise nach England zu Erweiterung seiner Kenntnisse im öconomischen und Manufactur-Wesen machen zu dürfen. Da wir Freunde sind, und er aus meinen Briefen weiß, daß, um mit Nutzen in einer bestimmten Hinsicht zu reisen, die Beobachtung gewisser Erfahrungsregeln nothwendig ist, welche zwar leicht, aber doch immer auf Kosten der ersten Zeit abstrahirt werden müßten, so befrug er mich: ob ich, wenn Sr. Excellenz es zu genehmigen geruheten, die Reise wohl mit ihm machen würde, und dieserhalb die dazu nöthige Erlaubniß bei Höchstdenenselben nachsuchen wolle. Es war ihm bekannt, daß ich dieses Mittel zu meiner Ausbildung zwar gerne ergreifen würde, daß aber mein Privatvermögen einen solchen Kosten-Aufwand, als diese Reise erfordert, nicht erlaubt. Er offerirte mir daher — da seine Lage vortheilhaft ist — eine freie Reise, so daß mir nur die Berichtigung dessen, was ich wirklich verzehre, bliebe. Wir sind übereingekommen, da unser Wille dem Befehl Euer Excellenz hierin subordiniret ist, diese Sache Hochdenenselben unterthänigst vorzutragen. Eventualiter haben wir anliegenden Reiseplan entworfen, den ich ehrfurchtsvoll überreiche.

Ew. Excellenz werden hieraus zu ersehen geruhet haben, daß dies Anerbieten des Referendarii Weiß äußerst vortheilhaft für mich ist. ich werde vielleicht nie eine ähnliche

Aufopferung von einem Freunde für mich erleben, und nie eine so gute Gelegenheit erhalten, mit einem Manne, den ich als Freund und als einen Menschen, dem die Cultur seiner selbst sehr am Herzen liegt, schätzen muß, andere Länder zu sehen, und die Fortschritte anderer Nationen in Landwirthschaft und Fabrikation vielleicht zum Vortheil meines Vaterlandes kennen zu lernen. Die Realisirung dieser Offerte und meine Annahme derselben hängt indessen — da wir beide die Ehre haben unter Ew. Excellenz Befehl zu stehen, und da wir beide dem Vaterlande dienen, und so lange, als wir nützlich sein können, dienen wollen, also den Befehl unseres höchsten Vorgesetzten für unser erstes Gesetz halten — allein von Höchstdenenselben ab. Der treue Vortrag des mir gemachten Antrages, und mein ehrfurchtsvoll geäußerter Wunsch, enthalten meine unterthänige Bitte um Erlaubniß zu dieser Reise. Zu Begründung meiner Bitte glaube ich theils nichts anführen zu dürfen, weil bekanntlich in keinem Lande größere Fortschritte in der Oeconomie und Fabrikation gemacht sind, als in England, also im Allgemeinen genommen nichts so lehrreich für einen Cameralisten sein kann, als eine Reise durch England, theils nichts anführen zu können, weil es bei Beantwortung der Frage: ob mein Antrag Rücksicht verdient, auf den Betrieb der Staatsgeschäfte und auf meine Würdigkeit ankommt, und beides außer dem Kreise meiner Beurteilung liegt. ich übergehe daher alle Unterstützungsgründe meines unterthänigen Gesuchs, um so mehr, da ich genöthiget bin, mir von Ew. Excellenz die Erlaubniß unterthänigst zu erbitten, Höchstdenenselben noch meine Privatlage vorstellen und diejenigen Umstände vortragen zu dürfen, bei denen ich — im Falle Ew. Excellenz einem unterthänigen Antrage zu deferiren geruhen wollen — nur von dieser gnädigen Erlaubniß Gebrauch zu machen im Stande bin. ich muß mich hiebei zwar einiger Offenheit bedienen, allein diese wird hier, wie stets, von der Ehrfurcht begränzt werden, welche ich Ew. Excellenz als meinem höchsten Vorgesetzten und als dem, der mir Wohlthaten erzeugte, schuldig bin: ich sehe ein, daß die Beförderung der Cultur seiner selbst das Hauptbestreben jedes Menschen, also auch jedes Offizianten sein muß, allein ich glaube, daß der, welcher wegen Eingeschränktheit seines Privatvermögens auf das Gehalt, das ihm als Offiziant einst werden dürfte, bei Ausführung eines Planes Rücksicht zu nehmen genöthigt ist, bei

der Wahl der Mittel zum Zweck auch auf die Zukunft sehen muß. Dies Raisonnement involvirt die Schilderung meiner Lage. Durch den Tod meines Vaters habe ich, von dessen Vermögen, wegen der großen Anzahl meiner Geschwister, nur einen solchen Theil erhalten können, der mir zwar meine Subsistenz sichert, mich aber nöthigt, bei der Wahl der Mittel zu meiner weiteren Ausbildung auch auf die Zukunft zu sehen. Durch Ew. Excellenz Gnade bin ich in die günstigste officielle Lage versetzt worden. ich habe die Ehre, in Ew. Excellenz Departement angestellt zu sein. ich darf mir Ew. Excellenz Wohlwollen und Zufriedenheit schmeicheln, und glaube daher hoffen zu können, daß Höchstdieselben — wenn ich mich bemühe, das zu thun, was ich soll — mich bei einer vorkommenden Gelegenheit zur Anstellung mit Gehalt — wenn ich dessen würdig bin — nicht übergehen werden. In dieser vortheilhaften Lage mich zu erhalten ist eine Pflicht, die ich mir selbst schuldig zu sein glaube. ich wage es daher, Ew. Excellenz den Wunsch unterthänigst zu äußern: daß — im Fall Höchstdieselben die Reise nach England zu genehmigen geruheten — solche auf meine officielle Laufbahn, welche Ew. Excellenz für mich gnädigst bestimmt haben, keinen nachtheiligen Einfluß habe, daß daher — da meine Abwesenheit alsdann wohl 1½ Jahre dauern, und während dieser Zeit Gelegenheit zu meiner Anstellung mit Gehalt eintreten könnte, mir auch dies während meiner Reise gnädigst ertheilt würde und mein Avancement fortginge.

Ew. Excellenz gnädiger Fürsorge unterwerfe ich alles. Höchstderoselben Wille ist mir im gegenwärtigen Fall Gesetz. Ew. Excellenz Bescheid — um den ich unterthänigst bitte — kann mich in der vorliegenden Sache allein bestimmen. ich bin ganz überzeugt, daß die Resolution, welcher ich jetzt ehrfurchtsvoll entgegensehe, die für mich vortheilhafteste sein wird, dies läßt mich die Gnade, welche Ew. Excellenz mir zeither erzeugten, ganz erwarten. Auf diese und auf Höchstderoselben hohes Wohlwollen provocire ich auch in Rücksicht der Freimüthigkeit und Dreistigkeit meines Vor- und Antrages. ich schmeichele mir gnädige Nachsicht zu erhalten, da meine Absicht nicht ist, eine extraordinaire Unterstützung oder sonst etwas zu erlangen, das mir, wenn ich die Reise nach England nicht unternehme, nicht zu Theil geworden wäre. ich richtete daher meine unterthänige Bitte nur auf die Vermeidung eines Nachtheils. Die Ehrfurcht für Ew.

Excellenz wird bei jeder Entscheidung mich stets beleben, und jederzeit werde ich die Ehre haben damit zu ersterben als

Ew. Excellenz
ganz unterthänigster Diener
Schön.

Breslau den 18. April 1797.

6.

(Concept.)

An HE. Präsident Wagner.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochgebietender Herr Kammer-Präsident!

Ew. Hochwohlgebornen von dem, was ich officialiter unternehme, ganz gehorsamst Anzeige zu machen, halte ich mich für verpflichtet und verabsäume dies um so weniger, da die ohnumschränkte Hochachtung und größte Ergebenheit gegen Hochdieselben mir die Erfüllung dieser Pflicht sehr angenehm macht. Die Absicht, jede Gelegenheit zu Erweiterung meiner Kenntnisse zu benutzen, hat mich veranlaßt, bei des Herrn Staatsministers Freiherrn von Schrötter Excellenz die Erlaubniß nachzusuchen, nach der beendigten Bereisung Schlesiens, mit dem Refer. Weiß nach England reisen zu dürfen. Der Referendarius Weiß wird wahrscheinlich nicht unterlassen haben, von seinem Vorhaben und der Art der Ausführung desselben pflichtmäßig Anzeige zu machen. ich befürchte zu weitläufig zu werden, wenn ich das hier nochmals wiederholte und nehme mir daher die Freiheit, mich hierauf ganz gehorsamst zu beziehen. Da ich hierdurch nur meine Belehrung beabsichtige, so schmeichle ich mir durch die geschehene Nachsuchung der Erlaubniß zur Reise qu. Ew Hochwohlgeborn hohem Willen nicht entgegen gehandelt zu haben. Zu diesem Wunsche bestimmt mich die unumschränkteste Hochachtung gegen Hochdieselben und die Ueberzeugung, daß E. H. Approbation der deutl. Beweis der Güte und Rechtmäßigkeit meiner Handlungen ist. ich habe die Ehre, Hochdero Wohlwollen mich unterthänigst zu empfehlen, und stets zu beharren als

Ew. Hochwohlgeboren
unterthäniger treuester Diener.
Schön.

Breslau
den 18. April 1797.

Weiß an Schön.

7.

Bester Freund! Ich bin schon im Stande, Dir über den Fortgang unserer Angelegenheit eine ganz ausführliche Nachricht mitzutheilen. Höre, und freue Dich mit mir. Nachdem ich mit Deinem letzten Brief das Vorstellen an den Minister, so wie durch Goebel, den Brief an Wagner erhalten hatte, ging ich am vorigen Sonnabend den 29. m. pr. Vormittag zu Wagner; ich entdeckte ihm unser Vorhaben, bat ihn um sein Consentiment, so wie unsere Sache auf das angelegentlichste bey dem Minister zu unterstützen. Ich ging absichtlich eher zu Wagner als unsere Vorstellen an den Minister gelangten, weil ich glaubte, daß Wagner es leicht übel nehmen könnte, wenn man ihn vorbeiginge. Ich fand ihn indeß äußerst kalt; ohne auch nur im Geringsten Theilnahme, oder Verwunderung zu zeigen, blieb er bey seiner gewöhnlichen Miene, und antwortete mir, mit dem Euch wohl bekannten Ton: daß er ganz und gar nichts dawider hätte; daß mir der Minister die Erlaubniß geben würde, zweifelte er wohl nicht; ob aber Euch? das stünde sehr dahin. Er würde indeß Gelegenheit nehmen, mit dem Minister davon zu sprechen. Kurz man hätte glauben sollen, daß der Alte schon Wind bekommen hätte. Ich übergab ihm Eueren Brief und empfahl mich. — Um halb drei Uhr Nachmittags, schickte ich unsere Vorstellungen an den Minister. Um 5 Uhr war der Aufwärter bey mir, um mich auf den anderen Tag um 9 Uhr, hinzubestellen. Ich ging voll Erwartung hin, und nachdem ich mich einige Augenblicke mit dem Kriegsrath Hagen, der auch schon von unserer Sache unterrichtet war, unterhalten hatte, wurde ich vorgelassen. Der Minister schien in einer guten Stimmung zu sein, und in einer eben so guten, wo nicht noch besseren, unsere Vorstellungen gelesen zu haben. Er fand unser Vorhaben sehr gut, lobte im Allgemeinen die Absicht, sich durch Reisen von so mancherlei Dingen anschaulich zu unterrichten und seine Fähigkeiten auszubilden. „Sie wollen mit Schoen reisen? Ich habe nichts dawider. Ich wollte zwar jetzt, sagte er, und zog ein klein wenig die rechte Schulter, den Schoen versorgen; es soll ihm indeß gar nicht zum Nachtheil gereichen." Ich dankte im Namen meines Freundes. Er frug hierauf, wenn wir von Berlin abzugehen gedächten;

ich sagte, daß ich hoffte, im September mit meinem Examen fertig zu sein, daß dieses aber, wenn alles rasch ginge, auch früher abgemacht werden könnte. Er versprach hierauf das Examen zu beschleunigen, und da er hörte, daß das hiesige Tentamen noch nicht vor sich gegangen wäre, befahl er mir sogleich zum Praesidenten zu gehen und um dessen Ansetzung zu bitten. Uebrigens äußerte er sehr seine Zufriedenheit damit, daß ich erst nach abgelegtem Examen meine Reise antreten wollte. Nachdem nun noch einiges über meine Herkunft, und dann über die englische Sprache gesprochen war, und er versichert hatte, für mein weiteres Fortkommen zu sorgen, empfahl ich mich seiner Gnade, und ging froh, wie ein König, zu Stolterfoth und Goebel, um mit ihnen meine Freude zu theilen. Auf Stolterfoths Veranlassen, habe ich keinen weiteren Brief von Dir abgewartet, sondern nach unserer Abrede, und so wie ich es oben erzählt habe, verfahren. Ohne dessen Zureden, hätte ich dieses aber nicht gethan, denn er hatte, wie er mir sagte, an Dich geschrieben und Dir diese Reise als nachtheilig für Deine Dienst-Carriere geschildert. Hierauf wollte ich erst Deine Antwort abwarten, aber Stolterfoth ließ mich auf seine Gefahr handeln, und versicherte mich, er stünde dafür, daß Du Deinen Entschluß nicht ändern würdest. Ob ich recht gethan habe, magst Du entscheiden. Heute Morgens ging ich wieder zum Praesidenten, und sagte ihm das Resultat meiner Audienz beim Minister; ich fand ihn jetzt etwas heiterer, nun das ist ja recht gut sagte er, ich werde sorgen, daß Ihr Tentamen sogleich angesagt wird. Von hier ging ich zu Paulsen, um ihn diese Sache von mir zuerst erfahren zu lassen, und so erwarte ich denn in diesen Tagen das Tentamen. Daß alles so rasch vor sich gehen würde, habe ich in der That nicht geglaubt. Wahrscheinlich wird Dich der Minister schriftlich bescheiden, theile mir sodann seinen Bescheid mit, denn ich bin sehr neugierig darauf. Soviel ich aus Hagens Gespräch abnehmen konnte, so muß Büttner sehr über Dich geklagt haben; er meinte, daß Ihr beide nicht schuldlos wäret, und daß ein paar Menschen, die so sehr disharmoniren, lieber gar nicht die Reise hätten antreten sollen. Die Zeit war zu kurz, um seine ausführliche Erklärung anzuhören, ich werde mich aber bemühen, das Detail von B. Klagen zu erfahren. Ihr beide seid jetzt ganz separirt, wie ich höre, das zeigt viel Erbitte-

rung an, wollte der Himmel nur, daß es der Niederträchtigkeit nicht ganz gelänge, Dir so zu schaden, wie sie es wohl wünschte. — Ueber einige Punkte in unserem Reiseplan, schicke mir doch bald ausführliche Nachrichten und wer ist der Lord Findlater in Halle, wer der Commissair Westfeld, und wer der Mann in Schlesien, der einige Jahre in England auf Befehl des p. Hoym gewesen, und von dem Du Adressen hoffest? wie heißt der Ort in Anspach, wo die Schäferey von spanischen Schafen angelegt ist? Wer ist der Amts-Verwalter Fink? Mit dem Ueberschiffen von Holland nach England wird es wohl nicht gehen, denn seit dem jetzigen Seekriege geht kein Packetboot mehr von Holland nach England, sondern von Cuxhafen am Ausfluß der Elbe. — Bey Stehr habe ich mich jetzt erkundigt, ob p. Wagner Deinen Neujahrs-Gratulations-Brief erhalten? er versichert mir aber, daß ihm kein Brief von Dir zu Gesicht gekommen wäre, obgleich er die ganze Menge von Neujahrsbriefen hätte beantworten müssen. Er wollte indeß unter den Papieren des Alten nachsuchen und sehen, ob Dein Brief aus Versehen unbeantwortet liegen geblieben wäre. Ich habe meinen Bedienten aufs Gewissen befragt, ob er den Brief richtig abgegeben hätte, und der versichert mir, ihn einem Aufwärter von der Kammer abgegeben zu haben, der eben aus der Hausthüre des Praesidenten getreten wäre. Wenn Du mir antwortest, so schreibe mir doch auch, warum Du Dein Siegel verändert hast. Dein letzter Brief war mit einem schwarzen Siegel bedruckt, mit den Buchstaben J. D. Der Brief an Goebel hatte das nämliche Siegel. Ich will nicht hoffen, daß unsere Briefe von der Post erbrochen werden; die Post-Offizianten werden wohl schwerlich etwas gegen den Staat in unseren Briefen finden, und sonach könnten sie unsern freundschaftlichen Briefwechsel wohl ungestört lassen. Goebel muß Dein wahrer Freund seyn, denn seine Theilnahme ist unverkennbar, er brachte mir selbst Deinen Brief zu lesen, und gestand mir, daß er von unserer Reise schon einige Zeit vorher unterrichtet gewesen wäre. Er hat sich aber selbst gegen mich nichts davon merken lassen, und ich kam mir lächerlich vor, daß ich wenige Tage vorher, noch so geheimnißvoll gegen ihn gethan hatte. Von jetzt ab werde ich aber gewiß mit vielen Fragen überhäufet werden; sie sollen mir aber jetzt leicht zu beantworten werden, denn unsere Sache steht, soviel ich schließen kann, gut. Ich

addressire diesen Brief noch nach Breslau, denn Du hast mir noch keinen anderen Ort zum addressiren angewiesen. Deine Briefe an mich kannst Du schon, „in der Behausung des Kr. R. Niedersteter“ addressiren, denn ich wohne schon seit einigen Wochen da. Wloemer läßt Dich sehr grüßen, und gratuliren, daß die Sache so gut gegangen. Schimmelpfennig aus Warschau ist hier gewesen und sein Bruder in Byalistock ist gestorben. Lebe wohl. Ich bin ganz der Deinige.

Königsberg
den 1ten May 1797.

Weiß.

8.

Der Wunsch, eine Reise nach England zu unternehmen, welchen Ewr. Hochwohlgebornen, unterm 18 dieses äußern, ist mir ein neuer Beweis von Ihrem Bestreben, Ihre Kenntniße zu erweitern, und ich bin daher auch nicht abgeneigt, bey des Königes Majestaet zu seiner Zeit auf den erforderlichen Urlaub anzutragen. Sie werden aber auch selbst einsehen, daß diese Reise Ihre Zurückkunft nach Preußen noch über zwey Jahre von jezo an verzögern würde, und es wäre mir daher in mancher Hinsicht angenehm, wenn die zu der Reise angenommene Zeit sich etwas abkürzen ließe. Ewr. Hochwohlgebornen werden hierüber annoch nähere Ueberlegungen anstellen, und gegen das Ende Ihrer Schlesischen Reise mir Ihre weiteren Anträge eröffnen, da ich dann bey des Königes Majestaet den Urlaub nachsuchen, auch Ihnen die verlangten Empfehlungs-Schreiben übermachen werde.

Uebrigens können Sie versichert seyn, daß Ihre Reise Ihrem Glück auf keine Weise hinderlich seyn, sondern solches vielmehr, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, für Ihre Kenntniße, mit Nutzen gemacht, befördern wird.

Königsberg den 3ten May 1797.

Schroetter.

An
des Königl. Kammer-Assesoris Herrn v. Schoen
Hochwohlgeboren, zu Breslau.

9.
(Concept.)

Lampersdorff den 19. Mai 1797.

An des Herrn p. p. Baron v. Schroetter Excellenz in Königsberg in Preußen.

Tit.

Ew. Excellenz haben die Gnade gehabt, mir die Erlaubniß zu einer Reise nach England zu ertheilen. Höchstdieselben haben dadurch die Erfüllung meiner vorzüglichsten Wünsche in Beziehung auf meine Cultur zu genehmigen geruhet. Die Art, in der ich beschieden bin, zeigt mir, daß diese Resolution nur die Folge Ew. Ex. höchsten Wohlwollens ist, dessen Sie mich zu würdigen die Gnade haben. Es würde ein vergebliches Bemühen von mir sein, wenn ich meine Empfindungen des Dankes und der Freude hierüber darstellen wollte. ich kann dieser mir so wichtigen Gnadensbezeugung nur die Versicherung meiner Verbindlichkeit entgegensetzen, denn die vollkommenste Darstellung des Dankes selbst, den ich E. E. schuldig bin, würde noch immer den geringsten Theil dessen ausdrücken, das ich darstellen will und soll. Dem, der mein Glück begründet, kann ich nie mit Worten meinen Dank ausdrücken.

E. E. befehlen, daß ich über die Länge der Zeit, welche zu jener Reise nöthig sein dürfte, also über den Reiseplan selbst, umständlich berichten soll. ich ermangele daher nicht, durch das Folgende diesen Befehl zu erfüllen.

Zuerst glaube ich bemerken zu sollen, daß Ew. Excellenz Bestimmung so wohl dem Refer. Weiß als mir die erste Richtschnur bei unserer Reise sein wird. Nach der Zeit, welche E. E. uns daher vorschreiben, wird sich unsere Reise modificiren. Da E. E. indessen die Gnade haben, mir eine Berichterstattung hierüber aufzugeben, so ermangele ich nicht, die Gründe, welche mich bestimmt haben, den E. E. überreichten Reiseplan gerade in der Art, wie es geschehen ist, einzurichten, unterthänigst anzuzeigen.

Um in cameralistischer Hinsicht mit Nutzen ein Land zu bereisen, ist es meiner Meinung nach durchaus nöthig, daß man die Landessprache und davon vorzüglich das, was auf die Gewerbe Bezug hat, kenne, und daß man mit dem Grade der Cultur der Gewerbe in dem Lande im Voraus genau bekannt ist. Um ersteres zu erlangen, würden nach der

Meinung einiger Männer, die in England waren, bei aller Anstrengung wenigstens 3 Monate und der Aufenthalt an einem Orte nöthig sein, wo man Gelegenheit hat, theils durch englische Schriften, theils durch den Umgang mit gebornen Engländern und Männern, die in eben dieser Hinsicht England durchreiseten, auch die technischen Ausdrücke in der Sprache kennen zu lernen, welche nur dem, der die Art des Betriebs der Gewerbe kennen lernen will, wichtig sind. Göttingen dürfte hiezu in Deutschland der beste Ort sein, aus Gründen, die ich schon in meinem Reiseplan angegeben habe. Man kann allda — weil hier die einzige Gelegenheit alle engl. öconomischen Schriften zu lesen — bei Erlernung der Sprache zugleich die interessantesten Schriften über England in der Muttersprache lesen. Allgemein hat man mir gesagt, daß der Deutsche, welcher jeden engl. Schriftsteller liest, jedes Wort ins Englische übersetzen kann, kurz hier schon fertig englisch spricht, von dem Engländer selbst, insbesondere dem gemeinen, der Verschiedenheit der Aussprache wegen, nicht verstanden wird. Man muß daher wenigstens 4 Wochen in einem der zu Erlernung der Aussprache auf dem Lande bei London errichteten Institute gehen, bevor man seine Bereisung anfängt. ich kenne bereits die hauptsächlichsten staatswirthl. und öconomischen Schriften, allein zu Bereisung dieses Landes würden, meiner Meinung nach, das was man aus denen in Deutschland übersetzten Schriften eines Smith, Ar. Young ꝛc. England betr. gelernt hat, nicht hinlänglich sein. 4 Monate rechne ich daher auf die Präparation zur Reise, wenn ich selbst die Erwerbung von Kenntnissen von der Art des Betriebs der Gewerbe in Engl. mit der Erlernung der Sprache verbinde. Mit der Zeit, die zur Reise nach dem Aufenthalte in London nöthig ist, würde daher die Reise im Lande selbst vor dem Monat Mai nicht unternommen werden können. England an sich ist so weitläuftig, und die Summe des Merkwürdigen, das der Cameralist dort findet, ist so groß, daß 9 Monate zum Aufenthalte in England nicht zu viel sein würde. ich habe mit Unterschiedenen hierüber Rücksprache genommen, und alle sind der Meinung, daß dieser Zeitraum wenigstens erforderlich sein dürfte. Der Refr. Weiß, sowohl als ich, wünschen nun unsere Retour zu Lande machen, und neben dem nützlichen und als Cameralisten wichtigen, das wir sehen, auch etwas als Menschen interessantes kennen lernen

zu dürfen, wir wünschen daher durch Frankreich nach der Schweitz, und von da erst nach Hause reisen zu können. Diese Retour würde dann mit dem größtmöglichsten Nutzen verbunden sein, denn abgerechnet, daß wir schon nicht denselben Weg zurückgehen, hat man in einigen Gegenden Frankreichs, und in einigen Gewerben in Frankreich, so wie in der Baumwollen-, Spinn- und Weberei, in der Viehzucht in der Schweitz sehr große Fortschritte gemacht, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Zu einer so großen Reise scheint mir daher ein Zeitraum von 1½ oder 2 Jahren äußerst nöthig zu sein. In 1½ Jahren kann die Reise gemacht werden, allein werden 2 Jahre accordiret, so würde der Nutzen für uns um so größer sein, indem wir alsdann nicht viel Interessantes zu übergehen nöthig haben. ich sehe zwar ein, daß die Ertheilung eines Urlaubes von 1½ oder 2 Jahren so ungewöhnlich als auffallend ist, allein da wir beide nicht in einer bloßen Privatabsicht diese Reise unternehmen, wir die Erlaubniß nicht als einen gewöhnlichen Urlaub ansehen, sondern den von E. E. gnädigst approbirten Zweck immer vor Augen haben, so, wie ich es auf dieser Reise gethan, an E. E. über das, was wir kennen lernten, unterthänigst berichten wollen, so hört aber noch die intendirte Reise dadurch auf, und wird in gewisser Art officiell. ich stelle es unterthänigst anheim, ob E. E. geruhen wollen, Sr. Majestät dem Könige diese Reise als ein officielles Unternehmen vorzustellen, ich zweifle dann um so weniger an der Allerhöchsten Genehmigung des Antrages, da in eben dieser Art sowohl des hochseligen Königs Majestät den Geh. F. R. v. Domhardt und den jetzt bei der Breslauer Kammer stehenden Geh. Rath Reusel, auch den Baron v. Hohberg; des jetzt regierenden Königs Majestät aber den Berg-Hauptmann Grafen v. Rheden, Kriegsrath v. Itzenplitz und den Deichinspector Promnitz als Officianten auf ihre Kosten nach England geschickt haben. Diese Sache würde also — abgerechnet den Werth derselben an sich — auch keine Neuerung sein, und hoffe, daß des Königs Majestät dem Reiseplan qu. um so weniger die allerhöchste Zustimmung versagen werden, da — im Fall E. E. mich jetzt mit Gehalt anzustellen geruhen — ich nur um Dispensation von den officiell-collegialischen Camerals-Geschäften, und mein Reisegefährte, der Ref. Weiß, nur um die Erlaubniß zur Reise bittet.

Sollten E. E. indessen die Reise nicht officielle zu machen

geruhen wollen, und im Fall Hochdieselben mich jetzt anzustellen geruhen, Bedenken finden, die Arbeiten des mir anvertrauten Departements durch Vertheilung denen übrigen Mitgliedern des Collegii zuschreiben zu lassen, so bin ich bereit, von dem mir von E. E. gnädigst offerirten Gehalte einem der Assessoren für die Bearbeitung meines Departements bis zu meiner Zurückkunft jährlich 200 rthlr. privatim zu cediren. ich unterwerfe diesen unterthänigen Vorschlag E. E. erleuchteterem Ermessen.

meine jetzige Reise durch Schlesien giebt mir viel Gelegenheit, mit Männern bekannt zu werden, die in England bekannt sind, und von denen ich die besten Adressen — welche in England eine sehr nothwendige Sache sein sollen — erwarten kann. Der Herr Graf v. Rheden, der sich vor kurzem einige Zeit zwar officielle als Bergmann in England aufgehalten, sich aber dabei, weil er Güter besitzt, viel um die dortige Oeconomie bekümmert hat, steht noch mit einigen Landwirthen in England und unter anderen mit Sinclair selbst in Correspondenz, und hat mir bereits nicht allein einige Adressen, sondern auch die Anzeige einiger Gesichtspunkte, von denen man dort insbesondere ausgehen muß, versprochen. Die Bekanntschaft des Herrn Baron v. Hohberg, welchen des hochseligen Königs Majestät einige Jahre in England unterhalten haben, habe ich bereits gemacht, und darf auf Recommandationes rechnen. In eben dieser Art bin ich auch Willens die Bekanntschaft mit des Herrn Etats-Ministers Grafen v. Maltzahn Ex. auf Mielitsch zu benutzen, und von anderen Männern, mit denen ich Bekanntschaft habe, mir Adressen geben zu lassen.

E. E. befehlen mir gegen Ende dieser Reise, die Sache wegen der Reise nach England, des Königl. Consenses wegen, in Anregung zu bringen. Nach dem von E. E. approbirten Reiseplan soll diese Reise Anfangs September anfangen. Je früher ich Schlesien verlasse, desto nützlicher wird mir die Reise durch England, denn um so mehr Zeit kann ich auf meine Präparation anwenden. ich muß daher wünschen, daß der Termin meines Zusammentreffens mit dem p. Weiß auf die ersten Tage des Monats September bestimmt bliebe. ich habe jetzt meinen Reiseplan durch Schlesien darnach eingerichtet und unterstehe mich daher bei E. E. unterthänigst zu bitten, daß Höchstdieselben mir die Gnade erzeugen, und da ich entfernt bin, also das Hin- und Rückschreiben einige Zeit

wegnimmt, binnen Kurzem bei des Königs Majestät der Reise wegen das Nöthige vorzustellen geruhen. ich unterwerfe indessen alles E. E. gnädiger Fürsorge, und ersterbe mit dem unterthänigsten Danke für die mir erzeugte Gnade und mit der ohnumschränktesten Ehrfurcht als

E. E.

S.

10.

Ich habe gegen den von Ewr. Hochwohlgeboren nach Ihrem Schreiben vom 19. m. pr. Sich gemachten Reiseplan nichts weiter zu erinnern, als daß der Zeitraum von 2 Jahren, so lange die Reise dauern soll, lang ist, weshalb Dieselben darauf Bedacht nehmen werden, solchen nach Möglichkeit abzukürzen.

Die Königl. Permission zu dieser Reise kann jetzt wegen der Abwesenheit Sr. Majestät nicht eingeholt werden, indessen werde ich schon zu seiner Zeit das Weitere in der Sache veranlaßen, und auch sowohl wegen Ihres Placements, als wegen der Verwaltung Ihres Postens während Ihrer Abwesenheit das Nötige bestimmen.

Bialystock den 19ten Juny 1797.

Schrötter.

An
den Herrn Kammer-Assessor von Schoen Hochwohlgeboren zu Breslau.

Weiß an Schön.

11.

Bester Freund! Ohne Deinen Brief abzuwarten, in dem ich die an Dich ergangene Resolution des Ministers entgegensehe, schreibe ich von neuem an Dich, und will Dir alles mittheilen, was seit der Zeit meines letzten Briefes hier vorgefallen ist. Ich habe Dir den Inhalt der mündlichen Unterredung des Ministers bereits geschrieben. Einige Tage nachher erhielt ich noch einen schriftlichen Bescheid, den ich wörtlich hieher setze: Aus Ew. Hochwohlgebohrnen Antrage vom 28. vorigen Monats, nach geendigtem Examen, eine

Reise nach England machen zu dürfen, sehe ich mit Vergnügen, daß Sie Ihre Kenntniße zu erweitern wünschen, und das zweckmäßigste Mittel dazu wählen. Schon aus dieser Aeußerung werden Sie sich überzeugen, daß ich die Ausführung Ihres Vorsatzes nicht hindern, sondern begünstigen werde. Ich erwarte daher, wenn Ihre Prüfung vollendet sein wird, von Ihnen weitere Nachricht, um bey des Königs Majestät auf die Erlaubniß zur Reise nach England antragen zu können. Königsberg den 3. May 1797.

Es fällt mir hiebey weiter nichts auf, als daß der Minister nur allein der Reise nach England erwähnt, da ich doch ausdrücklich in meinem Vorstellen gesagt habe, daß ich nicht allein nach England, sondern auch nach Frankreich und die Schweiz zu reisen wünsche. Ich glaube, daß Du, besonders bey den jetzigen merkwürdigen Zeitumständen, eben das Interesse fühlen wirst, als ich, eben so gern Frankreich, als England zu sehen. Frankreich würde uns vielleicht noch merkwürdiger als England seyn, da ersteres Land das letztere, nicht allein in der Oeconomie, sondern auch in Ansehung der Fabriquen bald hinter sich lassen wird. Es würde überdem ein beständiger Vorwurf für uns bleiben, wenn wir, da wir einmal auf dem Wege sind, nicht das merkwürdigste, und cultivirteste Land gesehen haben sollten, und uns eine Gelegenheit sollten vorbeygehen lassen, die nicht mehr wiederkommt. Ich hoffe, Du wirst mit mir einer Meynung sein, denn ohne Dich wünsche ich nicht wieder heimzukehren. Was nun übrigens diese Sache betrifft, so ist sie schon so ziemlich in der Stadt bekannt geworden, ob ich gleich niemandem etwas davon unaufgefordert erzähle, sondern mir alles abfragen laße. Das Tentamen ist gottlob auch überstanden; es war vergangenen Dienstag Nachmittag bey einer Tasse Caffé, im Hause des p. Lilienthal. Dieser und p. Puttkammer und p. Paulsen waren die Commissarien. Es dauerte von 3 bis 6 Uhr, und nachdem ersterer aus der Geometrie und etwas aus der Civil-Baukunst, der zweite aus der Finanz-Wißenschaft, und etwas aus der Staatswirthschafts-Oeconomie, letzterer aber aus der Polizey-Wißenschaft — wiewohl sehr confuse und mitunter auch widersinnig — sowie auch von den städtischen Verfassungen, und von Ressort der Kammern en détail gefragt hatte, wurden wir (Wlömer und ich) mit Zufriedenheit entlaßen. Ich bin versichert, daß dieses Tentamen schwerer als das berlinische Examen ist, und

deswegen glaube ich durchzukommen. Stolterfoth jun. war im Anfang zum Commissario ernannt. Er lehnte es aber, wie er sagt, der genauen Bekanntschaft wegen mit uns ab, und an dessen Stelle wurde Puttkammer ernannt, welches mir auch, unter uns gesagt, recht lieb ist. Bei dem Präsident Wagner meldeten wir uns den Tag darauf, und ich fand ihn heiterer, und überhaupt gnädiger, als jehmals. Er frug mich nochmals, wie wir unsere Reise eingerichtet hätten, ich machte ihn ausführlich mit unserem Plan bekannt, und er versprach, Alles dazu beyzutragen, daß wir sobald als möglich nach Berlin abgehen könnten. Es kömmt nun darauf an, ob wir recht bald die Acten zu den Probearbeiten erhalten; ist dies, so kann ich noch vor dem September in Berlin seyn. Im Englischen hat mich das Tentamen etwas aufgehalten, jetzt soll es aber desto fleißiger betrieben werden. Die Stunde bei Duncker macht mir außerordentlich viel Vergnügen. Schade ist es, daß Du diesen Mann nicht genauer kennen gelernt hast. Sein brillanter Witz, und sein angenehmer und interessanter Vortrag, verschafft ihm den Zutritt zu allen Gesellschaften, worin er aber sehr delicat ist. Ueberdem sind seine Erfahrungen und abstrahirten Regeln aus dem Umgange mit Menschen äußerst schätzbar und richtig. Ueber seinen Charakter traue ich mich noch nicht zu urtheilen, denn dieser ist so complicirt und kunstvoll, daß kaum das Auge des erfahrensten Menschenkenners vermag durchzuschauen. Er gesteht es selbst, daß er ein Kunstmensch ist, und als ein solcher verdient er gewiß Bewunderung. Bey den Kunstmenschen, und den verschiedenen Arten derselben fällt mir aber Dein Reisegefährte ein, bey diesem aber auch ein englischer Sinnspruch, den ich aus der Grammatik behalten habe, und mir sehr gefällt: Many a Man climbs only to show his elevated Littleness, mancher klettert, um nur seine erhöhete Kleinigkeit zu zeigen. — Bei Professor Kraus habe ich mich Deines Auftrages, wegen des schwedischen landschaftl. Credit-Systems, entlediget. Er läßt Dich sehr grüßen, kann Dir aber keine Schrift nennen, worin eine umständliche Beschreibung davon zu finden wäre. Soviel wußte er mir aber zu sagen, daß diese Anstalt keine Aehnlichkeit von unserem landschaftl. Creditwesen hätte, und auch gar nicht den Nahmen eines Credit-Systems verdiente. Die Regierung hat eine Commission niedergesetzt, welche die allmähliche Abtragung der Staatsschulden, die theils noch

von Carl XII, theils von dem letzten Könige herrühren, zu ihrem Geschäfte macht. Sie kauft die Staatspapiere auf, sucht dadurch ihren Preis zu steigern, und schlägt sie wieder bey günstigen Gelegenheiten los. Dies ist es alles. Kraus wußte von unserm Projecte noch gar nichts, freute sich aber sehr, wie ich's ihm sagte. Vorzüglich rieth er mich, nach Frankreich zu gehen. Von diesem Lande spricht er mit Enthusiasm. Das ist jetzt eine wahre Schatzgrube, sagte er, und hiemit Gott befohlen. Schreibe mir Deinen Aufenthalt, und Reiseroute, damit ich Dir auf meiner Stube immer folgen kann. Ewig der Deine.

Königsberg den 11. May 1797.

Weiß.

12.

Herzlichen Dank für alles, was Du mir schriebst. Deine Antwort an den Minister ist mir im Ganzen sehr willkommen, denn Du hast ganz in meine Seele gesprochen; nur fürchte ich sehr, der Minister möchte Deine freie Aeußerungen sowohl in Ansehung der Urlaubs-Nachsuchung beym Könige als der Bearbeitung Deines Departements in Deiner Abwesenheit, als Anmaßungen auslegen, die sich für seinen Untergebenen nicht schicken. Besonders kann ich Dir nicht verhehlen, gefällt mir selbst nicht Deine Offerte mit den 200 rthlr., die Du einem armen Schlucker von Assessor zukommen lassen willst. Es sieht aus, als wolltest Du durch den Minister accordiren. Doch es ist einmal weg, ich wünsche nur, daß jeder Deiner Briefe nicht ärger ausgelegt werden möchte, als Deine Gedanken beym Schreiben desselben waren, dann würde alles gut gehen. Ueberdem ist auch jetzt für Dich weniger zu fürchten als sonst, da Du, laut allen Nachrichten, beym Minister jetzt sehr gut bey ihm angeschrieben seyn sollst. Mir sagte dieses nur noch neulich der Kriegsrath Deutsch, der hier privatisirt und auch das Vertrauen des Ministers besitzt. Er machte Dir noch viele Elogen, als er hörte, daß ich mit Dir reisen würde, und gratulirte mich außerordentlich; erzählte mir auch, daß der Minister ihn gefragt hätte: ob er mich kennte? Er versicherte mir, daß ich dem Minister bis jetzt ganz unbekannt geblieben wäre, und daß letzterer gar nicht gewußt hätte, ob ich in der Welt wäre oder nicht, worauf ich dann erwiderte,

daß ich mir dieses wohl denken könnte, denn außer der Epoche meines Eintritts in den Dienst, der ihm wohl bekannt gewesen wäre, hätte ich keine Gelegenheit gehabt, mich ihm bekannt zu machen, und Aufdringlichkeit wäre nicht meine Sache. Dies alles kümmert mich auch, weiß Gott, nicht im Geringsten, ich freue mich nur, daß Dir Büttners Cabalen nichts geschadet haben. Es bleibt aber immer eine fatale Sache, daß man in Deiner Lage bald sinkt, bald steigt. Veränderlichkeit scheint aber jetzt Modeton in Regierungs-Geschäften zu werden, eben so jetzt dem armen Toback. Vor wenigen Tagen war hier das Gerücht, daß der Toback wieder ein Monopol des Königs werden würde, wie vorher; die ausländischen Tobacke sind deshalb auch noch bis jetzt einzuführen verbothen. Jetzt wird wieder das Gegentheil behauptet. — Daß das Tentamen überstanden ist, habe ich Dir, wie ich glaube, schon geschrieben; ich harre jetzt auf die Acten, und wünsche sie bald hier, damit ich je eher je lieber abreisen kann. Ich bin aber auch schon darauf gefaßt, daß sie nach dem jetzt gewöhnlichen Schneckengang der Geschäfte lang ausbleiben, und ich nicht vor dem Septbr. abreisen kann; sonst werde ich, wenn es irgend angeht, die Gelegenheit nicht vorbey lassen, zu Dir nach Schlesien zu kommen, und das Gebürge zu sehen. — Was macht Dein Johann (Friedrich), grüße ihn von mir; mein Bedienter ist ein sehr guter Mensch, und scheint sehr viel Lust zum Reisen zu haben. Ich habe ihm noch nichts davon gesagt, daß er mich in Berlin verlaßen muß, ich werde dies auch nicht eher thun, als bis ich einen Brief von Dir erhalten habe, worin ich mir Nachricht ausbitte, ob alles Deines Johanns wegen bey unserer Abmachung bleibt, oder ob sich etwa hierin etwas verändert hat. Bleibt es noch beym alten, so ist es mir immer recht lieb, denn Du kennst Deinen Johann, natürlich jetzt besser, als ich meinen Bedienten, den ich erst seit Ostern habe. — Man sagt, daß die 2. Justitiarienstelle bei der hiesigen Kammer einem gewissen Kammer-Assessor Wismann zu Theil geworden, der Ref. beym Kammergericht gewesen seyn soll. Schreibe bald wieder, auch die Antwort des Ministers auf Deinen Brief, und nimm zum Schluß in Gedanken den Bruderkuß von Deinem ewig treuen Freunde

Königsberg den 12. Juny 1797.

Weiß.

13.

Königsberg den 27. July 1797.

Dein langes Schweigen hat mir in der That bange gemacht, und obgleich ich endlich Deinen Brief vom 12. d. aus Landeck erhalten, so bin ich doch nicht völlig beruhigt, weil Du mir und Stolterfoth auch gar nichts auf unsere letzten Briefe, die ich Dir nebst ein Pack dissertationes de plantis in Prussia cultis, sowie mit einer Assignation auf 300 rthlr., die mir von Stolterfoth nebst einem Briefe gegeben wurde, zuschickte. Schreibe mit umgehender Post, ob Du diese Sachen erhalten hast. Da es indessen leicht möglich ist, daß Dein Brief mich nicht mehr in Königsberg antrifft, so schreibe an Stolterfoth, und noch sicherer an Goebel, und löse uns allen dieses Räthsel. — Sobald ich nach Berlin komme, sollst Du Nachricht von mir bekommen. Von Deiner Mutter habe ich Wäsche für Dich und Deinen Friedrich durch den Cand. Berger bekommen, die ich Dir mitbringen werde. — Heute erfahre ich, daß der Geh. Ob. Finanz-Rath Wloemer in Berlin gestorben ist, ich werde mithin einen neuen Examinator haben, der vielleicht ein Probestück bey seynem ersten Examen ablegen wird, und in Jure kann ich mich eben nicht zum besten zeigen. Deinen Friedrich grüße von mir, es bleibt also beym Alten. Sobald ich ihn sehen werde; will ich meinen getreuen Pudel empfehlen, der die Reise mitmachen soll. Ich habe dies Thier zu lieb, um ihn zu Hause zu lassen. — Deinen Brief an den Minister habe ich an Stolterfoth gegeben, der übernahm ihn selbst, dem Minister einzuhändigen. Lebe wohl.

Weiß.

14.

Bester Freund! Endlich kann ich Dir meine Ankunft in Berlin melden. Du wirst schmälen, daß sie nicht eher erfolgt ist. Ich kann mich aber vollkommen entschuldigen. Dies würde aber zu nichts mehr helfen, denn geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, daher kein Wort mehr davon. Ich reisete den 19. Aug. in Gesellschaft zweier Gumbinn'schen Referendarien Namens Kirschstein und Müller, und mit Wloemer von Königsberg ab. Wir haben die

ganze Tour mit Extrapost gemacht, und nachdem wir uns in Elbing, Danzig und Stettin einige Tage aufgehalten, sind wir gestern allhier angekommen. Wir logiren jetzt in der Kronenstraße in dem Lehmannschen Hause, und werden uns in wenigen Tagen (denn einige meiner Reisecameraden sind noch nicht mit ihren Arbeiten ganz fertig) bey der Ober-Examinations-Commission melden. Sobald das Examen überstanden ist, werde ich Dir schreiben, und bey unserem Minister zugleich den Urlaub zu unserer Reise nachsuchen. Da ich jetzt sehr beschäftigt bin, so laß Dir meine Kürze nicht befremden. Ich erwarte mit ehestem einen Brief von Dir, den Du in das eben angezeigte Logis addressiren kannst. — Ich hörte in Königsberg die unerwartete Nachricht, daß Du Kriegsrath geworden wärest. Schreibe mir doch, ob an diesem Gerüchte etwas wahres ist. In Königsberg habe ich alle Freunde — außer Frey, der sehr krank am Fieber liegt, und von dem ich deswegen auch nicht Abschied nehmen konnte — gesund verlassen. — Wieviel werde ich Dir nicht mündlich zu erzählen haben? Meine Abreise von Königsberg, und der Abschied von einigen Freunden, war würklich nicht so leicht, wie ich mir anfänglich vorstellte, und die letzten Wochen haben einen solchen Eindruck bey mir gemacht, den der Anblick und Genuß der größten Vergnügungen, so unbekannt sie mir waren, nie verlöschen kann. Ich habe bis jetzt hier in Berlin noch wenig gesehen, aber so viel ich gesehen, übertrifft schon völlig meine Erwartung. Nun lebe wohl und schreibe mir recht bald, darum bittet Dich inständigst Dein ewig treuer Freund

Berlin den 1. Septbr. 1797.

Weiß.

Beilage XI

1.

An den Herrn Kammer-Assessor von Schön Hochwohlgeboren in Breslau. Königsberg den 28sten April 1797.

In der völligen Ueberzeugung, daß Euer Hochwohlgeboren sowohl bei der hiesigen Kammer, als auch vorzüglich während Ihrer jetzigen Reise Ihre Zeit gut angewandt, und Sich Kenntnisse im Cammeral-Fache erworben haben, durch welche Sie dem Staate wesentlich nützlich werden können, wünsche ich Ihnen baldigst eine Laufbahn zu eröffnen, durch die Sie von Ihren gesammelten Kenntnissen Anwendung zu machen, und Sich zu einem brauchbaren Financier zu bilden Gelegenheit erhalten.

Da indessen die Aussicht hiezu bey der hiesigen Kammer noch sehr entfernt ist, so habe ich die Absicht, Sie entweder bey der Kammer in Bialystock oder Plock als Rath mit einem Gehalt von 700 rthlr. anzustellen.

Ich werde also Ihren Entschluß,

ob Sie auf diese Art placirt zu werden wünschen, so bald als möglich erwarten.

Ihre Reise können Sie unterdessen gantz nach Ihrem entworfenen Plane fortsezzen, und wenn solche beendet ist, können Sie sogleich in den für Sie bestimmten Posten eintreten.

Schrötter.

Schön an Schrötter.

2.

(Concept.)

Breslau den 9ten Mai 1797.

Hoch- und Wohlgeborner Reichs-Freiherr! Höchst gebietender Herr Geheimer Staats-, Kriegs- und dirigirender

Minister! Gnädigster HErr! Euer Excellenz haben mir mittelst gnädigem Schreiben vom 28ten v. M. befohlen, mich so bald als möglich zu erklären: ob ich als Rath bei einer Neu-Ostpreuß. Kammer angestellt zu werden wünsche? Auf diese gnädige Anfrage ermangele ich daher nicht, mit der ersten Post, die befohlene Erklärung zu überreichen:

bei meinem Eintritt in den Königl. Dienst übernahm ich die ausdrückliche Pflicht: die Befehle meiner Vorgesetzten zu erfüllen. Wohin Euer Excellenz daher befehlen, daß ich gehen soll, werde ich gehen.

Euer Excellenz wollen indessen nicht allein mein Vorgesetzter sein, sondern verlangen eine Anzeige meiner diesfälligen Wünsche. ich erkenne diese Gnade, und ermangele nicht, auch diesen Befehl durch das Nachstehende zu erfüllen:

ich bescheide mich selbst, daß auf die Privat-Wünsche eines Individui beim Betrieb der Staatsgeschäfte nicht Rücksicht genommen werden kann, ich abstrahire daher von allen Verbindungen in denen ich mit sehr würdigen Männern, deren Umgang mir immer lehrreich sein wird, in Königsberg stehe, und glaube die geforderte Erklärung nur in folgender Art abgeben zu können:

ich wünsche bei dem Collegio und in der Provinz angestellt zu sein, wo ich dem Staate und der Nation am nützlichsten sein kann.

Euer Excellenz sind so gnädig gewesen, diese Erklärung von mir zu fordern. Erlauben Hochdieselben, daß ich solche weiter ausführe:

Bei meinem ersten Studio der Cammeral-Wissenschaften fand ich bald, daß man in der Production und Fabrication in anderen Provinzen weiter war, als in meinem Vaterlande. Es entstand bei mir der Wunsch, diese Provinzen zu bereisen, und mich von deren Fortschritten, vielleicht zum Vortheil meines Vaterlandes, zur Stelle zu unterrichten. Euer Excellenz hatten die Gnade dies nicht nur zu erlauben, sondern mein Unternehmen zu unterstützen. Während der Reise bezog ich alles, was ich sah, jeden Fortschritt in denen Gewerben auf mein Vaterland. ich setzte mich mit einigen Landwirthen in Correspondenz und die Hoffnung, vielleicht einiges in der Folge in meinem Vaterlande angewandt zu sehen, belebte meinen Eifer. Euer Excellenz gaben mir durch die Annahme meines Vorschlages wegen Veredelung der Preuß. Schäfereien, das größte Lob, das mir werden konnte.

ich lernte nur Provinzen kennen, die in der Produktion und Fabrikation weiter sind, als mein Vaterland ist. In jedem Gewerbe geht die Cultur Stufenweise. meine gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen können daher meiner Meinung nach, nur dem Lande nützlich sein, das jenen Ländern, die ich durchreisete in denen Gewerben am nächsten ist. Auf Neu-Ostpreußen, welches — nach denen mir zugekommenen Nachrichten — im Vergleich gegen gebildete Staaten, noch fast auf der untersten Stufe der Cultur stehen soll, würde daher das, was ich auf der Reise lernte, wenig Einfluß haben. Wenn die mittelmäßigste Altpreuß. Wirthschaft in denen ersten 10 Jahren noch das Ideal des Neu-Ostpreußischen Landwirths ist, kann, meiner ohnmaaßgeblichen Meinung nach, alles das, was ich von höherer landwirthschaftlicher Cultur, als in Alt-Preußen existirt, kennen lernte, sehr spät in Anwendung kommen. An Fabrikation — die, wenn sie staatswirthschaftlich wichtig sein soll, nur nothwendige Folge der höheren landwirthschaftlichen Cultur ist — dürfte vielleicht in denen ersten 30 Jahren nicht zu denken sein. Das Zutrauen, welches ich bei meinen Landsleuten vielleicht dadurch erhalten dürfte, daß ich auf dem Lande geboren und erzogen bin, und mein Vater selbst Landwirth war, kann ich dort, wo ich gänzlich unbekannt bin, nicht erlangen. ich kenne weder die Sprache noch den Geist der Nation und bin mit der vormaligen staatswirthschaftlichen Verfassung des ehemals polnischen Staats ganz unbekannt. ich habe, wenn ich nach Preußen zurückkomme, zwei Jahre entfernt von allen Dienst-Geschäften gelebt, habe daher auch hierin seit so langer Zeit keine Fortschritte machen können. ich setze dieses her, weil ich zu viel Ehrfurcht gegen Euer Excellenz habe, als daß ich mich nicht treu so darstellen sollte, wie ich bin. Nach meiner ohnvorgreiflichen Meinung würde meine jetzige Reise auf Neu-Ostpreußen beinah keinen Einfluß haben. Der meiner Landsleute, welcher nicht aus seinem Vaterlande war, kann da in eben dem Grade, wenn er mit denen Sitten der polnischen Nation bekannt ist, noch nützlicher sein. ich opferte einen Theil meines Vermögens in der frohen Aussicht, meinem Vaterlande durch meine Reise vielleicht einst nützlich werden zu können, sehr gerne auf, ich freuete mich von dem Schicksale wenigstens in der Art begünstigt zu sein, daß ich auf meine Ausbildung etwas wenden, und dadurch vielleicht einst nützen könnte. Durch eine Ver-

setzung nach Neu-Ostpreußen wird mir diese Aussicht benommen. Es bleibt mir zwar das angenehme Bewußtsein der beförderten Ausbildung meiner selbst, dies aber auch nur allein. Euer Excellenz zeugen mir auch bei dieser Anfrage, daß ich mich ganz Ihrer Gnade erfreuen darf. Höchstdieselben wollen mir ein Gehalt von 700 rthlr. geben und mich als Rath anstellen. Wäre nur Gehalt oder Rang der Zweck meiner Handlungen, so müßte ich dankvoll dieses wohlwollende Anerbieten, wodurch beides erreicht wird, ohne alle weitere Bemerkungen über meine Qualification, acceptiren. Jetzt, da aber meine Vervollkommnung mein Ziel ist, und Euer Excellenz mir die Aeußerung meines Wunsches in Rücksicht meiner Anstellung befehlen, glaube ich es nicht verhehlen zu dürfen, daß ich ferner an Orten zu leben wünsche, wo ich Gelegenheit habe, meine Ausbildung noch zu erweitern, und so viel als möglich nützlich sein zu können. Wollen Euer Excellenz mir eine Gnade erzeugen, so würde ich es gerührt als die größte Wohlthat erkennen, wenn Sie mich in Koenigsberg, Marienwerder oder Bromberg mit einem Gehalte, das jetzt meine Reisekosten verringerte, und wovon ich in der Folge leben könnte, anstellen, jedoch bemerke ich hiebei ausdrücklich, daß ich den Wunsch in Rücksicht des Gehalts, nur allein auf den Grund Euer Excellenz gnädiger Erklärung: daß Hochdieselben mir ein Gehalt von 700 rthlr. geben wollen, zu äußern mich unterstehe, denn sonst würde diese Bitte, eine Anmaaßung eines Grades meiner Würdigkeit enthalten, worüber mir kein Urteil zusteht. Sollten Euer Excellenz mir aber hier kein oder nur ein sehr geringes Gehalt anzuweisen geruhen oder mich nach Gumbinnen — wohin ich meiner Verwandten wegen, damit kein Schein einer Parteilichkeit mir Euer Excellenz Gnade verringere, jede Versetzung auch unter den vortheilhaftesten Bedingungen aufs unterthänigste zu verbitten genöthiget bin — versetzen wollen, so muß ich meiner privat Lage wegen wünschen, lieber in den mir gnädigst verheißnen Posten in Bialistock gesetzt zu werden. ich werde auch dann — wenn mein Wunsch unerreicht bleibt — thun, was ich kann und was ich soll.

Geruhen Euer Excellenz das vorstehende nur als das anzusehen, was es meiner Meinung nach sein soll, nemlich als eine freimüthige Aeußerung meines Wunsches, wozu mich mein Chef — der mir bisher so oft sein Wohlwollen äußerte — nicht bloß autorisirte, sondern befehligte. Um

allen Schein einer Anmaaßung hiebei zu vermeiden, wiederhole ich hier nochmals meine obige auf das Bewußtsein meiner Pflicht sich stützende Erklärung:

Euer Excellenz Befehle zu befolgen ist als Officiant meine erste Pflicht, wohin Sie befehlen, daß ich gehen soll, werde ich gehen.

ich sage Euer Excellenz nochmals den unterthänigsten Dank für den Beweis Ihrer Gnade, daß Sie geruheten, meine Erklärung über meine Anstellung zu erfordern, ich schätze mich sehr glücklich, daß ich mein ferneres Schicksal Euer Excellenz unterwerfen darf. So wichtig dieser schriftliche Aufsatz für mich ist, da mein ferneres Wohl vielleicht dadurch bestimmt wird, so schicke ich solchen mit dem frohesten Muthe ab, denn ich weiß, daß das, was ich schrieb, in die Hände meines Chefs kommt; der mir zeither so oft zeigte, daß er mein bestes wollte. Mit Ehrfurcht p. p.

S.

3.

Koenigsberg den 18ten May 1797.

Es gereichet mir zum Vergnügen, daß Euer Hochwohlgebohren mir in Ihrer Erklärung vom 9ten dieses Ihre Wünsche freimüthig eröffnen und zu mir das Vertrauen haben, daß ich auf Ihr Wohl bedacht seyn werde. Verlassen Sie Sich auf mich, in der Ueberzeugung, daß ich Umstände, die zu Ihrer Anstellung günstig sind, zu Ihrem Besten nützen und Sie in eine Lage setzen werde, in welcher Sie Ihren Dienst-Eyfer und Ihre erworbenen Kenntnisse geltend machen können. Vielleicht würden eben diese, sowie die auf Ihrer Reise gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen in einer neuen Provinz von wirksamerem Nutzen seyn, als in einer alten. Wenigstens sind in jener, die ganz neu organisirt und umgeschaffen wird, nicht die Vorurtheile zu bekämpfen, nicht die Hindernisse zu besiegen, die sich auch den besten Veränderungen in allen Ländern entgegen setzen. Der Erfahrungs-Satz: daß die Cultur nur langsam und stufenweise fortschreite, findet mehr Anwendung auf die intellectuelle und moralische Cultur des Menschen, als auf die physische des Bodens, bey welcher man rasch genug verfahren kann, wenn man Hülfsmittel besitzt, und den Widerspruch verjährter Rechte nicht besorgen darf.

Kurtz ich wiederhole zu Ihrer Beruhigung: daß ich Dienst-Eyfer und Dienst-Kenntnisse gewiß schätze, und geltend zu machen bemüht bin.

Schrötter.

An den Koeniglichen Kammer Assessoris Herrn v. Schön Hochwohlgebohren zu Breslau.

4.

Des Königlichen Krieges- und Domänenrath Herrn von Schön Hochwohlgebohren in Breslau. Königsberg den 14. August 1797.

Des Königes Majestaet haben auf meinen Vorschlag Euer Hochwohlgeboren als Krieges- und Domainen-Rath bey der Neu-Ostpreußischen Kammer zu Bialystock mit einem jährlichen Gehalt von 800 rthlr. von 1. Junius d. J. ab, zu bestätigen geruhet.

Es gereicht mir zum Vergnügen Euer Hochwohlgeboren hievon zu benachrichtigen, da ich nicht zweifle, dem Kammer-Collegio in Ihrer Person einen geschickten Mitarbeiter verschafft zu haben und das Vertrauen zu Ihnen hege, daß Sie die Zeit Ihres Urlaubs zu Ihrer Reise gewiß nutzen werden, um Ihre Kenntnisse zu erweitern, und der neuen Provinz künftig desto nützlicher zu werden.

Schrötter.

5.

(Concept.)

Liegnitz den 31. Aug. 97.

An des HE. p. v. Schroetter Excellenz.

E. E. gaben mir durch den Consens zur engl. Reise die Erlaubniß, die vortheilhafteste Gelegenheit zu meiner Vervollkommnung benutzen zu dürfen. Jetzt haben Höchstdieselben durch die Verleihung eines Gehalts mir die Mittel dazu vermehrt und zugleich meine Bitte: daß diese Reise mir im Avancement nicht schade, noch vor dem Antritt der Reise, durch meine Anstellung als Rath erfüllt. Gerührt muß ich hierfür danken. Die Summe der Wohlthaten, die E. E. mir erzeugen, ist zu groß, als daß ich mit mehren Worten den Grad meiner Verbindlichkeit auszudrücken versuchen sollte. Abgerechnet, daß dieser Versuch mir nie gelingen kann, denn das, was mir durch E. E. Gnade ward, ist zu wichtig, müßte ich dabei nur Worte wiederholen, die E. E. schriftlich

vorzulegen, Sie mir schon so oft Gelegenheit gaben. ich weiß, daß ich E. E. und meinem Vaterlande jetzt sehr verbindlich bin, und daß das ernstlichste Bestreben, den Platz, der mir als Officiant angewiesen ist, ganz auszufüllen, mich allein dessen, was ich erhielt, würdig machen kann.

Selbst meine Versetzung nach Neu-Ostpreußen kann ich nur als eine Folge E. E. gnädigen Wohlwollens verbunden mit einer officiellen Nothwendigkeit betrachten, und bescheide mich ganz, daß der Privatwunsch eines Individui, wenn sich dieser auch nur auf den Wunsch seiner Vervollkommnung stützet, dem officialiter Nothwendigen weichen muß. E. E. so gnädige Resolution vom 18. Mai c., die ich auf meinen Bericht vom 9. Mai c. erhielt, erzeugt in mir diese Gewißheit, und macht mich glauben, daß wenn die Umstände, die jetzt meine Versetzung nach Neu-Ostpreußen nothwendig machten, sich ändern sollten, Ewr. Excellenz auch auf dasjenige gnädigst Rücksicht nehmen werden, was unterm 9. Mai c. über meine Qualification anzuzeigen meine Pflicht war. Halten Höchstdieselben mir diese Bemerkung zu Gnaden, ich handele zwar unrecht, daß ich an die Zukunft denke, da E. E. für mich zu sorgen die Gnade haben, allein ich unterstand mich dies nur anzuführen, um die Gewißheit meiner Ueberzeugung, daß ich mich ganz glücklich schätze, E. E. mein ferneres Wohl unterworfen zu haben und ferner unterwerfen zu können, auszudrücken. Dankbarkeit erzeugt in mir die unumschränkteste Ehrfurcht gegen E. E. und macht, daß ich meine größte Ehre darin setze, stets zu beharren als E. E.

treust unterthänigster Diener
Schön.

6.

(Concept.)

Liegnitz den 31. Aug. 97.

An die Bialystock'sche Kammer.

Ew. Hochwohl- und Wohlgeboren wird es bereits officialiter bekannt sein, daß des Königs Majestät Allergnädigst geruhet haben, mich als Rath bei E. K. hochlöbl. N. O. K. u. D. K. anzustellen. ich gebe mir die Ehre, Einem hochlöbl. Praesidio und den Herren Mitgliedern Eines hochlöbl. Collegii mich ganz gehorsamst zu empfehlen, und erfülle zugleich die Pflicht, Einem hochlöbl. Collegio anzu-

zeigen, daß der Herr Etats-Minister B. v. Schr. Excellenz mir die Erlaubniß ertheilt haben, vor dem Eintritt in meinen Posten die auf Befehl unternommene Bereisung Schlesiens — womit ich jetzt beschäftigt bin — beendigen zu dürfen. Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu beharren, als Ew. Hochwohl- und Wohlgeboren

ganz gehorsamster Diener
Schön.

7.

(Concept.)

Liegnitz den 31. Aug. 97.

An des HE. v. Knobloch Hochwohlgeboren Kammer-Präsidenten zu Bialistock.

Hochwohlgeb.

Nach einer von des HE. St. M. B. v. Schr. Exc. erhaltenen Verfügung bin ich so glücklich, bei dem Collegio als Rath angestellt zu sein, das die Ehre hat, unter Ew. Hochwohlgeb. Präsidium zu stehen. meine auf den allgemeinen Ruf sich stützende Hochachtung gegen Ew. Hochwohlgeb. bestimmt mich, diese Anstellung als ein sehr vortheilhaftes Ereigniß für mich zu betrachten. Um so mehr, da eben dieser allgemeine Ruf mir sagt, daß der mit dem eifrigen Vorsatz der Erfüllung seiner Pflichten arbeitende Officiant bei Ew. Hochwohlgeb. Präsidio mit der größten Genugthuung dient. Ew. Hochwohlgeb. Wohlwollen zu erlangen wird daher mein Bestreben sein, und ich bin jetzt so frei, mich Ew. Hochwohlgeb. ganz gehorsamst zu empfehlen.

ich habe die Ehre in Ew. Hochwohlgeb. jetzt meinen Chef-Präsidenten zu verehren. ich bin daher verpflichtet, Hochdenenselben von meinem jetzigen Vorhaben Anzeige zu machen.

Der HE. Et. Minister von Schroetter Exc. haben mir die Erlaubniß ertheilt, vor dem Eintritt in meinen jetzigen Posten meine vorhabende Reise beendigen zu dürfen. ich habe diese Reise zu Erweiterung meiner Kenntnisse im Cameral-Wesen auf Befehl unternommen. Jetzt bin ich mit der Bereisung Schlesiens beschäftigt, und halte mich in Niederschlesien auf. Binnen 3 Wochen habe ich dieses Geschäft beendigt, und trete dann — der von des HE. Etats-Minister B. v. Schroetters erhaltenen Erlaubniß gemäß — meine Reise nach England in Gesellschaft des ostpr. Kammer-Refr. Weiß an. Nach dem höchsten Orts approbirten

diesfälligen Reiseplan, gehe ich diesen Herbst nur bis Göttingen und bleibe allda 2 Monat, um mich in der engl. Sprache zu perfectioniren. Im ersten Anfang des künftigen Frühjahrs gedenke ich in England einzutreffen, und da den Sommer des künftigen Jahres über zu bleiben. ich werde meine Pflicht — Ew. Hochwohlgeb. von Zeit zu Zeit von meinen Aufenthalte Anzeige zu machen — nicht aus den Augen setzen. Befehlen Hochdieselben aus einem von denen Ländern, die ich durchreise, oder über irgend einen Gegenstand, den ich zu sehen Gelegenheit haben werde, ausführliche Nachricht, so wird es mir die größte Ehre sein, Ew. Hochwohlgeb. dadurch meine Hochachtung zu bezeugen. Haben Hochdieselben mir etwas zu befehlen, so bitte ich gehorsamst das diesfällige Schreiben nur über Königsberg gehen, und allda vom Kriegs= und Domainenrath Stolterfoth dem jüngeren den Ort auffsetzen zu lassen, wo ich bin. Die Schnelligkeit erlaubt es nicht, daß ich auf einige Zeit im Voraus, den Ort meines jedesmaligen Aufenthalts angeben kann. Der Kriegsrath Stolterfoth wird indessen beständige Nachricht davon haben.

ich bin so frei Ew. Hochwohlgeb. ein Schreiben an die Hochlöbl. Neu=Ostpr. Kammer zur gefl. Erbrechung und Beförderung ganz gehorsamst beizulegen, und meine vollkommenste Hochachtung zu versichern, mit der ich stets zu beharren die Ehre habe, als Ew. Hochwohlgeb. unterthänigster Diener

der Kriegs= und Domainenrath
Schön.

Knobloch an Schön.

8.

Bialystock, den 17. Dezember 1797.

Hochwohlgebohrener Herr!
Insonders Hoch zu ehrender Herr Krieges= und Domainen=Rath!

Verzeihen Euer Hochwohlgebohren es gütigst, daß ich nur erst jetzt Dero an mich gütigst erlassenes Schreiben beantworte, und schließen Sie hieraus nicht auf den Grad meiner Hochschätzung, diese ist vielmehr die ausgezeichnetste, da des Herrn v. Schrötter Excellenz mir nicht nur jederzeit die vortheilhafteste Schilderung von Denenselben gemacht,

sondern mir auch mehrere Aufsätze communicirt haben, durch welche ich mit Euer Hochwohlgebohren Talenten, Kenntnißen und Geschicklichkeit näher bekannt geworden bin. Gewiß wünsche ich aufrichtigst dem hiesigen Collegio und mir Glück zu Euer Hochwohlgebohren Bestimmung für dasselbe und bedaure in dieser Rücksicht Dero längere Abwesenheit von hier, da indessen diese so äußerst nützlich für Eurer Hochwohlgebohren künftige hiesige Geschäftsführung ist, so ertrage ich diesen temporellen Verlust sehr gern, und sehe nur mit desto größerem Verlangen der Beendigung Dero Reise entgegen, während welcher nach meinen guten Wünschen Euer Hochwohlgebohren durch keinen unwillkommenen Zufall und durch keine Unpäßlichkeit abgehalten werden müßen, allen den Nutzen und das Vergnügen zu genießen, das diese interessante Reise Ihnen machen muß. — So manche Wünsche ich auch in Rücksicht der Einziehung mehrerer Nachrichten hege, die in mercantilischer und oeconomischer Hinsicht die hiesige Provinz interessiren würden, so enthalte ich mich doch deren Mittheilung, da es mir theils hiezu an Zeit fehlt, und da ich gewiß seyn kann, daß nach Dero Rückkunft Euer Hochwohlgebohren mit allen dem sich ausgerüstet haben werden, was Ihrem Vaterlande und der zu selbigem geschlagenen neuen Provinz nützlich seyn kann.

Uebrigens kann ich bey dieser Gelegenheit Euer Hochwohlgebohren aufrichtigst zu versichern mir nicht versagen, daß der Genuß Ihres freundschaftlichen Vertrauens das Glück gar sehr vermehren wird, das mir in Ansehung aller Herren Mitglieder unseres hiesigen Collegii so vorzüglich schätzbar ist, und daß ich keine Gelegenheit unbenutzt lassen werde, um dieses freundschaftliche Vertrauen auch bey Euer Hochwohlgebohren mir zu erwerben, da es die ausgezeichnetste Hochachtung ist, mit der ich mich unterzeichne Euer Hochwohlgebohren ganz ergebenster Freund und Diener

v. Knobloch.

Nachrichtlich bemerke ich übrigens noch ganz ergebenst, daß da des H. v. Schrötter Excellenz bey des Königs Majestät für sämmtliche Officianten der Neu-Ostpreußischen Landes Collegien $1/4$ ihres Gehalts als Einrichtung-Qualification ausgewirkt haben, diese auch für Euer Hochwohlgebohren angewiesen ist, wenngleich dieselben noch nicht hier anwesend sind.

Beilage XII.

1.

(Concept.)

Göttingen den 7. Jan. 1798.

An des HE. v. p. B. v. Schroetter Excellenz in Berlin.

Für die preuß. Postämter Hr. S. bis [illegible] T. A.

Um durch die Reise nach Frankfurt und Rastadt, so wenig als möglich Zeit zu verlieren, haben wir unsere Rückreise beschleunigt, und schon jetzt sind wir im Stande, Ewr. Excellenz von der mit dem H. B. v. Jacobi genommenen Rücksprache, unterthänigst Anzeige zu machen.

Die von Seiten der französischen Commissarien geschehene Zurückgabe der Vollmachten der Reichsdeputation, und die Herbeischaffung neuer Vollmachten, welche nichts von der Integrität des deutschen Reichs enthalten, hat uns die Hoffnung benommen, den H. B. v. Jacobi bei unserer Ankunft in England allda anzutreffen. Der Congreß wird aller Wahrscheinlichkeit nach zu der Zeit, wenn wir nach England überzugehen wünschen, noch nicht beendigt sein. nach der Meinung mehrerer Reisenden und auch des H. B. v. Jacobi thun wir am besten, mit einem Packetboote von Cuxhaven aus überzuschiffen. wir glauben daher am besten zu handeln, wenn wir mit dem ersten Anfang des künftigen Monats von hier nach Hamburg abgehen und allda das Abgehen eines Packetbootes erwarten. wir werden indessen nicht ermangeln, vor unserer Abreise von hier Ew. Excellenz noch davon unterthänigst Anzeige zu machen.

Die ernstlichen Anstalten der Franzosen zu einer Landung, und die auf den Grund dieser Unternehmung in England etwa zu befürchtenden Unruhen, meinte Herr B. v. Jacobi, dürften uns von unserer Unternehmung nicht abschrecken, indem die Ausführung jenes Planes der Franzosen noch zu großen Schwierigkeiten ausgesetzt wäre, als daß man

die Realisirung desselben annehmen könne. Herr Baron v. Jacobi erklärt sich bereit, uns durch Anweisungen in England zu unterstützen, sobald Ew. Excellenz ihn hiezu aufzufordern geruheten. Der Wunsch, so viel als möglich zu unserem Zwecke wirken zu können, bestimmt uns also jetzt zu der unterthänigsten Bitte: daß Ewr. Excellenz die Gnade haben mögen, uns an den Herrn Baron von Jacobi zu addressiren und ihn zugleich aufzufordern, daß er uns — wozu er sich bereit erklärt — schon jetzt vor unserer Abreise nach England mit einer Addresse an den jetzigen chargé d'affaires und Consul in London auch andere Personen, die zu Erfüllung unseres Zwecks behülflich sein können, addressire, und diese Addresse an den Königl. preuß. Residenten in Hamburg Herrn Geh. Rath Schulz, dem wir uns ohnfehlbar präsentiren werden, übermache. Die officiellen und Privataddressen, mit welchen Ewr. Excellenz auch den Zuerstunterschriebenen auf meiner seitherigen Reise zu beehren die Gnade hatten, waren für mich von dem allergrößten Nutzen. Ewr. Excellenz werden daher unsere Dreistigkeit gnädigst verzeihen, wenn wir neben dem obigen unterthänigen Gesuche Ewr. Excellenz noch unterthänigst anheimstellen, ob Höchstdieselben nicht die Gnade haben wollen, von dem Departement der auswärtigen Affairen uns officielle Addressen an den jetzigen chargé d'affaires und Consul in London, dem Residenten in Hamburg gnädigst zu bewirken. wir müssen indessen unterthänigst bitten, als den Zweck unserer Reise nur die Erweiterung unserer öconomischen Kenntnisse angeben zu lassen, indem, wenn der Manufacturen erwähnt ist, wir Mißtrauen zu erregen befürchten müssen. So viel uns bekannt geworden, hat das Departement der Auswärtigen schon sonst solche Addressen ertheilet.

Ewr. Excellenz gnädige Unterstützung wird uns auf der Reise von dem allergrößten Nutzen sein, und da Höchstdieselben die Gnade hatten, uns bei unserer Anwesenheit in Berlin zu einigen Addressen Hoffnung zu machen, so unterstehen wir uns jetzt auf Ewr. Excellenz Gnade unterthänigst zu provociren.

Auf Anrathen des H. Baron v. Jacobi werden wir, um gegen die französischen Kaper gesichert zu sein, in Hamburg unsere Pässe von dem dortigen französischen Gesandten praesentiren lassen, und uns so gegen allen etwaigen Aufenthalt sichern.

Die Jahreszeit und die Eile der Reise machte, daß wir in unserem Fache wenig erfahren konnten, wozu in dieser Gegend, ohnedem in dem jetzigen Zeitpunkte, überdies wenig Gelegenheit ist. Die Länder, welche zeither der Schauplatz des Krieges waren, fanden wir indessen bei weitem nicht so verheert, als man es den Umständen nach glauben sollte. Diejenigen Länder am rechten Rheinufer, welche die Franzosen noch jetzt besetzt halten, als das Darmstädtische und diesseitig Mainzische leiden am meisten, insbesondere durch die Unterhaltung der einquartierten französischen Truppen, welche keinen Sold erhalten, sondern von denen Communen ganz verpflegt und bekleidet werden müssen. Das Vorrücken der Franzosen gegen Mainz und das sehr schnelle Zurückziehen der östreichischen Truppen, bewirkte eine allgemeine Erbitterung gegen das östreichische Haus, dessen Truppen überdies auch gleich denen Franzosen in denen verbundenen Ländern z. E. in der Pfalz beträchtliche Requisitiones ausgeschrieben und die Bewohner sehr gedrückt haben. Der sehr übele Ausgang dieses Krieges für das deutsche Reich, scheint auf den größten Theil der in Rastadt versammelten Gesandten, den größten Einfluß zu haben. Bei der großen Menge von Fremden, die in dieser kleinen Stadt versammelt sind, ist es sehr todt. Die neuen Vollmachten erwartet man nicht vor Ende dieses Monats alle beisammen. Der Congreß wird also auch erst dann seinen Anfang nehmen können. General Buonaparte hat sich während seiner Anwesenheit in Rastadt, sowohl gegen den Marggrafen von Baden, als die Gesandten sehr artig betragen, nur dem schwedischen Gesandten Grafen v. Fersen hat er sein Befremden geäußert, wie der König von Schweden ihn — den v. Fersen — habe zum Congreß schicken können, da er — der v. Fersen — der französischen Nation, als ein Beförderer der Flucht des enthaupteten Königs, nicht angenehm sein könne. v. Fersen hat dies seinem Hofe melden wollen. General Buonaparte hat sehr viel Aufwand gemacht, welches Bonnies und Treilhard nicht thun.

Da vielleicht noch keine Nachweisung aller in Rastadt versammelter Gesandten und deren Suite in Berlin ist, so ermangeln wir nicht Ewr. Excellenz solche in der Anlage unterthänigst zu überreichen.

Mit der ohnumschränktesten Ehrfurcht pp.

Schön. Weiß.

2.

Ewr. Hochwohl= und Wohlgeboren danke ich für die mir in Ihrem Schreiben vom 7ten d. M. mitgetheilte Bemerkungen auf Ihre Reise nach Rastadt.

Die vorläufigen Vorkehrungen, die Sie zur Ueberschiffung nach Engelland getroffen, haben völlig meinen Beyfall und ich bin gerne bereit, Ihnen von meiner Seite jede mögliche Hülfe zu Ausführung Ihres Vorhabens zu gewähren.

Zu dem Ende habe ich heute den Königl. Ministre und Gesandten Herrn Freyherrn von Jacobi, mit dem Vorhaben und denen Zweck Ihrer Reise bekannt gemacht, und ihn um die gewünschte Adressen an den Königl. Chargé d'affaires und Consul zu London auch andere Personen, von denen die Beförderung Ihres Zwecks zu erwarten ist, ersucht, mit dem Anheimstellen, diese Adressen dem Herrn Geheimen Rath Schulz zu Hamburg zur weiteren Aushändigung an Ewr. Hochwohl= und Wohlgeboren zu übermachen.

Einen gleichen Antrag habe ich wegen der nachgesuchten officiellen Adressen an die schon genannte Königl. Consuls, bey dem Hochlöbl. Departement der auswärtigen Angelegenheiten gemacht, und ich zweifele nicht an der Erfüllung dieser Anträge, wodurch Dieselben Gelegenheit erhalten werden, von Ihrer Reise allen beabsichtigten Nutzen zu ziehen.

Im übrigen werden mir Ewr. Hochwohl= und Wohlgeboren von Hamburg oder London aus, eine sichere Adresse an Sie zukommen lassen, um bey vorkommenden Umständen an Sie sicher schreiben zu können, so wie ich Ihnen auch nächstens einige Objecte nennen und Ihrer Aufmerksamkeit bey Ihrem Aufenthalt in Engelland empfehlen werde.

Schließlich wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise, und zweifle nicht, daß Ihre Bemühungen der Absicht derselben vollkommen entsprechen werden.

Berlin den 16ten Januar 1798.

Schrötter.

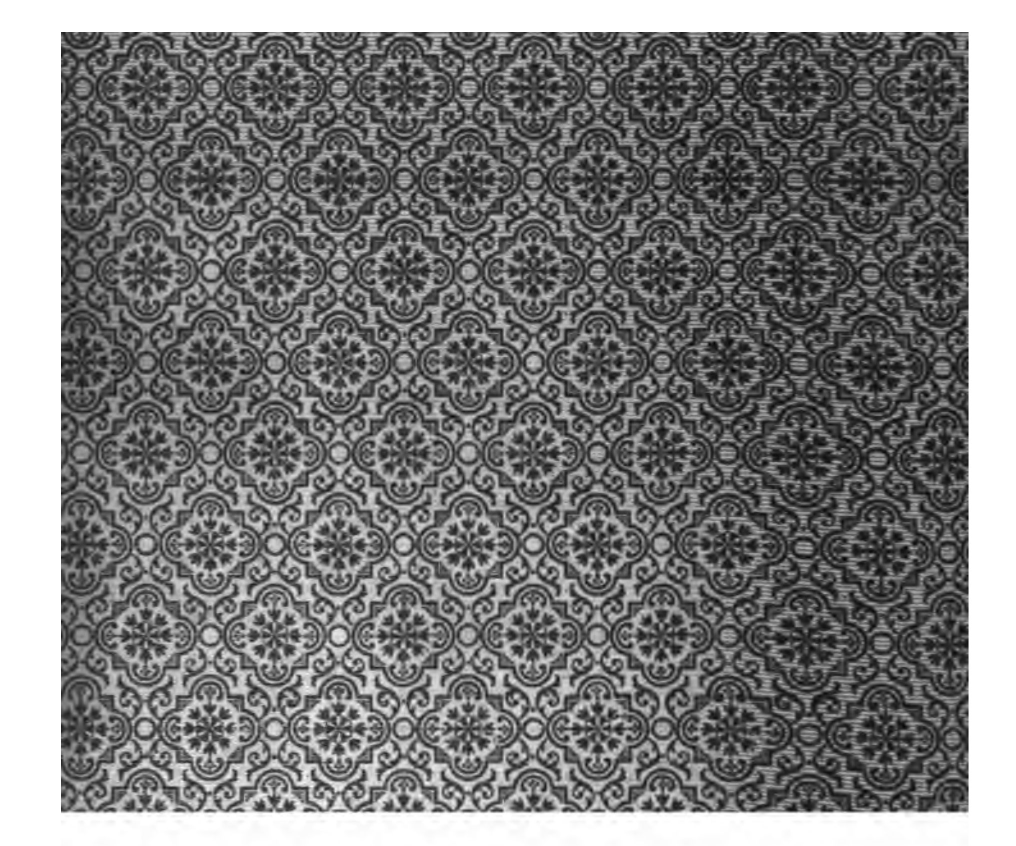
An
des Herrn Kriegs= und Domainen-Rath von Schön und Herrn Kammer=Assessor Weiss Hochwohl= und Wohlgeboren
zu
Goettingen.

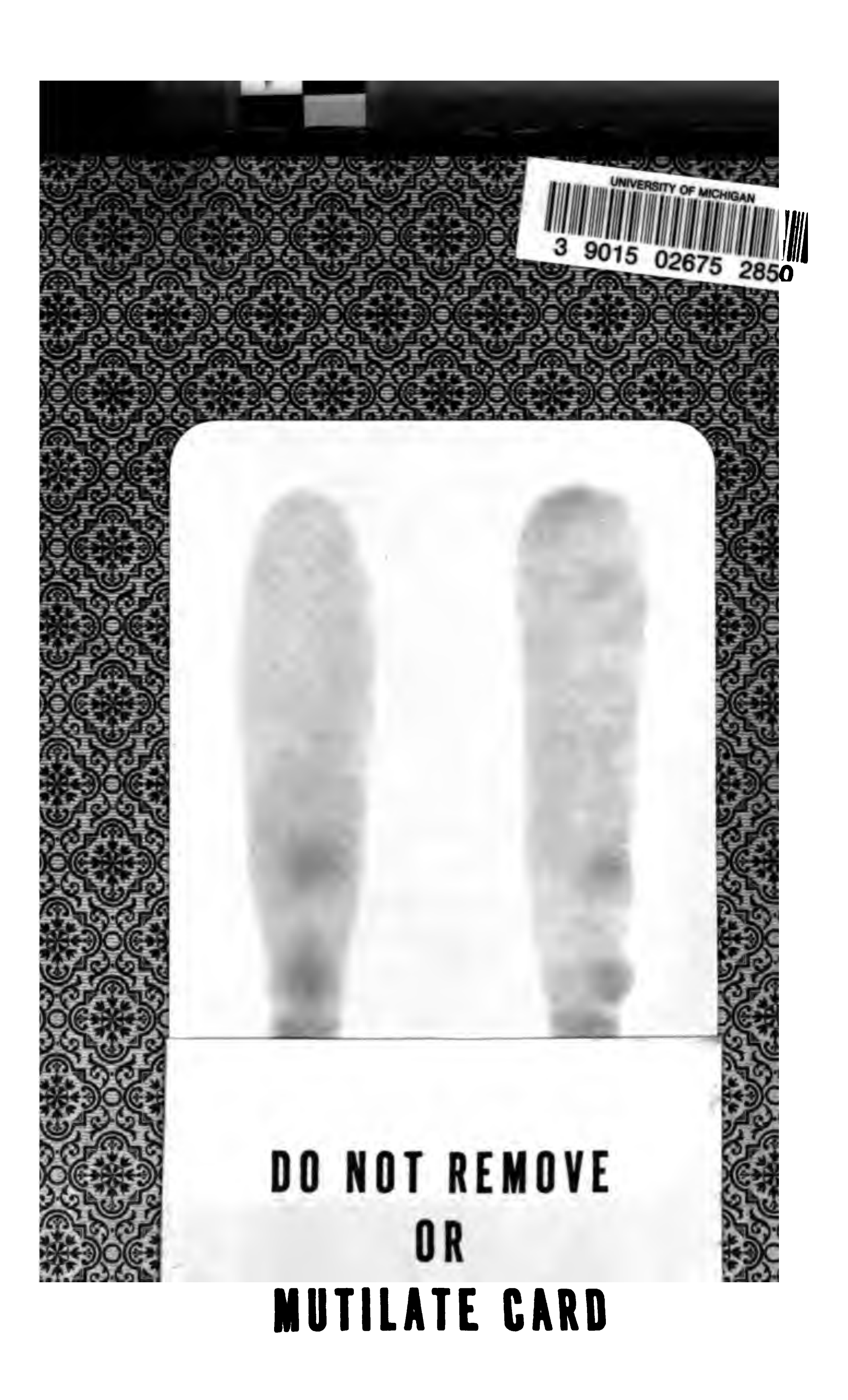


Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Berichtigungen.

Seite	97	Zeile	4	von unten: statt „daß der Haupteinfluß" lies „daß den Haupteinfluß."
„	103	„	11	von oben: statt „Schönwald" lies „Schönwaldt."
„	107	„	3 u. 6	von unten: statt „Krahmer" lies „Cramer."
„	119	„	13	von unten: lies „kennen gelernt hatte."
„	120	„	8	von unten: statt „so hoch" lies „so steil."
„	125	„	12	von oben: der erste Absatz muß mit Anführungsstrichen schließen.
„	127	„	7 u. 12	von unten } statt „Westfeldt" lies „Westfeld."
„	128	„	9	von unten und } statt „Westfeldt" lies „Westfeld."
„	129	„	3	von oben: } statt „Westfeldt" lies „Westfeld."
„	130	„	15	von unten: statt „durch den Weg" lies „durch den der Weg."
„	137	„	1	von unten: muß hinter „Erhalter" und
„	137	„	4	von unten hinter „Beruhigung" je ein Komma stehen.
„	141	„	8	von unten: statt „Kramer" lies „Cramer."
„	142	„	6	von unten: statt „Räsewitz" lies „Resewitz."
„	145	„	6	von unten: statt „Fienower" lies „Finower."
„	150	„	11	von oben, } statt „Fienower„ lies „Fiener."
„	150	„	4, 6, 9 u. 11	von unten, } statt „Fienower„ lies „Fiener."
„	151	„	1	von oben und } statt „Fienower„ lies „Fiener."
„	168	„	9	von unten: } statt „Fienower„ lies „Fiener."
„	200	„	11	von unten: statt „gedruckt ist" lies „gedruckt hat."
„	208	„	3	von oben: statt „wir fanden an ihn" lies „an ihm."
„	263	„	12	von unten: lies „wurde im Theater."
„	301	„	12	von oben: statt „Garv" lies „Garve."
„	375	„	9	von oben: statt „Comedie" lies „Comödie."
„	381	„	12	von oben: statt „Haver" lies „Hafer."
„	436	„	2	von unten: lies „Reise die."
„	570	„	12	von oben fehlen vor „bei" die Anführungsstriche.
„	624	„	1	von unten: statt „Clewitz" lies „Klewitz."
„	635	„	3	von unten: statt „daß er" lies „laß er."
„	676	„	8	von unten: statt „Bonnies" lies „Bonnier."




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02675 2850
DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

